

Jugendkrisen aus systemisch-konstruktivistischer Sicht unter besonderer Berücksichtigung der Magersucht



Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung des Doktorgrades
der Humanwissenschaftlichen Fakultät
der Universität zu Köln
vorgelegt von

Astrid Vößing

aus Sinzig

Köln 2012

1. Berichterstatter: Prof. Dr. Kersten Reich (Köln)
2. Berichterstatter: Prof. Dr. Stefan Neubert (Köln)

Tag der mündlichen Prüfung: 10.12.2012

| | |
|--------------------------------|---------|
| Danksagung..... | Seite 1 |
| Vorwort von Kersten Reich..... | Seite 2 |
| Einleitung..... | Seite 4 |

Teil 1: Identitäten im Spannungsverhältnis zwischen Gesellschaft und Familie

Teil 1.1 Identitätsentwicklung im Kontext der Postmoderne

Einleitung zu Teil 1.1Seite 12

| | |
|--|----------|
| 1.1.1 Erikson´s Stufenmodell der psychosozialen Entwicklung | Seite 14 |
| 1.1.2 Postmoderne Freiheit als Herausforderung für die Identitätsentwicklung..... | Seite 22 |
| 1.1.3 Identitätsentwicklung im Lichte kultureller Ordnung | Seite 32 |
| 1.1.4 Die Bedeutung von Normen- und Werteorientierung im Kontext des kritischen Jugendalters | Seite 39 |
| 1.1.5 Die persönliche Wahlfreiheit von Bewertungskriterien vs. Fundamentalismus als Orientierung | Seite 45 |

Teil 1.2 Identität im Kontext zwischenmenschlicher Beziehungen

Einleitung zu Teil 1.2.....Seite 49

| | |
|---|----------|
| 1.2.1 Die Rolle der Familie bei Jugendkrisen am Beispiel der Magersucht | Seite 52 |
| 1.2.2 Identitätsentwicklung und Individuation im Rahmen von Delegation | Seite 64 |
| 1.2.3 Die postmoderne Herausforderung für weibliche Identitätsentwicklung am Beispiel Magersucht..... | Seite 73 |
| 1.2.4 Die Jugendkrise als Störung einer gelungenen Persönlichkeitsentwicklung am Beispiel der Magersucht..... | Seite 84 |
| 1.2.5 Entgleisungen im Rahmen des Delegationsmodells: eine allgemeine Sicht | Seite 90 |
| 1.2.6 Magersucht als Form des Familienterrorismus..... | Seite 93 |
| 1.2.7 Die Perspektive Betroffener bei Magersucht..... | Seite 99 |

Teil 2: Jugendkrisen aus interaktionistisch-konstruktivistischer Sicht

Teil 2.1: Grundlagen des Interaktionistischen Konstruktivismus

Einleitung zu Teil 2.1Seite 107

2.1.1 Beobachtertheorien und WirklichkeitSeite 110

2.1.2 Symbolisches, Imaginäres und RealesSeite 115

2.1.3 Realität und Viabilität.....Seite 120

2.1.4 Re- / De- Konstruktion.....Seite 125

Teil 2.2: Jugendkrisen aus Sicht der interaktionistischen Diskurstheorie am Beispiel Magersucht

Einleitung zu Teil 2.2.....Seite 128

2.2.1 Der Einflussfaktor normativer Werte bei Magersucht aus der Perspektive des interaktionistischen BeziehungsdiskursesSeite 132

2.2.2 Der Einflussfaktor normativer Werte bei Magersucht aus der Perspektive des interaktionistischen Machtdiskurses.....Seite 148

2.2.3 Der Einflussfaktor normativer Werte bei Magersucht aus der Perspektive des interaktionistischen Diskurses des Unbewussten.....Seite 168

2.2.4 Der Einflussfaktor normativer Werte bei Magersucht aus der Perspektive des interaktionistischen Wissensdiskurses.....Seite 188

Teil 3: Werte und Muster bei Jugendkrisen in kulturellen und emotionalen Kontexten

Einleitung zu Teil 3.....Seite 203

3.1 Jugendkrisen im kulturellen Wertekontext - Der Capability-ApproachSeite 205

3.2 Der Capability-Approach im Kontext der Magersucht Seite 217

3.3 Die Jugendkrise als Ergebnis spontaner Viabilität Seite 227

3.4 Jugendkrisen im Kontext elterlicher Entwicklungsaufgaben am Beispiel der Ausreißerkultur..... Seite 231

Teil 4: Jugendkrisen und therapeutische Perspektiven

Teil 4.1 Der systemisch-therapeutische Kontext - eine allgemeine Übersicht

Einleitung zu Teil 4.1 Seite 237

4.1.1 Systemische Therapie aus Sicht einer konstruktivistischen PerspektiveSeite 238

4.1.2 Die Reziprozität von Sprache und Konflikt im therapeutischen Kontext Seite 241

4.1.3 Spezielle Fragetechniken systemischer Therapie und die Bedeutung emotionaler RahmungSeite 248

Teil 4.2 Mögliche Auswege aus der Jugendkrise aus Sicht verschiedener Perspektiven

Einleitung zu Teil 4.2..... Seite 258

4.2.1 Systemisch-therapeutische Interventionen hinsichtlich der Brüchigkeit stabilisierender Wertekonstrukte bei MagersuchtSeite 260

4.2.2 Eltern im Kontext von Jugendkrisen - die Perspektive aus Sicht einer neuen Autorität.....Seite 271

4.2.3 Die Bedeutung des Interaktionistischen Konstruktivismus im Kontext von Jugendkrisen..... Seite 282

5. Zusammenfassung..... Seite 314

Schaubildverzeichnis.....Seite 322

Literatur.....Seite 324

Danksagung

An erster Stelle habe ich meinem Doktorvater, Kersten Reich, zu danken für seine offene, ehrliche und konstruktive Kritik, die meine Arbeit begleitet hat. So war es mir möglich, mich wieder und wieder kritisch mit den Inhalten meiner Arbeit auseinanderzusetzen und meine Erkenntnisse stets neu zu hinterfragen. So hatte ich die Chance, meinen Blick offen zu halten für immer andere Sichtweisen und mich ganz im Sinne konstruktivistischer Erkenntnistheorien nicht zu stark auf *eine* Wahrheit zu fokussieren.

Jahrelange wissenschaftliche Arbeit, die berufsbegleitend entsteht, ist ohne Unterstützung nicht denkbar. Ich danke meinem Mann, dem es gelungen ist, mir immer wieder Freiräume zu schaffen, in denen ich arbeiten konnte und der mich häufig mit neuen Sichtweisen überraschte, die viele bereichernde Diskussionen und damit verbundene Erkenntnisse zur Folge hatten. Ich danke meiner Mutter, die mir durch ihr flexibles Einspringen und ihre Unterstützung bei der Versorgung meines kleinen Sohnes die Möglichkeit geschaffen hat, an meinem Schreibtisch die eine oder andere Stunde länger zu arbeiten, als es sonst möglich gewesen wäre.

Ich danke meiner Familie und meinen Freunden für die fachliche und menschliche Unterstützung, die meine Phasen des Lernens begleitet haben. Auch sie haben mich dazu herausgefordert, meine Theorien immer wieder aus einer anderen Perspektive zu betrachten.

Die Bereitschaft der Menschen, die sich für die Fallbeispiele in dieser Arbeit zur Verfügung gestellt haben, ermöglichten es erst, meine Theorien praktisch zu überprüfen. Die flexible Bereitschaft und Offenheit der Menschen, die in meinen Fallbeispielen vorkommen, haben die Arbeit bereichert.

Im Laufe dieser Arbeit habe ich viele Phasen durchlebt und durchlitten. Ich habe berufliche und persönliche Rückschläge erfahren, habe euphorische wie schwierige Phasen in der Auseinandersetzung mit den hier vorgestellten Theorien durchlebt, habe diese Arbeit manchmal geliebt und manchmal gehasst. Letztlich war diese jedoch trotz oder gerade wegen der auftretenden Schwierigkeiten eine absolute Bereicherung, die ich in meinem Leben nicht missen möchte. Ich durfte daran wachsen und lernen, durfte mich ausprobieren und immer wieder neu auseinandersetzen. Ich habe im Laufe des wissenschaftlichen Arbeitens Lektionen gelernt, die mich für mein weiteres Leben gestärkt haben. Auch auf die Gefahr hin, dass es sonderbar erscheinen mag: Ich danke mir selbst, dass ich niemals aufgegeben habe, dass es mir gelungen ist, mich trotz aller Widrigkeiten und oft ungünstigen äußeren Rahmenbedingungen immer wieder neu zu motivieren. Ich danke meiner Sturheit für das Durchhalten und meinem Ehrgeiz für die Kraft, die immer dann da war, wenn ich sie gebraucht habe.

Und nicht zuletzt danke ich der letzten Minute. Ohne sie wäre die Arbeit nie fertig geworden.

Diese Arbeit widme ich meinem Sohn Simon in der aufrichtigen Hoffnung, dass es meinem Mann und mir gelingen wird, unserem Kind in Krisenzeiten auf eine Weise beizustehen, die es ihm ermöglicht, sich nicht dauerhaft in schwierigen Situationen zu verfangen.

Vorwort von Kersten Reich

Wenn es früher in der Erziehung und Bildung oft darum ging, möglichst idealtypische Wege gelungener, aufgeklärter Sozialisation und Enkulturation zu beschreiben, so ist mit der flüssigen Moderne nach Zygmunt Bauman heute ein Zeitalter erreicht, in dem die Krise auch in der Erziehung und Bildung als allgegenwärtig und notwendig gedacht werden muss. Was sich in den Sichtweisen der Moderne und flüssigen Moderne gewandelt hat, das sind die Konstruktionen, die sich Beobachter über die Spannungen und Chancen in der Krise machten und machen. Insoweit erweist sich auch der Begriff der Identität, die angestrebt werden kann, um die Krise der Übergangs vom Jugend- ins Erwachsenenalter hin zu einer relativ stabilen Persönlichkeit zu meistern, als ein durch und durch ambivalentes, hybrides und widersprüchliches Konstrukt, denn unter all den möglichen Lebenskrisen ist die Jugendkrise nur noch eine unter vielen möglichen, wenngleich eine sehr entscheidende im Übergang in das Erwachsenenleben.

Astrid Vöbing geht es in ihrer Dissertation zum einen um diesen Übergang, für den sie Modelle und Denkansätze sucht, um diesen Übergang nicht nur im engeren Sinne entwicklungspsychologisch zu fassen, sondern immer auch in seinen sozialen Kontexten zu reflektieren. Dabei ergibt sich – neben vielen anderen Autoren, die sie heranzieht – ein besonderes Spannungsfeld, das zwischen einem psychoanalytisch geprägten Entwicklungsmodell nach Erikson und einem sozial-konstruktivistischen der Gegenwart nach Bauman aufgespannt wird. Der Verfasserin ist durchaus bewusst, dass solche Methodologien gegensätzlich sind, aber sie interpretiert diese aus einer Metaperspektive verschiedener Wirklichkeitskonstruktionen, die sie fallbezogen für die Jugendkrisen und hier insbesondere die Magersucht als eine ihrer besonderen Formen diskutiert. In der Interpretation der Magersucht selbst erscheint dieses Spannungsverhältnis konkret, indem einerseits der frühe Helm Stierlin mit seinem Delegationsmodell noch psychoanalytisch inspiriert nach Entwicklungslogiken zur Erklärung der Krise sucht, andererseits der späte Stierlin aus systemisch-konstruktivistischer Perspektive solche Logiken nur noch hypothetisch verwendet. So wie die Jugendkrisen und auch die Magersucht als eine ihrer heute mit Macht auftretenden Formen sehr verschieden sind, so verschieden sollten auch die möglichen Beobachterzugänge sein, um sich mit solchen Phänomenen auseinanderzusetzen. Astrid Vöbing ist sich ihrer Ausgangspunkte bewusst und sie spricht sie sowohl zu Beginn als auch in Zwischenreflexionen immer wieder an. Dabei hat sie ihre Arbeit neben einer Einleitung und kurzen Zusammenfassung in vier Teile gegliedert:

Teil 1 ist der Darstellung der Identitätsbildung im Spannungsfeld zwischen Familie und Gesellschaft gewidmet. Hier wird zunächst allgemein problematisiert, inwieweit Identität selbst ein Konstrukt ist, das helfen kann, eine entwicklungspsychologische Logik nach Erikson mit einer Reflexion der Postmoderne bzw. flüssigen Moderne nach Bauman zu verbinden. Dies kann aus ihrer Sicht gelingen, weil Erikson in seinem Modell bereits so klug war, die Entwicklungsstufen von der Kindheit bis ins Erwachsenenalter nicht als logisch-kausale Stufen zu entwickeln, sondern als Spannungsverhältnisse auf jeder Stufe darzustellen. Dies gleicht methodologisch sehr stark Bauman, der gesellschaftliche Entwicklungen ebenfalls in Spannungsverhältnissen dokumentiert. Damit ist in beiden Blickrichtungen ein wesentlicher Grundsatz von Entwicklung in der Gegenwart eingeschrieben: Die Zunahme individueller Freiheiten und Wahlrechte impliziert, immer im Abgleich zwischen Ich-will- und Ich-soll-Anforderungen eine eigene Ausbalancierung der jeweiligen Entwicklungsstufe (konstruiert als Identitäten) zu erreichen, was in den Schwierigkeiten, dies hinreichend in der Lebenspraxis zu vollziehen, auch als durchgehende Krisenwahrnehmung gedeutet werden

kann. Insbesondere die Magersucht wird von der Autorin als eine besondere Krise behandelt, um exemplarisch zu verdeutlichen, wie Familie und Gesellschaft hier zusammenwirken.

In Teil II nimmt die Autorin den interaktionistischen Konstruktivismus und hier insbesondere dessen Diskurstheorie auf, um vor allem die Problematik von Werten aus dem Familien- und Gesellschaftssystem im Blick auf Jugendkrise und wiederum exemplarisch für die Magersucht zu untersuchen. Dabei wird der normative Rahmen in der Analyse besonders hervorgehoben und in seinen Diskursformationen beschrieben. Diese Analyse ist neuartig und sie wirft aus der Sicht des Wissens-, Macht-, Beziehungsdiskurses als auch des Diskurses des Unbewussten sowohl für die Selbst- als auch Fremdbeobachterseite interessante Fragestellungen auf. In einer Reinterpretation der berühmten Fallstudie der Familie Landmann nach Stierlin gelingt es Frau Vöbing, diskursive Logiken in der Magersucht transparent und verständlich zu machen. Dabei zeigen sich Normen und Werte nicht als kausale Zuschreibungen, sondern ihrerseits als Spannungsverhältnisse, die stets individuelle und familiäre/gesellschaftliche Kontextinterpretationen hervorrufen. Eine solche diskursive Betrachtung kann helfen, tief liegende Strukturen zu erfassen und jenseits einer beliebigen Zuschreibung analytisch und operativ für die einzelnen Handlungsmomente zu rekonstruieren.

Dann bezieht sie in Teil III Jugendkrisen auf größere kulturelle und emotionale Kontexte, um insbesondere auf das Verhältnis von Werten und Freiheitsansprüchen zu fokussieren. Sie erweitert nach der diskurstheoretischen Betrachtung die Darstellung zunächst um den Bereich der „Befähigungen“ (capabilities approach), die heute immer stärker bei individuellen wie gesellschaftlichen Krisenphänomenen beachtet werden sollten. Auch wenn diese Ansatz bisher eher allgemein das Spannungsfeld Individuum und Gesellschaft thematisiert, so lässt er sich besonders gut auch auf das Jugendalter und seine Krisenphänomene beziehen. Frau Vöbing konkretisiert auch in diesem Teil die Bezüge insbesondere zur Magersucht in exemplarischer Weise. Dieser Ansatz hilft, auch notwendige Vorkehrungen auf Seiten der Gesellschaft/Familie zu benennen, die getroffen werden müssen, um individuelle Entwicklungschancen zu ermöglichen. Dennoch, so argumentiert die Autorin, steht dagegen immer auch die spontane Viabilität, die Unplanbarkeit von Ereignissen, die sie im anschließenden Teil ebenso untersucht wie die Rolle der Eltern am Beispiel der Außerbürgerkultur, die als weiteres Phänomen einer Jugendkrise herangezogen wird.

Schließlich zeigt die Arbeit in Teil IV am Beispiel heutiger systemisch-konstruktivistischer Therapieformen, wie solche Krisen erfasst und therapeutisch bearbeitet werden können. Weil und insofern insbesondere die Magersucht ein Standardfall systemisch-konstruktivistischer Arbeit in der Therapie wurde, macht es Sinn, dass gerade dieses Feld in der Dissertation so ausführlich bearbeitet wurde. Auf der therapeutischen Ebene werden viele der zuvor herausgearbeiteten Aspekte und Reflexionen nochmals konkreter.

Die Arbeit ist insgesamt für diejenigen interessant, die am Beispiel der Magersucht das Thema Jugendkrise bearbeiten und näher systemisch-konstruktivistische Vorgehensweisen diskutieren wollen.

Einleitung

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit der Frage, welchen Einfluss (Familien-) Werte, die in Handlungen einfließen, bei der Entstehung und Aufrechterhaltung im Zusammenhang mit Jugendkrisen haben.

„Jugend [...] umfasst inzwischen eine Zeitspanne, die von acht bis achtunddreißig reichen kann – oder darüber hinaus, und Jugendkulturen entstehen mannigfaltig in Gesellschaften, die keine institutionalisierten, formalisierten und ritualisierten Übergänge mehr in die Welt der Erwachsenen bereithielten. In diese Lücken seien die Jugendkulturen mit ihren vielfältigen Angeboten gestoßen. Für junge Menschen bedeutet dies, aus einer Vielzahl von Möglichkeiten das für sich geeignete zu suchen und zu wählen, sich als Person zu finden und zu erfinden, ihr Leben selbständig zu planen.“ (Mansel u.a. 2003, S. 25)

Dieses Zitat von Mansel u.a. (2003) deutet bereits darauf hin, dass die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit zu einer „Leistung“ geworden ist, die sowohl ge- als auch misslingen kann. Was genau geschieht in Fällen, in denen Jugendliche sich in Problemszenarien zu verstricken scheinen, für ihre Umwelt nicht mehr zugänglich sind und aus ihrer Problematik scheinbar nicht mehr herausfinden? Dies ist die zentrale Leitfrage der vorliegenden Arbeit. Schon lange hat mich die Frage beschäftigt, warum es sich offensichtlich im Laufe eines Lebens immer wieder als schwierig gestaltet, aus problematischen zwischenmenschlichen Interaktionen und Situationen auszubrechen und warum viele Menschen an problembehafteten Verhaltensweisen festhalten – selbst dann, wenn die Folgen für Gesundheit und Leben fatal sind. Welche Dynamiken verbergen sich hinter hochproblematischen Verhaltensweisen (wie im Falle von Süchten, Gewalttaten und/oder autoaggressivem Handeln), welche Triebfedern sorgen dafür, dass problembehaftete zwischenmenschliche Interaktionen nicht verlassen werden, sondern dass an diesen festgehalten wird, obwohl der Leidensdruck eines jeden Akteurs in vielen Fällen deutlich spürbar ist?

Im Fokus dieser Arbeit steht das Jugendalter. Doch was genau zeichnet dieses aus?

„Jugend als Begriff und Konzept erweist sich als äußerst flexibel. Der Begriff Jugend wird im alltäglichen und wissenschaftlichen Sprachgebrauch keinesfalls einheitlich verwendet. Er kann junge Menschen zwischen 13 und 18 bzw. 21 Jahren als Personengruppe meinen (vgl. u.a. Baacke 2003), sich also auf eine Zeitspanne der Biografie (vgl. u.a. Hurrelmann 2005) beziehen, die Jugend genannt wird. Jugend kann ebenso ein historisch entstandenes soziales Phänomen bezeichnen (vgl. u.a. Sander/Vollbrecht 2000; Sander 2000; Dudek 2002) oder den jeweiligen Möglichkeitsraum der Entwicklung, den eine Gesellschaft der nachwachsenden Generation bietet. Jugend kann als Erziehungsaufgabe, als gesellschaftliches Problem (vgl. u.a. Witte/Sander 2006), oder auch entwicklungspsychologisch als Reifephase mit spezifischen psychosozialen Entwicklungsaufgaben (vgl. u.a. Fend 2003; Grob/Jaschinski 2003) verstanden werden, und schließlich ist Jugend auch ein juristischer Terminus. In allen Fällen geht es nicht um etwas naturhaft Vorgegebenes.“ (Villányi u.a. 2007, S. 10)

Meine Arbeit setzt mit der Begrifflichkeit der Jugend eine spezielle Entwicklungsphase voraus, vor dessen Hintergrund weitere Einflusskriterien (wie bspw. Familie und Gesellschaft) auf die Persönlichkeitsentwicklung des jungen Menschen einwirken. Im Verlauf menschlicher Persönlichkeitsentwicklung durchlebt der Mensch Krisen. Einige dieser Krisen sind nach Erik H. Erikson in speziellen Entwicklungsstufen begründet (vgl. Erikson 1988, 1995, 1998). Gerade das Jugendalter scheint besonders krisenanfällig zu sein, da hier zum einen Ablöseprozesse von der Familie eine Rolle spielen und der Mensch in dieser Phase des

Lebens elementare Entscheidungen zu treffen hat, die für den weiteren Lebensweg entscheidend sind. Die erforderlichen Ablöseprozesse seitens des Heranwachsenden von der Familie stellen viele Eltern und Jugendliche, denen enge familiäre Bindungen als besonders wertvoll erscheinen, vor eine große Aufgabe. Im Jugendalter geht es hauptsächlich darum, die soziale Rolle zu festigen und sich konkreter mit der Gestaltung des eigenen Lebensentwurfes auseinanderzusetzen. Der Jugendliche muss sich in vielerlei Hinsicht (beruflich, persönlich, familiär) neu ausrichten und positionieren. Dies wird oftmals mit einem Empfinden von Unsicherheiten und Ängsten begleitet, während zeitgleich enge Familienstrukturen gelockert werden (sollten). Welche familieninternen Dynamiken und Beziehungsgeflechte ggf. die Entstehung und Aufrechterhaltung einer Jugendkrise begleiten, wird einen Großteil der vorliegenden Arbeit ausmachen.

Den Einstieg meiner Arbeit bildet das Stufenmodell Erik Eriksons der psychosozialen Entwicklung, welches uns ein Stufensystem menschlicher Entwicklung liefert. Anders als andere Bezugsautoren, die ich für meine Arbeit herangezogen habe, folgt Erikson weder einem konstruktivistischem Ansatz (wie Reich), noch einer systemischen Blickrichtung (wie Stierlin), und sticht somit aus der grundsätzlichen Logik des Konstruktivismus und der systemischen Betrachtungsweise, die das Fundament meiner Arbeit bilden, deutlich heraus. Darüber hinaus stützt Erikson seine Untersuchungen, auf die er sein Stufenmodell begründet, ausschließlich auf das Modell amerikanischer Kleinfamilien. Diese Fokussierung wirft die Frage auf, ob eine Generalisierung dieses Stufenmodells grundsätzlich kritisch zu sehen ist oder auch auf andere westliche Kulturen übertragen werden kann. Obwohl ich durchaus die „Schwächen“ Eriksons Modells vor Augen habe, gehe ich davon aus, dass sich dieses Konstrukt trotz allem in den entscheidenden Punkten für meine Arbeit gut eignet. Mir erscheint Eriksons Stufenmodell als grobe Orientierung hinsichtlich kritischer Lebensphasen im Allgemeinen und der kritischen Jugendphase im Besonderen bereichernd zu sein. Ich ziehe Erikson als ergänzenden Bezugsautor heran, da er sich in eindrucksvoller Weise mit dem Phänomen der Identität auseinandersetzt. Es sind immer Identitäten, die Probleme entwickeln, wengleich der Begriff der Identität auch nur ein Konstrukt ist. (Selbstverständlich finden neben Erikson, Stierlin und Bauman, die ich als hauptsächliche Bezugsautoren im Hinblick auf Identitätsentwicklung herangezogen habe, ergänzend hierzu noch andere Schriften wie bspw. Woolfolk (2008), Aronson u.a. (2004), Oerter/Montada (1995) Berücksichtigung).

Ich „erfinde“ meine Identität, um eine sinnvolle und aufeinander aufbauende Geschichte herum gestalten zu können, die ich dann als „mein Leben“ bezeichne. Dies gelingt mir nicht im Kontext der Diversifizierung, ich benötige einen konstanten Ablauf meiner Geschichte, um Sinnzuschreibung vornehmen zu können. Ich konstruiere mein Ich zu einem Ganzen, obwohl ich in keinem Augenblick meines Lebens als „Ganzes“ präsent sein kann. Niemand hat mich je gleichzeitig als „alle zu mir gehörigen Teile“ wahrgenommen, weil ich nicht alle Facetten, Gefühle, Handlungen zur gleichen Zeit zum Ausdruck bringen kann. Zu keinem Zeitpunkt meines Lebens habe selbst ich gleichzeitig all meine Facetten wahrnehmen können, obwohl doch alle gleichzeitig zu mir gehören. Demnach stellt mein Ich das dar, was ich aus der Vielzahl meiner Facetten mir selbst zuschreibe und zugeschrieben bekomme. Doch auch, wenn unsere Empfindung, eine „stabile“ Persönlichkeit zu besitzen, nichts weiter ist als ein Konstrukt, sind es immer (konstruierte) Identitäten, die therapiert werden, die interaktive Verhaltensmuster bilden und deren komplexe Vernetzungen wir verstehen wollen. Diese Identitäten stehen jedoch nicht für sich alleine, sondern sind eingebunden in Systeme. Die systemische Auffassung werde ich in Anlehnung an Stierlin aufgreifen. So wie Identitäten in Systeme eingebunden sind, stehen auch Systeme nicht nur für sich, sondern werden wiederum von einem größeren Kontext umschlossen. So findet sich das System Familie in einem gesellschaftlichen Kontext wieder, wie wir mit Bauman sehen werden. Hier zeigt sich,

inwieweit Entwicklungen unserer Postmoderne und kulturelle Einflüsse auf Familien und Identitäten einwirken und somit einen Anteil ausmachen bei der Entwicklung und Aufrechterhaltung einer Jugendkrise im Allgemeinen und des Krankheitsbildes der Magersucht im Besonderen. Merkmale postmoderner Freiheit bilden den Rahmen besonderer Herausforderungen für die Identitätsentwicklung in einem Zeitalter mangelnder Orientierung. Zygmunt Bauman (1995, 1999, 2003, 2005, 2007) hat als Forscher postmoderner Strömungen Besonderheiten heutiger gesellschaftlicher Bedingungen herausgeschält, die Identitätsentwicklung erschweren können.

Als exemplarisches Beispiel für eine Jugendkrise ziehe ich primär das Phänomen der Magersucht heran, weil sich gerade hier die Jugendkrise in einer besonders dramatischen Form zeigt. Auch die Häufigkeit von Magersucht, mit der neben den betroffenen Jugendlichen Eltern, Lehrer und Pädagogen konfrontiert werden, nimmt zu:

„Vielerorts sind Beratungsstellen und Therapiezentren entstanden, die sich ausschließlich diesen Krankheitsbildern widmen. Berufsgruppen, die mit Jugendlichen oder jungen Erwachsenen zu tun haben, wie z.B. Lehrer und Erzieher sind nahezu täglich mit Essstörungen konfrontiert. Gab es vor zehn oder fünfzehn Jahren in den Schulklassen der Oberstufe in einem Jahrgang eine Betroffene, so finden sich heute regelhaft in jeder Klasse mindestens eine manifest anorektische oder bulimische Schülerin, bei der die Mitschülerinnen und Mitschüler sowie die Pädagogen um diese Erkrankung wissen. Allgemeinärzte, Internisten, Gynäkologen und Hautärzte sind mit der Problematik ebenso konfrontiert wie Eltern, Geschwister, Freundinnen, Partner und Bekannte.“ (G. Reich 2003, S. 1)

Ergänzend zur Thematik der Magersucht werde ich mich in Anlehnung an Stierlin mit dem Thema Ausreißer – also Jugendliche, die von zu Hause weglaufen - auseinandersetzen. Die Magersucht stellt jedoch den Großteil der Beispielfälle dar. Laut den Angaben des statistischen Bundesamtes sind im Jahr 2009 nach der Klassifizierung des ICD-10 „F50.0 Anorexia nervosa“ 5067 Fälle in Deutschland erfasst worden. Diese Zahlen beinhalten aus dem Krankenhaus entlassene vollstationäre Patienten aller Altersklassen beiderlei Geschlechts. Die Sterbefälle im Jahr 2010, die auf Anorexia nervosa zurückführbar sind, belaufen sich auf 32, wovon eine Person männlichen Geschlechts war (Quelle: Statistisches Bundesamt, Wiesbaden, 2011).

Folgende diagnostische Kriterien werden im ICD-10 (F 50.0) zur Diagnostizierung der Anorexia nervosa herangezogen:

„Tatsächliches Körpergewicht mindestens 15 % unter dem erwarteten Gewicht (entweder durch Gewichtsverlust oder nie erreichtes Gewicht) oder Body-Mass-Index von 17,5 kg/m² oder weniger. Bei Patienten in der Vorpubertät kann die erwartete Gewichtszunahme während der Wachstumsperiode ausbleiben.“

Ein Normalgewicht ist laut BMI zwischen 18,5 und 24,9 kg/m² gegeben, von Untergewicht ist dann die Rede, wenn der BMI bei < 18,5 kg/m² liegt (vgl. Wunderer/Schnebel 1995, S. 32).

Nach Fichter (2009) werden zwei Formen von Magersucht voneinander abgegrenzt: Dies ist zum einen die restriktive (asketische) Magersucht, die sich durch massives Fasten und körperliche Bewegung äußert. Diese Form der Magersucht unterscheidet sich von der bulimischen Magersucht. Die Betroffenen sind ebenfalls stark untergewichtig, haben aber regelmäßige Heißhungerattacken, nach denen in der Regel erbrochen wird, um die zugeführten Kalorien wieder los zu werden.

Die Rolle, die das Umfeld bei der Entwicklung und Aufrechterhaltung dieses Krankheitsbildes spielt, ist nicht zu unterschätzen. Ich versuche in dieser Schrift, Schritt für Schritt aufzuzeigen, wie wir, sprich: Eltern, Lehrer, Erzieher und Therapeuten einen (fast immer unbewussten) Anteil daran tragen, dass die Magersüchtige ihr Bestreben, immer weiter zu hungern, so schwer aufgeben kann. Als Triebfeder der verschiedenen Verhaltensweisen von hungerndem Mädchen und direktem Umfeld spielen meiner Ansicht nach (geschlechtsspezifische) Wertekonstrukte eine sehr entscheidende Rolle. Alle Verhaltensweisen sind ineinander verzahnt und bilden so einen „Kreis der Interaktionen“, aus dem schwer auszubrechen ist. Ziel dieser Arbeit ist es, diese Verzahnungen aufzuzeigen, mitunter eine „Logik“ hinter dem Hungern zu erkennen und die stabilisierende Wirkung denjenigen vor Augen zu führen, die im Grunde nur erreichen möchten, dass das Mädchen wieder beginnt, regelmäßig und in einem „normalen Maße“ zu essen und oftmals gerade dadurch (natürlich unbewusst) das Krankheitsbild verstärken. In den meisten Fällen zeigt sich Magersucht bei Frauen. Nimmt man als Grundlage aller an Magersucht Erkrankten eine Zahl von 100% an, zeigt sich bei Männern die Magersucht nach Wunderer und Schnebel (2008) nur zu etwa 10%. Demnach sind 90% aller Magersüchtigen weiblichen Geschlechts. Magersucht scheint meiner Ansicht nach also eine Erscheinungsform zu sein, die ihre Ursache unter anderem auch in "typisch weiblichen" Rollen- und Wertemustern findet. Deshalb will ich im Verlauf dieser Arbeit auch diesen Aspekt näher beleuchten.

Je nach Beobachterstandpunkt ergibt sich ein doppeltes Bild von Magersucht, welches sich auf zwei verschiedenen Ebenen zeigt. Einerseits beleuchte ich Magersucht auf der Ebene eines Störungsmusters im Sinne Stierlins - als Krankheitsbild - welches Ambivalenzen von Abgrenzung und Bindung vereint. Ein Störungsbild, welches vor dem Hintergrund misslungener Delegation und Individuation auftritt – also demnach Störungen im zwischenmenschlichen Beziehungsgeflecht aufzeigt. Hier stellt die Magersucht einen Lösungsversuch dar, welches dem Einzelnen aus einer belastenden familiären Bindungssituation einen Ausweg aufzeigt, in dem Abgrenzung möglich wird.

Zum Anderen greifen konstruktivistische Beobachtertheorien, die eine Perspektivenabhängigkeit deutlich machen, welche unsere Wahrnehmung und Konstruktion von Wirklichkeit beeinflusst. Wirklichkeit erscheint vor einem konstruktivistischen Hintergrund nicht mehr als etwas, was wir einfach nur wahrnehmen, sondern stellt sich als ein menschliches Konstrukt heraus, was sich je nach Perspektive auch anders einordnen und verstehen lässt. Konkret bedeutet das für uns, dass sich der Begriff Magersucht je nach Perspektivenwechsel auch anders verstehen und erklären lässt. Ausgehend vom systemischen Denkmodell im Allgemeinen und des Interaktionistischen Konstruktivismus im Besonderen werde ich versuchen, die zwischenmenschliche Verflochtenheit aufzuzeigen, in der sich der Mensch vom ersten Moment seines Lebens an befindet. Denk- und Verhaltensmuster stehen niemals alleine für sich, sind immer eingebunden in einen Kontext und beziehen sich aufeinander. Die Ebene des Beobachterstandpunktes stellt hier die Leitunterscheidung von Bewertung dar. Der Interaktionistische Konstruktivismus hebt die Abhängigkeit der Perspektiven hervor. Je nach Perspektivenwechsel ergibt sich ein anderes Bild eines Verhaltensmusters. Vor dem Hintergrund des Perspektivenwechsels ergeben sich je nach Beobachterstandpunkt andere Konstruktionen des Erscheinungsbildes Magersucht. Eltern bewerten und interpretieren das Hungern ihres Kindes anders als das Kind selber. So stellt die Nahrungsverweigerung ihres Kindes für die Eltern eine massive Bedrohung dar, während das Kind durch das Hungern einen (vermeintlichen) Rettungsanker gefunden hat, durch den ggf. bislang verdeckte Konflikte einen Ausdruck finden. Magersucht lässt sich aufgrund seiner Vielschichtigkeit schwer in ein konkretes Bild übertragen. Je nach Sichtweise offenbart sich Magersucht entweder als Störungsmuster innerhalb der Kernfamilie, wir können Magersucht aber auch begreifen als Ausdruck postmoderner Brüchigkeit, die Unübersichtlichkeit und

Orientierungslosigkeit als Herausforderung für die Identitätsentwicklung an jeden Einzelnen heranträgt. Stierlin sieht Identitätsentwicklung einerseits an die Erfüllung bestimmter Rollen gebunden, erweitert diese Auffassung jedoch durch sein Delegationsmodell. Die Brüchigkeit kultureller und ethischer Orientierungsanker zwingt den Einzelnen dazu, Lösungen zu kreieren und ein Ausbalancieren von Abgrenzung und Bindung zur Familie zu entwickeln.

Den Bezugsrahmen meiner Arbeit bildet – wie weiter oben bereits angedeutet – die Theorie des Interaktionistischen Konstruktivismus nach Kersten Reich, die einerseits verschiedene Denkrichtungen konstruktivistischer Ansätze aufgreift und diese um den Aspekt zwischenmenschlicher Wechselwirkungen auf anschauliche Weise erweitert. Nachdem ich mich in Teil 1.1 mit dem Identitätsbegriff und sozialer Einflussfaktoren in Bezug auf jugendliche kritische Phasen beschäftigt und mich in Teil 1.2 mit der Rolle der Familie und speziellen Merkmalen von Weiblichkeit, die sich im Rahmen einer existenziellen Krise manifestieren können, auseinandergesetzt habe, soll im zweiten Teil ein kurzer Abriss zum Thema Wirklichkeit und Moral aus konstruktivistischer Sicht gegeben werden. Dieser Teil ist bewusst kurz gehalten, da schriftliche Abhandlungen zu konstruktivistischen Theorien bereits an anderer Stelle mehrfach detailliert und fundiert dargestellt sind.

Im dritten Teil des vorliegenden Buches übertrage ich das Thema Magersucht in den Kontext der Interaktionistischen Diskurstheorie und des Delegationsaspektes. Hier setze ich das Krankheitsbild Magersucht in vier verschiedene Diskurstypen, die uns eine Metasicht erlauben, vor dessen Hintergrund sich neue Blickrichtungen ergeben können. Diese neuen Blickrichtungen gestatten uns, Magersucht auf eine Weise zu verstehen, die sich erst aufgrund verschiedener Beobachterkonstrukte erschließen und Magersucht in einem neuen, erweiterten Licht erscheinen lässt. Ich werde das Erscheinungsbild der Magersucht mit dem Modell der interaktionistischen Diskurstheorie verbinden und den Aspekt einer Werteorientierung näher beleuchten, die – mehr oder weniger verborgen – das Phänomen der Magersucht entscheidend steuern kann. In diesem Sinne werde ich in Anlehnung an das Modell von Reich wechselnde Plätze und Besetzungen belegen, die uns gestatten, aus der Sicht veränderter Perspektiven unsere Sichtweise zu erweitern. Inwieweit eine Werteorientierung Einfluss nimmt auf die Entwicklung und Stabilisierung von Magersucht, wird uns als zentrales Thema in diesem Teil begegnen. Vor dem Hintergrund der dargestellten Ansätze werde ich meine Theorien entwickeln, die mögliche verborgene Wechselwirkungen im Beziehungsgeflecht bei Magersucht aufdecken sollen.

Im dritten Teil widme ich mich der Bedeutung von Normen und Werten, die meiner Ansicht nach bei Jugendkrisen eine entscheidende Rolle spielen können. Hierbei stütze ich mich auf den Capability Approach, der von Amartya Sen und Martha Nussbaum entwickelt wurde. Der Aspekt der Werteorientierung kann meines Erachtens einen entscheidenden Anteil eines zugrundeliegenden Konfliktszenarios ausmachen. Begrifflichkeiten wie der Wertebegriff, die Moral oder die Ethik stellen uns – in einem Kontext, in dem Denk- und Handlungsweisen erprobt und erarbeitet werden sollen – vor eine schwierige Aufgabe. Zum Einen ist genau zu definieren, was unter den Begrifflichkeiten verstanden wird, was an sich schon schwierig ist. So entscheidend und beeinflussend moralische, ethische und werthaltige Einstellungen und Handlungen in unserem Leben auch sein mögen – sie lassen sich in letzter Konsequenz schwer definieren und in einem Folgeschritt noch schwieriger als generelle Anforderungen formulieren. Sen und vor allem Nussbaum ist dies jedoch mit dem Capability Approach in einem Maße gelungen, der es mir erlaubt, diesen begründungstheoretisch für meine Arbeit heranzuziehen. Jugendkrisen stehen meiner Ansicht nach immer auch in Zusammenhang mit Konflikten, die sich durch ein Spannungsverhältnis zwischen Wollen und Sollen auszeichnen. Ohne Werte, vor deren Grundlage der Mensch sich denkend und handelnd bezieht, können

auch Krisen nicht existieren. Krisen äußern sich in den meisten Fällen durch zweierlei Zustände: 1: Handlungen werden unterlassen, die besser vollzogen würden (z.B. im Falle von Magersucht, wo Essen als Handlung unterlassen wird). 2: Handlungen werden vollzogen, die besser unterlassen würden (z.B. Gewalt in Familien). In beiden Fällen werden Wertungen, die unser Denk- und Handlungssystem steuern, erst über vollzogene oder unterlassene Handlungen sichtbar und wirksam. In diesem Sinne fließt unser eigenes Wertesystem in unser Handlungssystem mit ein. Das von mir gebildete Konstrukt gestattet mir, den Wertebegriff auf das Thema Jugendkrisen im Allgemeinen und Magersucht im Besonderen zu übertragen und im Rahmen von Handlungsvollzügen zu veranschaulichen. Magersucht erscheint mir als ein Krankheitsbild, welches sich in vielen Fällen zu einem großen Teil auf Wertkonstrukte stützt. Verzahnen sich unterschiedliche Werte verschiedener Akteure ineinander, kann eine Verhaltensspirale entstehen, die sich wechselseitig stabilisiert - sowohl im Falle von Jugendkrisen als auch bei Magersucht.

Ich schließe meine Arbeit mit dem vierten Teil ab, der aufzeigen soll, welche Konsequenzen ich nun aus den hier entwickelten Theorien ableiten kann und wie sich dies im Rahmen von Therapie und im familiären und sozialen Umfeld umsetzen lässt. Sowohl Therapeuten als auch Erziehern, Lehrern und Eltern, die mit Jugendlichen in schwierigen Lebensphasen in Kontakt stehen, haben anhand der vorliegenden Arbeit die Möglichkeit, ihr eigenes Verhalten dahingehend zu überprüfen, inwieweit sie problematische Verhaltensweisen Jugendlicher (unbewusst) unterstützen. In Teil 4 werden Vorschläge erarbeitet, die aufzeigen, welche alternativen Handlungsmöglichkeiten für Betroffene und deren Angehörige ggf. aus einem bestehenden Problemsystem hinausführen könnten. Um dies zu realisieren, habe ich Aspekte aus den Bereichen der systemischen Familientherapie und des gewaltfreien Widerstandes (nach Omer und von Schlippe 2006, 2008, 2010) vor dem Hintergrund gültiger Normen und Werte beleuchtet und diese Aspekte aus der Perspektive des Interaktionistischen Konstruktivismus nach Reich (1998, 2005) de-konstruiert. In Anlehnung an die Modelle des Interaktionistischen Konstruktivismus habe ich zum Abschluss dieser Arbeit zwei vereinfachte Modellformen entwickelt, die sowohl für den Jugendlichen selbst als auch für die Akteure der Systeme, in denen sich der Jugendliche bewegt und vor dessen sozialen Hintergründen sich sowohl Identitäten definieren als auch Krisen entwickeln, zur Reflexion sinnvoll sein können. Diese Modelle sollen dazu dienen, die Perspektiven zu erweitern, um den Handlungsspielraum für Selbstwirksamkeit und Erfahrungsgewinnung zu erweitern. Dies wiederum kann Möglichkeiten eröffnen, sich aus einem fest gefahrenen Problemsystem durch ein Bewusstmachen eigener (aus Sicht des Jugendlichen) Handlungsbestrebungen und bislang unbewusster Motivationsverschiebungen zu befreien und alte soziale Strukturen aufzuweichen, die bislang einer direkten Lösung im Wege standen. Solange Wege einer direkten Lösung vom Jugendlichen als unumsetzbar erlebt werden, kann sich eine „indirekte Lösung“ über den Weg der Krise legitimieren, indem sich die Konsequenzen aus dieser Krise im sozialen System als viabel erwiesen haben.

Der Einzelne erhält somit mehr Handlungsspielraum, um leichter aus einem „stabilen Konfliktszenario“ auszubrechen. Die Handlungsmöglichkeit aller Personen, die an der Stabilisierung mitwirken, wird dadurch erhöht. Oftmals haben Betroffene den Eindruck, einen Missstand zwar ertragen, diesen aber nicht oder nur sehr marginal beeinflussen zu können. Dies betrifft sowohl den Jugendlichen, der aufgrund des Gefühls, sich in einer Sackgasse zu befinden, als problematisch bewertete Verhaltensweisen entwickelt (wie z. B. Schule schwänzen und sich aktiv gegen elterliche und soziale Regeln stellen) als auch Eltern, und Lehrer, die beobachten, dass der oder die Jugendliche sich immer weiter entzieht und oftmals keinem Argument mehr zugänglich ist. Ich stimme mit von Omer/Schlippe darin überein, dass es in den meisten Fällen nicht möglich ist, das Verhalten Anderer (in unserem Falle

Jugendlicher) nicht direkt zu beeinflussen, dass es jedoch sehr wohl einen Unterschied macht, wie ich mich als Kontaktperson des Jugendlichen selbst verhalte.

In Anlehnung an Theorien, die eine „systemische Sichtweise“ – d.h. eine Sichtweise, die eine Reziprozität im Rahmen menschlichen Verhaltens - postulieren und menschliches Agieren unter dem Aspekt dynamischer Interaktionstheorien betrachten, vertrete ich die Meinung, dass in vielen Fällen eine Veränderung des gesamten Systems angestoßen werden kann, wenn auch nur einer aller beteiligten Akteure anders handelt als zuvor. Da menschliches Verhalten, welches immer im Rahmen eines sozialen Verbundes geschieht, in der Regel aufeinander bezogen ist, macht es für das Fortbestehen eines Systems im allgemeinen und eines Problemsystems im Besonderen in vielen Fällen einen Unterschied, ob ich mich auf bislang erwartete Weise verhalte oder nicht. Um dies zu veranschaulichen, sei kurz ein Beispiel genannt: Stellen wir uns vor, eine Jugendliche greift Familienmitglieder wieder und wieder verbal an. Beleidigungen und lautes Schreien sind im Laufe der Zeit zu einem üblichen Verhalten der Jugendlichen geworden, was mittlerweile von den Familienmitgliedern überwiegend ignoriert wird. In manchen Situationen aber wird gleiches mit gleichem vergolten und zurückgeschrien. Hier kann es eine Ausnahme darstellen, wenn man auf die verbalen Angriffe der Jugendlichen plötzlich anders und unerwartet reagiert. Wenn man das Schreien weder ignoriert, noch zurück schreit, sondern einen anderen Weg einschlägt. Die Problematik beziehungsweise der Leidensdruck, der sich hinter einer solchen Verhaltensweise verbergen kann, sollte Gehör bekommen. In dem Moment, in dem man von der Jugendlichen angeschrien und mit Vorwürfen konfrontiert wird, wäre es eine Möglichkeit, erst einmal Ruhe zu bewahren, Blickkontakt zu halten und nicht zu versuchen, die Jugendliche zu unterbrechen. Wenn „der Sturm vorüber ist“, kann in ruhigem Ton versucht werden, Punkt für Punkt auf die Vorwürfe sachlich einzugehen und Verständnis zu signalisieren für die Wut und den Frust (beziehungsweise die gesamte emotionale Verfassung, in der sich die Jugendliche befindet). Aus dieser Haltung heraus kann dann die Botschaft vermittelt werden: „In der Sache haben wir Verständnis für Deine Sichtweise.“ Dennoch sollte sich in dieser Situation klar gegen das Verhalten der Jugendlichen positioniert werden, um zu vermeiden, dass verbale Attacken zur Tagesordnung werden. In Anlehnung an von Omer und Schlippe's Ansatz des gewaltlosen Widerstandes ist an dieser Stelle festzuhalten, dass bestehende Problemsysteme, die mehrere Akteure für Entstehung und Aufrechterhaltung benötigen, in vielen Fällen auch von einem Akteur beendet oder zumindest verändert werden können.

Diesen Aspekt greife ich in Teil 4.2.3 noch einmal gesondert auf, in dem ich die Bedeutung des Interaktionistischen Konstruktivismus im Kontext von Magersucht im Speziellen und Jugendkrisen im Allgemeinen beleuchte. Ich entwerfe in Anlehnung an Reich (1998) ein vereinfachtes Modell, welches zur Perspektiverweiterung für den Jugendlichen selbst einerseits und für das Umfeld, in dem sich der junge Mensch bewegt andererseits, dienen soll. Dadurch soll die Wahrscheinlichkeit erhöht werden, aus festgefahrenen Problemszenarien ausbrechen zu können. Dieses von mir entworfene Konstrukt wende ich in einem ersten Schritt in theoretischer Form für den Fall Magersucht, in einem zweiten Schritt in praktischer Form für den Fall Jugendkrisen an.

Im Verlauf meiner Arbeit beziehe ich mich ausschließlich auf die „klassische Variante“ der Magersucht beziehungsweise Anorexia nervosa - die Pubertätsmagersucht, die insbesondere bei jungen Frauen auftritt. Ich werde mich also in erster Linie auf pubertierende, weibliche Anorektikerinnen beziehen und weder andere Magersuchtsformen (wie bspw. Anorexia athletica) beleuchten, noch Magersucht in der frühen Kindheit oder im Erwachsenenalter. Auch männliche Betroffene lasse ich außen vor, da sie lediglich einen sehr geringen prozentualen Anteil an diesem Erscheinungsbild aufweisen.

Ich verwende in der vorliegenden Arbeit sowohl mal die weibliche als auch die männliche Form. Auf eine Darstellung beider Varianten in Form von „AnorektikerIn“, „KlientIn“, etc. habe ich bewusst verzichtet. Der Begriff „Anorexie“, wie er geläufig im Alltagsgeschehen verwendet wird, ist aus medizinischer Sicht fehlerhaft. Anorexie im medizinischen Sinne bedeutet soviel wie „Appetitlosigkeit.“ Da bei Magersucht jedoch keine Appetitlosigkeit vorliegt, führt dieser Begriff – streng genommen – in die Irre. Ich spreche aus diesem Grund in der vorliegenden Arbeit nicht von „Anorexie“, sondern verwende in erster Linie den Begriff Magersucht beziehungsweise Anorexia nervosa.

Teil 1: Identitäten im Spannungsverhältnis zwischen Gesellschaft und Familie

Teil 1.1 Identitätsentwicklung im Kontext der Postmoderne

Einleitung zu Teil 1.1

In der vorliegenden Arbeit möchte ich das Thema Jugendkrisen aus verschiedenen Blickrichtungen beleuchten. An den Beginn dieser Arbeit stelle ich in Teil 1.1.1 das Stufenmodell psychosozialer Entwicklung von Erik H. Erikson. Mit Erikson können wir ein Grundlagenverständnis dafür erwerben, dass menschliche Entwicklungsprozesse durch Krisen flankiert werden, die unter bestimmten Voraussetzungen eskalieren können. Gerade im Jugendalter sieht sich der Mensch besonderen Herausforderungen im Rahmen der Persönlichkeitsentwicklung gegenübergestellt.

Neben dem psychosozialen Entwicklungsmodell nach Erikson existieren noch weitere Theorien zur Jugendforschung, die ich ergänzend zu Erikson selektiv umreißen werde, so dass ein allgemeiner Eindruck entstehen kann, in welchen Kontexten das Jugendalter auf wissenschaftliche Interessen stößt und welche Ergebnisse vorliegen.

Um mich dem Thema Jugendkrisen nähern zu können, will ich einen Rahmen gestalten, vor dessen Hintergrund ich meine Theorien entwickeln kann. Dazu wähle ich als Beispiel die Magersucht aus. Das von mir gewählte exemplarische Beispiel der Magersucht ist vor allem multifaktoriell bedingt und kann nicht aus *einem* Erklärungsmodell *alleine* verstanden werden. Viele Einflussfaktoren wirken zusammen, beeinflussen sich gegenseitig und sind in ihren Auswirkungen mehr oder weniger ineinander verzahnt. Deshalb ist es besonders geeignet, um unseren Blick weiter zu fassen und soziokulturelle sowie gesellschaftliche Rahmenbedingungen ebenso in das Blickfeld zu nehmen, wie Aspekte der Identitätsentwicklung und die damit verbundenen Herausforderungen in der Postmoderne.

In Teil 1.1.2 fokussiere ich auf Aspekte soziologisch-kultureller Gegebenheiten und stütze mich dabei auf Zygmunt Bauman. Nach Bauman stehen kulturelle Einflüsse und Identität in einem reziproken Verhältnis zueinander. Nehmen wir diesen Gedanken auf und verfolgen ihn weiter, so wird transparent, dass kulturelle und soziale Einflüsse bei der Entwicklung und Aufrechterhaltung von Krisen im Allgemeinen und Jugendkrisen im Besonderen eine entscheidende Rolle spielen. So geht Bauman davon aus, dass die postmoderne Freiheit nicht nur eine Chance, sondern vor allem auch eine Herausforderung für Identitätsentwicklung darstellt, da sie oftmals mit Orientierungsverlust einhergeht. Da nach Bauman der Einzelne in die Rolle eines Wählenden gedrängt wird, implizieren getroffene Entscheidungen immer auch ein Risiko des Scheiterns.

Den roten Faden meiner Arbeit bildet das Thema Werteorientierung, das meiner Ansicht nach bei Jugendkrisen immer einen entscheidenden Aspekt ausmacht. Der zentrale Konflikt bei Jugendkrisen scheint mir - vereinfacht dargestellt - immer ein (tatsächliches oder gefühltes) Spannungsverhältnis zwischen den Anforderungen (aus Gesellschaft, Umfeld, Familie, soziales und berufliches Umfeld) einerseits und den eigenen Bestrebungen, Wünschen, Zielen oder Plänen - zu sein. Das Austarieren zwischen diesem Spannungsverhältnis, welches einerseits die Rolle in der Gesellschaft, auf der anderen Seite die eigene Identität betrifft, ist ein zentraler Aspekt, der viele junge Menschen verunsichert. Der Wertpluralismus, der nach Bauman die Zeit der Postmoderne durchwirkt, stellt hier einen großen Unsicherheitsfaktor hinsichtlich fester Orientierungen dar. All dies kann den Einzelnen verunsichern in Bezug auf

Festlegungen jeglicher Art (wie Berufswahl, Partnerwahl, gewünschte Lebensgestaltung). Mit Bauman werde ich in Teil 1.1.3 die Identitätsentwicklung im Lichte kultureller Ordnung betrachten und am Beispiel der Jugendkrise Magersucht einen Eindruck davon gewinnen, warum die Entwicklung einer Jugendkrise als ein mögliches „Lebenskonstrukt“ von jungen Menschen herangezogen wird. Mit Erikson gehe ich davon aus, dass eine Jugendkrise als eine Ausdehnung des psychosozialen Moratoriums, was mit der Schulzeit endet, verstanden werden kann.

Im Verlauf meiner Arbeit möchte ich aufzeigen, warum Jugendkrisen immer in Abhängigkeit mit Wertekrisen zu verstehen sind. In Teil 1.1.4 widme ich mich mit Erikson auch der Bedeutung moralischer Orientierung im Jugendalter. In diesem Teil versuche ich, die Rolle der Werte und ethische Komponenten der Identitätsentwicklung zu verdeutlichen.

In Teil 1.1.5 will ich dann wiederum in Anlehnung an Bauman untersuchen, dass die heute geltende Orientierungslosigkeit und die damit verbundene Unsicherheit beziehungsweise Brüchigkeit auch den ethisch-moralischen Kontext durchwirkt, was als besondere Herausforderung für die Entwicklung im Jugendalter aufgefasst werden kann.

1.1.1 Eriksons Stufenmodell der psychosozialen Entwicklung (Erikson)

Erikson hat sich in seinen Schriften vorwiegend mit Identitätsbildung auseinandergesetzt. Er entwarf ein Stufenmodell psychosozialer Entwicklung, in denen er acht Phasen menschlicher Entwicklung vorstellt – beginnend vom Säuglingsalter bis hin zum reifen Erwachsenenalter. Bezeichnend für die verschiedenen Entwicklungsstadien sind phasenspezifische Krisen und Konflikte, die dadurch ausgelöst werden, dass immer wieder neue, erweiterte Ansprüche des sozialen Umfeldes an den heranwachsenden und sich entwickelnden Menschen herangetragen werden. In diesem Sinne ist der Mensch immer wieder gefordert, sich mit neuen und erweiterten Anforderungen auseinanderzusetzen. Neue Situationen erfordern eine Anpassungsleistung des Menschen, die oftmals durch kritische Situationen beziehungsweise Krisen begleitet werden. In Bezug auf Persönlichkeitsentwicklung beziehungsweise menschliches Wachstum äußert sich Erikson wie folgt:

„Das menschliche Wachstum soll hier unter dem Gesichtspunkt der inneren und äußeren Konflikte dargestellt werden, welche die gesunde Persönlichkeit durchzustehen hat und aus denen sie immer wieder mit einem gestärkten Gefühl innerer Einheit, einem Zuwachs an Urteilskraft und der Fähigkeit hervorgeht, ihre Sache „gut zu machen“, und zwar gemäß den Standards derjenigen Umwelt, die für diesen Menschen bedeutsam ist.“ (Erikson 1995, S. 56)

Im vorliegenden Kapitel möchte ich einleitend Eriksons Entwicklungsstadien der Persönlichkeit vorstellen, um dann zu einem späteren Zeitpunkt aus dieser allgemeinen und übergreifenden Darstellung die Adoleszenz noch einmal gesondert herauszustellen. Der Leser erhält nun einleitend einen Überblick, vor dessen Hintergrund er den besonderen Status des Jugendalters besser einordnen kann.

Um die Bedeutung des Jugendalters für die Identitätsentwicklung herauszustellen, stellt sich zunächst einmal die Frage, in welchem Sinne der Begriff Identität in dieser Arbeit verwendet werden soll. Der Identitätsbegriff ist insofern schwer zu fassen, als dass er eine Vielzahl möglicher Variablen umrahmt, die sich jedoch weniger durch Eindeutigkeit und feste Begrifflichkeiten auszeichnen als durch die Beschreibung dessen, was Identität *nicht* ist. Ich gebrauche den Identitätsbegriff im Sinne von Erik H. Erikson, auf den ich mich in der vorliegenden Arbeit beziehe. Erikson hat den Identitätsbegriff in seinen diversen Schriften immer wieder neu aufgegriffen und definiert:

„[...] es (das Selbstgefühl; Anmerkung A. Vöbing) erstarkt [...] zu der Überzeugung, dass das Ich wesentliche Schritte in Richtung auf eine greifbare kollektive Zukunft zu machen lernt und sich zu einem definierten Ich innerhalb einer sozialen Realität entwickelt. Dieses Gefühl möchte ich „Ich-Identität“ nennen. Ich möchte klarmachen, dass es sich dabei um eine subjektive Erfahrung und eine dynamische Tatsache, um ein gruppenpsychologisches Phänomen [...] handelt.“ (Erikson 1995, S. 17 f.)

„Nun: Ein Gefühl der Identität haben heißt, sich mit sich selbst – so wie man wächst und sich entwickelt – eins fühlen; und es heißt ferner, mit dem Gefühl einer Gemeinschaft, die mit ihrer Zukunft wie mit ihrer Geschichte (oder Mythologie) im reinen ist, im Einklang zu sein.“ (Erikson 1975, S. 25)

„Wenn wir jetzt einen Augenblick innehalten und einige Mindestanforderungen aufzählen, deren wir bedürfen, um die Komplexität der Identität auszuloten, dann müssten wir damit anfangen, etwa dies zu sagen [...]: in psychologischen Ausdrücken wendet die Identitätsbildung einen Prozess gleichzeitiger Reflexion und Beobachtung an, einen Prozess, der auf allen Ebenen des seelischen Funktionierens vor sich geht, durch welches der Einzelne

sich selbst im Lichte dessen beurteilt, wovon er wahrnimmt, dass es die Art ist, in der andere ihn im Vergleich zu sich selbst und zu einer für sie bedeutsamen Typologie beurteilen; während er ihre Art, ihn zu beurteilen, im Lichte dessen beurteilt, wie er sich selbst im Vergleich zu ihnen und zu Typen wahrnimmt, die für ihn relevant geworden sind.“ (Erikson 1970, S. 18 f.)

Alle drei Definitionen verweisen immer auch auf den Umstand, dass Identitätsbildung sich immer im Austausch mit dem sozialen Umfeld vollzieht und niemals für sich alleine steht. Wird die auf den ersten Blick banal scheinende Tatsache aufgegriffen, so muss konsequenterweise jede menschliche Handlung in Abhängigkeit eines bestimmten sozialen Kontextes aufgefasst werden. Die Verwobenheit des Selbst mit seiner indirekten und direkten Umwelt fordert uns heraus, sowohl die Identitätsentwicklung als auch Störungen oder kritische Phasen während dieser Entwicklungsphasen im Zusammenhang mit dem jeweiligen Kontext zu betrachten. Diesen Aspekt werde ich zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal gesondert und in der Tiefe beleuchten.

Erikson entwirft in seiner Schrift „Identität und Lebenszyklus“ ein epigenetisches Phasenmodell, welches die Entwicklungsstufen des persönlichen Wachstums abbildet. Dieses Phasenmodell umfasst die Identitätsentwicklung im Spannungsfeld persönlicher Bedürfnisse, die je nach Alter variieren und den Anforderungen des Umfeldes, welche ebenfalls im Verhältnis des Alters stehen und dem sich der Einzelne gegenübergestellt sieht. Demzufolge geht es in Eriksons Phasenmodell konsequenterweise um die Identitätsentwicklung im Rahmen eines sozialen Kontextes (vgl. Erikson 1995, S. 150):

| Diagramm C | | | | | | | | | |
|------------------------------|---|---|---|--|--|---|--|--|------------------------------|
| | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | |
| I Säuglingsalter | Urvertrauen gg. Misstrauen | | | | Unipolarität gg. vorzeitige Selbstdifferenzierung | | | | I Säuglingsalter |
| II Kleinkindalter | | Autonomie gg. Scham und Zweifel | | | Biopolarität gg. Autismus | | | | II Kleinkindalter |
| III Spielalter | | | Initiative gg. Schuldgefühl | | Spiel-Identifikation gg. (ödpale) Phantasie- Identitäten | | | | III Spielalter |
| IV Schulalter | | | | Werksinn gg. Minderwertigkeitsgefühl | Arbeitsidentifikation gg. Identitätsprene | | | | IV Schulalter |
| V Adoleszenz | Zeitperspektive gg. Zeitdiffusion | Selbstgewißheit gg. peinliche Identitätsbewußtheit | Experimentieren mit Rollen gg. negative Identitätswahl | Zutrauen zur eigenen Leistung gg. Arbeitslährnung | Identität gg. Identitätsdiffusion | Sexuelle Identität gg. bisexuelle Diffusion | Führungspolarisierung gg. Autoritätsdiffusion | Ideologische Polarisierung gg. Diffusion der Ideale | V Adoleszenz |
| VI Frühes Erwachsenenalter | | | | | Solidarität gg. soziale Isolierung | Intimität gg. Isolierung | | | VI Frühes Erwachsenenalter |
| VII Erwachsenenalter | | | | | | | Generativität gg. Selbst-Absorbition | | VII Erwachsenenalter |
| VIII Reifes Erwachsenenalter | | | | | | | | Integrität gg. Lebens-Ekel | VIII Reifes Erwachsenenalter |

(Schaubild 1: Diagramm C, Erikson)

Erikson geht davon aus, dass alles, was wächst, einem Grundplan folgt und dahingehend verallgemeinert werden kann. Das Phasenmodell stellt Entwicklungsverläufe fest, die stufenartig aufeinander folgen. Das hat zur Folge, dass jede einzelne Phase in Abhängigkeit des Alters durchlebt wird, wobei jede Phase eine Zeit des „Übergewichts“ durchmacht. Jede einzelne Phase beinhaltet Krisen und Konflikte, die das Individuum aktiv zu bewältigen hat. Die Erfahrungen und Bewältigungsstrategien einer durchlebten kritischen Phase werden oftmals bei der nächsten Störung der Identitätsentwicklung vom Individuum eingesetzt. Jede Phase beinhaltet ein Spannungsverhältnis psychosozialer Krisen, wie bspw. das Spannungsverhältnis Vertrauen vs. Misstrauen im Säuglingsalter. Der Umkreis der Beziehungspersonen wechselt in jeder Phase ebenso wie die Elemente der Sozialordnung oder die psychosozialen Modalitäten.

„Man kann sagen, dass die Persönlichkeit in Abschnitten wächst, die durch die Bereitschaft des menschlichen Organismus vorherbestimmt sind, einen sich ausweitenden sozialen Horizont bewusst wahrzunehmen und handelnd zu erleben; einen Horizont, der mit dem nebelhaften Bild einer Mutter anfängt und mit der Menschheit endet – oder doch mit jenem Ausschnitt der Menschheit, der für das spezielle Leben dieses Menschen zählt.“ (Erikson 1995, S. 58)

Phase 1: Ur-Vertrauen vs. Ur-Misstrauen (Säuglingsalter)

Ur-Vertrauen vs. Ur-Misstrauen bildet das Kernthema der ersten Phase. Erikson bezeichnet den Begriff Vertrauen als ein „Sich-Verlassen-Dürfen“. Im Säuglingsalter erfährt der kleine Mensch normalerweise Zuwendung, ein Umsorgt-Werden und das Nachkommen seiner elementaren Bedürfnisse. Er selber erlebt sich als Mitwirker seiner Umwelt, bspw. indem er erfährt, dass eine Reaktion auf sein Schreien erfolgt. Der Säugling findet sich in erster Linie in der Rolle eines Nehmenden beziehungsweise Annehmenden wieder. Der Säugling lernt durch die Beständigkeit mütterlicher Zuwendung ein Gefühl des sich Verlassen-Könnens, woraus sich ein Erleben des Ur-Vertrauens entwickeln kann.

In dieser Phase bildet in der Regel die Mutter die entscheidende Bezugsperson. Durch die Mutter erfährt der Säugling Geborgenheit, emotionale und körperliche Wärme, Nahrung, Zuwendung, Liebe und Aufmerksamkeit. Ist all dies vorhanden, kann Ur-Vertrauen entstehen. Wo jedoch den Bedürfnissen des Säuglings wenig oder kaum entsprochen wird, bildet sich ein Gefühl des Ur-Misstrauens heraus, was auch den Einfluss des Säuglings auf seine Umwelt negativ begünstigen wird.

Phase 2: Autonomie vs. Scham und Zweifel (Kleinkindalter)

Nach Erikson bildet das zentrale Thema dieser Phase die beginnende und sich manifestierende Autonomie des Kleinkindes. Das Erleben des Kindes, sich Schritt für Schritt Autonomie erobern zu können bei (noch immer) gleichzeitiger totalen Abhängigkeit von elterlicher Fürsorge entsteht ein Spannungsverhältnis. Das Kind findet sich in diesem ständigen Spannungsverhältnis wieder, in dem sich Nähe- und Autonomiebestrebungen den Eltern gegenüber abwechseln. Trotz und Bereitwilligkeit wechseln sich ebenso ab wie das Erleben von Autonomie und Abhängigkeit. Trotz wachsender Autonomie erlebt das Kind immer wieder den Verlust von Selbstkontrolle, was nach Erikson ein dauerhaftes Gefühl von Zweifel und Scham zur Folge hat. Das zuvor erworbene Vertrauen hilft dem Kind, sich stets neu zu erproben und mit Frustrationen fertig zu werden. Ist ein Kind jedoch durch einen frühen Vertrauensverlust geschwächt, kann die Tendenz entwickeln, übermäßig selbstkritisch zu sein und weniger Experimentierfreude zu entwickeln.

Der Umkreis der Beziehungspersonen erweitert sich von der Mutter nun auf die Eltern. Erikson stellt die Bedeutung des elterlichen Einflusses während dieser Phase folgendermaßen dar:

„Denn letzten Endes [...] hängt die Art und der Grad des Gefühls von Autonomie, das die Eltern ihren kleinen Kindern zu gewähren imstande sind, von dem Selbstgefühl und dem Gefühl persönlicher Unabhängigkeit ab, das die Eltern aus ihrem eigenen Leben beziehen. Genauso wie das Vertrauen eine Reflektion des handfesten und realistischen Lebenswillens der Eltern ist, so ist auch das Autonomiegefühl eine Reflektion des Selbstgefühls der Eltern als Individuen.“ (Erikson 1995, S. 84)

Phase 3: Initiative vs. Schuldgefühle (Spielalter)

In der zweiten Phase der Identitätsbildung hat das Kind erfahren, dass es ein Ich hat, welches sich autonom auf seine Umwelt beziehen kann. In der dritten Phase steht die Frage im Vordergrund, welche Person es nun werden möchte. In diesem Stadium steht für das Kind die Identifizierung mit den Eltern im Vordergrund. In dieser Phase entwickelt das Kind die Vorbedingungen sozialer Ziele und sozialer Identität. Das Kind erprobt spielerisch verschiedene Rollen und Verhaltensoptionen. Rivalitätsempfinden und Eifersucht sind in dieser Phase recht ausgeprägt, da jedes Kind sich „seinen Platz“ in der Familie aktiv zu sichern sucht. Somit ist jedes Kind bestrebt, um die Gunst der Sorgeberechtigten Personen „zu werben“ und empfindet naturgemäß daher andere Kinder als „Rivalen“ im Kampf um Aufmerksamkeit und Zuneigung. Ein weiterer entscheidender Aspekt liegt nun in dem aufkeimenden Schuldgefühl, welches sich darauf zurückführen lässt, dass nach Erikson nun auch die Grundlagen für ein kindliches Moralgefühl gelegt wurden, die gerade im „Kampf um Aufmerksamkeit“ Schuld und Schamgefühle auslösen können. Nach Erikson wird in der dritten Phase das Gewissen des Kindes ausgebildet. Ideale Leitbilder dienen als Anreiz, im Spiel nach diesen Idealen zu handeln.

„Die Weisheit des Grundplans will es, dass das Individuum gerade zu dieser Zeit mehr als zu jeder anderen bereit ist, schnell und begierig zu lernen, „groß“ zu werden in dem Sinne, dass es an Pflichten und Leistung mehr noch als an Macht teilhaben möchte, und zwar so, dass es sich jetzt nicht mehr nur den Menschen, sondern auch der Dingwelt zuwendet. Jetzt kann es sich auch mit anderen Kindern zusammentun, um mit ihnen gemeinsam etwas zu bauen oder zu planen, statt sie nur beherrschen und zwingen zu wollen; zugleich ist es imstande und willig, sich dem Lehrer oder anderen Idealgestalten anzuschließen.“ (Erikson 1995, S. 96)

Phase 4: Werksinn vs. Minderwertigkeitsgefühl (Schulalter)

In dieser Phase ist das Bedürfnis des Kindes besonders stark ausgeprägt, mitzumachen und etwas „Nützliches“ tun zu können. Die Phase des Spiels weicht nun dem Wunsch, mehr und mehr an der Welt der Erwachsenen aktiv teilnehmen zu können.

„[...] und obwohl alle Kinder Stunden und Tage in einer spielerischen Als-ob-Welt verbringen müssen, werden sie doch alle früher oder später unbefriedigt und mürrisch, wenn sie nicht das Gefühl haben, auch nützlich zu sein, etwas machen zu können und es sogar gut und vollkommen zu machen; dies nenne ich den *Werksinn*.“ (Erikson 1995, S. 102)

Dieses Stadium birgt die Gefahr, sich gegenüber Anderen unzulänglich oder minderwertig zu fühlen, da das Tun noch erprobt werden muss und oftmals viele Dinge im kindlichen Tun noch nicht so gut funktionieren.

Phase 5: Identität vs. Identitätsdiffusion (Adoleszenz)

Die Phase des Jugendalters wird dominiert von dem Bestreben, die soziale Rolle zu festigen. Der Jugendliche ist darauf bedacht, herauszufinden, wie er auf andere Personen wirkt und welchen Eindruck er vermittelt. Eine der zentralen Leitfragen des Jugendalters lautet, wie zuvor aufgebaute Rollen mit modernen Leitbildern oder Idealen zusammenzufügen sind.

„[...] ich habe darzustellen versucht, dass die in der Kindheit gesammelten Ich-Werte in die *Ich-Identität* münden. Das Gefühl der Ich-Identität ist also das angesammelte Vertrauen darauf, dass der Einheitlichkeit und Kontinuität, die man in den Augen anderer hat, eine Fähigkeit entspricht, eine innere Einheitlichkeit und Kontinuität [...] aufrechtzuerhalten.“
(Erikson 1995, S. 107)

Die Kernthematik einer gelingenden Identitätsbildung ist die Balance zwischen Zugehörigkeit und Abgrenzung. Die Zugehörigkeit einer sozialen Gemeinschaft oder Gruppe vermittelt Sicherheit im Denken und Handeln, insbesondere vor der Grundlage der Bewertungskriterien, die hier Orientierung vermitteln. Daher erhält der Freundeskreis, die Peer-Group des Jugendlichen in dieser Phase einen besonderen Stellenwert. Das Zugehörigkeitsgefühl, das zu einer Gruppe aufgebaut wird, verlangt auf der anderen Seite, alternative Meinungen deutlich zu negieren, um die dort empfundene Sicherheit nicht zu gefährden. Jugendliche Lebensentwürfe werden oftmals radikal verteidigt. Gerade im Jugendalter sind Bewertungskonstrukte, die den jugendlichen Lebensentwürfen entgegenstehen, schwer zu tolerieren, da diese leicht als Bedrohung empfunden werden und in einem Gefühl von Identitätsdiffusion manifestieren kann. Erikson (1995) bezeichnet Identitätsdiffusion als die Unfähigkeit, das eigene Ich zu einer Identität auszubilden (vgl. Erikson 1995, S. 154).

„Ein Zustand akuter Identitätsdiffusion wird gewöhnlich manifest, wenn der junge Mensch sich vor eine Häufung von Erlebnissen gestellt sieht, die gleichzeitig von ihm die Verpflichtung zur *physischen Intimität* (die keineswegs immer deutlich sexuell sein muss), zur *Berufswahl*, zu energischer *Teilnahme am Wettbewerb* und zu einer *psychosozialen Selbstdefinition* fordern.“ (Erikson 1995, S. 155)

Ideologische Perspektiven und Wertekonstrukte sind in dieser Lebensphase insofern kaum zu überschätzen, als dass sie die Grundlage bilden für richtungsweisende Entscheidungen, die das spätere Erwachsenenleben massiv beeinflussen werden.

Es ist schwer, Toleranz zu üben, wenn die eigene Persönlichkeit noch im Begriff ist, sich zu bilden und behaupten zu müssen. Ein vom Jugendlichen als Stütze empfundenes Lebenskonstrukt bedeutet in dieser Phase, in der wichtige Entscheidungen für die berufliche und private Zukunft getroffen werden müssen, eine notwendige Hilfe für die Bewältigung der empfundenen Schwierigkeiten. Ich werde im weiteren Verlauf dieser Arbeit diesen Aspekt an mehreren Stellen noch ausreichend vertiefen.

Phase 6: Intimität und Solidarität vs. Isolierung (frühes Erwachsenenalter)

Erst wenn ein stabiles Identitätsgefühl entwickelt ist, kann wirkliche Intimität entstehen, da erst in diesem Stadium die Andersartigkeit anderer Lebensentwürfe nicht mehr als akute Bedrohung für die eigene Persönlichkeit empfunden wird. Gelingt es nicht, zwischenmenschliche und sexuelle Intimität aufzubauen, droht Isolierung als Gegenpart echter empfundener Intimität.

Phase 7: Generativität vs. Stagnierung (Erwachsenenalter)

Der Begriff Generativität bezeichnet nach Erikson das Bestreben Erwachsener, Liebe und Fürsorge in die kommende Generation hineinzutragen. Erikson meint über das Heranziehen eigener Kinder hinaus sämtliche Bestrebungen, sich als Nützlich für die Folgegeneration zu erweisen. Er schließt Künste und Wissenschaften in das Modell der Generativität ein.

Als Gegenstück zur Generativität bezeichnet Erikson die Stagnierung, nach der sich der Erwachsene nur seinen eigenen Bedürfnissen und Belangen Rechnung trägt.

Phase 8: Integrität vs. Verzweiflung (reifes Erwachsenenalter)

Im reifen Erwachsenenalter blickt der Mensch überwiegend zurück auf sein Lebenswerk. Er ist in dieser Phase gefordert, die Unabänderlichkeit seines gelebten Lebens zu akzeptieren. Er ist gefordert, sich mit der Tatsache des nahenden Todes auseinanderzusetzen. Die Tatsache, dass das eigene Leben nun dem Ende entgegengeht und die Unumkehrbarkeit getroffener Entscheidungen und begangener Fehler führen mitunter zu Verzweiflung. Die Aufgabe dieser Phase liegt in der Akzeptanz seines gelebten Lebens und des Todes.

Mit seinem Phasenmodell ist es Erikson gelungen, die Persönlichkeitsentwicklung in einen sozialen und kulturellen Kontext zu setzen (vgl. Woolfolk 2008). Neben der Begrenzung, die das Phasenmodell aufgrund der ausschließlichen Betrachtung amerikanischer Kleinfamilien aufweist, gibt es noch weitere Kritikpunkte, die an dieser Stelle kurz aufzuführen wären:

Nach Woolfolk haben Feministinnen an Eriksons Ansatz kritisiert, dass die Phase der Identität vor der Intimität zu bewältigen sei. Forschungsergebnisse feministischer Ansätze haben ergeben, dass eine Entwicklung der Ich-Identität eng mit der Intimität verschmolzen sei. (vgl. Woolfolk 2008, S. 92). Laut Woolfolk hat Erikson ferner ethnische und rassische Aspekte, die in die Identitätsentwicklung einfließen, nicht berücksichtigt.

Urie Bronfenbrenner ist es gelungen, die Wechselwirkungen verschiedener sozialer Kontexte, in denen sich der Einzelne befindet, herauszuarbeiten (vgl. Woolfolk 2008). Bronfenbrenner bio-ökologisches Modell der menschlichen Entwicklung versteht den Einzelnen eingebunden in verschiedene Systeme: Mikrosystem (Familie, Freunde, Schule, Lehrer), Mesosystem (welches die Interaktionen der Einheiten aus dem Mikrosystem beschreibt), Exosystem (soziale Umfeldkonstellationen wie Medien, Gemeinde, Schulsystem und Gesundheitseinrichtungen) sowie Makrosystem, die alle untergeordneten Systeme einschließt (Kulturelle Werte, Nationale Gebräuche, politische Philosophie, Wirtschaftssystem, soziale Bedingungen, Gesetze, etc.).

„Bronfenbrenners Theorie beinhaltet [...] mindestens zwei Erkenntnisse: Erstens sind die Einflüsse in allen sozialen Systemen wechselseitig. Zweitens gibt es viele wechselseitig sich beeinflussende dynamische Kräfte, die den Kontext für individuelle Entwicklung darstellen.“
(Woolfolk 2008, S. 93)

Trotz aller – berechtigter – Kritik an Eriksons Stufenmodell birgt dieses für die vorliegende Arbeit das Potenzial, gerade die zentralen Themen Jugendalter sowie Identitätsentwicklung im Kontext meiner Metaanalyse zu betrachten.

Im Kontext der vorliegenden Arbeit wird die Phase des Jugendalters bei der Identitätsentwicklung eine prominente Rolle spielen. Um Erikson in einen etwas größeren Rahmen der Betrachtung zu stellen, möchte ich an dieser Stelle in Anlehnung an Oerter/Montada ergänzend noch andere Theorien der Adoleszenz erwähnen.

Das Forschungsinteresse am Jugendalter ist multidisziplinär. Die Jugendphase kann aus diversen Forschungssträngen betrachtet werden. Sie umfasst soziologische, politische,

psychologische, pädagogische oder biologische Faktoren, um nur einige Forschungsinteressen zu nennen (vgl. Oerter/Montada 1995, S. 311).

„Forschungsinteressen im Bereich der frühen Adoleszenz konzentrieren sich auf die Themen: Verlauf und psychische Auswirkungen der Pubertät, Bedeutung adaptiver und konflikthafter Bewältigungsmuster für psychische Gesundheit, pubertärer Wandel und Veränderung der Familieninteraktion.“ (Oerter/Montada 1995, S. 313)

Nachfolgend stelle ich in Anlehnung an Oerter/Montada eine Auswahl verschiedener Ansätze vor, die sich ebenfalls mit der Thematik des Jugendalters beschäftigen. Dies setzt Erikson in einen größeren Rahmen (wenn dieser auch nur selektiv vorgenommen werden kann) wissenschaftlicher Forschung. Hierdurch soll verdeutlicht werden, dass divergente Theorien existieren, die das Phänomen der Jugend aus jeweils verschiedenen Blickrichtungen zu erklären versuchen.

Die erste ausgewiesene Entwicklungstheorie der Adoleszenz stammt aus dem Bereich der Biogenetik und geht auf Stanley Hall zurück (vgl. Oerter/Montada 1995). Dieser Ansatz fußt auf Grundideen der darwinistischen Evolutionstheorie und betrachtet Jugend aus der Sicht biogenetischer Mechanismen.

„Die biologischen Veränderungen der Pubertät markieren den Beginn der Adoleszenz, das Erlangen des Erwachsenenstatus begrenzt diese Stufe. In der zeitlichen Ausdehnung der oberen Grenzen (als späte Adoleszenz) werden zwei Momente zur Geltung gebracht: zum einen der Übergang zur Reife als Ende des Entwicklungsprozesses, zum anderen die Rekapitulation des Potentials, das die Fortsetzung eines – phylogenetisch wie zivilisatorisch – nie vollendeten Entwicklungsprozesses in sich birgt.

Nach Halls Auffassung ist die Adoleszenz eine „Sturm-und-Drang-Periode“, eine Zeit extremer Ausprägungen des Erlebens und Verhaltens, die von innerpsychischen Spannungen und interpersonellen Konflikten begleitet ist. Die Universalität und Unvermeidbarkeit dieser Phänomene sieht er darin begründet, dass die körperliche Entwicklung sprunghaft verlaufe und diese *Diskontinuität* ihr Pendant in der psychischen Organisation finde.“ (Oerter/Montada 1995, S. 316).

Flankierend zur biogenetischen Perspektive stehen Umwelttheorien der Adoleszenz, die sowohl einen kulturalanthropologischen als auch einen lerntheoretischen Strang umfassen (vgl. Oerter/Montada 1995).

Der kulturalanthropologische Ansatz, der von Margaret Mead entwickelt wurde, basiert auf der Erkenntnis des soziokulturellen Relativismus. Im Zentrum der Betrachtung steht die Grundlage von Identität.

„Nach Mead bedeutet Identität im wesentlichen Bindung an Sinnkonzepte, kulturelle Werte und Orientierung an Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft innerhalb der Gesellschaft. Während für Jugendliche in statischen Kulturen Identität aus der Zugehörigkeit, den Sitten und Handlungsformen ihres Volkes erwächst, wird die Identitätssuche vor allem in komplexen, sich rasch wandelnden Gesellschaften zum Problem.“ (Oerter/Montada 1995, S. 317)

Griese (1977) kritisiert in seiner Schrift „Sozialwissenschaftliche Jugendtheorien“ (1977) Meads Konzept. Er wirft Mead vor, dass sie ein einheitliches Modell des Jugendalters voraussetzt und subkulturelle Unterschiede in ihrer Betrachtung keine Rolle spielen.

Neben biogenetischen und kulturalanthropologischen Ansätzen, die sich mit Aspekten des Jugendalters auseinandersetzen, bestehen darüber hinaus auch Ansätze, die jugendliches Verhalten als Prozess des sozialen Lernens erklären (vgl. Oerter/Montada 1995). Lerntheoretische Ansätze begreifen menschliches Verhalten als Auswirkung sozialisierter Angst, da

„menschliches Verhalten auf dem Erlernen der Regeln einer Gesellschaft beruht. In diesen Lernprozess einbezogen ist die Antizipation der Folgen regelkonformen und –diskonformen Verhaltens. Individuen erlernen zum einen Zusammenhänge zwischen Verhaltenserwartungen und zugewiesenen Rollen, zum anderen, dass erwünschtes Verhalten gebilligt und belohnt wird, während unerwünschtem Verhalten Missbilligung oder Strafe folgt.“ (Oerter/Montada 1995, S. 318)

Davis bspw. interpretiert die emotionale Belastung, die oftmals mit der Entwicklung der Jugendphase einhergeht, so, dass gesellschaftliche Rollenerwartungen, die den Jugendlichen entgegengebracht werden, oft nicht klar sind. Aus dieser Unklarheit heraus erhält die „sozialisierte Angst“ einen großen Stellenwert, was in der Folge ein hohes Ausmaß emotionaler Belastung und Beeinträchtigung nach sich zieht.

Interaktionstheorien der Adoleszenz betrachten die Dynamik zwischen Anlage und Umwelt Als ein Beispiel hierzu kann das Konzept von Anna Freud herangezogen werden.

„Die Psychodynamik der Adoleszenz wurde zum Hauptthema der Arbeiten von Anna Freud (1958, 1969). Sie betrachtet diesen Lebensabschnitt als eine notwendige und universell entwicklungsbedingt turbulente Periode. Ihrer Auffassung nach beruht die Konflikthaftigkeit auf gesteigerten, internalen Anforderungen, die aus der sexuellen Reifung und der damit verbundenen Intensivierung des Sexualtriebes hervorgehen.“ (Oerter/Montada 1995, S. 320)

Der Entwurf des dynamischen Interaktionismus geht von einem reziprok interaktiven Individuum-Umwelt-System aus (vgl. Oerter/Montada 1995).

„Die Interaktion wird als Prozess einer wechselseitigen Beeinflussung verstanden, so dass jedes Element innerhalb des Systems zugleich Produkt und Produzent des jeweils anderen ist. Die Lifespan-Entwicklungspsychologie kennzeichnet reziprok interaktive Beziehungen zwischen biologischen, physikalischen, psychologischen, sozialen und historischen Prozessen im Konzept der *Organismus-Kontext-Relation*. [...] Unter der Prämisse, dass jedes Element innerhalb des Systems zugleich Produkt und Produzent des jeweils anderen ist, spezifiziert das Modell, in welcher Weise der Jugendliche *Produzent seiner eigenen Entwicklung* werden kann. Auf der individuell psychologischen Ebene bedeutet die reziproke Dynamik, dass der Jugendliche den sozialen und physikalischen Kontext, der ihn beeinflusst, wiederum beeinflussen kann.“ (Oerter/Montada 1995, S. 324, 325)

Nachdem ich mich zur Vorbereitung auf die weiteren Ausführungen die psychosozialen Entwicklungsstufen nach Erikson etwas ausführlicher vor Augen geführt sowie andere Ansätze kurz umrissen haben, möchte ich im folgenden Teil die besonderen Herausforderungen der Postmoderne für die Identitätsentwicklung herausstellen und somit unseren Blick auf soziokulturelle Einflüsse lenken, denen der Einzelne unterworfen ist. Bei der Betrachtung dieser erweiterten Perspektive stütze ich mich auf Zygmunt Bauman, der sich in den Schriften, die ich für meine Arbeit herangezogen habe, intensiv mit dem Thema Flüchtigkeit im Kontext postmoderner Strömungen auseinandergesetzt hat (vgl Bauman 1995, 1993, 2003, 2005, 2007, 2008).

1.1.2 Postmoderne Freiheit als Herausforderung für die Identitätsentwicklung (Bauman)

Im vorherigen Kapitel habe ich mich an den Identitätsbegriff von Erikson angelehnt. Aufgrund der Komplexität zahlreicher Einflussfaktoren und seiner „weichen“ und wandelbaren Eigenschaften entzieht sich der Identitätsbegriff jedoch einer eindeutigen, übergreifenden Zuschreibung. Zygmunt Bauman fasst die Begriffe Identität und Kultur konstruktivistisch auf. Sowohl Kultur als auch Identitätsentwicklung vollziehen sich durch ständiges Ausloten verschiedener Denk- und Handlungsweisen, die sich immer wieder neu in einem gerade bestehenden Kontext zu positionieren haben. Es handelt sich bei beiden Begrifflichkeiten nicht um eine feststehende Größenordnung, sondern um einen Prozess, der sich stets neu ausloten muss. Hierbei bilden systemische Abläufe die Grundlage. Identität und Kultur stehen in einem reziproken Verhältnis zueinander. Beides beeinflusst und bedingt sich gegenseitig, keines entwickelt sich autark unabhängig vom anderen. Die Entwicklung von Identität und Kultur fußt auf Unterscheidung und entwickelt sich durch das Ausloten von Abgrenzung und Zustimmung bestimmter gesetzter Rahmenbedingungen. Doch auch Abgrenzungen und Zustimmungen bestimmter Werte, die auf Handlungssysteme wirken, Eigenschaften, Gesinnungen oder Meinungen bestimmen das Wesen von Identität. Persönliche Identitäten sind einzigartig. Sie sind (zumindest partiell) veränderbar und vollziehen sich immer im Austausch mit gesellschaftlichen oder familiären Einflüssen, immer im Kontext von Interaktion.

„Individualisierung ist ein Schicksal, sie ist nicht frei gewählt – weder zu Zeiten der soliden, noch heute in der flüchtigen Moderne. Im Reich der individuellen Wahlfreiheit steht die Alternative, sich an diesem Spiel nicht zu beteiligen, ausdrücklich *nicht* auf der Tagesordnung.“ (Bauman 2003, S. 45)

Individualisierung bringt den Einzelnen in die Situation, für Gelingen und Mislingen hinsichtlich der eigenen Lebensgestaltung ausschließlich selbst verantwortlich gemacht zu werden. So konstruieren wir uns die Illusion, ausnahmslos unseren Lebensweg selbst gestalten zu können. Diese Annahme lässt Männer und Frauen so handeln, als wäre es die Wahrheit. Jedoch wird hier außer Acht gelassen, dass der Einzelne sein Schicksal zwar beeinflussen kann, jedoch nicht in der Lage ist, es zu kontrollieren. Dieser Unterschied ist gravierend, macht man sich bewusst, inwieweit die innere Haltung zu dieser Annahme das eigene Selbstwertgefühl und Identitätsbewusstsein beeinflusst.

Weder die eigene Allmacht, noch das empfundene Gefühl von Machtlosigkeit dem individuellen Schicksal gegenüber spiegelt ein reales Bild unseres Seins wider. Wir sind unserem Schicksal gegenüber genauso wenig allmächtig wie ohnmächtig. Jedoch herrscht in der heutigen flüchtigen Moderne die öffentliche Meinung vor, dass die Ursache für das Scheitern in unserem Lebenslauf in uns selbst zu finden sei. Der Rahmen individueller Verantwortlichkeit wird so weit gesteckt, dass Individualisierung mit dem Gelingen der eigenen Lebensgestaltung gleichgesetzt wird. Diese Grundannahme erzeugt Druck und kann dazu führen, dass sich junge Menschen, die am Anfang ihres eigenverantwortlichen Lebens stehen (der Beginn individueller Lebensplanung geht meist mit dem Ende der Schulzeit einher), überfordert fühlen. Dieser Annahme folgernd schließe ich daraus, dass in diesem Aspekt ein wichtiger Grundstein für die Entwicklung von Jugendkrisen gelegt wird.

„Je größer die Freiheit des einzelnen ist, desto weniger Einfluss hat er auf die Welt. Je mehr Wahlfreiheit man uns zugesteht, desto weniger kommt es auf unsere Entscheidungen an und desto weniger können wir das Spiel und die Spielregeln bestimmen. Offenbar können wir die Realität heute nicht mehr nach unseren eigenen Wünschen kneten und formen, sie steht uns

vielmehr massiv und träge, undurchsichtig, undurchdringlich und unüberwindlich gegenüber, stur und unempfänglich für unser Wollen und immun gegen alle Versuche, unser Zusammenleben menschlicher zu gestalten.“ (Bauman 2007, S. 109)

Welchen Herausforderungen ist der Einzelne bei der Entwicklung seiner Persönlichkeit in der Postmoderne ausgesetzt? Dieser Fragestellung widme ich mich aus Sicht von Zygmunt Bauman, der hier eine makrosoziologische Betrachtungsweise anwendet. Bauman fasst den Identitätsbegriff als „eine Folge von Schnappschüssen“ auf. Identität sieht er weniger als etwas Ganzes, was überwiegend beständig ist (so wie es zu Zeiten der Moderne noch eher der Fall war). Heute, im Zeitalter der Postmoderne, ist der Einzelne in erster Linie ein Wählender, dem jederzeit viele mögliche Optionen offen stehen. Gleichzeitig gilt eine Wahl, ist sie einmal getroffen, tendenziell als befristet. Die Wahlen sind selten dauerhaft, weichen oftmals schon nach kurzer Zeit anderen potenziellen Möglichkeiten, vor die der Einzelne sich permanent gestellt sieht. Identität wird von Bauman verstanden als zusammengestückelt, wobei einzelne Komponenten immer wieder ausgetauscht werden.

In Zeiten der Postmoderne wuchs das Individuum laut Bauman immer mehr in die Position eines Wählenden hinein. Der Einzelne war nun mit der Aufgabe konfrontiert, Entscheidungen zu treffen und die Konsequenzen für eigene Entscheidungen abzuwägen und ggf. zu tragen. Orientierungen, Gesinnungen und Handlungen waren weniger vorgegeben als eher ein Produkt individueller Gestaltung. Plötzlich gab es eine Fülle möglicher Optionen, aus denen gewählt werden musste. Doch nach welchen Kriterien soll eine solche Wahl getroffen werden? Bevor eine Entscheidung getroffen werden kann, müssen Bewertungskriterien in die Waagschale geworfen werden. Die Frage nach dem einen Bewertungskriterium an sich ist jedoch schwer zu beantworten, da jegliche Begründungen sich je nach Blickwinkel und Perspektive wandeln und immer kontextgebunden sind. Etwas, was in einem Sinne gut ist, ist in einem anderen Sinne schlecht. Wertung und Handlung begann infolgedessen, sich aufzusplitten, zu zerfransen. Zersplittert und fragmentiert war nun auch das Leben des Einzelnen – fragmentiert und eingebunden in unterschiedliche Kontexte, Aufgaben und Ziele, die nicht unbedingt miteinander in Verbindung stehen müssen.

„Die einst aus dauerhaften Gegenständen gebildete Welt wurde mit Wegwerfartikeln bestückt, darauf angelegt, umgehend zu veraltern. In einer solchen Welt können Identitäten angenommen und abgelegt werden wie ein Kostüm. Das Erschreckende der neuen Situation liegt darin, dass alle sorgfältige Aufbauarbeit sich als nichtig erweisen kann; andererseits besteht das Verlockende darin, dass man nicht durch früherer Versuche gebunden und nie unwiderruflich geschlagen ist, sich immer alle Möglichkeiten offenhält.“ (Bauman 1999, S. 158)

Bauman bedient sich bei der Beschreibung unserer Gegenwart der Metapher von „Flüchtigkeit“ und „Flüssigkeit“ (vgl. Bauman 2000, S. 8).

„Das Einschmelzen bestehender Verhältnisse, jene herausragende Leistung der Moderne, hat heute eine neue Bedeutung angenommen, die Verflüssigungswut hat ihre Zielrichtung und ihr Objekt geändert [...] Was heute in den Zeiten der flüchtigen Moderne in den Schmelzofen wandert, sind jene Verbindlichkeiten, die Individuen in kollektiven Projekten zusammenschweißen – die kommunikativen Muster und Strukturen der Handlungskoordination, die individuelle Lebenspläne an kollektives politisches Handeln binden.“ (Bauman 2000, S. 12).

Individuen waren nunmehr dazu aufgefordert, für sich einen Platz in der Gesellschaft zu sichern in eigener Verantwortung und immer darauf gefasst, dass sich unsere Ziele genauso

verflüssigen und in Eigenregie neu geformt werden müssen wie vieles Andere, was an Beständigkeit verloren hat.

„Ende durch Verflüssigung – dieses Schicksal ergreift jetzt die letzten Muster der Abhängigkeit und die Ordnung der Interaktion.“ (Bauman 2000, S. 14)

Im heutigen Zeitalter der Postmoderne stellt die individuelle Freiheit und Selbstverwirklichung einen sehr hohen Stellenwert dar. Freiheit gilt als ein Wert, der in unserer heutigen Zeit als unbedingt erstrebenswert gilt. Infolgedessen haben sich viele andere Werte der Freiheit und des Individualismus unterzuordnen. Dies verunsichert insoweit, dass sich das Individuum letztlich auf sich selbst zurückgeworfen sieht, wo zuvor noch der schützende Raum relativ sicherer Werte im gesellschaftlichen Rahmen vorgegeben war. Durch unsere Postmoderne hallt der Aufschrei des Werteverlustes. Doch ist dieser Aufschrei berechtigt? Betrachtet man den von der Gesellschaft empfundenen Werteverlust genauer, so zeigt sich, dass es heute nicht weniger Werte, sondern in Anzahl und Ausprägung – im Gegenteil - mehr Werte gibt denn je, die jedoch - im Gegensatz zur Moderne - gelassen und unbekümmert nebeneinander bestehen. Diese sich teilweise ausschließenden Werte können von System zu System und von Person zu Person unterschiedlich sein, während in Zeiten der Moderne eher übergreifende Werte für fast alle Systemebenen Gültigkeit besaßen. Die Frage aus Zeiten der Moderne, welcher Wert als allgemein erstrebenswert zu gelten habe, ist verstummt und einer anderen Frage gewichen – und zwar der Frage, wie der Einzelne im bestehenden Wertpluralismus überhaupt in die Lage versetzt werden kann, aus zahlreichen prinzipiell anerkannten Werten die für ihn passenden herauszufiltern und sich an diesen zu orientieren. Diese Wahlfreiheit hat jedoch ihre Tücken, wie wir im späteren Verlauf sehen werden. Das Gefühl des Verlustes der Werte hat ihre Ursache in der heutigen mangelnden Absolutheit eben dieser. Wie kann Identitätsentwicklung innerhalb eines postmodernen kulturellen Rahmens gelingen, der keine oder nur wenig verbindliche Orientierungspunkte bietet, anhand derer der Einzelne sein Handeln ausrichten kann? Vor welche Schwierigkeiten sieht sich der Einzelne gestellt, wenn (relativ) fest verankerte gesellschaftliche Orientierungen fehlen? Welche Gefahren sind mit dem gemeinhin als ausschließlich gut empfundenen Begriff der Freiheit verbunden und welche Maßnahmen bedient sich der Mensch, um sich selbst Struktur zu schaffen, gerade da, wo ein „Zuviel an Freiheit“ vorhanden zu sein scheint?

Und vor allem: Welche Begründungs- und Anwendungsprinzipien lassen sich aus all diesen Schwierigkeiten ableiten? Welche Fähigkeiten müsste eine Person entwickeln, um in die Lage versetzt zu werden, sich in der immer komplexer werdenden und sich permanent wandelnden Welt zurechtzufinden? Um komplexen gesellschaftlichen Anforderungen immer wieder differenziert zu begegnen? Bei der Entwicklung welcher Fähigkeiten können Unsicherheit, Stress und Belastung im Jugendalter reduziert werden?

„Es müsste folglich eine Pädagogik geben, die den zu erziehenden Nachwuchs auf eine unbekannt bleibende Zukunft einstellt. Dabei geht es nicht nur um das gewohnte Nichtwissen, um Informationsbedarf und um die Einsicht, dass man mit wenig Informationen auskommen muss, weil mehr Information die kognitiven Kapazitäten rasch überfordern, da heißt: nicht mehr in Wissen umgearbeitet werden könnte. Das auch, aber die wichtigere Einsicht ist, dass das Unbekanntsein der Zukunft eine Ressource ist, nämlich die Bedingung der Möglichkeit, Entscheidungen zu treffen. Die Konsequenz wäre, dass das Lernen von Wissen weitgehend ersetzt werden müsste durch das Lernen des Entscheidens, das heißt: das Ausnutzen von Nichtwissen.“ (Luhmann 2002:198 zitiert nach: Otto/Ziegler 2010, S. 50).

In erster Linie geht es bei dieser Betrachtungsweise um die Möglichkeit des Einzelnen, spezielle Befähigungen zu entwickeln, die – grob gesagt – auf ein möglichst selbstbestimmtes

und autonomes Leben vorbereiten. Zu einem späteren Zeitpunkt werde ich mich in Anlehnung an Amartya Sen und Martha Nussbaum einem solchen Ansatz widmen. Dieser Befähigungsansatz geht von einem Prinzip sozialer Gerechtigkeit aus und implementiert unter Anderem auch gerade dadurch einen ethischen und werteorientierten Aspekt. Martha Nussbaum hat in dem Bestreben, Prinzipien von Gleichheit, sozialer Gerechtigkeit und Hinführung zu einem „guten Leben“ normativ begründbar und vor allem anwendbar zu machen, eine Liste entwickelt, die unter anderem das Recht auf eine allgemeine Persönlichkeitsentfaltung und Identitätsentwicklung neben anderen Aspekten betrachtet. Ich werde mich in Teil 3 der vorliegenden Arbeit den einzelnen Aspekten dieser Liste noch detaillierter zuwenden.

Doch gehen wir nun zurück zu Bauman, der sich diesen Fragen aus makrosoziologischer Sicht nähert. Er zeichnet ein Bild der Postmoderne, die den Wert der Freiheit und der damit verbundenen Wahlmöglichkeit bejubelt und hiermit gleichzeitig den Einzelnen vor große Probleme stellt.

„Das Unbehagen in der Moderne erwuchs aus einer Art Sicherheit, die im Streben nach dem individuellen Glück zuwenig Freiheit tolerierte. Das „Unbehagen in der Postmoderne“ entsteht aus einer Freiheit, die auf der Suche nach Lustgewinn zuwenig individuelle Sicherheit toleriert.“ (Bauman 1999, S. 11)

Und weiter:

„War das Attribut „offen“ einst ein geschätztes, aber zerbrechliches Produkt von mutiger, wenn auch anstrengender *Selbstbehauptung*, so wird es heutzutage meist mit einem unausweichlichen *Schicksal* assoziiert [...]“ (Bauman 2008, S. 14)

Ausgehend von der konstruktivistischen Annahme, dass es keine von einer „höheren Macht“ gesetzten Wirklichkeiten und Wahrheiten gibt, die von Menschen ungefiltert „erkannt“ werden können, kann schlussfolgernd festgestellt werden, dass auch moralische Werte und Normen Konstrukte des Menschen sind, die keine Universalisierbarkeit gestatten. Ich werde diesen Aspekt in Teil 2 und 3 näher beleuchten. Eine solche Haltung kann verunsichern, ängstigen und mitunter auch Ablehnung hervorrufen. Die Gründe hierfür scheinen deutlich herauszutreten: Dadurch, dass unendlich viele Handlungs- und Entwicklungsoptionen innerhalb eines Menschenlebens bestehen, kommt kein Individuum ohne Orientierung aus. Die Unendlichkeit der Möglichkeiten zwingt uns zu wählen. Und zwar in jedem Bereich unseres Lebens. Unendlich groß ist die Auswahl an Glaubenssätzen, für oder gegen die wir uns zu positionieren haben, aus denen letztlich unsere Einstellungen und Geisteshaltungen resultieren. Fast unüberschaubar groß sind die Möglichkeiten von Zielen, die wir in unserem Leben erreichen möchten - oder eben nicht. Wir wählen Freunde, Beruf, Wohnung und deren Einrichtungsgegenstände, Kleidung, Ernährungsrichtung, Sportart (oder entscheiden uns dagegen), Ärzte, Automarke, Zahncreme, etc. Bevor wir überhaupt in eine Handlung eintreten, sind wir vor die Situation gestellt, Entscheidungen zu treffen. Im Kleinen wie im Großen. Manchmal ohne erkennbare Folgen, manchmal mit verheerenden Auswirkungen, sollten wir einmal die falsche Entscheidung getroffen haben. Zielorientierte Entscheidungen können allerdings nur unter der Voraussetzung getroffen werden, dass eine Orientierung vorliegt, vor deren Hintergrund Entscheidungen getroffen werden können. Wenn nichts da ist, worauf sich der Einzelne beziehen kann, fehlt die Grundlage für Entscheidungen. Entscheidungen beziehen sich immer auf einen Kontext, der von anderen Kontexten zu unterscheiden ist. Ob es darum geht, sich in der Eisdiele für die Eissorte zu entscheiden, die ich am liebsten mag oder um die Berufswahl, die im idealen Fall mit meinen Neigungen übereinstimmen sollte. Ob es darum geht, mich nach einer bestimmten Moderichtung zu

kleiden oder darum, einen Lebensgefährten auszuwählen. Ob es um die Wahl eines Studienfaches geht oder darum, ob ich die mir angebotene Lehrstelle annehmen soll - Orientierungen sind unerlässlich. Sie bilden die Grundlage für Entscheidungen und somit auch für Entwicklung von Identität, für Positionierung, schlichtweg für Handlungssicherheit. Orientierungen, die in Zeiten der Moderne noch Gültigkeit besaßen und weniger in Frage gestellt wurden, haben von ihrer damaligen Unverrückbarkeit nichts oder nur wenig behalten. Mit der Auflösung des Universalismus von geltenden Werten und Normen im Zuge der Säkularisierung erhielt der Wert der Freiheit einen enormen Auftrieb. Die individuelle Freiheit ist in Zeiten der Postmoderne zur Hauptressource für Identitätsentwicklung avanciert. Doch genau hierin liegt auch ihre Gefahr. Heute wird die open-end-Situation, ein sich-nicht-festlegen-müssen oftmals als reizvoller empfunden als das Gefühl der vermeintlichen Sicherheit, die nur für den Preis fester Verpflichtung zu bekommen ist.

„Man muss in der Lage sein, sich von den grenzenlosen Möglichkeiten des Verbrauchermarktes und der von ihm propagierten ständigen Erneuerungen verführen zu lassen; man muss sich freuen können über die Chance, Identitäten anzunehmen und wieder abzulegen und sein Leben auf der endlosen Jagd nach immer intensiveren Gefühlserlebnissen und immer aufregenderen Erfahrungen zu verbringen.“ (Bauman 1999, S. 30)

Das prinzipielle Offenhalten aller möglichen Optionen gilt heute als attraktiver als das Festhalten an alten Traditionen. Das Bestreben des Konsumenten nach immer neuen und immer intensiveren Erfahrungen und Erlebnissen wird vom sich ständig wandelnden und vielfältigen Marktangebot stets aufs neue geweckt und so am Leben erhalten. Diese Tendenz beansprucht m.E. sowohl im privaten als auch im beruflichen Kontext ihre Gültigkeit. Gerade im privaten Bereich lässt sich bspw. vermehrt ein ständiges Wechseln verschiedener Freizeitgestaltungsmöglichkeiten beobachten. Es scheint immer schwieriger zu werden, Phasen der Langeweile oder Stagnation durchzuhalten, wenn doch gleich nebenan so viele neue Erfahrungen locken, die den Anspruch, immer mehr und möglichst viel erleben zu wollen, erfüllen. Hier winkt das Versprechen nach Abenteuer, Vielfältigkeit, intensiver Erlebnisgestaltung. Wer heute den Anschluss nicht verlieren möchte, tut gut daran, mitreden zu können und eine breite Palette verschiedenster Erlebnisse aus dem Hut zu zaubern. Prinzipiell gilt es als erstrebenswert, im privaten Bereich möglichst vielfältig orientiert zu sein und im Idealfall einen Beruf auszuüben, der Spaß macht. Der Begriff „Spaß“ bekommt auch im beruflichen Kontext ein immer höheres Gewicht. Der Begriff „Spaß“ meint hier nicht ausschließlich das Vergnügen beziehungsweise den Zeitvertreib, sondern ich fasse den Begriff weiter. Spaß meint hier im weitesten Sinne ein Zustand von Befriedigung. Gemeint ist hier der Anspruch der Erwerbstätigen, dass nicht nur das Geld verdienen alleine zum persönlichen Wohlbefinden ausreicht, sondern dass mit der Ausführung der Arbeit noch weitere Faktoren eine Rolle spielen wie Selbstverwirklichung, Sinnhaftigkeit und innere Befriedigung, die idealerweise auch aus der beruflichen Aufgabe gezogen werden sollen. War in Zeiten der Moderne nur entscheidend, dass ein festes Einkommen bei der Ausübung des Berufes vorhanden war, reicht dieser Aspekt heute den meisten Menschen nicht mehr aus. Dem Spaßfaktor wird inzwischen nicht nur im Privaten ein hohes Maß an Relevanz beigemessen, sondern weitet die inzwischen entstandene Anspruchshaltung – nämlich Spaß haben zu wollen, auch beim Geldverdienen – auf berufliche Systeme aus.

Quantität, nicht die Tiefe der Erlebnispalette gilt heute in vielen Fällen als entscheidendes Kriterium. Sich nicht festlegen - beruflich, partnerschaftlich, freizeitgestalterisch, sondern die Fähigkeit der Flexibilität - nicht der Festlegung ist heute als entscheidendes Wertekriterium gefragt.

„Der Angelpunkt der postmodernen Lebensstrategie ist nicht, eine Identität zu fundieren, sondern eine Festlegung zu vermeiden.“ (Bauman 1999, S. 160)

Ganz im Sinne Baumans verweisen Hurrelmann/Quenzel (2012) auf eine „Liberalisierung“ von Lebensphasen hin:

„In den hoch entwickelten Gesellschaften haben sich traditionelle soziale Regeln und Umgangsformen im Vergleich zu früheren historischen Zeiten gelockert. Mit Norbert Elias (1985) und Ulrich Beck (1986) können wir von einer „*Ent-Traditionalisierung*“ sozialer Normen und einer „*Individualisierung*“ gesellschaftlicher Strukturen sprechen. Der einzelne Mensch wird aus den überlieferten Bindungen herausgelöst, die noch vor vier oder fünf Generationen die Lebensgestaltung nach Alter, Herkunft, Religion und Geschlecht festlegten. Diese haben an Verbindlichkeit verloren.

Das gilt auch für die Verhaltensnormen, die an ein Kind, einen Jugendlichen, einen Erwachsenen und einen alten Menschen gerichtet sind. Durch die „soziale Emanzipation“, die mit dieser gesellschaftlichen Umstrukturierung einhergeht, werden gewissermaßen auch die Lebensphasen >liberalisiert<.“ (Hurrelmann/Quenzel 2012, S. 17)

Es gibt nur noch wenige „natürliche Konstellationen“ im Rahmen von Beziehung und Lebensgestaltung, die Bestand haben. Die Beständigkeit von Partnerschaften ist schon lange ins Wanken geraten und weicht vermehrt dem Bewusstsein, die Wahl zu haben und demzufolge ist der Schritt nicht mehr weit, den bestehenden durch einen neuen Partner einzutauschen, sobald das Miteinander schwierig wird. Flankierend hierzu gilt die heutzutage geforderte berufliche Flexibilität als unabdingbar, will man auf dem Arbeitsmarkt bestehen. Der in der Moderne geforderte Wert des Durchhaltens, um die einmal gefundene Ordnung aufrechtzuerhalten, hat heute nicht nur an Gültigkeit verloren, sondern ist darüber hinaus auch zur Gefahr avanciert. Wer heute nicht flexibel ist, hat damit zu rechnen, an den Rand der Gesellschaft gedrängt zu werden. Dieses Gefordertsein der Flexibilität, des Loslassen-Könnens am Bestehenden zieht sich durch alle Diskurse menschlichen Erlebens. Wer festhält, gilt als schwach und unfähig, sich auf neue Gegebenheiten einzustellen. Was nicht funktioniert, muss beendet werden. Erfahrungen werden „angerissen“, nicht mehr in der Tiefe durchlebt. Urlaubsreisen, in denen man innerhalb von fünf Tagen ganze Länder durchpflügen kann, haben Hochkonjunktur. Alles kann in kürzester Zeit gesehen werden, wenig jedoch *wirklich* erfahren und erlebt.

Wenn wir mit Bauman den postmodernen Anforderungen an Identitätsentwicklung folgen, wird hieraus Eriksons Stufenmodell hinsichtlich fehlender gesellschaftlicher und kultureller Aspekte kritisierbar, was ich in Kapitel 1.1.1 einleitend zu meiner Arbeit beschrieben habe. Erikson definiert eine gesunde Persönlichkeit nach gesellschaftlichen Gesichtspunkten eines „erfolgreichen“ Mittelschichtamerikaners: Autonomie, Leistung, Initiative (vgl. Griese 2007, S. 73). Das Modell „erlaubt“ demnach den Rückschluss, dass die Menschen, die nicht die gesellschaftlich vorgegebene Norm passen, als defizitär abqualifiziert werden.

„Phasen sieht Erikson in geringer Abweichung der klassischen psychoanalytischen Definition als Krisen an, die vom Individuum in der Auseinandersetzung mit seiner Umwelt gelöst und überwunden werden müssen. Krisen dieser Art gehören wie Wachstum und Reifung zum normalen Entwicklungsprozess jedes einzelnen Menschen – unabhängig von der Kultur, in der er lebt. Kulturell verschieden ist nur die Art und Weise, wie Krisen erlebt und überwunden werden.“ (Griese 2007, S. 63)

Das Modell Eriksons lässt eine Erweiterung dahingehend vermissen, dass Entwicklung im Jugendalter auch weiteren Einflusskriterien unterliegt und oft nicht linear erfolgt. Kriterien

wie zeitliche, inhaltliche und qualitative Unterschiede, Schichtzugehörigkeit und individuelle Lebensgestaltungspläne werden durch Erikson nicht berücksichtigt.

Darüber hinaus interpretiert Eriksons Modell menschliche Lebensphasen in Anlehnung an ein epigenetisches Prinzip bis zur Phase der Adoleszenz. Dieses epigenetische Erklärungsmodell zieht sich jedoch nicht konsequent durch das gesamte Modell, sondern stoppt beim Eintritt in die Phase des Erwachsenenalters.

„Der Wachstumsplan bleibt biologisch vorgegeben, verliert aber für die Phasen nach der Adoleszenz an Aussagekraft, da nun nicht mehr irgendwelche Körperzonen aktiviert werden, sondern der Phasenablauf mehr sozio-kulturellen Einflüssen unterliegt. Im späteren Leben kann daher nicht mehr eindeutig von psychosexuellen Phasen gesprochen werden, was den Bruch in der Theoriebildung verdeutlicht.“ (Griese 2007, S.72)

Durch Bauman werden meines Erachtens die Lücken in Eriksons Modell besonders deutlich, da er gerade die gesellschaftlichen und kulturellen Aspekte, die auf Persönlichkeiten im Kontext der Postmoderne einwirken, herauschält. Nach Bauman versprach die Postmoderne dem Individuum, es von seiner geerbten und fesselnden Identität zu befreien, was den Vorteil eines Neubeginns mit sich brachte, da nun die Freiheit einer selbst gewählten Form von Leben ermöglicht wurde. Die Ketten ererbter Identitätszuschreibung wurden gesprengt, so dass sich der Einzelne - nunmehr entfesselt - sich seiner Wurzeln entledigen konnte. Identität avancierte von etwas Zugeschriebenem zu einer Leistung, der individuellen Aufgabe und Verantwortung eines jeden Einzelnen. Der äußere Rahmen, der individueller Identitätsentwicklung eine Orientierung verlieh, entschwand. Das freie Individuum hatte nun die Chance, (fast) alles werden zu können, was es sich erhoffte. Die Kehrseite der Medaille zeigt sich in Orientierungsverlusten, auf die ich weiter unten näher eingehen werde. Die Struktur sozialer Ordnung bot eine Orientierungsrichtlinie, anhand der das Individuum Identitätsentwicklung ausrichten konnte. Soziale Ordnung und individuelle Lebensgestaltung sind somit reziprok. Zuverlässige und dauerhafte Rahmenbedingungen, die Kalkulierbarkeit ermöglichen, bieten den Boden, auf dem Identität und Lebensgestaltung gedeihen können. Nur so können individuelle Bestrebungen in einen belastbaren, vertrauenswürdigen und stabilen äußeren Bezugsrahmen vernünftig eingepasst werden.

Innerhalb der Moderne war genau dies noch eher der Fall als heute. Fähigkeiten und Fertigkeiten alterten nicht schneller als seine Träger selbst und Erfolgsprinzipien behielten ihre Gültigkeit. Es konnte als sicher gelten, dass sich Befriedigungsaufschübe letztlich auszahlten. Nach Bauman wichen diese bestehenden Strukturen der Moderne postmodernen Unbeständigkeiten, die das Ende der großen Entwürfe nach sich zogen. Individuelle Lebensentwürfe finden den nahrhaften Boden, in denen eigene Bestrebungen wurzeln können, nicht mehr vor. Anstrengungen des Einzelnen, Identität zu entwickeln, können die Wurzellosigkeit nicht ausgleichen, so dass das Ich sich einer festen Identitätszuschreibung entzieht und sich der Situation gegenüber sieht, gleich einem Chamäleon das Selbst wechselnden Kontexten und Systemen anzupassen. Unterschiede, die zuvor noch relativ klar abgrenzbar waren, verlieren mehr und mehr ihre scharfen Konturen – und ihre stützende Funktion. Identitätsentwicklung in der Postmoderne zersplittert nach Bauman in eine Art von Schnappschüssen, die an die Stelle eines schrittweisen Aufbaus von Identitäten treten. Oftmals spielt heute die Fähigkeit des Vergessens und des Loslassen-Könnens eine größere Rolle als das Erinnern – immer neue Menschen und Ereignisse rücken in den Fokus der Aufmerksamkeit und verschwinden wieder. Bauman benennt als ein Charakteristikum heutiger Identitätsbildung ein fortdauerndes „Identitätsproblem“. Im Hinblick auf den Aspekt von Jugendkrisen können all diese Kriterien als Einflussfaktor eine Rolle spielen.

„In dieser Welt ist alles möglich und alles machbar, doch nichts ein für allemal – und was auch passiert, es geschieht unangekündigt und verschwindet auch genauso sang- und klanglos

wieder. In dieser Welt werden Bindungen zu einer Folge von Begegnungen verfälscht, Identitäten zu aufeinander folgenden Masken, Lebensgeschichten zu Episodenreihen, deren einzige bleibende Bedeutung in der gleichermaßen kurzlebigen Erinnerung an sie liegt. Nichts lässt sich mit Sicherheit wissen, und alles, was man weiß, lässt sich auch anders wissen – eine Art des Wissens ist so gut oder so schlecht (und ganz gewiss so unbeständig und fragwürdig) wie jede andere.“ (Bauman 1999, S. 48)

Es fehlen Ressourcen, mit Hilfe derer eine beständige, dauerhafte Identität aufgebaut und verankert werden könnte, die durch diese Verankerung am Abdriften gehindert würde. Bei allen Schwierigkeiten der Identitätsbildung, die für unsere postmoderne Zeit als typisch gelten können, muss die Frage, ob eine stabile Identität ausnahmslos als erstrebenswert betrachtet werden kann, an einer klaren Antwort scheitern. Stabile Identitäten erweisen sich spätestens im Falle der Menschen, die die Umstände ihres Lebensweges zu einem Großteil nicht mehr selber steuern können, als hinderlich, da durch diese „Bürde“ die Bewegungsfreiheit und Flexibilität eingeschränkt wird. Die mit dem Identitätsgefühl verbundenen Unsicherheiten wecken das Bedürfnis nach Orientierung, um Sicherheit im Rahmen der Identitätsentwicklung erleben zu können.

Während Bestimmungen mitgegeben beziehungsweise vermittelt werden (bspw. im Rahmen von Delegation), werden Identitäten „gemacht“. Bestimmungen schreiben jemandem Teile oder Verpflichtungen zu, Identitäten hingegen locken mit dem, was sein *könnte* aber noch nicht ist. Bestimmungen werden an den Einzelnen herangetragen. Identitäten werden vom Einzelnen gebildet. Je weniger Bestimmung das Individuum von außen erfährt, desto mehr wird es sich der Identitätssuche widmen, um eine Antwort auf die Frage zu finden, was ihn oder sie ausmacht. Innerhalb des weiteren Raumes unzähliger offener Möglichkeiten, die die Postmoderne liefert, fehlt es an Festlegungen, die bestehende Grenzen abstecken, innerhalb dieser Identität entwickelt werden kann. Rollen, die wir im Leben spielen, werden gelebt und wahrgenommen, als seien sie Identitäten, obwohl sie mehrfach täglich einem Wechsel unterworfen sind. Das Individuum, welches sich im Umfeld der Postmoderne nicht fest verankert sieht, findet sich letztlich eher in seiner Vielfältigkeit der gelebten Rollen wieder als in einer „relativ beständigen“ Identität. Damit verbunden ist die Aufgabe, ständig eigene Wünsche, Ziele und Orientierungen neu anpassen zu müssen, je nachdem, welcher Kontext das Individuum gerade umgibt. Die Frage, was vom Einzelnen übrig bleibt, würden sich die Abgrenzungen verschiedener Kontexte plötzlich verflüssigen und damit einhergehend auch die klare Eingrenzung der verschiedenen Rollen, ist eine Frage, wie sie aus der postmodernen Sicht fast zwangsläufig entstehen muss. Die Gegenwart zeigt sich nunmehr weniger als Bindeglied zwischen Vergangenheit und Zukunft, sondern zeigt sich, an beiden Enden (der Vergangenheit und Zukunft) beschnitten, als geschichtsloses Aufblitzen gegenwärtiger Augenblicke. Ein Vorwärts und ein Rückwärts verlieren ihre Gültigkeit in dem Moment, wo die geschichtliche, richtungsweisende Abfolge der Handlungsverläufe aufgelöst wird. Das In-Bewegung-Sein wird zum wichtigsten Faktor unserer Zeit, ungeachtet dessen, wohin sich eben diese Bewegungen orientieren. Für die Entwicklung von Identität bedeutet dies, dass ein kontinuierlicher Aufbau, eine schrittweise aufeinander folgende Gestaltung der Identitätsentwicklung obsolet wird. Eine „stabile“ – oder negativer formuliert – „unflexible“ Identität wird zunehmend zur Belastung in einem Umfeld, welches Flexibilität und Dynamik an erste Stelle setzt.

Da das Bild eines zukünftigen Zustandes sich dem Handelnden in der Gegenwart in den seltensten Fällen so klar offenbart und oft nicht linear zu planen ist, muss die gegenwärtige Handlung und Erfahrung sich mit Bedeutung füllen, die sie alleine aus sich selbst zu ziehen hat. Nach Bauman bedeutet dies, dass Handlungsketten, die - retrospektiv betrachtet - in ihrer Aufeinanderfolge einen Sinn ergeben, weniger als Ergebnis einer gelungenen vorherigen

Planung in Erscheinung treten, sondern ein mehr oder weniger zufälliges Ergebnis aufeinander folgender Handlungsfragmente darstellen, die jedes für sich aus sich selbst Sinn gezogen haben. Errungene Ergebnisse sind die Folge aufeinander aufbauender Schritte - sie waren aber nicht planbar und entzogen sich jeglicher Vorausschau. Es bleibt dem Einzelnen freigestellt, mit welchen Teilen der Welt man in Beziehung treten möchte und wann man diese Beziehung wieder sterben lässt. Die Leichtigkeit, mit der sich Fragmente der Welt erschließen und wieder lösen lassen, lässt unsere Wirklichkeit als weich und bröckelig erscheinen, die niemals für längere Zeit eine bestehende Form beibehält. Das – nach Bauman – bestehende „Unbehagen in der Postmoderne“ erwächst aus einer Gesellschaft, die mehr individuelle Freiheit zum Preis von immer weniger Sicherheit bietet. Dieses Unbehagen entspringt aus Freiheit und Orientierungslosigkeit. Postmoderne Menschen, konfrontiert mit Mangel an Sinn, der Porösität von Grenzen, Launenhaftigkeit von Logik und der Inkonsistenz von Geschehnisabläufen sind vor die Schwierigkeit gestellt, ihr Lebenskonzept als eine Geschichte mit verstehbaren Handlungen darzustellen. Identitätsfindung der Postmoderne kann nur unter der Prämisse stattfinden, dass der Moment der Sicherheit aufgegeben wird. Identitätsentwicklung verlangt nach der Fähigkeit, eigenes Urteilsvermögen dahingehend gezielt einzusetzen, um eine Wahl nach bestimmten individuellen Bewertungen aus einem Angebot ungezählter Möglichkeiten gezielt zu treffen und die Konsequenzen bewusst in Kauf zu nehmen und nicht aus Angst vor ihnen Entscheidungen zu scheuen. In welchem Maße individuelle konstante Orientierungsprinzipien eine solche Wahl möglich machen, kann letztlich nur der Einzelne für sich entscheiden. Die existentielle Unsicherheit zieht sich durch das irdische Dasein des Einzelnen und ein jeder hat sich ihr zu stellen. Die Postmoderne ist das Zeitalter der Identitätsprobleme, die auf der gesellschaftlichen Ebene durch ein schwer durchschaubares Beratungsangebot beantwortet wird.

Als ein Wählender muss der postmoderne Mensch die Kunst beherrschen, bestimmte Gefahren auszuschließen oder zumindest auf ein erträgliches Maß einzugrenzen. Die Gefahr der Postmoderne zeigt sich in den Möglichkeiten, Chancen zu verpassen und ungenutzt vorbeiziehen zu lassen. Die Ungewissheit der mangelnden Orientierung gepaart mit der diffusen Angst, aus einem persönlichen Versäumnis heraus nicht die „richtige“ Wahl getroffen zu haben, lässt die Nachfrage an Identitätsexperten steigen. Der Einzelne braucht die Bestätigung, dass er seinen Weg finden und gehen kann und braucht eine entsprechende Anleitung, wie dies zu bewältigen sei. Glück und Erfolg ist nun jedem Menschen als realistisches Ziel und zu erreichendes Ergebnis seines individuellen Selbsttrainings in Aussicht gestellt. Jeder kann es schaffen, seine Ziele zu erreichen, und wer es nicht schafft, der hat sich nicht hinreichend eingesetzt und hat sein Scheitern praktisch selbst zu verantworten. Innerhalb der Postmoderne gilt das Wählen als jedermanns Schicksal, doch fallen die realistischen Wahlmöglichkeiten sehr unterschiedlich aus. In diesem Sinne verhält es sich auch mit den individuellen Mitteln, um der individuellen Verantwortung für die Wahl gerecht werden zu können. Gleichzeitig fällt Orientierung schwer durch ein (vermeintliches) Überangebot an Optionen und Möglichkeiten. Die Freiheit zu wählen zieht die Verpflichtung nach sich, sich grenzenloser Möglichkeiten zu bedienen, indem das bisher Erlangte verteidigt werden muss und neue Ziele verfolgt werden. Freiheit dient als Voraussetzung für jedes Wachstum individueller Kräfte.

Die Konsequenzen, die sich aus all dem ableiten lassen, können bedeuten, dass Identitätsentwicklung in der Postmoderne dem Einzelnen mitunter früh zu viel abverlangt. Der Jugendliche, der in vielen Fällen einer beruflich ungewissen Zukunft entgegenseht, der im Begriff ist, sich vom Elternhaus zu lösen, kann auf wenige feste Orientierungspunkte vertrauen. Oftmals wird die Gründung des eigenen Lebensentwurfes dadurch als bedrohlich erlebt. Dieses Gefühl von Bedrohung äußert sich manchmal konkret, mitunter wird diese Bedrohung aber auch als diffus und schwer greifbar erlebt. Der Wertepluralismus zieht eine

mangelnde Orientierung nach sich, die es ihm erschwert, sich emotional gefestigt vom Elternhaus weg neu zu orientieren und den Schritt ins Leben hinaus zu wagen. Die oftmals diffus empfundenen Ängste und Befürchtungen können meist nicht konkretisiert werden, wirken sich jedoch im Verhalten aus.

Eine Erscheinungsform der Jugendkrise, die uns im Verlauf dieser Arbeit besonders interessieren wird – die Magersucht – gestattet mir, an dieser Stelle schon einmal mit Bauman einen Blick voraus zu werfen. Der Begriff der Körperlichkeit wird von Bauman neben anderen Aspekten vor allem im Begriff der Fitness gesehen. Anders als das zentrale erstrebenswerte Kriterium der Gesundheit, die sich auf einen körperlichen und psychischen Zustand bezieht, der sich letztlich anhand medizinischer Werte messen lässt, bleibt der Zustand der Fitness nach Bauman schwer umschreiben und festlegen.

„Während Gesundheit ein Zustand des „Nicht mehr aber auch nicht weniger“ ist, bleibt Fitness auf der Seite des „Mehr“ offen: Sie bezieht sich keineswegs auf einen bestimmten Standard körperlicher Leistungsfähigkeit, sondern vielmehr auf ein (im Idealfall grenzenloses) Potential der Erweiterung. „Fitness“ heißt, bereit für das Unerwartete, Außergewöhnliche, jenseits der Routine liegende zu sein – und vor allen Dingen: offen und bereit für alles Neue und Überraschende. Man könnte sagen, dass es bei der Gesundheit um die „Einhaltung der Norm“ geht, während Fitness die Fähigkeit bezeichnet, Normen zu überschreiten und erreichte Standards hinter sich zu lassen.“ (Bauman 2003, S. 94)

Die Verbindung zwischen Fitness und Magersucht scheint auf den ersten Blick nicht gegeben zu sein, doch lesen wir das eben aufgeführte Zitat aus der Perspektive der Magersucht, zeigen sich Parallelen. Die Erfahrung, sich „fit zu fühlen“, ist rein subjektiv – das Erlebnis der eigenen Schlankheit ebenso. Magersüchtige geben häufig vor, sich zu dick zu fühlen, obwohl objektive Kriterien dieser subjektiven Wahrnehmung auf bizarre Weise gegenüberstehen.

„Anorektiker beharren darauf, sie könnten nicht „sehen“, wie dünn sie sind, dass all die Besorgnis, die von anderen geäußert wird, unrealistisch sei, weil sie sich großartig, ganz in Ordnung fühlten, dass sie genauso aussähen, wie sie es sich wünschten. Sie behaupten sogar, sie seien immer noch „zu fett“. (Hilde Bruch 2004, S. 98)

Nach Bauman kennt das Streben nach Fitness kein „natürliches Ende“. Das Hungern einer Magersüchtigen erkennt ebenso wenig ein „genug“. Bauman greift bei seiner Betrachtung kultureller und sozialer Aspekte, die das Individuum bei seiner Entwicklung beeinflussen, keine Unterscheidung zwischen speziellen gesellschaftlichen Anforderungen männlicher und weiblicher Rollen. An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass ich diesen Aspekt in Teil 1.2.7 aufgreifen werde. Dort werde ich an einem konkreten Beispiel einer Jugendkrise – der Magersucht – spezielle Herausforderungen, die in Verbindung mit einer weiblichen Identitätsentwicklung stehen, beleuchten.

Dass sich aus den oben genannten Aspekten eine Begünstigung für die Entwicklung für menschliche Krisen im Allgemeinen und Jugendkrisen im Besonderen ergeben kann, sehe ich als sehr wahrscheinlich an. Ich gehe davon aus, dass sich sowohl im familiären Umfeld (weitere Ausführungen hierzu erfolgen in Teil 1.2) als auch im gesellschaftlichen Kontext gewisse Konstellationen herausfiltern lassen, um die Entstehung einer Jugendkrise deutlich zu beeinflussen. Ich setze voraus, dass im Regelfall für die Entwicklung einer (Jugend-)krise Begünstigungen auf verschiedenen Ebenen für dessen Entstehung gegeben sind. Diese Ebenen sehe ich in Anlehnung an Bauman auf gesellschaftlicher Ebene, mit Erikson im psychosozialen Kontext sowie mit Stierlin u.a. im familiären Umfeld. Alle Ebenen sind mit Anforderungen an den Einzelnen und mit Werten und Normen eng verknüpft, die in

Verbindung mit Wünschen und Bedürfnissen des Einzelnen in einem Spannungsverhältnis stehen und Konfliktpotenzial in sich bergen, welches der Einzelne in vielen Fällen als für sich nicht lösbar empfindet.

Mit Bauman stelle ich nun im nächsten Teil dar, welche Herausforderungen sich für Identitätsentwicklung im Rahmen einer kulturellen Ordnung stellen.

1.1.3 Identitätsentwicklung im Lichte kultureller Ordnung (Bauman)

Kultur ist nach Bauman nichts weiter als eine Einrichtung gegen alles Zufällige und das Bemühen und Aufrechterhalten einer bestimmten Ordnung. All dies geschieht in Abwehr gegen Zufälligkeit und das durch sie erzeugte Chaos. Die Entwicklung von Identität und Moralbewusstsein vollzieht das Individuum, welches sich von Anfang an innerhalb kultureller Ordnung eingebunden sieht, denn es steht vom ersten Augenblick an im Austausch mit seiner Umwelt. Kulturelle Ordnung bildet die Grundlage gesellschaftlicher Orientierung und ermöglicht dem Einzelnen, sich innerhalb eines relativ fest definierten Rahmens zu bewegen. Kulturen an sich sind keine Totalitäten. Sie entstehen durch das Zusammenspiel von historischen, geographischen, sozialen und politischen Einflüssen. Es gibt keine übergreifenden Strukturen, die Entstehung oder Aufrechterhaltung von Kultur determinieren würden. Viel mehr scheint es so zu sein, dass es andauernde Strukturierungsprozesse auf verschiedenen Ebenen gibt, die keinem übergreifenden Plan unterworfen sind, sondern sich in einem fortwährenden Prozess befinden, immer wieder neu zu sortieren, zu unterscheiden und zu trennen und durch eine bewertende Praxis zu neuen Bedeutungen gelangen.

Die daraus hervorgehende Struktur ist weniger als eine feste Größe anzusehen, sondern eher ein Prozess, der sich reziprok immer wieder neu austariert. Kultur (aus Sicht der Makroebene) und das Individuum (aus Sicht der Mikroebene) manifestieren sich wechselseitig durch ständige Aktivität, strukturiert durch eine fortwährende Manipulation von Möglichkeiten und eine aktive Selektionsleistung. Diese Aktivität ist insofern strukturiert, als die zur Verfügung stehenden Möglichkeiten begrenzt bleiben. Welche der bestehenden Möglichkeiten jedoch eintreten wird, ist nicht strukturell determiniert.

Das Jugendalter fordert Flexibilität und dennoch auch ein gewisses Maß an Festlegung, wenn die Berufswahl sich zu dem Zeitpunkt konkretisieren soll. Dies kann besonders in Zeiten der Postmoderne große Verunsicherung hervorrufen. Nach Bauman, der sich in diesem Punkt auf Alain Peyrefitte (1998) stützt, hätte man ein typisches Streben institutioneller Einrichtungen in Zeiten der Moderne darin sehen können, Grundlagen des Vertrauens zu schaffen, welches dem Einzelnen ein Gefühl der Sicherheit vermitteln sollte:

„Es geht um die Bereitstellung eines festen Bezugsrahmens, in den man Vertrauen setzen kann, und darum, die Glaubwürdigkeit der herrschenden Werte zu garantieren. Es soll sich das Gefühl einstellen, dass diese Werte dauerhaft gelten werden, dass jeder die Regeln einhalten wird und dass der Lauf der Zeit dem Ganzen nichts anhaben kann.“ (Bauman 2003, S. 195)

Heute ist das Vertrauen in die institutionelle Beständigkeit nicht mehr gegeben, da diese durch Umstrukturierungen, Verkleinerungen und/oder Arbeitszeitverkürzung dem Einzelnen kaum noch Sicherheiten bieten können. Arbeitszeitverträge sind häufiger als zuvor zeitlich befristet, Unternehmen können sich immer seltener langfristige Bindungen an Arbeitnehmer leisten. Ungewissheit und Unsicherheit in Bezug auf den persönlichen Lebensstandard begleitet heute den Alltag des Arbeitnehmers.

„Unklare Verhältnisse und Aussichten kennzeichnen das gesamte Leben: vor allen Dingen den Lebensunterhalt, und hier besonders die am weitesten verbreitete Art, sich diesen zu

verdienen, nämlich durch Arbeit in abhängiger Position. Diese Existenzgrundlage ist bereits in hohem Maße fragil geworden und verliert von Jahr zu Jahr an Stabilität.“ (Bauman 2003, S. 190)

Heute scheint das Vertrauen, welches von Bauman zu Zeiten der Moderne als wichtiges gesellschaftliches Kriterium herausgestellt wird, erschüttert oder zumindest erschwert. Als wichtigstes Kriterium bestehender Kulturen wird nach Bauman die Begrifflichkeit der *Verbraucherkooperative* genannt. Diese entsteht weder zufällig noch kann sie geplant werden - sie ist ein Zusammenwirken vieler verschiedener Teile zu einem Gesamten, weder geplant, noch spontan. Durch die Kontingenz der Ereignisse kristallisieren sich Handlungsmuster heraus, die teilweise anerkannt und teilweise wieder verworfen werden. Kultur unterliegt einer Art Selbstverwaltung, die - um sich Geltung zu verschaffen - immer wieder neu verhandelt, bestätigt und anerkannt werden muss. Interaktion kann mit dieser Definition auch nicht als Kausalität aufgefasst werden, sondern als Zusammenspiel zahlreicher Faktoren. Auf welche Weise geschieht das? Bauman vergleicht diesen Vorgang mit Begrifflichkeiten von Angebot und Nachfrage:

„Auch die Kultur sollte man sich als Spielfeld vorstellen, als einen Schauplatz für das Spiel von Angebot und Nachfrage. Hier wandern Zeichen auf der Suche nach Bedeutungen und Bedeutungen auf der Suche nach Zeichen. Erfordert der Markt im Normalfall einen gewissen Angebotsüberschuss gegenüber der vorhandenen Nachfrage und verwirklicht sich das Warenpotential der Angebote erst im Augenblick des Kaufes, so kann man auch in der Kultur einen beständigen Überschuss an Zeichen feststellen, die erst im Zuge ihres Gebrauchs/Verbrauchs die Chance erhalten, ihr Bedeutungspotential zu realisieren, das heißt zu *kulturellen Symbolen* zu werden. Bedeutungen werden Zeichen zugeordnet - und nicht umgekehrt.“ (Bauman 1999, S. 243)

Identität gestaltet sich in Abhängigkeit kultureller und interaktioneller Einflüsse. Diese Auffassung von Bauman deckt sich mit der des Interaktionistischen Konstruktivismus, den ich in Teil 2 näher beleuchten werde. Sie formiert sich stets neu, muss sich immer wieder im Rahmen wechselnder Kontexte positionieren, ist niemals abgeschlossen. Identitätsentwicklung ist fließend und unbeständig. Der Einzelne befindet sich heute weitgehend in einem Kontext, der mit Ungewissheit durchflutet ist. Dies ist auch zu beachten, wenn mit Strukturtheorien (bspw. der Theorie Eriksons) operiert wird.

Die psychische Existenz unserer Identität wird durch Orientierung geschaffen und gestützt. Es droht seelische existentielle Bedrohung, wenn Orientierungspunkte fehlen oder plötzlich wegbrechen. Diese Ungewissheit wirft die Frage auf, wie man in einer postmodernen Gesellschaft leben könne und solle. Neu im Sinne unseres Zeitgeistes ist auch die Frage, wie sich das Individuum aus seiner misslichen Lage der Orientierungslosigkeit befreien kann. Die Lösung des Problems scheint sich individueller Bewältigungsstrategien zu entziehen, denn durch eigene Anstrengung mag ein Gelingen der Unterdrückung der Ungewissheit als ausgeschlossen gelten. Der Ungewissheit kann der Einzelne nicht entkommen. Allein gelassen von gesellschaftspolitischer Größe, die innerhalb der Moderne in Bezug auf ein bestehendes Ordnungssystem noch spürbar war, findet sich das Individuum zurückgeworfen auf die ihm innewohnende Sehnsucht nach einer bestehenden Ordnung. Wir sind umgeben von einem aus der Ungewissheit resultierenden Angstmilieu. Wir leben in einer Welt ohne jede erkennbare Struktur und Logik – in einer Welt des Relativismus. Es gibt ein Mangel an Konsistenz und Zielgerichtetheit, dafür umso mehr gedachter oder nur erahnter Möglichkeiten. Wir leben in einer Welt, in der ein Nährboden für anorektische Krankheitsbilder besteht.

„Wie kann man in eine Lebensleistung, ein Lebenswerk investieren, wenn die Werte von heute garantiert schon morgen entwertet und inflationiert werden? Wie kann man sein Leben in den Dienst einer Berufung stellen, wenn die Aktiva in Gestalt mühsam erworbener Fertigkeiten schon tags darauf zu Belastungen werden? Wenn Berufe und Jobs sang- und klanglos verschwinden und das Expertenwissen von gestern sich heute wie Scheuklappen auswirkt? Und wie kann man seinen Platz in der Welt markieren und abstecken, wenn alle erworbenen Rechte nur „bis auf weiteres“ gelten, wenn jeder Partnerschaftsvertrag eine Rücktrittsklausel enthält [...]?“ (Bauman 1999, S. 158)

Und weiter:

„Lief das „Identitätsproblem“ seit den Zeiten der „Entbettung“ und die gesamte moderne Ära der „Lebensprojekte“ hindurch auf die Frage hinaus, wie man eine Identität konsequent *aufbauen* und ihr eine allgemein erkennbare Gestalt verleihen konnte, so erwächst das heutige Identitätsproblem größtenteils aus der Schwierigkeit, an einer beliebigen Identität über längere Zeit hinweg festzuhalten; daran, dass es fast schon unmöglich ist, eine Form der Identität zu finden, die gute Aussichten auf lebenslange Anerkennung hat; und aus der sich daraus ergebenden dringenden Notwendigkeit, sich keine Identität zu sehr anzueignen, damit man sich ihrer notfalls kurzfristig wieder entledigen kann. Es ist weniger das gleichzeitige Nebeneinander so vieler Arten von „seinesgleichen“, das Verwirrung und Angst verursacht, als ihr fließender Charakter, die notorische Schwierigkeit, sie festzulegen und zu definieren – all dies rührt an die zentrale und schmerzlichste aller Ängste, die aus der Instabilität der eigenen Identität und dem Fehlen dauerhafter, vertrauenswürdiger und zuverlässiger Bezugspunkte zu ihrer Stabilisierung und Sicherung herrührt.“ (Bauman 1999, S. 219)

Die Gradwanderung zwischen notwendiger Orientierung und gleichzeitiger Vermeidung von Festlegung kann schnell zu Überforderung führen, die der Einzelne (gerade auch im Rahmen der Identitätsentwicklung in der Pubertät) als bedrohlich empfinden kann. Dieses Gefühl der Angst kann - je nach Ausprägung - Ablösungsbestrebungen des Jugendlichen erschweren. Einerseits ist der Wunsch nach Ablösung vom Elternhaus vorhanden und Individuationsbestrebungen bekommen eine große Bedeutung. Andererseits verhindern mangelnde Orientierung und das Bestreben, Festlegungen möglichst zu vermeiden, gerade diesen Ablösungsprozess bewusst zu vollziehen.

Dieser Konflikt kann sich in besonderem Maße im Kontext von Magersucht zeigen, indem es hier gelingt, beide Seiten auszuleben, die an sich als unvereinbar gelten. Ich möchte an dieser Stelle kurz den Gedanken aufgreifen, welche Konsequenzen dies am Beispielfall Magersucht nach sich ziehen kann. Der Wunsch des Jugendlichen nach Ablösung und Positionierung gegen die Eltern oder erziehungsrelevante Personen wird ausgelebt, indem die permanente Essens-verweigerung gegen den Wunsch der Anderen aufrecht erhalten wird. Mit jeder Verweigerung der Essenaufnahme stärkt der Hungernde seine Position und dies umso mehr, je verzweifelter seine Umwelt auf die Verweigerung reagiert. Andererseits hat ein Magersüchtiger nicht zu befürchten, die Loyalität der Umwelt zu verlieren und kann sich der emotionalen Verbundenheit gewiss sein. Der Magersüchtige ist in einer starken Position, in dem er auf extreme Weise anderen Personen konsequent ihre Ohnmacht vor Augen führt, denn sie schaffen es nicht, den Verweigerer zum Essen zu bewegen. Die Ohnmacht der Anderen stärkt die Machtposition des Magersüchtigen. Hier kommt die Position der Abgrenzung und Individuationsbestrebung auf extreme Weise zum Tragen.

„Ich [eine Mutter magersüchtiger Zwillinge; Anm. A.Vöbing] habe vieles falsch gemacht“ bemerke ich, „zum Beispiel konnte ich nie ruhig zusehen, wenn meine Töchter so gut wie nichts aßen.“ – „Denken Sie einmal daran, wie machtvoll ein Hungerstreik ist“, beruhigt er [der Therapeut; Anm. A.Vöbing] mich, „dem kann sich keine Regierung entziehen. Gandhi hat damit sogar ein politisches System ins Wanken gebracht.“ Die Magersucht ist eine

gewaltige Provokation (auch wenn sie nicht so gemeint ist), und ich habe wie aufgezogen reagiert und mich provozieren lassen.“ (Wendt 2011, S. 103)

Identitätsentwicklung vollzieht sich vor allen Dingen in Abgrenzung, im Widerstand. Positionieren kann ich mich am deutlichsten in der Verweigerung. Essensverweigerung kann täglich neu die eigene Position zum Thema machen. Nachgeben wäre aus Sicht des Hungernden auch mit einem Verlust der eigenen Positionierung eng verschmolzen, was eine „Heilung“ so schwierig macht. Hier geht es um mehr als um den Wunsch, einem Schönheitsideal zu entsprechen. Das extreme Hungern bietet die Chance, sich zu positionieren, ohne für die Folgen verantwortlich gemacht zu werden. Magersucht bietet die Chance, sich einerseits enger zu binden und sich gleichzeitig mehr zu distanzieren und diese Abgrenzung überdeutlich werden zu lassen. Hier liegt die Möglichkeit verborgen, zwei Seiten einer Medaille zu leben und sich unter dem Schutz der Krankheit für keine von beiden entscheiden zu müssen. Trotz der überdeutlichen Abgrenzung auf der einen Seite wird eine wirkliche Abnabelung von der Familie verhindert, denn der Hungernde befindet sich im Status der Krankheit. Somit genießt er alle Rechte eines Kranken, dem nicht zugemutet werden kann, sich den Aufgaben des Lebens in einer Weise zu stellen, wie es von „gesunden Menschen“ erwartet wird. Die Bindung an die Herkunftsfamilie besteht so lange, bis das Stadium der Krankheit überwunden ist. Moralisch gestärkt durch die gesellschaftliche Akzeptanz des Krankheitsstadiums bei Magersucht, bei dem die Eigenverantwortlichkeit des Krankheitsbildes außen vor gelassen wird, befindet sich der Magersüchtige in einem Schutzraum, in dem er nicht damit zu rechnen hat, dass man ihn mit dem harten Vorwurf der Selbstverantwortlichkeit konfrontiert.

"Da die Betroffenen nicht in sich ruhen, haben sie große Angst, abgelehnt zu werden. Ablehnung oder negative Kritik lösen tiefe Selbstwertkrisen aus. Betroffene vermeiden es deshalb, Nein zu sagen, etwas abzulehnen oder Anlass zu negativer Kritik zu geben." (Fichter 2009, S. 11)

Magersucht kann demnach eine Möglichkeit darstellen, eine mögliche Ambivalenz zwischen Ablösung und Bindung auszuleben. Gleichzeitig stellt sich die Schuldfrage nicht für den Hungernden. Dieser ist krank. Krank geworden durch Veranlagung oder auch begünstigt durch die Herkunftsfamilie oder das Umfeld? Die Schuldfrage stellt sich denen, die es einfach nicht schaffen, den Erkrankten bei der Genesung zu unterstützen. Dieses Schuldgefühl auf Seiten der Bezugspersonen begünstigt die ohnehin schon ungleich verteilten Machtverhältnisse, die im Falle von Magersucht bestehen, ja bestehen müssen, damit diese besondere Erscheinungsform als Bewältigungsstrategie gelingen kann. Diese Bewältigungsstrategie kann als eine neben anderen möglichen Antworten auf postmoderne Anforderungen aufgefasst werden, denen sich der Einzelne nicht gewachsen sieht.

An dieser Stelle möchte ich einen Bezug herstellen zwischen Erikson, der mit seinem Stufenmodell eine Erklärung psychosozialer Entwicklungsprozesse versucht hat und Bauman, der den Einzelnen im Kontext von Besonderheiten postmoderner Strömungen interpretiert. Bauman thematisiert mit sehr kritischer Stimme den kulturellen und gesellschaftlichen Rahmen, in dem sich der Einzelne in der Postmoderne bewegt und schält diese Aspekte als Einflusskriterien heraus, die sich auf individuelle Auffassungen in Bezug auf Werte und Handlungssysteme auswirken (vgl. Bauman 1995, 1999, 2003, 2005, 2007, 2008). Während Erikson davon ausgeht, dass eine „gesunde Persönlichkeit“ Stufen durchläuft und mit Abschluss einer Stufe ihre „bleibende Lösung“ erreicht hat (vgl. Erikson 1995), geht Bauman davon aus, dass der Einzelne sich niemals mit einer Errungenschaft zufrieden geben kann und darf, da morgen schon nicht mehr gilt, was heute noch eine Lösung versprach. Nach Bauman ist der Einzelne heute Rahmenbedingungen ausgesetzt, auf die er sich immer wieder und

wieder neu einzustellen hat. Dies gelte gleichermaßen für zwischenmenschliche Bindungen und berufliche Kontexte. Zugunsten der Flexibilität seien festgelegte Persönlichkeitsstrukturen unbedingt zu vermeiden.

Um die Interpretation Eriksons in Bezug auf Identitätsentwicklung für das Zeitalter der Postmoderne nach Bauman neu zu bestimmen, müsste diese um Kriterien wie Konsumorientierung, Flüchtigkeit und Flexibilität erweitert werden. Ein Gefühl empfundener Sicherheit bleibt nach Bauman aus, obwohl diese auch ein Begehren des Individuums sei, welches jedoch dem heute geltenden Werte und Handlungssystem Freiheit zum Opfer fiele. Der Einzelne hat seinen eigenen Anspruch an Moral zu definieren, ohne sich jedoch allzu sehr zwischenmenschlichen Verpflichtungen hinzugeben. Die Brüchigkeit zwischenmenschlicher Beziehungen ist nach Bauman eine Realität in Zeiten der Postmoderne. Der Einzelne ist gefordert, nicht festzuhalten sondern loszulassen, nicht in alten und überholten Strukturen oder Denkansätzen zu verweilen, sondern immer wieder neu zu hinterfragen, was gestern noch gültig war.

Jeder Einzelne ist heute dazu aufgefordert, seinem Leben Ziel und Sinn zu verleihen - dieses muss entworfen und aktiv gestaltet werden. Ziel und Sinn wird nicht vorgefunden oder entdeckt, sondern ist nun auf die Handlungsebene des individuellen Gestaltens gewechselt. Mit dieser Verantwortung und Neuentwicklung steigt auch die Ungewissheit, in welche Richtung sich die persönliche und berufliche Entwicklung einpendeln kann. Die heute vorherrschende vorbehaltlose Akzeptanz eines Pluralismus und die für unsere Zeit charakteristische liberale Großzügigkeit schaffen eine Situation, in der alles als gut gilt und nichts als wirklich schlecht verworfen wird. Letztlich verbindliche Werte sind durch die Strömungen der Postmoderne ambivalent geworden. Der Einzelne hat somit einerseits die Chance des Experimentierens, was aber andererseits auch bedeutet, Risiken einzugehen und auf sich selbst vertrauen zu müssen, was auch zu einem Scheitern führen kann.

Gerade hierdurch bekommt die Stärkung der eigenen Persönlichkeit eine besondere Relevanz. Ich habe weiter oben bereits in Anlehnung an Bauman festgestellt, dass Identitätsentwicklung ein aktiver Vorgang ist, der nicht einfach zufällig geschieht, sondern der – im Austausch mit dem sozialen und kulturellen Umfeld – von dem Heranwachsenden aktiv „erarbeitet“ wird. Diese „Erarbeitung“ an der Persönlichkeit dient dem Ziel, sich zu einem Menschen zu entwickeln, der einerseits autonom entscheiden und handeln kann, ohne Bindung zu Anderen nachhaltig zu gefährden. Stierlin nennt diese Fähigkeit „bezogene Individuation“, wie wir weiter oben bereits gesehen haben.

Identitätsentwicklung fordert den Einzelnen heraus, bestimmte Fähigkeiten auszubilden, die aktuell noch nicht vorhanden sind. Ein gewisses Maß an Fähigkeiten muss jedoch bereits verfügbar sein, sonst wird eine Weiterentwicklung erschwert. Das Hauptthema dieser Arbeit beschäftigt sich mit der Anfälligkeit für Krisen im Jugendalter. Krisen (oder Probleme) können nach der Auffassung systemischer Therapie jedoch – wenn man eine andere Sicht einnimmt – vor allem Lösungen darstellen.

„Wer konsequent lösungsorientiert denkt und handelt, kommt schnell zu der Erkenntnis, dass jede von Menschen als psychosoziales Problem definierte Tatsache und jedes symptomatisch wahrgenommene Verhalten eine Lösung für einen zugrundeliegenden internen beziehungsweise externen Konflikt darstellt. Das Symptom beziehungsweise Problem löst einerseits widersprechende Strebungen auf, andererseits verursacht es für die Beteiligten oft hohe „Kosten“ (negative individuelle und interpersonelle Auswirkungen, Lebens einschränkungen und Leid). (Mücke 2001, S. 29)

Durch Krisen können Moratorien entstehen, die schwerwiegende Entscheidungen in bestimmten Lebensphasen aufschieben. Durch schwerwiegende Jugendkrisen (wie in unserem

Beispiel der Magersucht) können auf zwischenmenschlicher Ebene Bindungen und Abgrenzungen austariert werden, wie ich in Teil 1.2 hervorgehoben habe.

Oder anders ausgedrückt: Krisen im Jugendalter können meiner Meinung nach in vielen Fällen auf eine Überforderung hindeuten, den (fremden, von außen gesetzten) Ansprüchen nicht entsprechen zu können oder zu wollen. Im Sinne Nussbaums, die ihrer Theorie eine Rahmung von Befähigungen (beziehungsweise Fähigkeiten) setzt, würde dies bedeuten, dass Jugendliche, die sich in massiven und lang anhaltenden Krisen befinden, bestimmte Fähigkeiten (noch) nicht entwickelt haben, um den entsprechenden Anforderungen genügen zu können. Hierbei sehe ich nicht in erster Linie das Scheitern oder nicht entsprechen können (oder wollen) der Anforderungen an sich im Vordergrund (wie bspw. eine hohe elterliche Erwartung an die Berufswahl des Jugendlichen) – sondern den Konflikt, der sich ggf. dahinter verbirgt. Aus Sicht des Jugendlichen kann dann der Eindruck entstehen, „nur“ durch eine schädigende Krise aus dem Konflikt herauszukommen.

Um das eben gesagte deutlicher zu veranschaulichen, hier ein Beispiel: Nehmen wir einmal an, dass den Eltern eines jungen Mädchens vorschwebt, sie möge einen „ordentlichen, gut bezahlten Beruf mit einem hohen sozialen Status“ ergreifen, wie z.B. einen medizinischen Beruf. Die Tochter jedoch interessiert sich vor allem für eine künstlerische Richtung. Ihre Fähigkeiten und Neigungen, ihr gesamtes berufliches Interesse ist ein anderes als das, welches den Eltern vorschwebt. Je nach Eltern-Tochter-Verhältnis befindet sich die Jugendliche dann ggf. in einem Konflikt. Dies tut sie meines Erachtens jedoch nicht, weil die beruflichen Vorstellungen ihrer Eltern und ihre eigenen sich konträr gegenüberstehen, sondern weil sie eine „Spannung im zwischenmenschlichen Beziehungsgeflecht“ wahrnimmt, wenn sie ihren eigenen Bestrebungen folgt. Der Kernkonflikt würde sich in einem solchen Fall eher im Rahmen eines zwischenmenschlichen Spannungsverhältnisses bewegen. Ob die Tochter letztlich die kognitiven Fähigkeiten oder grundsätzlich die Voraussetzungen für einen medizinischen Beruf mitbringt oder ob es „nur“ um ein unterschiedliches Interessengelage geht, ist meines Erachtens nicht das Entscheidende. Die Kernthematik dreht sich um das Spannungsverhältnis von Bindung (zu den Eltern) und Autonomie. Argumentieren wir im Sinne Nussbaums (ich komme in Teil 3 darauf zurück), würde dies bedeuten, dass die Tochter nicht die Fähigkeit besitzt, das zwischenmenschliche Spannungsverhältnis anders zu lösen, als sich „in eine Krise zu entwickeln“ und sich somit zumindest einmal ein Moratorium zu schaffen. Eine mögliche, „reife Lösung“ könnte darin bestehen, den Eltern gegenüber anders zu begegnen und die Konsequenzen (möglicherweise eine vorübergehende Belastung der Eltern-Kind-Beziehung) auszuhalten, ohne den eigenen Weg zu verlassen. Dies erfordert jedoch ein gewisses Maß an „autonomer Stabilität“, an Selbstwertgefühl und an Stärke. Diese Fähigkeiten sind im Jugendalter jedoch gerade dabei, sich zu entwickeln und noch nicht vollständig vorhanden, was Jugendliche mitunter „dazu zwingen“ kann, einen Ausweg in einer Krise zu suchen. Das Herausfinden aus dem Gefühl der Ausweglosigkeit wird noch dadurch untermauert, dass der Einzelne mitunter seine Selbstbestimmungsmöglichkeiten ggf. nicht erkennt und/oder wenig Motivation besitzt, entsprechendes Potenzial zu entwickeln. Die Gefahr, dass Entwicklung im Jugendalter hierdurch erschwert wird, scheint mir relativ hoch zu sein. Doch wie kann man einer solchen Situation aus einem sozialen Kontext heraus entgegenwirken?

Im Sinne Nussbaums hätte das soziale Umfeld weder dafür zu sorgen, die Jugendliche davon zu überzeugen, einen medizinischen Beruf zu erlernen, noch, eine künstlerische Richtung einzuschlagen. Der „Weg aus der Krise“ würde eher darin bestehen, die Jugendliche darin zu bestärken, Fähigkeiten zu entwickeln, die es ihr gestatten, aus der Krise herauszufinden und zwischenmenschliche Belastungen auf eine Weise zu lösen, die weder ihr noch der Familie nachhaltig schaden.

„Dieser Tradition folgend werden Wissensaneignung und Bildung aus der Capabilities-Perspektive nicht nur mit Blick auf ökonomisches Wachstum und gesellschaftliche Innovationsfähigkeit fokussiert, sondern vor allem als Prozesse der Entwicklung von Verwirklichungschancen der Individuen (Capabilities). Mit diesen Verwirklichungschancen wird die reale Autonomie von AkteurInnen in Form des empirischen Ausmaßes und der Reichweite des Spektrums effektiv realisierbarer und hinreichend voneinander unterscheidbarer Möglichkeiten bestimmt, über das sie verfügen, um das Leben (in unterschiedlichen Bereichen) führen zu können, welches sie mit guten Gründen erstreben.“ (Otto/Ziegler 2010, S. 87)

Ein solcher Ansatz benötigt eine normative Wertegrundlage, auf deren Fundament sich Maßnahmen ableiten lassen. Hierfür greife ich zu einem späteren Zeitpunkt einerseits auf den Capability-Approach im Sinne Nussbaums (in Teil 3) und andererseits auf das Prinzip der gewaltfreien Erziehung nach Omer und von Schlippe zurück (in Teil 4). Beide Konzepte können dem Jugendlichen in der schwierigen Phase der Identitätsentwicklung einerseits Orientierung bieten, ohne jedoch die Selbstbestimmung und Autonomie des Jugendlichen einzuschränken. Der Fokus liegt hier auf der Möglichkeit, Fähigkeiten auszubilden, die dem jungen Menschen bei der Verwirklichung *ihrer* Ziele helfen können. Im Grunde geht es um die Stärkung der eigenen Persönlichkeit des Jugendlichen, die gerade in Zeiten der Unsicherheit, durch die sich die Postmoderne auszeichnet, nicht hoch genug bewertet werden kann. Zeiten der Pluralisierung (vor allem auch Pluralitäten richtungsweisender Werte) verlangen vor allem eines: Das zurückgreifen können auf eine autonome, starke Persönlichkeit, die in der Lage ist, aus einer Angebotsvielfalt Entscheidungen zu treffen und letztlich auch mit Scheitern umzugehen (vgl. Kap. 1.1.3 dieser Arbeit).

Die erfahrene Freiheit unserer Postmoderne hat einen bitteren Beigeschmack. Das Leben besteht aus einer Folge riskanter Entscheidungen, stets unter dem Zwang, auf bestimmte Chancen setzen zu müssen und gleichzeitig andere Chancen ungenutzt vorbeiziehen lassen zu müssen. Die nicht teilbare Verantwortung, die ich für die Wahl meiner Entscheidungen alleine zu tragen habe, wiegt schwer, die Konsequenzen falscher Entscheidungen lösen Angst und Unbehagen aus. Das Gefühl, sich auf sich selbst verlassen zu können, wird ständig aufs Neue in Frage gestellt durch die Angst vor persönlichem Ungenügen. Man kann sich weniger am eigenen Urteil orientieren, man braucht Führung und Orientierung, die dem Einzelnen außerhalb seiner selbst die Richtung weist. Damals bestehende Phantasien der Moderne von einer „guten Welt“ waren in einer bestimmten Weise konservativ, indem sie alle unterstellten, dass eine „vollkommene Welt“ das konstante Bestehen einer geltenden Ordnung verspricht. Das Ende des Veränderungsprozesses verheißt die Gültigkeit des heute erworbenen Wissens und daraus entstandener Fähigkeiten über einen langen Zeitraum hinweg. Voraussetzung für die Umsetzung totalitärer Ideologien ist es, dem Handeln eine fest definierte Richtung vorzugeben, eine genaue Festlegung von gut und böse, richtig und falsch anzubieten, damit sich anhand dieser Festschreibung das zielgerichtete Handeln - über Zweifel erhaben und Irrungen ausblendend - sicher und souverän der Umsetzung der Ideologie verschreiben kann. Indem die Welt so in eine festgelegte Ordnung gebracht wird, weichen Unsicherheit, Angst und Orientierungslosigkeit, weicht das Gefühl der eigenen Nutzlosigkeit dem erhabenen Empfinden, eine Mission zu erfüllen und dem eigenen Dasein hierdurch eine größere Bedeutung zu verleihen. Erikson (1995) stellt die Bedeutung einer Ideologie für die Persönlichkeitsentwicklung folgendermaßen dar:

„Die Jugend braucht eine Grundlage für ihre negativen und positiven Einstellungen in Gestalt von ideologischen Alternativen, die mit der vorhandenen Skala der Alternativen für die Identitätsbildung in lebendiger Beziehung stehen.“ (Erikson 1995, S. 203)

Dieser Aspekt steht in enger Verbindung mit dem von Stierlin ins Leben gerufenen Begriff der Missionserfüllung, die dem eigenen Dasein eine höhere Bedeutung zu geben vermag. Auf mikrosozialer Ebene finden wir ihn im Delegationsmodell von Stierlin umgesetzt, welches ich in Teil 1.2 einführen werde. Wo auf kultureller Ebene klare Orientierungsrichtlinien fehlen, stützt sich der Einzelne auf einen anderen Rahmen, um dort die Orientierung zu finden, die er benötigt, um sich positionieren zu können – die Familie. Betrachtet man die oben beschriebene „Brüchigkeit“ fest verbindlicher Orientierungsanker in Zeiten der Postmoderne, kann die Familie gerade im Hinblick auf Orientierung und Stützfunktion in vielen Fällen als ein Rettungsanker empfunden werden. Gerade dies erweist sich dann als schwierig, wenn der Jugendliche sich vom Elternhaus wegorientieren soll, um sich „draußen in der Welt“ selbstständig zu behaupten. Der Ablöseprozess vom Elternhaus kann somit als massive Bedrohung erlebt werden. Um sich diesem Konflikt zu entziehen, kann Magersucht als eine Möglichkeit einer kreativen Lösungsfunktion verstanden werden.

In diesem Teil habe ich den Aspekt der Identitätsentwicklung allgemein beleuchtet. Ich habe die Herausforderungen, die sich für junge Menschen in der Postmoderne stellen, in den Blick genommen. Nun soll es in Teil 1.1.4 darum gehen, Normen- und Werteorientierungen mit Blick auf das Jugendalter zu betrachten.

1.1.4 Die Bedeutung von Normen- und Werteorientierung im Kontext des kritischen Jugendalters (Erikson)

Nach Erikson ist allen menschlichen Entwicklungsphasen gemein, dass diese sich immer im Zusammenspiel mit sozialer und historischer Umwelt und im Austausch mit Bezugspersonen vollziehen, die als wichtig erlebt werden. Wir haben im Teil 1.1.1 gesehen, dass Erikson die Bedeutung der sozialen Bezugspersonen in der Phase der Adoleszenz hervorhebt, da durch die Reaktionen des sozialen Umfeldes das Verhalten des Jugendlichen und die eigene Rolle in der Gemeinschaft entscheidend beeinflusst werden.

„Diese Identität von etwas im Kern des Individuums angelegtem und einem wesentlichen Aspekt des inneren Zusammenhalts der Gruppe soll also der Gegenstand unserer Untersuchung sein; denn der junge Mensch muss lernen, dort am meisten er selbst zu sein, wo er auch in den Augen der anderen am meisten bedeutet – jener anderen natürlich, die wieder für ihn die höchste Bedeutung erlangt haben. Der Begriff „Identität“ drückt also insofern eine wechselseitige Beziehung aus, als er sowohl ein dauerndes inneres Sich-Selbst-Gleichsein wie ein dauerndes Teilhaben an bestimmten gruppenspezifischen Charakterzügen umfasst.“ (Erikson, 1995, S. 124)

Im Hinblick auf die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit ist das Jugendalter insofern hervorzuheben, als dass hier spielerische Elemente, die den Rahmen kindlicher Entwicklung bilden, einer vermehrten Ernsthaftigkeit weichen. Die Erwartungen des sozialen Umfeldes an den Heranwachsenden steigen und fordern ihn heraus, nun die Weichen des späteren Lebens zu stellen. Erikson stellt in diesem Zusammenhang den Aspekt der Berufsfindung heraus, die ebenfalls einen zentralen Aspekt des Jugendalters ausmacht. Hier heißt es:

„Um seinen Platz in der Gesellschaft einzunehmen, muss der Mensch zu einer konfliktfreien, gewohnheitsmäßigen Beherrschung seiner vornehmlichen Begabung kommen, die er zu seinem Beruf macht; in der unmittelbaren Ausübung dieses seines Berufes, in der menschlichen Gemeinschaft, die er dadurch findet, und in der Tradition dieses Berufes muss er seine quasi unerschöpflichen Hilfsquellen erkennen; schließlich braucht er noch eine verständliche Theorie der Lebensprozesse [...] (Erikson 1995, S. 135 f.)

Vor welche Aufgabe sieht sich der Jugendliche hinsichtlich seiner Persönlichkeitsentwicklung gestellt? Er ist gefordert, eine Identität zu finden, die:

„[...] fest und informiert genug ist, um handeln zu können – was genug Erfahrung voraussetzt, die Macht der Tatsachen und die Tatsachen der Macht anzuerkennen; genug praktischen Idealismus, um infantile Ideale an lebende Personen und Probleme zu heften; und genug rebellisches Engagement für die Zukunft, um einen Teil der internalisierten Forderungen infantiler Schuld hinter sich zu lassen.“ (Erikson 1975, S. 82)

Zunächst wäre festzuhalten, was Erikson unter einer gesunden Persönlichkeit versteht. Erikson greift in seiner Schrift „Identität und Lebenszyklus“ eine Definition von Marie Jahoda (1950) auf, um den Begriff der „gesunden Persönlichkeit“ zu definieren. Hier heißt es:

„[...] wonach die gesunde Persönlichkeit ihre *Umwelt aktiv meistert*, eine gewisse *Einheitlichkeit* zeigt und imstande ist, *die Welt und sich selbst richtig zu erkennen*.“ (Erikson 1995, S. 57)

Der Aspekt der Selbsterkenntnis stellt somit das Fundament der Identitätsentwicklung dar. Mit dem Begriff der Ich-Identität möchte Erikson einen spezifischen Zuwachs an Persönlichkeitsreife herausstellen, den der Einzelne am Ende seines Jugendalters erreicht haben muss. Er stützt sich dabei auf Erfahrungen aus seiner Kindheit, um auf den späteren Erwachsenen-Status vorbereitet zu sein.

Das Stufenmodell der psychosozialen Entwicklung, welches wir Teil 1.1.1 kennen gelernt haben, verdeutlicht, dass während der gesamten Kindheit hindurch Stufen durchlaufen werden, durch die das Kind eine Vorstellung davon bekommt, wer es ist. Diese „Gewissheit“ wird jedoch mit jeder neuen Stufe erneut in Frage gestellt, die Selbstgewissheit muss mit jeder Phase neu definiert werden. Solcherlei Brüche können eine Krise auslösen, da sie eine neue Ausrichtung erlernter Verhaltensmuster fordern und das Bild der eigenen Person (vorläufig) erschüttern. Der junge Mensch ist immer wieder dazu herausgefordert, neue Anforderungen seiner Umwelt, die an ihn herangetragen werden, zu erfüllen. Um diese Aufgabe hinreichend erfüllen zu können, ist er gefordert, alte bisher erworbene Strategien und Verhaltensmuster zu nutzen, während er gleichzeitig eine gewisse Offenheit für neue Persönlichkeitsentwürfe behält, die es ermöglichen, sich den erweiterten Anforderungen anpassen zu können.

„Diese neuen Identifikationen sind nicht mehr durch das Spielerische der Kindheit und die Probierfreude der Vorpubertätszeit charakterisiert. Unerbittlich zwingen sie den jungen Menschen, Entscheidungen zu treffen, die mit wachsender Beschleunigung zu immer endgültigeren Selbstdefinitionen, zu irreversiblen Rollen und so zu Festlegungen „für’s Leben“ führen.“ (Erikson, 1995, S. 137)

Erikson bezeichnet die relativ lange anhaltenden Schul- und Hochschuljahre als eine Form eines psychosozialen Moratoriums, die als Sequenz kognitiver und persönlicher Reife von der Gesellschaft allgemein anerkannt wird. Solange der junge Mensch in die Institution Schule eingebunden ist, besteht ein „sanktionierter Aufschub endgültiger Verpflichtung“ (vgl. Erikson 1988, S. 98). In dieser Phase hat der junge Mensch die Möglichkeit, teils jugendliche und auch erwachsene Verhaltensformen experimentell zu erforschen. Solange ein solches Moratorium anhält, wird dem Jugendlichen ein Aufschub endgültiger Lebensentscheidungen gewährt.

In einigen Kulturen existieren Übergangsrituale, die den Abschnitt zwischen Kindheit und Erwachsenenstatus symbolisch klar abgrenzen (sogenannte Initiationsriten). Die „Schwebephase“, die den Übergang zwischen Kindheit und Erwachsenen markiert, ist somit

zeitlich klar umrissen und legt fest, ab wann der Heranwachsende in voller Verantwortung seines Lebens steht. So vollziehen bspw. die Indianer eine sogenannte „Schwitzhüttenzeremonie“, die Reinigung und Heilung bewirken sollen. Die Schwitzhütte ist ein kuppelförmiges Weiden- oder Haselnussgerüst, welches mit Decken bedeckt ist. Glühende Steine werden in die Mitte der Hütte gelegt. Im Kreis der Steine sitzen die teilnehmenden und reinigen durch Schwitzen Körper und Verstand (vgl. Internet: www.matthiasbalk.de). Hitze und Dunkelheit sollen innere Prozesse in Gang bringen, die auf den neuen Lebensabschnitt vorbereiten. In der westlichen Welt sind solche Initiationsriten in der Regel nicht so klar abgegrenzt beziehungsweise in einen religiösen Kontext übertragen. So gelten Kommunion und Konfirmation ebenfalls als Übergangsrituale, es steht jedoch der Kontext Glaube zu Gott und Aufnahme in die christliche Gemeinde im Vordergrund. Klar bezeichnete Rituale, um den Übergang vom Kind zum Erwachsenen zu markieren, sind in unserer westlichen Welt nicht vorhanden.

Durch das Fehlen klar umfassender und eindeutiger Übergänge gibt es eine mehr oder weniger lange Zeitspanne einer „Übergangsschwelle“. Wann genau die Wandlung vom Kind zum Erwachsenen stattfindet, kann nicht klar ausgemacht werden.

Mit dem Austritt des schützenden Rahmens der Schule beziehungsweise Hochschule endet zwar das institutionell gesteuerte psychosoziale Moratorium, jedoch sieht sich der Heranwachsende zu dieser Zeit oftmals vor die große Aufgabe gestellt, nun die Weichen für sein späteres Leben zu stellen. Bricht der schützende institutionelle Rahmen (Schule) nun weg, kann sich der Jugendliche meiner Ansicht nach, der sich dem Druck steigender Verantwortung (noch) nicht gewachsen sieht, ggf. berufen fühlen, das psychosoziale Moratorium in Form einer ausgewachsenen Jugendkrise (wie z.B. Magersucht) zu entwickeln.

Wie zuvor schon mehrfach erwähnt, gilt die Adoleszenz als eine Phase vermehrter Konflikte und gilt von daher als besonders krisenanfällig. Sie zeichnet sich aus durch eine Labilität der Selbstgewissheit einerseits, andererseits birgt sie enorm viel Entwicklungspotenzial in sich. Das Gelingen der Entwicklung einer stabilen Persönlichkeit setzt ein Mindestmaß an Sicherheit voraus, vor dessen Hintergrund Denk- und Handlungswege erst entworfen und dann ausprobiert werden können. Da das Jugendalter jedoch von einem starken Unsicherheitsgefühl geprägt ist, muss der Jugendliche sich bemühen, ein Gefühl der Sicherheit „künstlich“ zu erzeugen, indem er sich einerseits extrem mit einer bestimmten Denkrichtung überidentifiziert und andererseits ein hohes Maß an Intoleranz anderer Denk- und Handlungsstile an den Tag legt. Diese „Starre im Denken“ ist notwendig, um ein Fundament zu schaffen für jegliche Versuche, sich einen Platz in der Gesellschaft zu sichern. Ich komme im Verlauf dieser Arbeit noch auf diesen Aspekt ausführlicher zurück. Erikson bezeichnet dieses hohe Maß an Intoleranz als eine Abwehr gegen das Gefühl der Identitätsdiffusion (vgl. u.a. Erikson 1995, S. 110). Man kann demnach sagen, dass eine geschwächte Ich-Identität ihre Stärke aus der Identifizierung mit einer bestimmten Wertigkeit beziehungsweise aus der Zugehörigkeit einer Gruppe und der damit verbundenen Zugehörigkeit zieht. Die Identifikation mit bestimmten Glaubenssätzen und Werten vermittelt Orientierung und eine Basis, vor der eine Positionierung der eigenen Person erst möglich wird.

„Ein Zustand akuter Identitätsdiffusion wird gewöhnlich manifest, wenn der junge Mensch sich vor eine Häufung von Erlebnissen gestellt sieht, die gleichzeitig von ihm die Verpflichtung zur *physischen Intimität* (die keineswegs immer deutlich sexuell sein muss), zur *Berufswahl*, zu energischer *Teilnahme am Wettbewerb* und zu einer *psychosozialen Selbstdefinition* fordern.“ (Erikson, 1995, S. 155)

Erikson bezeichnet das Jugendalter als eine natürliche Periode der Wurzellosigkeit (vgl. Erikson 1971, S. 77). Der Jugendliche ist gefordert, das sichere Terrain der Kindheit zu

verlassen und nach einem festen Halt im Erwachsenenendasein suchen. Erfahrungen, Bewertungen, Hoffnungen und Glaubenssätze aus der Kindheit müssen nun an konkreten Möglichkeiten für das künftige Erwachsenenleben erprobt werden. Dies geschieht oftmals aus einem Gefühl der Unsicherheit heraus, denn diese muss erst neu entstehen.

„[...] was das Individuum in sich selbst zu sehen gelernt hat, muss jetzt mit den Erwartungen und Anerkennungen, die andere ihm entgegenbringen, übereinstimmen; was immer an Werten für ihn bedeutungsvoll geworden ist, muss jetzt irgendeiner universellen Bedeutsamkeit entsprechen.“ (Erikson 1971, S. 77)

Ich komme also nun zum eigentlichen Schwerpunkt dieses Kapitels – Werte, normative Vorstellungen und ideologische Überzeugungen: Ebenso wie das soziale Umfeld und bedeutsame Bezugspersonen spielen Vorstellungen und Werte gerade in der Phase der Adoleszenz eine nicht zu unterschätzende Rolle, da sie jegliches Denken und Handeln im menschlichen Alltag beeinflussen. Werte fließen immer in Handlungssysteme des Menschen mit ein. Definiert man Denken als einen Akt der Handlung, so kann man den Vorgang des Denkens als einen inneren Handlungsprozess definieren. So muss ich einem Wert, den ich für gut befinde, nicht unbedingt befolgen, er wird sich jedoch in Form des Gewissens im inneren Handlungssystem des Denkens wiederfinden. Wenn ich absolute Treue unter Lebenspartnerschaften für richtig und gut befinde, kann ich mich trotz schlechtem Gewissen heimlich auf eine Affäre einlassen. In diesem Falle würde sich mein Wertesystem lediglich in meinem inneren Handlungssystem für mich zeigen. Wenn der Wert der Treue jedoch mein äußeres, sichtbares Handeln steuert, werde ich mich auf eine Liebschaft nicht einlassen. Der Wert würde sich in einem solchen Fall in meinem äußeren Handlungsmuster wiederfinden. Werte zeigen sich immer in der einen oder anderen (inneren oder äußeren Form). Ohne Handlungsbezüge würden Werte jegliche Sinnhaftigkeit verlieren. Diesen Aspekt möchte ich an dieser Stelle hervorheben. Wenn ich im Verlauf dieser Arbeit den Wertebegriff verwende, impliziert dieser immer auch einen Handlungsbezug.

Im Jugendalter erhält die Werteorientierung noch einmal eine besondere Bedeutung. Der Jugendliche ist in seiner Identität (noch) nicht fest verwurzelt und kann in der Regel seine gewünschte Sicherheit für die Grundlage richtungsweisender Denk- und Handlungsprozesse noch nicht ausschließlich aus seiner eigenen Persönlichkeit heraus beziehen. Erikson stellt fest,

„.....dass Ideologien vereinfachte Vorstellungen des Künftigen sind, [...] und dass auf gewissen Stufen der individuellen Entwicklung und in gewissen geschichtlichen Perioden ideologische Polarisierungen, Konflikte und Verpflichtungen einem unwiderstehlichen inneren Bedürfnis entsprechen. Die Jugend braucht eine Grundlage für ihre negativen und positiven Einstellungen in Gestalt von ideologischen Alternativen, die mit der vorhandenen Skala der Alternativen für die Identitätsbildung in lebendiger Beziehung stehen.“ (Erikson 1995, S. 203)

An anderer Stelle heißt es:

„All dies kann sich indes nur im Rahmen einer Ideologie überzeugend bilden – und Ideologie ist in meinen Augen kein Monopol politischer Parteien, sondern auch etwas für die Entwicklung Notwendiges. [...] Die Annahme Jeffersons und seiner Freunde, im Menschen gebe es einen moralischen Kern, der, wenn man ihm nur den Spielraum lasse, sich durch wechselseitige Aktivierung der Menschen untereinander zu manifestieren, in der Regel moralische und rationale Entscheidungen treffe, stellt eine grundlegende Entwicklungswahrheit dar.“ (Erikson 1975, S. 108)

Doch gerade dann, wenn Werte und Ideologien dazu führen, seine Anhänger in Kompromisslosigkeit erstarren zu lassen, bildet dies die Grundlage für Konflikte innerhalb und außerhalb der eigenen Persönlichkeit.

„Es sind der Totalanspruch und die Ausschließlichkeit gewisser Ideologien, die das Über-Ich in die Lage versetzen, der Identität wieder Boden abzugewinnen. Denn wenn bestehende Identitäten fadenscheinig werden oder im Entstehen begriffene sich in ihrer Entwicklung bedroht fühlen, kommt es zu besonderen Krisen, die Menschen dazu veranlassen können, mit grausamsten Mitteln Kreuzzüge zu führen gegen jene, die ihre unsicheren ideologischen Grundfesten zu bedrohen oder zu erschüttern scheinen.“ (Erikson 1995, S. 204)

In seiner Schrift „Jugend und Krise“ (1998) spricht Erikson im Zusammenhang problematischer jugendlicher Verhaltensweisen von einer „negativen Identität“. Er hebt hervor, dass jugendliche Bestrebungen, sich eine „negative Identität“ in Form von Rebellion gegen elterliche Ideale äußern, um

„...einen eigenen Platz zu finden und gegen die übertriebenen Ideale zu verteidigen, die entweder von krankhaft ehrgeizigen Eltern gefordert oder von zu überlegenen tatsächlich verwirklicht werden. In beiden Fällen werden die Schwächen und unausgesprochenen Wünsche der Eltern von dem Kind mit katastrophaler Klarheit erkannt.“ (Erikson 1998, S. 180)

Weiter unten heißt es:

„Derartige [...] Entscheidungen zu einer negativen Identität stellen natürlich einen verzweifelten Versuch dar, in einer Situation wieder einigermaßen die Herrschaft zu gewinnen, in der die zur Verfügung stehenden positiven Identitätselemente einander ausschließen. Die Geschichte solch einer negativen Wahl enthüllt eine Reihe von Bedingungen, angesichts derer es für den Patienten leichter ist, aus einer totalen Identifizierung mit dem, was man am wenigsten von ihm erwartet, ein Identitätsgefühl von ihm zu gewinnen, als um ein Gefühl der Realität in gebilligten Rollen zu kämpfen, die mit seinen inneren Mitteln nicht erreichbar sind.“ (Erikson 1998, S. 181)

Erikson stützt sich in seinen Untersuchungen und Beobachtungen auf das psychoanalytische Denkmodell, welches sich an Sigmund Freud anlehnt. Erikson greift zur Darstellung menschlicher Entwicklungsstadien auf ein epigenetisches Diagramm zurück. (vgl. Erikson, 1995, S. 58, f.) In Teil 1.1 habe ich bereits die verschiedenen Entwicklungsstufen im Sinne Eriksons dargestellt. Im Grunde unterscheidet sich Erikson hier von der systemisch-konstruktivistischen Grundhaltung meiner Arbeit. Erikson stellt menschliche Entwicklung in Form eines Stufenmodells dar. In meiner Arbeit hingegen lege ich eine systemische Betrachtungsweise zugrunde, die menschliche Entwicklungsprozesse zirkulär begreift. Dennoch fasse ich gewisse Teile Eriksons Konzept als sehr stimmig auf hinsichtlich systemischer Auffassungen Stierlins, die sich mit Krisen im Jugendalter am Beispiel Magersucht auseinandersetzen.

Identitätsbildung setzt Abgrenzung voraus, sie funktioniert am deutlichsten über Negation. Indem ich mich mit einem Nein bestimmten Anforderungen verweigere, grenze ich mich ab und somit gelingt mir eine Positionierung.

„Die besondere Stärke der Adoleszenz, *Treue*, behält ihren starken Bezug zu kindlichem Vertrauen wie zu reifem Glauben. Da Treue das Bedürfnis nach Leitung durch Elternfiguren auf Ratgeber und Führer überträgt, übernimmt sie mit großem Eifer ihr ideologisches Mittleramt – mag diese Ideologie implizit eine bestimmte >Lebensart< oder explizit militant

sein. Der antipathische Widerpart von Treue ist aber *Rollen-Zurückweisung*, ein aktiver und selektiver Drang, der die für die Identitätsbildung erscheinenden Rollen und Werte von denen unterscheidet, denen man Widerstand entgegensetzen oder die man bekämpfen muss, weil sie dem Selbst fremd sind.“ (Erikson 1988, S. 96)

Selbstbestimmung ist letztlich nur über Negation vs. Zustimmung zu erreichen. Beide Pole sind für die Identitätsentwicklung notwendige Kriterien, obwohl der Negation die größere Bedeutung zukommt. Das „sich-gegen-etwas-stellen“ positioniert deutlicher als das (stillschweigende) Folgen. Hier muss ich als Individuum spürbar werden, muss mich sichtbar machen, muss ggf. Kritik aushalten oder mich dieser zumindest stellen. Das Folgen, das Bejahen von etwas erlaubt mir prinzipiell, mich unsichtbar im Hintergrund zu halten, also nicht zwingend in Erscheinung zu treten. Ein Jugendlicher, der durch Provokation in Erscheinung tritt, um sein Umfeld (Erzieher, Lehrer oder Eltern) mit seiner Abgrenzung zu konfrontieren, leidet ggf. unter der Zustimmung Erwachsener, denn diese würde mit großer Wahrscheinlichkeit als mangelnde Radikalität gewertet. Je mehr der Heranwachsende sein Umfeld dazu veranlassen kann, Widerstand hervorzurufen, desto eher ist der Erfolg der Selbstbestimmung garantiert. Zustimmung oder Beifallsbekundung in Situationen, in denen gerade im Hinblick darauf gehandelt wurde, schockieren zu wollen oder Verzweiflung und Hilflosigkeit auszulösen, muss als Scheitern verstanden werden. Eine radikale Form, das (familiäre) Umfeld zum Handeln zu zwingen, kann Magersucht sein.

Das Jugendalter ist eine Zeit des persönlichen Umbruchs. Vorherige Verhaltensmuster und geltende Regeln verlieren ihre Gültigkeit, umfassendere Erwartungen als bisher werden an den Heranwachsenden gestellt. Nun werden Verbindlichkeiten eingefordert, die reale Konsequenzen haben. Der Platz in der Gesellschaft, die Rolle als Mann/Frau, die Wahl des Berufes und ein größer werdendes Maß an Eigenständigkeit und Eigenverantwortung muss entwickelt werden. Alte Werte und Handlungssysteme, die in der Kindheit noch Gültigkeit besaßen, kommen nun auf den Prüfstand und müssen ggf. angepasst oder ganz verworfen und neu entwickelt werden. Ich persönlich vertrete folgenden Standpunkt: Gerade im Hinblick darauf, dass sich das Entwicklungsstadium der Identitätsfindung dadurch auszeichnet, sich auf etwas hin zu orientieren, was *noch nicht ist*, aber *einmal werden soll*, spielen die Vorstellungen dessen, was einmal werden soll, *die* entscheidende Rolle im Prozess der Identitätsbildung. Konflikte, die sich im Rahmen der Persönlichkeitsentwicklung herauskristallisieren, sind letztlich zu einem großen Anteil auf Wertekonflikte und Wertekrisen zurückzuführen. Oder anders: Meiner Ansicht nach bilden Wertekonflikte erst die entscheidende Grundlage für Jugendkrisen. Oder mit anderen Worten: Ich gehe davon aus, dass Jugendkrisen immer auch Wertekrisen beinhalten.

Im weiteren Verlauf meiner Arbeit werde ich am Beispiel der Magersucht diesen Aspekt noch näher beleuchten. Da Magersucht ein Krankheitsbild ist, welches in hohem Maße auf Wertkonstrukten beruht, wird uns dieses Kapitel in erster Linie die ideologischen Komponenten vor Augen halten, die Magersucht entscheidend mitbestimmen. Grundlegende Werte beeinflussen unser Denken, unsere Orientierung und letztlich unsere Handlungen, die im zwischenmenschlichen Interagieren einen großen mitbestimmenden Anteil haben.

Um den Aspekt, den Werte und Handlungssysteme meiner Ansicht nach auf Jugendkrisen haben, weiter zu differenzieren, möchte ich im nächsten Teil noch einmal auf Bauman zurückkommen. In Teil 1.1.3 habe ich bereits herausgearbeitet, welchen Herausforderungen sich junge Menschen in postmodernen Gesellschaften bei ihrer Persönlichkeitsentwicklung gegenübergestellt sehen. Im folgenden Teil werde ich in Anlehnung an Bauman den Wertebegriff der Wahlfreiheit gesondert herausgreifen. Hierdurch wird meiner Ansicht nach noch einmal verdeutlicht, welche Herausforderungen durch den postmodernen Werte- und Handlungsbezug für den einzelnen alleine hierdurch entstehen können.

1.1.5 Die persönliche Wahlfreiheit von Bewertungskriterien vs. Fundamentalismus als Orientierung (Bauman)

Wir haben weiter oben gesehen, dass eine der Herausforderungen des Einzelnen in der Postmoderne darin besteht, Autonomie zu entwickeln, vor dessen Hintergrund dann autonome Entscheidungen getroffen werden können. Die besondere Schwierigkeit hierin liegt nach Bauman in der mangelnden Orientierung postmoderner Denk- und Zielrichtungen, dem Vorhandensein von Pluralitäten und kontextbezogener Sichtweisen, die eine klare Linie nicht erkennen lassen und sich permanent in einem Spannungsverhältnis befinden. Alle Entscheidungen sind somit immer auch risikobehaftet und können zum Zeitpunkt der Wahl noch weniger Entscheidungssicherheit geben als noch in Zeiten der Moderne, in der relativ fest verankert war, was als richtig oder falsch zu gelten hatte. Jede Entscheidung birgt heute mehr denn je das Risiko, sich im Nachhinein als falsch zu erweisen. Der Pluralismus von Möglichkeiten fordert den Einzelnen heraus, sich aktiv mit Alternativen auseinanderzusetzen und Begründungen für oder gegen bestimmte Handlungsoptionen zu finden. Je nach Kontext und Sichtweise wechseln auch Bewertungen und Begründungen, die als nicht fest gesetzt gelten. Dies erschwert Orientierung im Allgemeinen und Handlungssicherheit im Besonderen. Der Abschied von zweifelsfreien Größen zwingt den Einzelnen zu mehr Individualität und Autonomie. Es stellt sich heute weniger die Frage nach „richtig“ oder „falsch“, eher fragt man nach Bewertungskriterien, vor dessen Hintergrund Entscheidungen heute erst getroffen werden können. Ambivalenzen, die als Folge des Verlustes fest stehender Bewertungen zu sehen sind, müssen heute ertragen werden, da das Leben der Postmoderne sich nicht mehr in eine polarisierende Entweder-Oder-Haltung pressen lässt, ohne hierdurch negative Folgen nach sich zu ziehen.

Der Wunsch nach einer allumfassenden Idee, die eine einheitliche Weltsicht und Orientierung ermöglichen würde, ist in einer Welt, in der Leben fragmentiert in vielen einzelnen Kontexten stattfindet, nicht erfüllbar. Nach Bauman ist dies die Erkenntnis unserer postmodernen Zeit. An Stelle eindeutiger Orientierungen, Denkrichtungen und Handlungssicherheit tritt nun etwas, was Ängste und Unsicherheiten hervorruft: die Ambivalenz. Jede Eigenschaft, jedes Ding, jede Handlung und jedwede Denkrichtung erklärt sich ausschließlich aus einer bestimmten Beobachterperspektive heraus, wechselt ihre Bedeutung mit der Einnahme einer anderen Blickrichtung. Diese postmoderne Eigenschaft macht auch vor dem Wertebegriff nicht Halt. Sie rückt Wertungen – wie zum Beispiel den Wert der Gerechtigkeit - in Abhängigkeit von Perspektiven hin und her. Das Zulassen-Müssen der Grauzone von Ambivalenz und Mehrfachinterpretationen durchsetzt auch Normen und Werte mit Brüchigkeit. Ein Selbst, welches sich auf Werte und damit auch auf Handlungsmuster gründet, kann somit nicht der Ambivalenz und Unsicherheit entgehen. Nur selten wird der Einzelne in das Gefühl versetzt, ganz sicher richtig gehandelt zu haben. Unsicherheit ist ein Faktor, der postmoderne Bewertungen kennzeichnet.

Eine Universalisierbarkeit von Bewertung entzieht sich heute jeglicher realistischer Betrachtung, sie muss immer in Relation zu Zeit, Ort, Kultur und Herkunft, relativ zu Kontext und Situation betrachtet und bewertet werden. Allerdings zieht Bauman aus dieser Sichtweise keine nihilistischen Schlüsse bezüglich Bewertungen im Allgemeinen – ganz im Gegenteil.

„In dieser bedeutenden Hinsicht unterscheidet sich das Reich der Gerechtigkeit nicht vom Reich der moralischen Verantwortlichkeit; es besitzt alle wesentlichen Merkmale, die bereits in der „moralischen Urszene“ voll ausgeprägt sind. Beide sind Königreiche der Ambivalenz; beiden mangelt es auffallend an Patentlösungen, Heilmitteln ohne Nebenwirkungen und risikofreien Verfahren; beide brauchen diese Ungewissheit, Unabgeschlossenheit,

Unterbestimmtheit und Ambivalenz, um den moralischen Impuls und die Sehnsucht nach Gerechtigkeit ständig lebendig, wach und – auf ihre nichtperfekte, begrenzte Art – wirksam zu erhalten.“ (Bauman 1999, S. 125)

Moral avanciert nach Bauman viel mehr weg von allgemeingültigen und vorgegebenen Grundsätzen hin zu autonomer Verantwortlichkeit. Moralität hat die Wandlung von rationaler Ordnung zur Irrationalität durchlebt, die sich jeglicher Universalisierbarkeit entzieht. Irrational deshalb, weil sie sich oftmals über Vernunft und Ordnung erhebt, und gerade dadurch moralisch wird. Bauman versteht moralisches Verantwortungsgefühl als einen Akt der Selbstkonstitution und stellt sich somit gegen die Annahme, dass moralisches Handeln das Zurückstellen oder Negieren eigener Wünsche und Bestrebungen impliziert. Die Fragmentierung unseres postmodernen Lebens lässt unsere ganzheitliche Persönlichkeit in viele verschiedene Rollen zerfallen. Unsere Aufgaben, Pflichten und auch viele Teile privater Freizeitgestaltung manifestieren sich in mehr oder weniger differenten Rollen, zwischen denen wir hin und herwechseln. Verantwortung, Aufgabe und Verpflichtung ist meist mit einer Rolle verknüpft. Diese Sichtweise lässt moralische Verantwortung oft als etwas erscheinen, dem ich mich als Persönlichkeit nicht zwangsläufig zu stellen habe. Moralische Verantwortung, weder fest definiert, noch fest verankert im gesetzten Rahmen von richtig und falsch, bewegt sich immer im Raum von Freiheit und Wahlmöglichkeit. Ich *muss* mich nicht moralisch verhalten, ich habe die Möglichkeit, mich dieser Verantwortung zu entziehen, ohne mit Konsequenzen rechnen zu müssen. In Bezug auf zwischenmenschliche Bindungen bedeutet dies nach Bauman folgendes:

„Wir leben heute in der flüchtigen oder flüssigen Moderne, wie ich sie nenne, in Konsumgesellschaften, in denen menschliche Beziehungen auf flüchtigen Genuss beschränkt sind. Menschen sind nur so lange wertvoll, wie sie Befriedigung verschaffen. Zwei elementare Bedürfnisse stehen einander in diesen Gesellschaften entgegen: der Wunsch, im aufgewühlten Meer einen sicheren Hafen zu haben, und das Bedürfnis, zugleich ungebunden zu sein, die Hände frei zu haben, über Spielräume zu verfügen. Wer sich aus Bindungen lösen kann, muss sich nicht anstrengen, sie zu erhalten. Er kann sie als freier Konsument genießen und dann wegwerfen. Aber wenn jeder eine menschliche Beziehung zum Umtausch in den Laden zurückbringen kann, wo bleiben dann die Räume, in denen das Gefühl moralischer Verantwortung für den anderen wachsen kann? In der traditionellen modernen Ethik galt es, Regeln zu gehorchen, die postmoderne Moral aber verlangt von jedem, selbst Verantwortung zu übernehmen. Nun ist der Mensch als Vagabund unterwegs, der individuell entscheiden muss, was gut ist, was böse. Das war solange eine gute Nachricht, bis der Konsum die zwischenmenschlichen Beziehungen kolonisierte.“ (Interview: Wenn Menschen zu Abfall werden. http://www.zeit.de/2005/47/st-bauman_alt)

Erst durch diese Option, die durch den Aspekt der Freiwilligkeit überhaupt erst in Erscheinung tritt, wird moralisches Handeln „wirklich“ moralisch. „Wahre“ Moralität zeigt sich weniger in der Ausübung einer vordefinierten Sollens-Logik, sondern zeichnet sich gerade durch Freiwilligkeit aus. Moral entspringt daher immer aus einem Umfeld von Freiheit. Sie erhebt sich über reine Pflichterfüllung und Rationalität, ist somit hoch persönlich. Der moralische Aufruf wendet sich an meine ureigene Verantwortung Anderen gegenüber, unabhängig davon, ob eben diese Anderen ihrerseits ihrem eigenen moralischen Aufruf Folge leisten oder nicht. Moralität ist – gebettet in Freiheit – untrennbar eng mit meiner ureigenen Persönlichkeit verbunden. Moral wird nach Bauman durch die postmoderne Entwicklung wegbrechender fester Normen und Werte überhaupt erst möglich.

Vergegenwärtigen wir uns die Herausforderungen unserer Postmoderne, zeigt sich uns folgendes Bild: Im Bereich der Ethik und Moral lässt sich keine richtungsweisende Werteorientierung festmachen. Eine vordefinierte berufliche Lebensgestaltung im Sinne von Tradition ist heute selten geworden. Prinzipiell ist für den Einzelnen alles möglich, was

Orientierung und Entscheidung in den meisten Fällen eher erschwert als erleichtert. Heute muss Identitätsentwicklung von jedem Einzelnen geleistet werden. Dies geschieht, indem immer wieder neue Abgrenzungen definiert und gezogen und Entscheidungen getroffen werden müssen. Identitätsentwicklung ist heute zu einer aktiven Leistung geworden, da der Einzelne dazu angehalten ist, Chancen zu suchen und wahrzunehmen. Dieser Anspruch, sich in einer Welt zu orientieren, in der keine klaren Richtungen erkennbar sind und jedwede Denkrichtung oder Handlung je nach Blickwinkel ihre Bewertungsgrundlage gleich einem Chamäleon ändern kann, wird von einigen Jugendlichen oft als Belastung und Überforderung empfunden. In der Negation jeglicher Ambivalenzen kann ein Rettungsanker gesehen werden. Meinungen werden gebildet und diese müssen um jeden Preis verteidigt werden. In der Verteidigung selber wird zumindest das Gefühl von Autonomie und Sicherheit spürbar, die andernfalls immer wieder in Frage zu stellen wäre. Entscheidungen, die getroffen wurden, werden auch gegen massive äußere Widerstände durchgesetzt. Jeglicher Versuch von außen, bestimmte Meinungen und Handlungen zu hinterfragen, wird abgeschmettert. Ein Überdenken würde bedeuten, dass die Halt vermittelnde Ambivalenzlosigkeit aufgegeben werden müsste. Der Versuch der Ambivalenzvermeidung vermittelt Sicherheit und Handlungsorientierung. Ambivalenztoleranz hingegen erfordert eine relativ gefestigte Persönlichkeit, vor dessen Hintergrund auch das Akzeptieren von Andersartigkeiten erfolgen kann. Erst wenn ein gewisses Maß an innerer Stabilität als Grundlage für das Treffen von Entscheidungen, aber auch als Grundlage des Loslassens dieser Entscheidungen vorhanden ist, wird Pluralität von Denk- und Handlungsoptionen nicht als Bedrohung empfunden.

Stierlin spricht in seinen Abhandlungen, in denen er typische Verhaltensweisen von vielen Magersuchtsfamilien herausarbeitet, von Ambivalenzlosigkeit. Ich werde den Begriff Ambivalenzlosigkeit im Rahmen meiner Arbeit von Stierlin übernehmen, möchte jedoch an dieser Stelle deutlich machen, was genau damit gemeint ist. Ambivalenzlosigkeit bezeichnet das Streben nach Ambivalenzvermeidung mit dem Ziel, Orientierungs- und Handlungssicherheit zu erhalten. So werden Konstrukte von Wirklichkeit oftmals bei dem Versuch, Eindeutigkeit zu erlangen, als starre Glaubenssätze oder Anschauungen vertreten, die wenig Spielraum lassen für andere Sichtweisen oder Perspektiven. Starre Denksysteme oder –konstrukte erzeugen das Gefühl von Sicherheit und reduzieren das Maß der gefühlten Verantwortung. Bewegen sich Individuen in einem relativ festen Rahmen von gesetzten Wertvorstellungen, werden das Handeln und deren Folgen eher erwartbar sein als Handlungen, die in ihrer Ausführung variieren.

Meiner Ansicht nach können fundamentalistische Geisteshaltungen als Ausdruck einer Sehnsucht verstanden werden – einer Sehnsucht nach Orientierung und Eindeutigkeit. Die Sehnsucht nach Ordnung, nach Handlungssicherheit und nach ambivalenzfreier Lebensgestaltung wird umso verständlicher, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass in der Phase des Jugendalters die eigene Lebensplanung konkreter werden muss. Fragen nach beruflicher und persönlicher Orientierung bekommen einen hohen Stellenwert, der Auszug aus dem Elternhaus ist darüber hinaus ebenfalls meist ein Thema, welches im Jugendalter neben anderen, richtungsweisenden Entscheidungen zu bewältigen ist. Das Jugendalter ist eine Phase, in der Brüche und Neuorientierungen bisheriger Lebensstrukturen stattfinden. Ein Jugendlicher, der mit dieser Herausforderung konfrontiert wird, in sich selbst jedoch nicht gefestigt ist, kann sich meines Erachtens durch den Druck von außen, der unausweichlich an ihn herangetragen wird, bedroht und in die Enge getrieben fühlen. Eine fundamentalistische Orientierung, als die Magersucht durchaus bezeichnet werden kann, kann hier meiner Ansicht nach eine psychische Stütze sein und gleichzeitig anstehende Lebens- und Orientierungsfragen für den Zeitraum, in dem die Krankheit aufrecht erhalten wird, aufgeschoben werden.

Im Jugendalter ist die Sehnsucht nach eindeutiger Orientierung nach Erikson deswegen besonders groß, weil viele lebensverändernde Entscheidungen innerhalb eines relativ kurzen

Zeitraumes getroffen werden müssen. Doch auch im Erwachsenenalter kann die Orientierungslosigkeit zu einer Bedrohung werden. Die Sehnsucht nach Orientierung scheint ein gesellschaftliches Merkmal postmoderner Zeit zu sein, wie unter anderem die Vielfalt an esoterischer Literatur, die von vielen Menschen als Lebenshilfe genutzt wird, zeigen dürfte. Diese Sehnsucht nach Eindeutigkeit, sicherer Bewertung von richtig und falsch kann als ein Versuch von Ohnmachtsbewältigung gewertet werden.

Nach Stierlin wird im Falle von Magersucht das Gefühl der eigenen Ohnmacht wirkungsvoll bekämpft, indem gerade durch das Aufrecht erhalten dieses Krankheitsbildes der Aspekt der Macht deutlich spürbar und lebbar wird.

„Im Teufelskreis solcher Rachedynamik intensiviert das Mädchen noch einmal seine Anstrengungen: Es nimmt sich noch mehr zusammen, leistet noch mehr und schränkt eventuell die Nahrungsaufnahme noch einmal so sehr ein, dass sein Leben ernsthaft bedroht wird. [...] Sein ganzer Trotz und seine Frustration heizen den Machtkampf – die symmetrische Eskalation – noch einmal an. [...] Oder mit den Worten einer Patientin: „Meine Ratlosigkeit ist nicht so groß, wie die meiner Eltern.“ Je länger dieser Machtkampf andauert, je mehr das Opferspiel eskaliert, um so mehr wächst die Macht der Tochter, um so mehr gewöhnt sie sich an diese Macht und umso weniger scheint sie bereit, sie aufzugeben – trotz und wegen all der Leiden, die sie sich selbst und ihrer Familie aussetzt.“ (Stierlin 2003, S. 63)

Magersucht kann in einem gewissen Rahmen Schutz bieten vor den Anforderungen, denen sich Jugendliche sonst zu stellen hätten. Sie kann Orientierung bieten in der Ambivalenzlosigkeit und im Verharren von Verhaltensmustern, die gerade dadurch stark richtungsweisend wirken, in dessen Maß sie nach außen verteidigt werden. Magersucht bietet das Gefühl von Autonomie und Macht – einerseits dem eigenen Körper und dem Willen gegenüber, andererseits der Familie gegenüber. Es bietet dem Jugendlichen die Möglichkeit sich abzugrenzen und sich gleichzeitig stärker an seine Familie zu binden als zuvor.

Teil 1.2 Identität im Kontext zwischenmenschlicher Beziehungen

Einleitung zu Teil 1.2

In Teil 1.1 habe ich den Einzelnen im Kontext gesellschaftlicher und kultureller Einflüsse betrachtet. Ich habe die besonderen Schwierigkeiten hinsichtlich gesellschaftlicher Kontexte betrachtet, die eine gelingende Identitätsentwicklung für jeden Einzelnen zu einer Leistung werden lässt und ergänzend die weibliche Rolle in der Gesellschaft in den Fokus der Betrachtung genommen.

In Teil 1.2 wird die Familie in den Fokus der Beobachtung gestellt, die bei der Entwicklung der Persönlichkeit eine entscheidende und stützende Rolle übernimmt. Scheitert eine gelungene Individuation, d.h. treten im Rahmen der Persönlichkeitsentwicklungen Störungen auf, so gehe ich mit Stierlin davon aus, dass die Familie hier einen entscheidenden Einfluss auf Krankheitsentwicklung und –aufrechterhaltung haben kann. Innerfamiliäre Beziehungsgeflechte zeichnen sich durch eine hohe emotionale Verbundenheit aus, die das Verhalten eines Familienmitgliedes immer auch vor dem Hintergrund der Denk- und Handlungsmuster anderer Familienmitglieder verstehen muss.

Zunächst ist zu zeigen, inwieweit sich das Delegationsmodell Stierlins von reinen Rollenkonzepten abhebt. Delegation impliziert immer auch eine Komponente, die mit persönlichen Wertungen einhergehen und der sich der Einzelne schwer entziehen kann, ist demnach nicht ohne ein Bewertungskriterium denkbar. Darüber hinaus gilt eine starke emotionale Bindung als Voraussetzung für Delegationsmuster. Der Betroffene kann sich somit Delegationen nur sehr schwer offen entgegenstellen. Bewertungskriterien einerseits und die emotionale Verbundenheit andererseits zwingen den Delegierten in einen Handlungsrahmen. Eine offene Abgrenzung scheint hier nahezu unmöglich. Stehen Delegationsaufträge in Konflikt miteinander oder widersprechen sie grundsätzlichen Wesenszügen des Delegierten, können „Entgleisungen“ die Folge sein, die auf einen massiven inneren Konflikt hindeuten.

Im Abschnitt 1.2.1 wende ich mich nun den Einflussfaktoren zu, über die die Familie laut Stierlin bei der Entstehung und Aufrechterhaltung im Falle von Magersucht verfügt.

Magersucht gilt allgemein als Krankheit und wird im ICD-10 als psychische Störung klassifiziert, wobei der Begriff Störung laut WHO mit dem Begriff Krankheit gleichzusetzen ist. Psychische Störungen gelten als erhebliche Abweichungen auf der Erlebens- und Verhaltensebene, die sich im Bereich des Denkens, Fühlens und Handelns vollziehen. Das Durchleiden einer psychischen Störung setzt nach heutiger Auffassung voraus, dass psychisches Leid als Bedingung für die Entwicklung einer solchen Störung vorliegt. Demnach ist davon auszugehen, dass auch Magersucht immer vor dem Hintergrund eines Leidesdrucks entsteht. Setzt man diese Annahme voraus, wäre zu untersuchen, welche Bedingungen einer Magersucht vorausgehen und welche Kräfte hier ggf. im Verborgenen wirken – ist Magersucht doch auf den ersten Blick ein schwer zu begreifendes Phänomen.

Bei Magersucht handelt es sich um eine Erscheinung, deren Ursachen multifaktoriell bedingt sind, wie die wissenschaftliche Literatur beschreibt (vgl. bspw. Selvini-Palazzoli (1982), S. 42 ff.). Erklärungsversuche, die nur einen Aspekt der Entstehungsursache beleuchten, greifen hier zu kurz. Das Phänomen Magersucht zwingt uns, unseren Blick weiter zu fassen und gleichermaßen soziokulturelle, familiäre wie individuelle Aspekte zu beleuchten, da für die Entstehung und vor allem Aufrechterhaltung dieses Problems Kräfte verschiedener Ebenen wie Zahnräder ineinandergreifen und das Krankheitsbild über Jahre immer wieder neu vorantreiben.

Familiäre Einflussfaktoren zeigen sich auf der Verhaltensebene und werden von Prinzipien, Grundsätzen und Leitlinien gesteuert, die in dem entsprechenden familiären Wertesystem fest verankert sind. Hier steuern Glaubenssätze das Verhalten, welches von den Familienmitgliedern als gut und richtig beziehungsweise als falsch bewertet wird. Die zentrale Leitfrage von Abschnitt 1.2.1 lautet, welche Familienwerte bei Magersuchtsfamilien nach Stierlin überproportional vertreten sind und welche Konsequenzen daraus erwachsen können, wenn wir uns die Kehrseite eben dieser Werte und Handlungsmuster vor Augen führen. Die Frage, warum gerade Magersucht als Reaktion auf eben solche Werte als Folge auftreten kann und warum dies gerade vermehrt in der Pubertät auftritt, schließt diesen Teil ab.

In Teil 1.2.2 wird eine zwischenmenschliche Komponente, die sich auf geltende Werte und Normen stützt, anhand des Delegationsmodells von Helm Stierlin eine tragende Rolle spielen. Da Delegationen im Regelfall nur dann zum Tragen kommen, wenn eine enge emotionale Bindung zwischen Delegierendem und Delegiertem besteht, weist Delegation immer auch eine Komponente auf, die auf geltenden Werten und Normen der Akteure basiert. Die hier vorgestellte Mehrgenerationenperspektive, die ebenfalls an einem Fallbeispiel erläutert wird, zeigt auf, dass gewisse Verhaltenscodexe sich über Generationen hinweg „weitervererben“ und Einfluss auf das Denken, Empfinden und Verhalten nehmen können. Stierlin wendet bei der Betrachtung von Magersuchtsfamilien die Mehrgenerationenperspektive an, um den Blick über die Kernfamilie hinaus zu erweitern. Hier können sich Familienhistorien erschließen, die bestimmte Glaubenssätze transportieren, die wiederum durch Wertvorstellungen und Erwartungen auf ihre Mitglieder wirken. Im Rahmen von Delegationen können mitunter Störungen auftreten, die eine Entwicklung von Identität und Individuation ungünstig beeinflussen, was wiederum die Wahrscheinlichkeit einer Pathologisierung nach sich ziehen kann.

Da ich als exemplarisches Beispiel einer Jugendkrise die Magersucht heranziehe und dieses Phänomen eines ist, welches sich in über 90% der Fälle bei weiblichen Jugendlichen zeigt (vgl. Wunderer/Schnebel 2008), habe ich den Teil 1.2.3 die Thematik der "Besonderheiten" weiblicher Identitätsentwicklung in der Postmoderne aufgegriffen. Meiner Ansicht nach liegt möglicherweise der Schluss nahe, dass Magersucht eine Erscheinungsform ist, die sich als ein Lösungskonstrukt "spezifischer weiblicher Konfliktszenarien" anbietet. Die deutliche prozentuale Gewichtung im Falle Magersucht auf Seiten der Frauen zwingt zu der Annahme, dass ein Zusammenhang zwischen speziellen postmodernen Anforderungen an Weiblichkeit auf der einen Seite und tatsächlicher oder gefühlter Nicht-Vereinbarung mit eigenen Wünschen junger Frauen auf der anderen Seite ein Konfliktszenario eröffnet, für welches sich Magersucht als (vermeintliche) Lösung anbietet. In diesem Teil will ich mich in erster Linie mit der Frage beschäftigen, welchen Herausforderungen junge Frauen bezüglich ihrer Identitätsentwicklung sich gegenübergestellt sehen und aus welchen Gründen eine ziel- und sachbezogene Lösung in vielen Fällen aus Sicht der Frauen so schwierig scheint, so dass sie durch die Magersucht auf eine "Schein-Lösung" zurückgreifen.

In Teil 1.2.4 widme ich mich dann einem Bild von Magersucht, welches als *eine* Form einer möglichen Störung gelungener Persönlichkeitsentwicklung nach Stierlin interpretiert wird. Stierlin begreift Magersucht als ein Störungsmuster bei der Entwicklung von Identität. Seinem Ansatz nach umfasst Identitätsentwicklung immer auch die Fähigkeit der bezogenen Individuation, die darin besteht, sich – in erster Linie von der Familie - abgrenzen zu können ohne gleichzeitig die emotionale Verbundenheit zur Familie zu gefährden. In Familien mit einem sehr hohen Gleichheits- und Verbundenheitsethos wird Abgrenzung eher gefürchtet als gefordert. Dies stellt den Heranwachsenden mitunter vor Konflikte. Abgrenzung kann

mitunter als Bedrohung erlebt werden und kann in solchen Fällen nur um den Preis vollzogen werden, die elterliche Loyalität zu gefährden. Ist Autonomie und Abgrenzung nur in solch einem Rahmen umzusetzen, ist die Wahrscheinlichkeit für einen Konflikt sehr hoch.

In Teil 1.2.5 wird aus einer allgemeinen Perspektive heraus noch einmal Stierlins Idee der Entgleisungen, wie sie im Rahmen des Delegationsmodells auftreten können, beleuchtet. Hier wird es darum gehen, kurz zu umreißen, in welchem Dilemma sich Delegierte bei Störungen hinsichtlich Positionierung und Individuation befinden können, was in einigen Fällen auf der Verhaltensebene eine negative Gegenseitigkeit und Eskalationsbereitschaft fördern kann. Stierlin geht so weit, Formen des politischen Terrorismus mit dem Phänomen der Magersucht zu vergleichen, indem er von Familienterrorismus spricht.

In Teil 1.2.6 werde ich den Vergleich aufgreifen und eine Darstellung von Gemeinsamkeiten und Unterschieden bei familieninternem und politischem Terrorismus aufgreifen. Abschließend werde ich dann in Teil 1.2.7 die Perspektive Betroffener Eltern und Magersüchtiger selbst darstellen.

Wenn ich mich also im kommenden Teil der Rolle der Familie zuwende und versuche, gewisse Gemeinsamkeiten von Magersuchtsfamilien darzustellen, dann soll diese Darstellung nicht den Eindruck erwecken, dass es in Magersuchtsfamilien immer genauso zugeht, wie hier vorgestellt und dass nicht auch andere Erklärungsmuster den gleichen Anspruch auf Richtigkeit erheben könnten.

Gerade im Hinblick auf Magersucht, die sich durch Widersprüche, durch Ambivalenzen und Paradoxien auszeichnet, stellt sich die Schwierigkeit in besonderer Form dar, dieses Krankheitsbild aus einer bestimmten Perspektive heraus erklärbar zu machen. Und dennoch: Obwohl jede Familie aus Individuen besteht und ein eigenes, unverwechselbares System darstellt, welches eigene Dynamiken, Abläufe und Konflikte produziert, gibt es bspw. nach Stierlin, Selvini-Palazzoli und Bruch gewisse Parallelen, die auf Gemeinsamkeiten von Magersuchtsfamilien hinweisen. So handelt es sich nach diesen Autoren in vielen Fällen bei Magersuchtsfamilien um Familien mit einem hohen Bindungsmodus, der im Falle von Abgrenzungsbestrebungen des heranwachsenden Jugendlichen von der Familie neu ausbalanciert werden muss (ich werde diesen Aspekt jedoch in Teil 1.2.7 noch einmal kritisch beleuchten).

Ich beginne nun mit der Rolle der Familie, die oftmals bei Magersucht eine entscheidende Funktion übernehmen kann. Ich beziehe mich im folgenden Teil auf das Konzept Helm Stierlins, der in seiner Schrift „In Liebe entzweit“ (2003) einen systemischen Ansatz als Erklärungsgrundlage von Magersucht heranzieht.

1.2.1 Die Rolle der Familie bei Jugendkrisen am Beispiel der Magersucht (Fall Landmann/Stierlin)

Die Verbindung zwischen Familie und Essen ist elementarer Natur:

„Auch Familie und Essen stehen in inniger Verbindung. Die Familie sorgt für die Ernährung und damit für das Überleben der Säuglinge, Kinder und Jugendlichen [...] Die Nahrungsaufnahme des Menschen ist im ersten Lebensjahr des Menschen zugleich ein wesentliches, wenn nicht das wesentliche Medium, in dem sich der Kontakt zur Umwelt, zu den ersten Beziehungspersonen abspielt. Hier finden zentrale Prozesse der Kommunikation und der wechselseitigen Einstimmung statt. Zugleich können sich hier erste Konfliktszenarien entwickeln.“ (Reich 2003, S. 2)

Eine Mutter zweier Töchter (Zwillinge), die beide an Magersucht erkrankt sind, äußert sich hierzu wie folgt:

„Zu unserer Gesprächskultur: Sie war schlecht. Wie hatte das passieren können? Heute weiß ich, dass Gut-miteinander-reden-Können das A und O ist bei einer psychischen Erkrankung. Ich weiß aber auch, dass Regeln, die einst funktionierten, durch die Magersucht außer Kraft gesetzt werden. Eine unserer besten und schönsten Gewohnheiten war gewesen, abends gemeinsam zu essen und dabei zu schwatzen. Das fiel jetzt flach. Es fehlten der Appetit, das Zulangen und die Zufriedenheit des Sattseins. Es gab kein Gelächter mehr am Abendbrottisch. Kein entspanntes Erzählen nach dem Essen. Die Magersucht macht dem Familienfrieden einen fetten Strich durch die Rechnung.“ (Wendt 2011, S. 99)

Ich werde im Verlauf dieser Arbeit näher beleuchten, inwieweit sich solcherlei Konfliktszenarien entwickeln und stabilisieren können. Essen bleibt überlebensnotwendig und ein wichtiges – wenn nicht das wichtigste – Kriterium für Gesundheit. Es kann über die Kindheit hinausgehend einen wichtigen Aspekt für Beziehungsgestaltung ausmachen und auch eine Rolle im persönlichen Konfliktverhalten spielen, wenn innerlich empfundene Sorgen und/oder Konflikte auf das Essen verschoben werden. Wird Essen ggf. als Trost empfunden, wenn Sorgen quälen? Oder als Belohnung genutzt, wenn etwas gut gelungen ist? Kann Essen das Gefühl innerer Leere oder Einsamkeit kompensieren? Diese Verknüpfungen, die schon von Kindesbeinen an im Rahmen der Familie gemacht wurden, bestimmt unser Verhältnis zur Nahrungsaufnahme. Essen wird ggf. auch mit dem Erleben von Selbstbestimmtheit verbunden, womit der Aspekt von Macht, Autonomieerfahrung und Grenzen angesprochen wäre: Wer entscheidet, wer wann was wie viel essen sollte oder darf? Muss der Teller leer gegessen werden oder wird es akzeptiert, wenn das Kind nicht mehr essen will, obwohl der Teller noch fast voll ist? Essen kann mit Loyalität verbunden werden, mit Werten und Idealen. Wird im Rahmen der Familie Disziplin beim Essen gelebt oder verächtlich auf denjenigen geschaut, der sich maßregelt und sich Leckereien verbietet oder ist es umgekehrt?

Bevor ich mich im folgenden Teil nun näher mit der Rolle der Familie am exemplarischen Fallbeispiel der Magersucht beschäftige, möchte ich einleitend einige zentrale Aspekte voranstellen. Als Einstieg in die Magersucht dient oft eine gezielte Gewichtsabnahme, die nach meiner Auffassung ab einem gewissen Punkt eine Eigendynamik entwickeln kann. Wir müssen uns jedoch vergegenwärtigen, dass es bei der Magersucht niemals „nur“ ums Essen geht. Dennoch können wir beobachten, dass sich im Falle dieser Erkrankung im Rahmen der betroffenen Familien ab einem gewissen Punkt nur noch alles ums Essen zu drehen scheint (vgl. Wendt, 2011).

„Die meisten Mütter ahnen zu diesem Zeitpunkt nicht, dass es nicht wirklich um Essen beziehungsweise Nichtessen geht, sondern dass das Essverhalten nur das Symptom für etwas anderes ist. Sie ahnen nicht, dass ihre bis dahin meist in Schule und Sport erfolgreiche, hübsche und in der Familie unauffällige, „normale“ Tochter mit sich, ihrem Leben und ihrem Körper höchst unzufrieden ist. So unzufrieden, dass sie glaubt, unbedingt etwas ändern zu müssen.“ (Kunze 2006, S. 20)

Die oftmals ursprüngliche Zielsetzung, Gewicht zu reduzieren, um einem Schönheitsideal näher zu kommen, welches in westlichen Gesellschaften propagiert wird, kann nach meiner Auffassung jedoch nicht als hinreichendes Erklärungsmuster für Magersucht herangezogen werden. Hier müssen meines Erachtens andere Faktoren eine entscheidende Rolle spielen, die weit über das Erreichen eines propagierten Schönheitsideals hinausreichen. Der Entschluss, an Gewicht zu verlieren, der oftmals als Einstieg zur Magersucht gesehen wird, ist zum anfänglichen Zeitpunkt in den meisten Fällen als unkritisch zu bewerten, haben die meisten Personen zu Beginn oft leichtes Übergewicht. Ich habe mir jedoch hier weiterführend die Frage zu stellen, was genau dieses Abdriften in das freiwillige und massive Hungern begünstigt und welchen „Gewinn“ Magersüchtige aus ihrem Verhalten ziehen (vgl. Stierlin 2003). Welche Verhaltensmuster und Denkstrukturen können als Voraussetzung für dieses massive Hungern herangezogen werden? Welche symmetrischen Verhaltensmuster auf zwischenmenschlicher Ebene bedingen sich gegenseitig und wirken stabilisierend für magersüchtiges Verhalten? Und für welches „verdeckte“ Problem stellt Magersucht vielleicht sogar eine *Lösung* dar?

Diese Fragen werde ich in Teil 1.2 aufgreifen, bevor wir uns dann weiterführend in Teil 3 den Fragestellungen widmen, welche Imaginationen, Denkkonstrukte und Glaubenssätze und welche ethischen Beweggründe die Entwicklung einer Magersucht begünstigen können.

Nach Wunderer/Schnebel (2008) betrifft Magersucht in etwa 90% der Fälle weibliche Patienten. Magersucht gilt als eine der gefährlichsten psychiatrischen Erkrankungen, da im Falle eines Scheiterns von Therapie der physische Tod steht. Die Mortalitätsrate bei Magersucht schwankt je nach Studie. Im Schnitt liegt die Rate bei 5% und steigt mit zunehmender Länge des Katamnesezeitraumes. Folgen der Mangelernährung, infektiöse Erkrankungen, plötzlicher Herztod oder Nierenversagen können schließlich zum Tod führen, wenn auch nach jahrelanger Therapie keine Heilung erfolgen konnte. Doch auch Tod durch Suizid ist bei Magersucht nicht selten.

Die vollständigen Heilungschancen bei Magersucht liegen bei etwa 50%, wobei die Krankheitsdauer im Durchschnitt bei sechs Jahren liegt. (vgl. Wunderer/Schnebel, 2008, S. 75 f.) Diese Zahlen werfen für mich die Frage auf, ob die Entwicklung und vor allem Aufrechterhaltung dieser psychischen Störung noch einige Aspekte beinhaltet, die bislang unentdeckt blieben und somit im Verborgenen eine Heilung verhindern.

Magersucht wird häufig als „psychische Störung“ oder „Krankheit“ bezeichnet. Diese Begrifflichkeit lässt vermuten, dass den Betroffenen ohne gezielte Steuerung ihres Verhaltens dieses Krankheitsbild widerfährt. Diese Auffassung wurde oft kritisiert, steht am Anfang der Magersucht doch immer ein gezielt gesteuerter Willensakt. Ich teile diese Kritik in gewissen Teilen, auch wenn dieses Krankheitsbild für den Betroffenen und die Familie eine massive Belastung darstellt. Es droht am Ende der physische Tod, wenn über Jahre keine Heilung oder Besserung eintritt. Auf den ersten Blick klingt es nicht nur provokativ, sondern auch schwer nachvollziehbar, dass Magersucht in sich auch „Vorteile“ bergen kann (vgl. Stierlin 2003). Doch tauchen wir tiefer in die Materie ein, erschließt sich uns eine Logik, die Magersucht meines Erachtens nicht nur sinnvoll erscheinen lässt, sondern auch Brüche im zwischenmenschlichen Beziehungsgeflecht aufzeigen kann.

Ich gehe davon aus, dass hinter der Magersucht am Anfang keine bewusste Entscheidung steht. Magersucht entwickelt sich immer vor dem Hintergrund eines zwischenmenschlichen Gefüges sowie unter Bezugnahme normativer Werte, die mit den Systemen, in denen der Mensch sich bewegt, eng verflochten sind. Magersucht ist nicht alleine durch individuelle Erklärungsmuster heraus zu begreifen. Eine Verzahnung differenter Bewertungs- und Handlungskonstrukte verschiedener Individuen in einem System sehe ich als Voraussetzung, um Magersucht einerseits überhaupt entwickeln und in einem weiteren Schritt aufrecht erhalten zu können.

In Anlehnung an Weber/Stierlin (2003) ziehe ich eine „typische Magersuchtsfamilie“ als Beispielfall heran:

Familie Landmann – ein Fallbeispiel:

Nachfolgend ziehe ich im Kontext der Jugendkrise ein exemplarisches Beispiel der Magersucht heran. Ich betrachte eine Familie, die als „typische Magersuchtsfamilie“ bezeichnet werden kann, da sie sich – wie viele Familien, die ein magersüchtiges Mitglied haben – ganz besonders bestimmten Familienwerten verschrieben haben. Nicht der Wert an sich kann hier als problematisch gewertet werden. Die Problematik zeigt sich eher dort, wo gewisse Werte „auf biegen und brechen“ umzusetzen sind. Der Versuch, sich ständig und überall an gewisse Grundsätze zu halten, birgt die Gefahr mit sich, dass unabhängig von Kontext und persönlichem Empfinden bestimmte Zielsetzungen erfolgen *müssen*. Dies kann unter Umständen zu einem recht hohen Konfliktpotenzial führen, wenn Werte und eigene Wünsche beziehungsweise Bestrebungen sich ausschließen.

Weiter unten werden wir noch sehen, dass gerade das Thema Bindung und Ablösung bei Magersuchtsfamilien häufig konfliktbeladen ist, was sich insbesondere in der Phase der Adoleszenz konkretisiert, da hier vom Heranwachsenden größere Abgrenzungsbestrebungen von der Familie gezeigt werden.

Herr Landmann ist 50 Jahre alt und als Regierungsdirektor tätig.

Von ihm vertretene Werte sind: Exaktheit, Ordentlichkeit, Pflichtbewusstsein, Vernunft und Sachlichkeit. Darüber hinaus gilt Herr Landmann als sparsam und steht für berufliche Leistung. Er wird von seiner Familie als aufbrausend und „explosiv“ beschrieben.

Frau Landmann ist 48 Jahre alt und halbtags als Chemikerin tätig. Sie versorgt den familiären Haushalt nahezu alleine, weil sie nur so sicher sein kann, dass alles in Ordnung ist.

Von ihr vertretene Werte sind: Aufopferungsvoller Einsatz zum Wohle der Familie, Opferbereitschaft, Familienbindung, Verzichtleistung, Selbstbeherrschung, das Zurückstellen eigener Bedürfnisse und Wünsche.

Sie wird von allen Familienmitgliedern als Bezugspunkt der Familie wahrgenommen. Geht es einem Familienmitglied nicht gut, so ist Frau Landmann sehr bemüht, sich besonders um diesen Familienangehörigen zu kümmern. Diese Aussage legt nahe, dass man im Falle einer Krankheit die Aufmerksamkeit der Mutter eher zugeteilt bekommt, weil diese sich immer dem am meisten zuwendet, dem es schlecht geht.

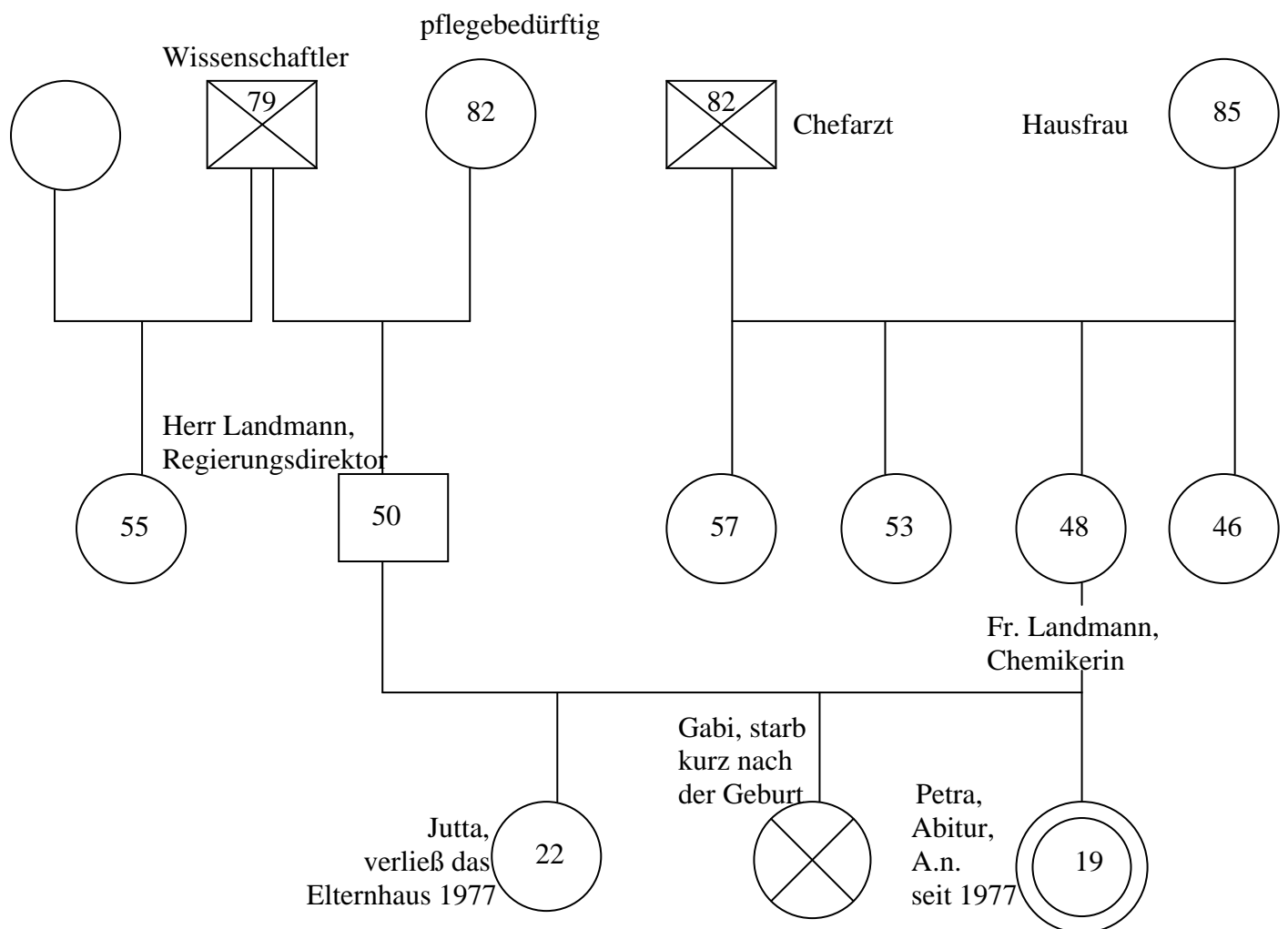
Die Großmutter väterlicherseits ist 82 Jahre alt und lebt mit im Haus in einer separaten Wohnung. Sie leidet an Gedächtnisverlust und Verfolgungswahn und muss von der Familie versorgt werden. Die Großmutter mütterlicherseits lebt ebenfalls in einer separaten Wohnung mit im Haus und ist 85 Jahre alt. Sie ist gesund und kann sich noch selbstständig versorgen.

Die Beziehung der Eltern zueinander gestaltet sich so, dass beide als Paar sehr wenig Zeit miteinander verbringen. Die Sorge um die Großmutter väterlicherseits, die betreut werden muss, verhindert gemeinsame Urlaube und schränkt die Bereitschaft, Zeit als Paar miteinander zu verbringen, sehr ein. Jutta ist die ältere Schwester der Indexpatientin Petra und 22 Jahre alt. Sie lebt seit vier Jahren nicht mehr im elterlichen Haushalt und studiert ehrgeizig und mit großem Eifer Kunstgeschichte.

Petra ist die Indexpatientin (leidet an Magersucht) und 19 Jahre alt. Sie gilt als weniger zielstrebig, hält gute Vorsätze oftmals nicht durch und hat sich nach dem Abitur, wie viele andere Jugendliche auch, beruflich noch nicht klar orientiert.

Petra fühlt sich von der Mutter oft ausgeschlossen, seit Jutta das Elternhaus verlassen hat. Die räumliche Entfernung veranlasst - nach Petras Meinung - Mutter und Jutta dazu, intensiveren Kontakt zu pflegen, was bei Petra den Eindruck entstehen lässt, sie sei dann außen vor, wenn Jutta zu Besuch ist. Die Beziehung der Schwestern untereinander ist schon immer stark durch Rivalität geprägt. Petra räumt ein, dass sie ihre Schwester oft insgeheim beneidet habe, nicht zuletzt deshalb, da diese immer schlanker und zierlicher gewesen sei als sie selber.

Genogramm der Familie Landmann (Quelle: Stierlin 2003, S. 16 - 17)



(Schaubild 2: Familie Landmann)

Bei genauerer Betrachtung des Genogramms fällt auf, dass im Jahre 1977 Veränderungen bei Familie Landmann stattfanden, die mit dem Krankheitsbeginn von Petras Magersucht in Verbindung gebracht werden können.

Der Vater von Frau Landmann stirbt 1977, was die Familie, die emotional sehr an ihn gebunden war, erschüttert. Gerade Frau Landmann, die eine tiefe Beziehung zu ihrem Vater hatte, litt sehr unter seinem Tod.

Jutta, die ältere Tochter, zog kurz vor dem Tod des Großvaters aus dem elterlichen Haus aus, um in einer anderen Stadt zu studieren. Frau Landmann unterhielt zu Jutta daraufhin einen intensiven telefonischen und schriftlichen Kontakt. Petra kommentiert diesen intensiven Kontakt damit, dass sie sich seither zurückgesetzt fühle.

Jutta und Frau Landmann bestreiten es, von ihnen als negativ bewertete Gefühle, wie bspw. Wut, zu empfinden. Hier hält Petra dagegen, dass diese Gefühle durchaus vorhanden wären, sich jedoch nicht offen, sondern verdeckt äußern würden. Frau Landmann reagiert in kritischen Situationen oftmals mit Rückzug und tagelangem Schweigen, während Jutta durch „giftige Sticheleien“, die im Grunde jedoch auch als harmlos gelten könnten, signalisiert, dass sie sich über etwas geärgert habe. Petra sagt, sie

„...sei eher wie der Vater, habe aber Angst, dass, wenn sie aggressiv reagiere, bei den Eltern die Rollläden heruntergingen und sie dann kein Zuhause mehr habe. Früher habe sie deshalb oft „lustig und lachen“ gespielt.“ (Stierlin 2003, S. 21)

Mit dem Auftreten der Magersucht bei Petra habe sich auf der Beziehungsebene innerhalb der Familie etwas geändert. Die Eltern hätten aufgrund der Essensverweigerung ihrer Tochter intensiveren Kontakt zueinander bekommen, auch seien sich die beiden Schwestern näher gekommen. Durch die Sorge von Frau Landmann um Petra stehe sie nun auch in einem engeren Austausch zu ihrer Tochter. Insgesamt hätten sich in der Familie zwischenmenschliche Spannungen stark reduziert. Diese Aussage steht im Einklang mit der Behauptung Stierlins, dass sich Magersuchts-Familien in erster Linie durch eine hohe Bindung innerhalb des familiären Verbundes auszeichnen. Bestimmte Werte und Gefühle herrschen vor, die Verhaltensmuster hervorbringen, die Bindung innerhalb der Familie nicht nur begünstigen, sondern (ein)fordern.

Eine Grundannahme des systemischen Ansatzes hebt heraus, dass zwischenmenschliche Verhaltensweisen, die sich immer in Systemen vollziehen, nicht durch Kausalbetrachtungen (Ursache und Wirkung) zu erklären sind, sondern dass hier Verhaltensmuster reziprok aufeinander einwirken. Möchten wir menschliches Verhalten verstehen, muss der Einzelne in Abhängigkeit seines Systems (seiner Interaktionspartner und seiner Umwelt) beleuchtet werden, da nur vor diesem Hintergrund „Sinnhaftigkeit“ und ein komplexerer Zusammenhang erkennbar werden. Diese Komplexität bleibt uns bei einer kausalen Betrachtungsweise verborgen. Die Zirkularität menschlicher Verhaltensmuster macht den Beobachterstandpunkt im Rahmen systemischer Betrachtung aus. Lineare Abläufe können nicht als hinreichendes Erklärungsmuster komplexer zwischenmenschlicher Interaktionen gelten. Das heißt, dass der Fokus der Aufmerksamkeit systemischer Beobachtung immer darauf ausgerichtet ist, wie sich zwischenmenschliche Verhaltensweisen und –muster gegenseitig bedingen und verstärken. Kausalbetrachtungen spielen im Sinne des systemischen Ansatzes eine eher untergeordnete Rolle. Familieninterne Grundannahmen und Verhaltensmuster begünstigen und stabilisieren sich gegenseitig, wirken also reziprok aufeinander. Wir haben also zu schauen, welche Verhaltensmuster sich in familiären Systemen bei Magersucht herausbilden und erweitern somit unseren Blick über die individuenzentrierte Betrachtungsweise hinaus.

Nun zeichnen sich Magersuchtsfamilien nach Stierlin (2003) oftmals durch eine Verzichts-ideologie aus, was die Bindung und Opferbereitschaft innerhalb der Familie

unterstützt. Eigene Ansprüche haben vor denen Anderer zurückzustehen, Opferbereitschaft wird moralisch hoch bewertet und bringt Lob und Anerkennung anderer Familienmitglieder ein. Jedes Familienmitglied wird moralisch verpflichtet, den Zusammenhalt und das Füreinander einstehen zu leben, da dieser Verhaltensnorm ein großer Wert zugeschrieben wird (vgl. Stierlin 2003, S. 50).

Selvini-Palazzoli bezeichnet diese Form der Aufopferung als symmetrische Opfer-Eskalation (Selvini-Palazzoli 1982, S. 248). Die persönliche Verantwortung für das eigene Handeln wird insofern nicht wahrgenommen, als dass das vermeintliche Wohlergehen Anderer als Handlungsorientierung gilt und nicht das eigene Wollen. Möglichen Anschuldigungen kann auf diese Weise vorgebeugt werden. Nach Selvini-Palazzoli werden Wünsche und Forderungen oft als Klagen oder in Form einer Anklage vorgebracht. G. Reich (2003) schätzt - ähnlich wie Stierlin - folgende Aspekte in vielen Magersuchtsfamilien als relevant ein:

„Neben der Verleugnung von Konflikthaftem, von Wut, Enttäuschung, Neid, Autonomiewünschen und sexuellen Impulsen, ist das Verneinen, das Abstreiten und Bagatellisieren, eine wesentliche Form der Abwehr. Gefühlsregungen, insbesondere das Äußern heftiger Affekte wird blockiert, indem man „rational“ oder „sachlich“ auf sie eingeht beziehungsweise sie „überhört“ und so blockiert und entwertet.“ (Reich 2003, S. 27)

Eine Affektisolierung kann somit das Streben nach Autonomie und demzufolge auch die Entwicklung einer eigenen Identität – gerade im Kontext der gesellschaftlichen Anforderung an ein weibliches Rollenmodell – bremsen. Ich werde an späterer Stelle noch ausführlicher darauf zurückkommen. Auch nach Stierlin neigen Familien, in denen anorektische Formen auftreten, dazu, Konflikte möglichst zu vermeiden, da diese – zumindest vorübergehend – den hoch gepriesenen Zusammenhalt und das Zurückstellen eigener Wünsche und Positionen konterkarieren würden. Wir sehen dies an unserem Fallbeispiel deutlich an Frau Landmann, die sich in ihrem Verhalten gegenüber der Familie sehr für Opferbereitschaft und Verzicht einsetzt und somit als hohen erstrebenswerten Wert vorlebt. Dadurch wird eine Balance zwischen Verzicht und Opferbereitschaft einerseits und der Wahrnehmung und Wahrung eigener Impulse und Bedürfnisse andererseits massiv erschwert, so dass eine emotionale Schieflage entsteht, die gerade Heranwachsende vor eine schwierige Aufgabe stellt. Eigene Bedürfnisse, die denen anderer Familienmitglieder zuwider laufen, dürfen oder können nicht offen kommuniziert werden, stehen sie doch im Widerspruch zum orientierenden Familienwert, der vorgibt, eigene Wünsche zugunsten Anderer zurückzustellen. Eigene Wünsche und Bedürfnisse müssen untergeordnet mit Blick auf das Wohl Anderer betrachtet werden. Auf der Verhaltensebene bedeutet dies konkret, dass Gefühle um jeden Preis zu kontrollieren sind, dass feindselige oder konfliktbehaftete Gefühle zu unterdrücken sind und nicht offen kommuniziert werden dürfen. Auch hier ziehe ich Frau Landmann und auch Jutta als Beispiel heran, die beide festhalten, Gefühle von Wut seien ihnen fremd. Erwartungen, die die Familie einerseits und – etwas abstrakter – der Gesellschaft andererseits an den Einzelnen herangetragen werden, sind zu erfüllen. Es passt ins Bild, dass Familienmitglieder anorektischer Jugendlicher nach außen sehr strebsame und gewissenhafte Menschen sind, die sich durch ein hohes Maß an Zielstrebigkeit und Verbindlichkeit auszeichnen. Familieninterne Strategien von Konfliktvermeidung und Harmonisierungsbestrebungen verhindern naturgemäß nicht, dass Konflikte auftreten oder aggressive oder feindliche Impulse entstehen. Diese werden durch Harmonisierungsbestrebungen nicht verhindert. Sie laufen jedoch nicht offen ab (dies verbietet das Gebot der Konfliktvermeidung innerhalb der Familie), sondern verdeckt. Hinter nach außen demonstrierter Friedfertigkeit verbergen sich oftmals feindliche Impulse, die im Rahmen zwischenmenschlichen Zusammenlebens naturgemäß immer wieder auftreten (müssen), da Reibungspunkte und unterschiedliche Bewertungen und/oder Empfindungen zu Individuationsprozessen zwangsläufig dazugehören.

Es fällt ins Auge, dass sich viele Familien Magersüchtiger hinsichtlich Selbstbeherrschung und Kontrolle besonders hervortun. Die Jugendlichen bleiben in ihrem Krankheitsbild durchaus den verbindlichen Familienwerten treu und treiben die Umsetzung eben dieser auf die Spitze, womit sie diese gleichzeitig ad absurdum führen.

Bezeichnend für magersüchtige Familien sind nach Stierlin ambivalenzfrei polarisierende Denkmuster. Entweder man beherrscht seine Gefühle oder man lässt sich gehen. Entweder man erreicht durch Disziplin und Beherrschung seine Ziele oder man hat auf ganzer Linie versagt. Entweder man bleibt der Familie komplett verbunden oder man distanziert sich ganz. Ambivalenzen werden nicht ertragen, was sich in solchen rigiden Denkmustern und Werten äußert. Oftmals wird es für die Heranwachsenden zur Aufgabe, die Ambivalenzen, die von den Eltern nicht ausgehalten werden, an Stelle der Eltern zu ertragen:

„Das Kind nimmt es auf sich, mit der elterlichen Ambivalenz fertig zu werden und dabei die ausgleichende Rolle *für sie* zu spielen. Es erfüllt diese Funktion oft mit Einfallsreichtum und Geschick, aber immer auf Kosten seiner eigenen Entwicklung und Ablösung von den Eltern.“
(Stierlin 1980, S. 66)

Die in diesen Familien konstruierte Bindungsdynamik erschwert Ablöseprozesse, die gerade im Jugendalter eine entscheidende Grundlage für die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit und Individuation bilden. Ein sich Auseinander-Entwickeln, eine Auslotung der bezogenen Individuation, wird erschwert. Das Wahrnehmen personenbezogener Unterschiede und das Durchsetzen eigener Bedürfnisse werden hier (fast) unmöglich. Sämtliche Trennungs- und Individuationstendenzen werden untergraben. Die Ursache solch rigider Zusammenhalts- und Harmoniebestrebungen sieht Stierlin in Trennungserlebnissen, die – betrachtet man die Familie aus der Mehrgenerationenperspektive – als tragisch erlebt wurden und oftmals noch mit einem Gefühl von Schuld einhergehen. Solche schmerzhaften Trennungserlebnisse können bspw. Todesfälle sein, die die Familie in der Rückschau als vermeidbar bewertet und die dadurch den Hebel von Schuld massiv bedienen. Bspw. sind dies Verluste durch Krankheit, Tod oder Trennung. Halten wir uns noch einmal den Beispielfall Landmann vor Augen, dann fällt auf, dass im Jahre 1977 der Vater von Frau Landmann starb und im gleichen Jahr Jutta, die ältere Tochter das Elternhaus verlässt, um in einer anderen Stadt zu studieren. Im gleichen Jahr erkrankt Petra an Magersucht.

Bindungsfamilien sind laut Stierlin im Verlauf ihres bisherigen Lebens zu der Einsicht gelangt, dass eine starke familiäre Bindung besser sei als eine eher lockere Bindung. Sie reagieren im Falle von Problemen, die ein Mitglied der Familie betreffen, mit dem Bestreben, eine noch stärkere Bindung aufzubauen. „Gemeinsam sind wir stark“, „Wir stehen füreinander ein“, „Gemeinsam können wir dieses Problem bewältigen“ – dies sind Leitsätze, denen diese Familien folgen, da sie als richtig und gut erlebt wurden.

Die jeweiligen Imaginationen des Gegenübers bleiben dem Familienmitglied im Falle von Magersucht allerdings verborgen. Sei es, weil in einem Falle ganz gezielt und bewusst die wahren Gründe für das Hungern verheimlicht werden, oder sei es, weil dem Gegenüber die Spirale von Aktion und Reaktion nicht transparent wird.

Doch nicht nur das Gegenüber bleibt uns in unserem Erfassen eben dieser Person verborgen – ebenfalls sind es Teile von uns selber, die wir nicht in ihrer ganzen Existenz transparent und klar vor Augen haben.

Die Angst davor, Verluste von Trennung oder Tod noch einmal zu erleiden, verstärkt Dynamiken von Bindung und Zusammenhalt, um weitere Trennungserfahrungen möglichst von der Familie fernzuhalten. Das Familienklima ist geprägt durch Sorge und Verantwortung für Andere. Impulse von Abgrenzung und Trennung werden als bedrohlich erlebt. Daher

neigen diese Familien zur Verwischung von Grenzen zwischen den einzelnen Familienmitgliedern einerseits und auch Generationen andererseits. Hierbei wird nicht berücksichtigt, dass jedes Individuum auch unterschiedliche Wahrnehmungen, Empfindungen, Erfahrungen macht und sich im Rahmen von Individuation auch dringend abgrenzen muss. Es wird ebenfalls nicht berücksichtigt, dass Unterschiede in Generationen bestehen, denn jede Generation ist in ein anderes Umfeld mit eigenen Herausforderungen und Schwierigkeiten eingebettet, die auf den Einzelnen zurückwirken. Das Anerkennen und Wahrnehmen individueller und generationenbedingter Unterschiede gefährdet aber das Gleichheitsprinzip, was sich die Familie auf die Fahne geschrieben hat.

Weiter oben habe ich im Sinne Stierlins „typische Muster“ von Familien mit magersüchtigen Mädchen betrachtet. Hier stellt sich zwangsläufig die Frage, warum Magersucht in einer solchen Familie als Lösungsstrategie aufgefasst werden kann. Welcher Konflikt verbirgt sich hinter der Fassade einer strebsamen und erfolgreichen Familie? Welche Probleme werden durch Magersucht gelöst? Und warum tritt Magersucht hauptsächlich bei Jugendlichen auf?

Es gibt vielschichtige Gründe und Erklärungsmuster für Magersucht. Jeder Fall ist – wie fast immer, wenn es um menschliche Formen von Verhalten und Erleben geht – individuell verschieden. Es gibt jedoch Überschneidungen und Gemeinsamkeiten, die als Erklärungsmuster dieses Verhaltens als schlüssige Erklärungsmuster gelten können. Stierlin weist darauf hin, dass solche Beschreibungen keinen Anspruch auf Wahrheit im klassischen Sinne ergeben, sondern dass sie nur - ausgehend von einer bestimmten Beobachterperspektive – Sinn generieren, vor dessen Hintergrund das Krankheitsbild nicht nur erklärbar, sondern auch verstehbar wird. Im Folgenden werde ich kurz einige unterschiedliche Begründungen für Magersucht darstellen. Diese Darstellung kann weder dem Anspruch auf Vollständigkeit gerecht werden, noch ist hiermit festgelegt, welches Erklärungsmuster in welchem Falle vorliegt.

Ich beginne mit der Fragestellung, warum Magersucht in den meisten Fällen in der Pubertät auftritt. Gerade im Alter der Adoleszenz finden in vermehrter Form Individuationsbestrebungen statt. Die Pubertierende orientiert sich nun in der Regel weniger nach der Familie, sondern eher nach außen und stellt mitunter familieninterne Strukturen, Werte und Handlungsmuster in Frage. Gleichaltrige Beziehungen gewinnen an Bedeutung, hier werden neue Werte erlebt, erfahren und auch gebildet, die ggf. zu einer Abgrenzung von der Familie einladen oder zumindest dazu herausfordern. Durch die Erweiterung des eigenen Erfahrungshorizontes wird es nun möglich, familieninterne Werte und Handlungsbezüge kritisch zu hinterfragen. Es besteht in dieser Phase ein massiver Reiz zur Individuation. (vgl. Stierlin, 2003). Dies ist ein wichtiger, ganz natürlicher Entwicklungsprozess, der jedoch für Bindungsfamilien mit großen Belastungen und Ängsten behaftet ist. Eltern mit stark ausgeprägten Bestrebungen, den Familienzusammenhalt nicht zu gefährden, werden oftmals subtil oder offen versuchen, solchen Individuationsbestrebungen mit entgegenlaufenden Stabilisierungsbestrebungen zu begegnen. Die Impulse des Jugendlichen, sich mehr Handlungsspielraum und auch mehr Freiheit und Komplexität im Denken zu erschließen, haben zur Folge, dass alte Orientierungsmuster, die von der Familie vorgegeben waren, einer kritischen Prüfung unterzogen werden. Zu dieser Zeit hat der Magersüchtige allerdings (noch) keine Alternative der Orientierung erarbeitet. In nicht anorektisch gefährdeten Familien findet in dieser Phase ein neues „Ausbalancieren“ der familiären Strukturen statt. Die Bindung zu den Eltern wird in dieser Zeit neu definiert, dem Jugendlichen werden mehr Spielraum und ein größerer Aktionsradius gestattet und er wird hierin bestärkt, eigene Gedanken und Orientierungen aufzubauen. Bindungsfamilien wirken hier nach Stierlin eher blockierend, denn eine Loslösung wird unter Umständen als Bedrohung erlebt. Wir erinnern uns –

anorektisch gefährdete Familien können Ambivalenzen schlecht aushalten. Eine Orientierung des Heranwachsenden weg von der Familie wird somit dem Verlust des Kindes gleichgesetzt.

Betrachtet man die Familiensituation zu Beginn des Auftretens dieses Krankheitsbildes, zeigen sich oftmals Brüche, auf die der Jugendliche dann mit Hungern reagiert. Ein solcher Bruch wird bspw. bei dem Auszug eines Geschwisterkindes aus dem gemeinsamen Haushalt empfunden. Der Tod der Großeltern kann einen solchen Bruch bedeuten sowie Überlegungen der Eltern, sich zu trennen. In unserem Beispielfall kommen diese Punkte zum Tragen. Der Verlust eines Großelternteils und der Auszug der älteren Schwester fallen in das gleiche Jahr. Die Paarbeziehung der Familie Landmann wird als nicht sehr intensiv beschrieben, da die gemeinsame Sorge um Großmutter und Tochter Zeiten elterlicher Gemeinsamkeit erschwert. Wir sehen bei der Familie Landmann also einige kritische Situationen, die nach Stierlin eine Entstehung von Magersucht begünstigen. Doch was wird durch das Hungern konkret erreicht? Die Hungernde erreicht durch das Erscheinen der Krankheit den Effekt, dass der Zusammenhalt des Familienverbundes intensiviert wird. Eltern, die sich gerade mit Trennungsabsichten auseinandersetzen, stellen diesen Impuls erst einmal zurück, bis ihre Tochter die Krankheit überwunden hat. Hier erinnern wir uns an die Aussage der Familie, dass bei Auftreten von Petras Hungern der Kontakt zwischen den Familienmitgliedern intensiver wurde. Magersucht als Reaktion auf familieninterne Brüche läuft den zuvor beschriebenen Individuationsbestrebungen entgegen. Allerdings fällt auf, dass sich viele heute bekannte Erklärungsmuster für Magersucht auf der Beziehungsebene vollziehen und als Ausgleich für dort fehlende Bindungs- oder Ablöseprozesse fungieren.

Magersucht kann als Form begriffen werden, scheinbar unvereinbare Ambivalenzen auf der Handlungsebene miteinander zu verbinden. Magersucht ist ohne die Voraussetzung einer Existenz von starren Familienwerten nicht vorstellbar. Diese Krankheit gilt als Versuch, sich gegen diese Werte und den daraus folgenden Handlungsbezügen zu positionieren, indem sie in ihrer rigidesten Form der Umsetzung konterkariert werden. Disziplin, Selbstbeherrschung und Kontrolle sind Werte, die im Rahmen der Magersucht bis aufs Äußerste völlig kompromisslos umgesetzt werden. Durch die übermäßige Erfüllung dieser hoch angesehenen Familienwerte finden sich die Eltern in einer moralisch geschwächten Position. Die Magersüchtige gilt nun als diejenige, die sich am allerwenigsten gönnt, die sich am ehesten beherrschen und kontrollieren kann. Dies macht sie auf moralischer Ebene, gerade hinsichtlich familieninterner Werte und daraus resultierende Handlungsmuster, unangreifbar. Die Unangreifbarkeit wird noch dadurch unterstützt, dass Magersucht als Krankheit gilt, die jegliche Eigenverantwortung und Entscheidungsfähigkeit von vorne herein gar nicht zur Disposition stellt.

Konkreter gesagt: Durch die massive Verweigerung der Nahrungsaufnahme werden Familienrituale wie das gemeinsame Einnehmen der Mahlzeiten massiv gestört. Abgrenzung und Positionierung werden hier täglich neu thematisiert und durchgesetzt. Die Autonomiebestrebungen, die ja sonst nicht offen gezeigt werden dürfen, erhalten hier eine Plattform, auf der sie sich äußern können. Doch nicht nur gegenüber der Familie wird Autonomie ausgeübt, sondern auch gegen den eigenen Körper. Durch die stete Verweigerung dessen, was ein gesunder Körper braucht und dieses auch signalisiert, avanciert Magersucht zu einem Machtkampf nicht nur gegen die Familien sondern auch gegen die eigene Person. Das Erleben des Triumphes des eigenen Willens gegen alle Umstände lässt die Hungernde ein Gefühl von Kontrolle, Stärke und Macht erleben, was beflügelnd wirkt und darin alleine deshalb schon einen Gewinn darstellt. Jedoch ist das Erleben von Autonomie hier auch ein Paradoxon. Denn durch die rigide Abgrenzung von Nahrung wird der eigene Handlungsspielraum massiv eingengt. Die Wahl, ob Nahrung aufgenommen wird oder nicht, stellt sich nicht (mehr). In einem Rahmen, wo keine Wahl vorhanden ist, wo Antworten längst gegeben sind, noch bevor sich die Frage stellt, ist wirkliche Autonomie nicht möglich. Die

Hungernde erlebt sich als frei, ist aber gleichermaßen gefangen in der gewählten Position, die keinen Spielraum duldet. Der Verhaltensspielraum ist nicht flexibel, sondern starr – was wiederum im Einklang mit den vermittelten Familienwerten steht, in der Ambivalenzen weder geduldet, noch ertragen werden.

In Magersucht kann sich aufgestaute Wut oder auch Trotz zeigen – Empfindungen also, die nicht offen gezeigt werden dürfen und sich hier, in das Deckmäntelchen der Krankheit gehüllt, bewusst oder unbewusst äußern können. Hier vollzieht sich ein Prozess der symmetrischen Eskalation. Je verzweifelter die Eltern versuchen, ihr Kind zum Essen zu bewegen, desto effektiver und wirkungsvoller kann die Magersüchtige ihre Autonomie unter Beweis stellen und gleichzeitig den Eltern deren Verzweiflung und Machtlosigkeit immer wieder neu vor Augen führen. Verdeckte Racheimpulse, die vom Hungernden gegen die Eltern gehegt werden, können sich durch das massive Hungern Bahn brechen. Indem Magersucht ab einem gewissen Punkt nicht mehr nur im Verborgenen geschehen kann, wird das „perfekte Bild“, welches die Familie nach außen trägt, empfindlich gestört. Die Rachedynamik entblößt sich dort, wo auch nach außen die Machtlosigkeit, das „Versagen“ elterlicher Fürsorge unübersehbar nach außen getragen wird. Eltern müssen sich in ihrer Aufgabe fürsorglicher Verantwortlicher kritisch hinterfragen lassen. Die Sehnsucht nach Anerkennung und Aufmerksamkeit, die mit dem Krankheitsbild der Magersucht einhergeht, stellt Eltern auch nach außen hin in dieser Rolle als gescheitert hin.

Gleichzeitig braucht die Hungernde familiäre Zuwendung, um die Bindung und Loyalität der Familie ihm gegenüber nicht zu fürchten, denn diese „Krankheit“ sichert Aufmerksamkeit, Loyalität und Zusammenhalt. Magersucht gilt als Garant dafür, dass dem Betroffenen Aufmerksamkeit entgegengebracht wird.

Magersüchtige Mädchen erleben sich häufig im Wettstreit mit ihren Geschwistern, die sie von ihren Eltern als bevorzugt erleben. Dies ist auch im Falle Landmann gegeben, da die magersüchtige Tochter Petra einräumt, sie hätte ihre ältere Schwester immer bewundert. Sie fühle sich außerdem zurückgesetzt, da Frau Landmann aus Sicht Petras die intensivere Bindung zu Jutta habe. seitens Frau Landmann wird gerade dies jedoch bestritten.

Das stark ausgeprägte Gerechtigkeitsempfinden, das sich Familien mit anorektischen Krankheitsbildern auf die Fahne geschrieben haben, fordert, dass alle Familienmitglieder gleich behandelt werden müssen. Dieser Anspruch ist aber in der Praxis aufgrund unterschiedlicher persönlicher und kontextbezogener Strukturen (wie bspw. Alter, schulische Leistung, unterschiedlicher Situationen), schwer umsetzbar. Familienmitglieder geben auf unterschiedliche Art Anlass zur Sorge und damit zur Aufmerksamkeit. Wird ein solcher Vorwurf an die Eltern herangetragen, wenn er denn vom benachteiligt empfundenen Geschwisterpart überhaupt angesprochen wird, muss er demnach nach außen vehement bestritten werden. Konflikte und Widersprüche sind unausweichlich vorprogrammiert, da hier die offene Botschaft einerseits, dass alle als gleich angesehen werden, und das Verhalten andererseits, welches dem Familien-Credo naturgemäß entgegenläuft, auseinanderdriften. Es stellt nach Stierlin keine Seltenheit dar, dass ein Magersüchtiger erlebt, dass Geschwister von den Eltern bevorzugt behandelt wurden. Er versucht nun, Aufmerksamkeit über den Weg der Krankheit zu erhalten. Doch hierin liegt die Schwierigkeit verborgen, dass der Betroffene niemals sicher sein kann, dass die Aufmerksamkeit, die er nun bekommt, wirklich ihm als Person gilt und ob er dieser Aufmerksamkeit auch dann noch sicher sein kann, wenn die Magersucht überwunden würde. Die Angst, Zuwendung und Loyalität der Familie zu verlieren, wenn sie genesen, lässt das Aufgeben dieses Krankheitsbildes als sehr riskant erscheinen. Selbst wenn das Gefühl, jetzt Aufmerksamkeit zu erhalten, auf „wackligen Beinen“ steht, ist die Zuwendung zu dieser Zeit doch gesichert und erfüllt ein Grundbedürfnis des Betroffenen.

Ich habe im Verlauf meiner Arbeit festgestellt, dass in vielen schriftlichen Abhandlungen zum Thema Magersucht von den Autoren die Familie als entscheidender Einflussfaktor wahrgenommen wird. So beschreibt bspw. Günter Reich (2003) Zusammenhänge zwischen familiären Beziehungen und Essstörungen:

„Familien wirken über die Einstellung zu Essen, Gewicht und Aussehen sowie über das konkrete Essverhalten direkt auf die entsprechenden Verhaltens- und Erlebensweisen von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen ein. Zudem scheinen Ablösekonflikte, mangelnde Unterstützung und fehlende emotionale Resonanz in den familiären Beziehungen die Entwicklung von Essstörungen zu fördern. Diese Beziehungsfaktoren wirken mit den direkt auf Aussehen und Figur zentrierten Faktoren bei der Entstehung von Essstörungen häufig zusammen. In diesem Sinne beeinflussen familiäre Faktoren die Entstehung von Essstörungen kausal und wirken mit den anderen hier relevanten Faktoren zusammen. Halt gebende familiäre Beziehungen, ungestörtes Essverhalten und eine wohlwollende Einstellung zu Körper und Aussehen können andere, Essstörungen fördernde Faktoren abmildern.“
(Günter Reich 2003, S. 24)

Mara Selvini Palazzoli (1982), die in ihrer Schrift von einer Kybernetik der Magersucht ausgeht, schält die Bedeutung der Familiendynamik in diesem Krankheitsbild heraus. Die Systemtheorie (die ich im Rahmen meiner Arbeit bei der Betrachtung familiärer Prozessabläufe unter anderem vertrete) begreift den Einzelnen als Teil eines Interaktionssystems, in dem das Verhalten eines Subjektes das Verhalten anderer Subjekte beeinflusst. Die Familie als System zeichnet sich nicht alleine durch spezifische Eigenschaften einzelner Mitglieder aus, sondern wird über besondere Kennzeichnungen hinsichtlich seines Interaktionssystems definiert. Jede Familie verfügt über ein spezifisches Interaktionssystem, dessen Muster und Regeln sich stabilisieren. Die zwingende Folge hiervon sind Redundanzen. Ausgehend von dieser Betrachtungsweise begreift Palazzoli das Handeln und Wirken von Familienmitgliedern als „Elemente eines Stromkreises.“

„Wenn wir die Familie als sich selbst korrigierendes System definieren, das sich auf Regeln stützt, die auf einer Reihe von Versuchen und Irrtümern beruhen, dann werden ihre Mitglieder zu Elementen eines Stromkreises, in dem kein einzelnes Element die Kontrolle über die übrigen ausüben kann. Mit anderen Worten, wenn das Verhalten eines einzelnen Familienmitgliedes einen ungebührlichen Einfluss auf das Verhalten anderer ausübt, wäre es ein epistemologischer Irrtum zu behaupten, dass dieses Verhalten das ihrige verursacht; wir müssen vielmehr sagen, dass sein Verhalten durch frühere Interaktionsmuster bewirkt wird.“
(Selvini Palazzoli 1982, S. 266)

Als Beobachter richten wir unseren Blick demnach auf Verhaltensreaktionen und die entsprechenden Auswirkungen, um uns eine Logik zu erschließen, vor dessen Hintergrund bestimmte Muster einen Sinn ergeben. Begreifen wir aus dieser Sicht Magersucht als Reaktion auf Konflikte familiärer Bindungsmuster – und diesen Ansatz vertrete ich im Rahmen meiner Arbeit – so erhalten familiäre Interaktionsmuster aus Sicht des Beobachters andere Zuschreibungen und Bedeutungen, als würden wir voraussetzen, dass der Erscheinung der Magersucht ein Schlankheitsbestreben als entscheidende Triebfeder vorausgeht. Mit anderen Worten: Ich nehme als Voraussetzung für die Entstehung von Magersucht an, dass eine Bindungsproblematik im Rahmen der Familie vorhanden ist, die für die Inpatientin nicht anders lösbar zu sein scheint, als sich durch Hungern diesen zwischenmenschlichen Verstrickungen zu entziehen.

An dieser Stelle möchte ich erneut auf unsere Beispielfamilie Landmann zurückgreifen, in der Bindung und Harmoniebestreben typischerweise eine große Rolle spielen und gleichzeitig Ambivalenzen schwer toleriert werden können:

„Wir erkennen: Der Bindung, der wir in Magersuchtsfamilien begegnen, sind fast immer massive Ambivalenz, Ausstoßungs- und Ausbruchswünsche und, damit einhergehend, Angst- und Schuldgefühle beigemischt. Aber während die Mutter *ihre* Ambivalenz- und Ausstoßungswünsche zu meistern sucht, indem sie sich besonders gebend, liebend und beschützend zeigt, versucht das Mädchen, mit *seiner* Ambivalenz, seinen Besorgnissen und seinen inneren Zweifeln fertig zu werden, indem es sich als Musterkind an die (offen gezeigten) Erwartungen der Eltern anpasst. [...] So zeigt die Tochter eine Verleugnungsarbeit und Reaktionsbildung, die zu derjenigen der Mutter komplementär ist. Allerdings: Im Untergrund der sich häufig problemlos, ja vorbildlich zeigenden Mutter-Tochter-Beziehung existieren – davon dürfen wir ausgehen – intensive Spannungen und Rivalitäten.“ (Stierlin 2003, S. 53f.)

Das Verhalten der Familienmitglieder gestaltet sich komplementär zueinander, wobei jede Seite auf seine eigene Imagination zurückgreift. Wie ich weiter oben bereits beschrieben habe, müssen meiner Ansicht nach im Falle von Problemdynamiken unterschiedliche Imaginationen bei den Beteiligten vorhanden sein, um eine negative Verhaltensspirale erst einmal entstehen zu lassen und schließlich aufrecht zu erhalten. Gehen beide Seiten von ähnlichen Bedingungen aus, kann keine Dynamik entstehen, die das Verhalten der Beteiligten immer wieder neu anzettelt und somit stabilisiert. So reagieren Eltern mit Druck und/oder gutem Zureden auf das Hungern ihres Kindes (Imagination: Das Kind muss zum Essen bewegt werden – und wir werden alles versuchen, um dies zu erreichen), während die Magersüchtige hinter der Verweigerung etwas anderes offenbart (Imagination der Hungernden: Ich bewahre mir meine Autonomie und meine machtvolle Position, indem ich mich äußeren Zuschreibungen weitestgehend entziehe).

Aufgabe eines Therapeuten sollte es sein, die Differenz der Imaginationen aufzudecken, beziehungsweise erst einmal ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass überhaupt Differenzen bestehen. Dies ist – gerade im Rahmen von Magersuchtsfamilien – kein leichtes Unterfangen, da davon ausgegangen werden kann, dass die Familie, die Harmonie und Bindung über alles stellt, wenig daran interessiert sein dürfte, bislang erfolgreich unterdrückte Konflikte ans Tageslicht zu holen.

Im familiären Gefüge zwischenmenschlicher Interaktionen wird meiner Ansicht nach eine stabile Basis gebildet für die Entstehung von Magersucht. Hier entstehen Bindungsproblematiken, die eine Grundlage für Magersucht darstellen. „Typische Konfliktthemen“ einer Magersuchtsfamilie sind Ablöseprozesse und Autonomiebestrebungen, kurz: Positionierungsthemen, die die Familie in Aufruhr versetzt. Starre Denk- und Handlungsmuster sowie die Nicht-Akzeptanz von Ambivalenzen verhindern eine offene Konfrontation und ein offenes Austragen von Konflikten. Gebettet in feste, unantastbare Familienwerte, die Gewissheit für Denken und Tun versprechen, folgen diese Familien einem Ethos, der in seiner Kompromisslosigkeit einen sehr starren Rahmen bildet, der gegen jede offene Infragestellung immun zu sein scheint.

Letztlich werden diese Themen über das massive Hungern „gelöst“, es entsteht eine spontane Viabilität, die sich nur schwer aufgeben lässt. Hier wird Abgrenzung bei gleichzeitiger Bindung plötzlich möglich, hier können sich lockernde Bindung wieder neu stabilisiert werden. Hier wird im Rahmen geltender Werte agiert und die Hungernde ist moralisch nicht angreifbar. Delegationen können aufgeschoben werden, ein Moratorium wird möglich, in dem die Kranke Aufschub erfährt. All dies vollzieht sich im Rahmen eines zwischenmenschlichen Beziehungsgeflechtes.

Als Voraussetzung für Magersucht ist meines Erachtens ein ungelöster Konflikt auf zwischenmenschlicher Ebene verantwortlich, der als ein Auslösekriterium und als Stabilisierungsfaktor eine entscheidende Rolle spielt. Stabilisierende Faktoren, die

Magersucht begünstigen, sind im sozialen Umfeld (meist ist das die Familie) angesiedelt. In diesem Sinne geht mit Magersucht immer auch eine Offenbarung zwischenmenschlicher Nicht-Passung einher, die ihre (vermeintliche) Konfliktlösung in dieser Krankheit entdeckt hat. Reich (2003) hält fest, dass Anorektikerinnen auf Grund von Überwältigungs- und Trennungsängsten, die für sie mit dem Frausein verbunden sind, den Schritt in die Existenz als reife beziehungsweise erwachsene Frau verweigern (vgl. Reich 2003, S. 15). An dieser Stelle scheint mir der Hinweis noch einmal entscheidend, dass ich nicht davon ausgehe, dass Magersucht geplant und willentlich gesteuert herbeigeführt wird. Die Entstehung der Magersucht begreife ich als einen dynamischen Prozess, an dessen Anfang meist der Wunsch nach weniger Körpergewicht (ein bewusster Willensakt) steht. Erst im Verlauf der Gewichtsabnahme vollziehen sich auf zwischenmenschlicher Ebene dynamische Prozessabläufe, die sich im Erleben dann als gewinnbringend zeigen: spontane Viabilität. Erst hier gleitet dann der ursprüngliche Wunsch, an Gewicht zu verlieren, in eine andere Dimension. Dem Gewicht wird – so meine Ansicht – eine Alibifunktion zugeteilt. Das Kernproblem jedoch vollzieht sich auf einer ganz anderen Ebene.

Nach meiner Auffassung kreist das Grundthema bei Magersucht um Positionierungsfragen: Wie kann ich meine eigenen Bedürfnisse und Wünsche gegenüber der Familie behaupten? Wie kann ich mich abgrenzen, ohne die Bindung zu gefährden? Wie kann ich elterlichen Delegationsaufträgen (erst einmal) entkommen, ohne mich offen aufzulehnen und damit familiäre Sanktionen zu riskieren? Wie entziehe ich mich der (familiären) Fremdbestimmung und gewinne mehr Kontrolle über mein eigenes Leben beziehungsweise Verhalten?

Eltern reagieren auf das Hungern des Jugendlichen meist mit dem Versuch, sich noch intensiver um das *leibliche* Wohl des Kranken zu kümmern. Doch diese Art von Fürsorge ist in der Regel nicht das, worum es dem Hungernden geht. Hier ist vorstellbar, dass sich hier auf körperlicher Ebene etwas vollzieht, was im Grunde eine Botschaft der Seele zu sein scheint. Diese Annahme unterstützt das Bild, dass Magersüchtige bedürftige und leidende Menschen sind, die im Aufrechterhalten der Magersucht nach Hilfe rufen.

1.2.2 Identitätsentwicklung und Individuation im Rahmen von Delegation

Nach Stierlin können familiäre Orientierungen die Entstehung und Aufrechterhaltung von Magersucht begünstigen, wie ich an unserem Beispielfall Landmann im vorherigen Kapitel gezeigt habe.

Weiterführend möchte ich nun – wiederum in Anlehnung an Helm Stierlin (1982) – das Delegationsmodell in den Fokus der Aufmerksamkeit nehmen, welches das Konzept der Rollenerwartung und –erfüllung stark erweitert. Ich werde aufzeigen, inwieweit sich das Delegationsmodell Stierlins von reinen Rollenkonzepten abhebt.

Delegationen vollziehen sich im Rahmen zwischenmenschlicher Interaktionen. Die Akteure sind eingebunden in soziale Systeme (wie z.B. die Familie), in dessen Rahmen Normen und Werte existieren, die als Regelwerk einer bestehenden Ordnung (wie z.B. Rechte und Pflichten der Familienmitglieder) dienen. Mitunter kann es zwischen dem Individuum und dem System, in dem es sich bewegt, zu Spannungen kommen. Dies ist bspw. dann der Fall, wenn persönliche Bedürfnisse den gültigen Regeln und Normen entgegenstehen.

„Die Einhaltung dieser Norm ist [...] eine Bestätigung des Selbst, ungerechtfertigte Abweichungen führen zu Schuld- und Schamgefühlen und Versuchen, das beschädigte Selbstbild wieder respektabel zu machen. In sozialen Normen ist festgelegt, was verboten, was

erlaubt und was geboten ist, was zu beanspruchen und was zu gewähren ist.“ (Oerter/Montada 1995, S. 866)

Darüber hinaus gilt eine starke emotionale Bindung als Voraussetzung für Delegationsmuster. Das bedeutet, dass der Betroffene sich einerseits emotional dem Delegierenden gegenüber verbunden sieht, während ergänzend hierzu noch normative Richtlinien, die innerhalb der Familie einen hohen Stellenwert einnehmen, den Druck verstärken, Delegationen auszuführen, so dass eine Abgrenzung nahezu unmöglich zu sein scheint. Stierlin führt darüber hinaus eine weitere Beobachterperspektive ein: die Mehrgenerationenperspektive. Sie erlaubt es, den Blick ausgehend von der Kernfamilie zu erweitern und bestimmte „familiäre Muster“ zu erkennen, denen gewisse Aufträge und Erwartungen folgen – und dies über mehrere Generationen hinweg.

Die Familie, von Helm Stierlin wahrgenommen als Bindeglied zwischen der Gesellschaft einerseits und dem Einzelnen andererseits, hat die Aufgabe, den Heranwachsenden auf die Gesellschaft vorzubereiten. Bei dieser Aufgabe muss die Familie einerseits die Bedürfnisse des Kindes und Jugendlichen wahrnehmen und darauf entsprechend reagieren, andererseits werden gesellschaftliche Erwartungen und Vorgaben an Kinder und Jugendliche – gefiltert durch die Familie – herangetragen. Diese Filterfunktionen treten naturgemäß mehr und mehr in den Hintergrund, je älter der Heranwachsende wird.

Die von Bauman dargestellte kulturelle Freiheit, die ich in Teil 1.1 dargestellt habe, drängt den Einzelnen in die Rolle eines Wählenden, der für sein persönliches Schicksal als eigenverantwortlich gilt. Einer relativ großen Anzahl von Jugendlichen stehen heute zahlreiche Möglichkeiten offen, wie sie ihr Leben gestalten möchten. Andererseits muss an dieser Stelle hervorgehoben werden, dass viele Jugendliche auch heute in ihren Wahlmöglichkeiten eher begrenzt sind. Eine mögliche Wahlfreiheit birgt jedoch auch eine Kehrseite – wer wählen kann, kann sich für den falschen Weg entscheiden. Das Risiko, eigenverantwortlich Entscheidungen zu treffen, schürt oftmals gerade bei Jugendlichen ein großes Bedürfnis nach Sicherheit und Orientierung, welches die Familie, soll der Heranwachsende zu einer stabilen Persönlichkeit heranreifen, in ausreichendem Maße gewähren sollte. Gerade dadurch bekommen familiäre Aufträge, Delegationen und Missionen in Zeiten der Postmoderne eine besonders einflussreiche Stellung. Das psychische Gleichgewicht entsteht durch ein ständiges Aushandeln und Ausbalancieren von Abgrenzung und Hinwendung. Es entsteht durch die Differenzierung und Unterscheidung eigener und fremder Bedürfnisse. Es ist diese Balance der Unterscheidung, die den Einzelnen zu einer Persönlichkeit werden lässt.

Jedes Mitglied einer Gesellschaft bewegt sich in verschiedenen Rollen. Obwohl eine Klassifizierung dieser Rollen sich nach Stierlin aufgrund der Komplexität als äußerst schwierig erweist, unterscheidet er zwischen verschiedenen Rollenmodellen wie bspw. formalen und informellen Rollen. Als *formale Rollen* werden mehr oder weniger „natürliche“ Zuschreibungen wie Geschlecht, Alter oder Nationalität bezeichnet. *Informelle Rollen* bezeichnen soziale Rollen, die nicht über formale Vorgaben oder festgelegte Ziele verfügen wie bspw. die Rolle des „Kranken“. Die informellen Rollen können innerhalb eines Systems wechseln und haften nicht unbedingt immer an einem Individuum – sie sind austauschbar, können zirkulieren. Der Grundsatz informeller Rollen erhält im Rahmen von Stierlins Delegationsmodell ein besonderes Gewicht, da sich insbesondere innerhalb des Systems Familie – welche als die erste Instanz grundlegender Sozialisierungsprozesse gilt, besondere Rollenmuster ausprägen und entwickeln. Alle Rollen sind miteinander verflochten und stehen nicht selten in Konflikt miteinander. Nicht alle Rollen sind klar voneinander abgrenzbar, teilweise finden Überschneidungen und Verwischungen statt. Wichtig im Rahmen meiner Arbeit ist die systemische Auffassung, dass Rollenkonzepte reziprok aufeinander wirken.

Rollen manifestieren sich im Rahmen interaktionistischer Beziehungsrealitäten. Hiermit ist gemeint, dass meine Rolle sich nur in Wechselwirkung mit anderen Menschen und Rahmenbedingungen als sinnvoll erweist. Mit anderen Worten – eine Rolle wird nur solange aufrechterhalten und gelebt, solange diese im Rahmen des Systems Sinn macht beziehungsweise mit Bedeutung versehen wird.

Diese zugrundeliegende Rollendynamik bekommt im Rahmen familiärer Konflikte eine besondere Bedeutung. Im Laufe des Sozialisationsprozesses findet sich das Individuum in verschiedenen Rollen wieder. Jede Rolle wird durch die spezielle Persönlichkeit des Einzelnen gefärbt, jedoch werden umgekehrt Identitäten auch mit Rollen befüllt.

„Viele Gruppen verfügen über eine Reihe von gut definierten sozialen Rollen, d.h. gemeinsame Erwartungen innerhalb der Gruppe, wie Einzelne sich zu verhalten haben. Während Normen beschreiben, wie sich jedes einzelne Gruppenmitglied zu verhalten hat, dienen Rollen der Spezifikation dazu, wie Menschen, die eine bestimmte Position innerhalb der Gruppe haben, sich verhalten sollen. [...] Wie das bei sozialen Normen der Fall ist, können Rollen sehr hilfreich sein, da die Menschen wissen, was sie voneinander zu erwarten haben.“
(Aronson u.a. 2004, S. 321 f.)

Nach Aronson (2004) gibt es jedoch im Rahmen sozialen Rollenverhaltens auch problematische Situationen. Zum einen kann es zu einem Konflikt kommen, wenn die Rolle, die ein Individuum ausfüllt, im Widerspruch steht mit persönlichen Interessen und Bestrebungen. Verhält man sich jedoch entgegen der Norm und entspricht nicht der Erwartung, die mit der Rolle verknüpft ist, so muss der Einzelne mit sozialen Sanktionen rechnen. Das Individuum befindet sich demnach in einem Konflikt.

Die Anzahl und Ausprägung einzelner Rollen ist reziprok zur Fragmentierung der Persönlichkeit zu sehen. Je mehr Rollen ich als Individuum ausfülle, desto fragmentierter kann meine Persönlichkeit gelten. Die Aufgabe meines Selbst besteht darin, diese Diversifizierung verschiedener Rollen und Ausprägungen miteinander zu vereinen und zu einem sinnvollen Ganzen zusammenzufassen – dies ist die Leistung der Identität.

Identitätsentwicklung ist fest an eine aktive Ausübung verschiedener Rollen gebunden. Rollenkonzepte zielen inhaltlich auf den Prozess der Sozialisierung ab, was bedeutet, dass das Individuum in der Lage ist, sich im Rahmen verschiedener Rollen mehr oder weniger angemessen zu verhalten und in diesem Tun einen Sinn zu erkennen.

Delegation geht nun noch einen Schritt weiter und führt über das Rollenkonzept hinaus. Delegation beinhaltet neben dem Rollenkonzept noch eine Komponente, die auf eine enge emotionale Bindung zwischen Delegierendem und Delegiertem fußt. Ein Delegationsauftrag kann somit immer auch als wertbehaftet interpretiert werden. Aber was genau ist nun Delegation und wie grenzt sie sich von einem üblichen Rollenverständnis ab? Ausgehend vom Rollenkonzept und über dieses hinausschauend kreiert Stierlin die Idee der Mission, der Beauftragung und Sendung, woraus er sein Delegationsmodell ableitet.

Der Begriff „Delegation“ setzt sich zusammen aus dem lateinischen Verb *delegare*, das sowohl „Aussenden“ als auch „mit einer Mission betrauen“ bedeutet. Der Delegierte wird ausgesendet und mit einer Mission betraut, bleibt jedoch letztlich dem Sender verpflichtet. Gerade im Hinblick auf die heute vorherrschende Orientierungslosigkeit und der Suche nach eigenen Werten in der Postmoderne (hierzu mehr im dritten Teil dieses Buches) erhält das Delegationsmodell eine Komponente empfundener zwischenmenschlicher Verpflichtung, die untrennbar mit diesem verbunden bleibt. Diese Komponente kann als Voraussetzung gelten, einen Delegationsauftrag überhaupt erst wahr- beziehungsweise anzunehmen.

Auf inhaltlicher Ebene kann der Akt der Delegation stark variieren. Immer geht es jedoch um interpersonelle Bedürfnisse, die vom Sender an den Delegierten herangetragen werden. Der Delegationsprozess bedarf der Grundlage einer starken Loyalität. Z.B. hilft der Delegierte,

eine Abwehrorganisation aufrechtzuerhalten, indem er die Schwäche der Eltern stützt und schützt, um ihnen Konflikte zu ersparen. Voraussetzung für Delegation ist immer eine enge emotionale Bindung, vor deren Hintergrund erst die Komponente empfundener zwischenmenschlicher Verpflichtung abgeleitet werden kann. Die Erfüllung einer Mission ist fest verknüpft mit dem Gefühl von Verpflichtung, Hingabe und Eifer. Eng damit verbunden sind Vorstellungen von einem Gefühl der Wichtigkeit und Sinnhaftigkeit des eigenen Tuns, dem sich der Missionierte schwer zu entziehen vermag.

„Während der Delegierte in der Ausführung seiner Mission (oder seiner Missionen) den Sinn seines Lebens und ein Gefühl seiner Wichtigkeit findet, willigt er zugleich in eine Abhängigkeit ein, die oft seine Freiheit beschneidet, seine Initiative beschränkt und sein Wachstum unterdrückt.“ (Stierlin 1982, S. 30)

Delegiert werden vorzugsweise Jugendliche, die an der Schwelle zum Erwachsenen stehen. Durch Delegation erhält der Jugendliche die Erlaubnis, bis zu einem gewissen Punkt aus dem Kreise der Familie auszutreten. Der Dunstkreis der Familie soll noch nicht wirklich verlassen werden, jedoch wird mehr Autonomie und Selbstständigkeit des Jugendlichen gefordert. Diese Autonomie darf jedoch nur kontrolliert durch die Familie (in der Regel durch die Kontrolle der Eltern) entwickelt werden. Der Jugendliche bleibt – auch und gerade auf emotionaler Ebene – den Eltern verpflichtet. Mitunter muss der Delegierte „lebenswichtige“ Aufgaben für seine Eltern erfüllen. Bspw. werden Jugendliche dahingehend beeinflusst, die beruflichen Vorstellungen der Eltern zu verwirklichen. Hier äußern sich entweder unerfüllte Berufswünsche der Eltern oder der Jugendliche soll bspw. das Ansehen der Familie positiv beeinflussen, indem er einen Beruf ausübt, der auf gesellschaftlicher Ebene hohe Anerkennung genießt (wie bspw. Anwalt oder Arzt).

Nicht immer gelingen Delegationen. Mitunter können sich daraus Konflikte ergeben, die den Delegierten in ein Dilemma führen. Dennoch müssen Delegationen an sich nicht pathologisch sein.

„Allerdings: ob und wie stark Kinder unter elterlichen Delegationsdruck geraten, ob und wieweit sie solchem Druck nachgeben, hängt von vielen Faktoren ab. So können selbst in einer stark bindenden Familie einzelne Kinder eine Nische entdecken, die ihnen eine vergleichsweise unbeschwerte (das heißt, durch elterliche Erwartungen und Aufträgen unbelastete) Entwicklung gestattet, so dass sich ihnen zu einem späteren Zeitpunkt doch noch die Möglichkeit bietet, die Anerkennung der Eltern zu finden. Solchen Kindern gelingt es, sich leichter aus der Familienbindung zu lösen und ihre „Rundum-Individuation“ voranzutreiben als anderen, die sich für bindende Delegationen eher anboten und/oder dafür als besonders geeignet und empfänglich erachtet wurden.“ (Stierlin 2003, S. 42)

Wie wir weiter oben bereits gesehen haben, können Delegationen nur auf der Basis einer starken emotionalen Bindung übermittelt und befolgt werden:

„Die Grundlage ist ein starkes Treueband. Es macht Kinder empfänglich für die (offen oder verdeckt) an sie gerichteten elterlichen Hoffnungen, Wünschen, Aufträge. Diese Aufträge können ein Kind überfordern, können ihm eine einseitige Entwicklung nahelegen, können es früher oder später verschiedenartigsten Konflikten und Problemen aussetzen.“ (Stierlin 2003, S. 42)

Es stellt sich nun die Frage, welche gemeinsamen Grundannahmen und Werte in der Familie – ggf. über Generationen hinweg – vorherrschen. Diese Grundannahmen beeinflussen bestimmte Verhaltensmuster, die wiederum auf Gefühle, Werte und Grundannahmen

zurückwirken. Es handelt sich hier demnach um zirkuläre Prozessabläufe, bei denen Anfang und Ende schwer zu identifizieren sind.

Nach Stierlin ist das Delegationsmodell stark mit einer wertebehafteten Komponente verknüpft, die sich deutlich von einem Rollenkonzept abhebt:

„Es ist in diesem Begriff eine Dimension des Vertrauens, der Verpflichtung, der persönlichen Bedeutung und Treue enthalten, kurz eine vertragsartige, ethische Dimension, die in den Worten Rolle und Sozialisierung nicht enthalten ist.“ (Stierlin 1982, S. 27).

Delegationen zielen auf Verantwortungsempfinden und Verpflichtung, die umso wirksamer sind, je mehr Emotionen und zwischenmenschliches Verbundensein zwischen den einzelnen Parteien bestehen. Dies meint nicht zwangsläufig, dass Delegationen in erster Linie in Bindungsfamilien stattfinden. Stierlin unterscheidet an dieser Stelle zwischen gebundenen und ausgestoßenen Delegierten. Im Rahmen meiner Arbeit beschränke ich mich auf die Betrachtung der Bindungsfamilie im Besonderen, da Magersucht eine Erscheinung ist, die nach Stierlin fast immer im Rahmen einer starken Bindung auftritt. Stierlin hält fest,

„[...] was Magersuchtsfamilien vor vielen Familien auszeichnet, nämlich eine starke und charakteristische, oft über die Generationen zum Zuge kommende Bindung.“ (Stierlin 2003, S. 37)

Delegationen kommt eine wichtige Funktion zu. Delegationsaufträge machen für denjenigen, der diese vermittelt, einen zentralen Bestandteil im Leben aus. Es sind Aufgaben, die mit hoher Bedeutung versehen sind – sei es hinsichtlich beruflicher Orientierung, sei es in Bezug auf das Erreichen eines bestimmten gesellschaftlichen Status, sei es bezüglich der Verwirklichung eines bestimmten Familienideals. Insoweit sind Delegationen mit der Idee einer hohen Bedeutung versehen.

„Ein solches Gefühl von Wichtigkeit und Sinnhaftigkeit des eigenen Tuns, das aus dem Auftrag abgeleitet wird, stammt gewöhnlich aus einer höchst persönlichen (oder zumindest personalisierten) Treuebeziehung.“ (Stierlin 1982, S. 29)

Wir haben weiter oben gesehen, dass in der Phase der Identitätsentwicklung und der Positionierung der eigenen Persönlichkeit der Wunsch nach Selbstwirksamkeit, Stabilität und Orientierung mitunter besonders stark sein kann. Doch dieser Wunsch steht in einem Spannungsverhältnis zu dem möglicherweise ebenso starken Willen nach Autonomie und Unabhängigkeit. Durch Delegationen ist es denkbar, dass der Delegierte einerseits zwar ein Gefühl der eigenen Bedeutung erhält, andererseits jedoch das Bedürfnis der Autonomie stark eingeschränkt ist.

„Denn es kann über unser eigenes wie fremdes psychologisches Überleben entscheiden, ob wir uns selbst in Besitz zu nehmen vermögen oder das Seeleneigentum anderer sind, ob wir unsere eigenen oder fremden Bedürfnisse fühlen und realisieren, ob wir unsere eigenen oder fremde Schreie schreien, ob wir unsere eigenen oder fremde Erwartungen und Phantasien ausleben.“ (Stierlin 1982, S. 38)

Typisch für Delegationsinhalte ist ein starkes emotionales Verhaftetsein in dessen Bedeutung. Dieses emotionale Verhaftetsein kann sich mitunter auf mehrere Generationen erstrecken. So kann innerhalb einer Mutter-Kind-Bindung an das Kind der Missionsauftrag erfolgen, beruflich einen hohen gesellschaftlichen Status zu erreichen. Scheitert die Verwirklichung dieser Mission mangels persönlicher Fähigkeiten oder äußerer Umstände, ist es möglich, dass

dieser Auftrag dann an die Folgegeneration übertragen wird. Die Tochter, die eine Mission ihrer Mutter nicht erfüllen konnte, würde in einem solchen Fall ihrem eigenen Kind den gleichen Auftrag erteilen – bspw. die Erwartung, dass eine berufliche Karriere eng verbunden mit einem hohen sozialem Status angestrebt und erreicht wird.

Für den Delegierten selbst verbinden sich solcherlei Aufträge ebenfalls mit einem hohen emotionalen Aspekt, der von den Betroffenen als sehr wichtig bewertet wird. In der Regel wird es so sein, dass der Delegierte nach besten Kräften versuchen wird, die Erwartungen und Hoffnungen, die seitens seiner Familie in ihn gesetzt werden, zu erfüllen. Es wird in der Regel so erlebt, dass das Glück und die Zufriedenheit der Familie zu einem großen Teil von seinem Gelingen oder Scheitern abhängig sind. Die Erfüllung dieser Mission geht über die Erfüllung gewöhnlicher Aufgaben hinaus. Und gerade in diesem Aspekt wird die Bedeutung der eigenen Person in besonderem Maße deutlich, was nicht nur eng mit einem stabilen Selbstwertgefühl in Verbindung gebracht wird, sondern darüber hinaus auch Orientierung und Sicherheit bietet. Delegation sichert, sofern keine konfligierenden Aufträge vorliegen, teilweise sogar psychische Stabilität, da in der Erfüllung einer Mission auch ein Ausdruck der eigenen Bedeutung gesehen werden kann. Das Wohl der Familie wird dann in Abhängigkeit zur eigenen Leistung gestellt. Sofern die Delegationen, die auf das Kind beziehungsweise den Jugendlichen übertragen werden, eindeutig sind und weder gegen persönliche Eigenschaften gerichtet sind, noch Widersprüchlichkeiten im Delegationsauftrag vorhanden sind, werden sie in der Regel als ambivalenzfrei, gut und richtig erlebt.

„Der >gute< Delegierte wird nicht von unbewussten Schuldgefühlen zerrissen, wenn er sich in der Welt der Gleichaltrigen und anderer Erwachsener begibt. Er ist auch nicht in dem Sinne durch Loyalität gebunden, dass ein Ausbruch aus der Familie für ihn das größte Verbrechen wäre. Seine Loyalität hat zum Inhalt, dass er genug Autonomie und Geschick erwirbt, um seine spezifische Aufgabe (oder mehrere Aufgaben) zu erfüllen, und dass er nur dann Schuldgefühle haben soll, wenn er bei seiner Aufgabe versagt, sie anzweifelt oder ablehnt. Die Phänomenologie seiner >Gebundenheit durch Loyalität< unterscheidet und sich deshalb von der, die wir bei Jugendlichen mit einfacher Loyalitätsbindung gefunden haben. Wir können also von selektiven und differenzierten Banden der Loyalität sprechen, die den Delegierten an den fesseln, der ihn ausgesandt hat.“ (Stierlin 1980, S. 67)

In Anlehnung an Stierlin gehe ich davon aus, dass Delegationen erst dann als konfliktbeladen erlebt und als kritisch bewertet werden, wenn innerhalb des Delegationsauftrages Ungereimtheiten auftreten, wenn sich bspw. zwei Delegationsaufträge gegenseitig ausschließen. Sind diese jedoch frei von Widersprüchlichkeiten und richten sich nicht gegen die persönlichen Fähigkeiten des Delegierten, dürfte in der Regel eine eindeutig positiv gefärbte Wertung vorliegen. Diese Abwesenheit von Ambivalenz kann gerade im Zeitalter des postmodernen Fragmentismus und der Uneindeutigkeit von klaren Wertungen als umso bedeutender erlebt werden. Delegation erhält gerade hierdurch einen besonders hohen Stellenwert, bietet sie doch einen Anker im Kontext fehlender Gewissheit, wie wir weiter oben mit Bauman gesehen haben.

Grundannahmen, die in unserer Beispielfamilie Landmann vorherrschen und in erster Linie durch Frau Landmann vertreten werden, sind: „Geben ist besser denn Nehmen“, „Verzicht und Selbstbeherrschung sind wichtige Verhaltensmaßstäbe“, „Eigene Ansprüche müssen hinter denen Anderer zurückstehen“, „Mir geht es nur dann gut, wenn es den anderen Familienmitgliedern auch gut geht.“

Konkret bedeutet dies, dass ein Anpassen an Normen und vorherrschenden Konventionen sowie die Erfüllung von Leistungsanforderungen in der Familie als wichtig angesehen und in der Regel von den Familienmitgliedern verinnerlicht werden. Diese Leistungsanforderungen

beziehen sich auf Erwartungen, die seitens der Familie an den Einzelnen herangetragen werden. Darüber hinaus bestehen gesellschaftliche Erwartungen an den Einzelnen, die mit den Familienwerten in der Regel einhergehen und mit diesen verflochten sind.

Werte bilden die Grundlage der Erwartungen einerseits und der Erfüllung eben dieser auf der anderen Seite. Die grundlegenden Werte des Delegierenden und des Delegierten müssen demnach in gewisser Weise passend sein und sich entsprechen. Sie müssen eine ähnliche Grundlage haben, um auf der Verhaltensebene einerseits zur Umsetzung zu kommen und andererseits den Ausführenden nicht in einen unlösbaren Konflikt zu stürzen. Die prinzipielle Bereitschaft des Delegationsempfängers zur Umsetzung steigt in dem Maße, mit dem er sich mit dahinterstehenden Werten und Grundannahmen identifizieren kann.

Im Beispiel von Familie Landmann verkörpert Herr Landmann, der als Regierungsdirektor tätig ist, das Bild der beruflichen Strebsamkeit und des Erfolges. Der Vater von Herrn Landmann war Wissenschaftler und somit ebenfalls auf beruflicher Ebene erfolgreich. Jutta, die ältere Schwester der Inexpatientin Petra, studiert sehr ambitioniert, was die Vermutung nahe legt, dass auch sie beruflichen Erfolg anstrebt. Jutta kommt in dem Punkt Leistungsbestreben somit den Delegationen auf elterlicher und gesellschaftlicher Seite nach. Petra hingegen hat sich nach Abschluss ihres Abiturs noch nicht entschieden, welchen beruflichen Weg sie einschlagen möchte. Sie gilt darüber hinaus als weniger zielstrebig.

Als ein wesentlicher Wert bei Familien mit Magersucht gilt laut Stierlin ein ausgeprägter Gerechtigkeitssinn, wie ich weiter oben bereits angerissen habe. Dieser impliziert, dass kein Familienmitglied vorgezogen oder benachteiligt werden darf. Im alltäglichen Geschehen lassen sich jedoch Aufmerksamkeiten und Zuwendungen naturgemäß nicht immer zu exakt gleichen Teilen splitten, es kommt immer wieder zu Ungleichgewichten hinsichtlich elterlicher Fürsorge und Aufmerksamkeit. Da der Wert der Gleichheit innerhalb der Familie jedoch fordert, dass solche Ungleichgewichte nicht stattfinden dürfen, werden diese meist von elterlicher Seite geleugnet.

Im Beispiel Landmann spricht Petra davon, dass sie sich im Vergleich mit ihrer älteren Schwester oft zurückgesetzt fühlt. Gerade in der Beziehungsintensität zur Mutter sieht Petra sich hier „außen vor.“ Dass dies so sein könnte, wird jedoch von Frau Landmann vehement bestritten.

Nach Stierlin spielt in den meisten Familien, in denen Magersucht auftritt, das Thema Trennung, Verlust und Tod eine entscheidende Rolle. Als Reaktion auf tragische Todesfälle reagieren die Familien tendenziell eher mit einem vermehrten Bestreben, noch mehr Bindung herzustellen. Solche Verlustängste können sich über Generationen hinweg über die Familienmitglieder ausbreiten und Bindungsbestrebungen massiv verstärken. Das Loslösen vom elterlichen Heim wird oftmals als Bedrohung und als Trennungsabsicht gewertet und mit dem „Verlust“ des Kindes gleichgesetzt, was die Eltern dazu veranlasst, Loslöseprozesse offen oder verdeckt zu verhindern. In manchen Fällen, in denen tragische Verluste durch Unfälle ausgelöst wurden, steht immer auch die Frage von Schuld im Raum. Selbst wenn vom logischen Standpunkt aus betrachtet die Schuldfrage bei dem Verlust eines nahe stehenden geliebten Menschen keine Rolle spielen dürfte, drängt sich doch immer die Frage auf, ob man nicht auf die eine oder andere Weise hätte verhindern können, dass dieser tragische Unfall stattgefunden hat.

Solche schmerzhaften Verluste und Erlebnisse stellen für diese Familien oftmals eine weitere Triebfeder dar, vermehrte Bindung anzustreben, zusammenzuhalten und sich aneinander zu klammern, um sich gegen Gefahr von Tod und Trennung wappnen zu können. Dies äußert sich durch ein hohes Maß – vor allem mütterlicher – Sorge und Verantwortungsbewusstsein den Kindern gegenüber. Bei unserer Beispielfamilie Landmann liegt ein solcher Verlust in dem zu früh geborenen Kind Gabi, das an Juttas erstem Geburtstag starb. Über diesen Verlust wird innerhalb der Familie nicht gesprochen, konnte also auch nicht von der Familie gemeinsam getragen werden.

Bedingt durch den Verlust Gabis reagiert Frau Landmann schon in der Phase der Schwangerschaft mit Petra mit großer Angst, es könnte dem Baby ebenfalls etwas Unheilvolles widerfahren. Frau Landmann tritt ihrer Tochter Petra gegenüber von Anfang an stark bemutternd und überfürsorglich auf. Dies impliziert, dass Frau Landmann den hohen Anspruch an sich selbst hatte, sich als Mutter nun in besonderer Weise zu bemühen, sich als überaus gebend, schützend und liebend zu zeigen.

Diese Haltung des Kindes gegenüber war jedoch laut Stierlin nicht frei von Ambivalenzen. Die Hoffnung, dass nach zwei Mädchen nun ein Junge geboren würde, wurde durch Petra enttäuscht. Darüber hinaus empfand Frau Landmann nach Stierlin den hohen Anspruch an sich als „perfekte Mutter“ überaus belastend, was in ihr den Wunsch weckte, einmal als „Nehmende“ und nicht ständig als „Gebende“ auftreten zu dürfen. Da dieser Wunsch jedoch im Gegensatz zu den gültigen Familienwerten stand, der Geben als hohes Ideal bezeichnet, darf er nicht offen geäußert werden und zeigt sich auf andere, subtilere Weise. Je sensibler das Kind auf die Mutter ausgerichtet ist, desto deutlicher wird es auch die mütterliche Ambivalenz registrieren.

Stierlin hält fest, dass in Magersuchtsfamilien mit einem hohen Bindungsanspruch fast immer große Ambivalenzen, Ausbruchs- und Ausstoßungswünsche einhergehen. Diesen Ambivalenzen sind Schuld- und Schamgefühle beigemischt, da sie gegen gültige Familienwerte verstoßen. Oftmals reagieren Mütter auf solche Ambivalenzen, indem sie noch intensiver versuchen, sich als gebend und aufopferungsvoll zu zeigen – auch im Falle Landmann zeigte sich die Mutter Petra gegenüber in besonderem Maße umsorgend und beschützend.

Das Kind hingegen, was die Ambivalenzen auf verdeckter Ebene spürt, begegnet ihnen oft auf diese Weise, indem es sich als besonders angepasst und den elterlichen Erwartungen entsprechend verhält. Gerade im Zusammenhang mit Magersuchtsfamilien wird häufig beschrieben, dass hungernde Jugendliche im Kindesalter als besonders brav und folgsam beschrieben wurden. Auf der Verhaltensebene zeigen sich elterliches und kindliches Verhalten als komplementär.

Doch richten wir nun unseren Blick noch einmal fort von der magersuchtsgefährdeten Bindungsfamilie und wenden uns noch einmal dem Aspekt Delegation zu. Ich gehe mit Stierlin davon aus, dass Delegationen einen entscheidenden Aspekt bei der Entwicklung der Persönlichkeit spielen können. Doch warum üben Delegationen der Gesellschaft und Delegationen der Familie einen solchen Einfluss auf die Entwicklung der Identität aus?

Wie ich in Teil 1.1 aufgezeigt habe, ist der Jugendliche nach Bauman konfrontiert mit einem Wertepluralismus, in dessen Rahmen er sich zu entscheiden hat.

Der Jugendliche hat gewisse Freiheiten, zu entscheiden, wohin er sich entwickeln möchte, wofür oder wogegen er sich ausspricht – er ist gefordert, zu wählen. Als Wählender wird er immer auch verantwortlich gemacht für seine Entscheidungen und deren Folgen. Durch die Fragmentarisierung einzelner, voneinander unabhängig bestehender Lebensbereiche, innerhalb derer sich der Einzelne bewegt, wird das Empfinden eines einheitlichen Ganzen – auch im Hinblick auf Identität - erschwert. Wir bewegen uns ständig in verschiedenen Kontexten und Welten, die ggf. unterschiedliche oder sich ausschließende Werte beinhalten. Elementar wichtig für die Entwicklung unseres Selbstwertgefühls und unserer Persönlichkeit ist das Empfinden, dass unsere Handlungen Sinn beinhalten und einer Absicht folgen. Im Rahmen von Delegation spielt diese Empfindung eine große Rolle. Als Delegierter, der einen Auftrag zu erfüllen hat, folge ich – unterstützt durch das familieninterne Wertesystem – einer Richtung, die mein Handeln in einen positiven Kontext setzt. Delegation wird getragen durch eine enge emotionale Bindung, die das Familiensystem stützt. Der Delegierte wird mit einer sinnbehafteten Aufgabe betraut, innerhalb derer er sein Tun und Wirken als (unverzichtbare)

Stütze erleben darf. Die Orientierungslosigkeit, der sich der Einzelne auf gesellschaftlicher Ebene ausgesetzt sieht, fördern den Eifer und die Einsatzbereitschaft der Delegierten. Delegationsaufträge oder Missionen werden oftmals nicht direkt oder gezielt auf der sprachlichen Ebene vermittelt, sondern auf subtilere Art, die immer auch auf emotionaler und oft eher unbewusster Ebene einen Anteil zwischenmenschlicher Kommunikation ausmachen. Wir haben gesehen, dass der Rahmen, innerhalb dessen Identität sich entwickelt, von Stierlin durch sein Delegationsmodell abgesteckt wird. Dieses Delegationsmodell zeichnet sich durch einen systemischen Ansatz aus, nach dessen Betrachtung persönliche Entwicklung einen reziproken Prozess darstellt – im Rahmen von Delegation hauptsächlich innerhalb der Familie – der durch subtil vermittelte Bedeutungsgebung und „missionarische“ Aufgaben einen stark wertebehafteten Charakter erhält.

Mit Stierlin gehe ich davon aus, dass Individuation unter anderem dann erfolgreich vollzogen wird, wenn der Mensch in der Lage ist, Strukturen innerhalb zwischenmenschlicher Systeme immer wieder neu auszuhandeln. Grenzen müssen stets neu gesetzt, neu verhandelt werden, müssen variieren und sich natürlichen Änderungsprozessen anpassen. Dies umso mehr, als dass in der Postmoderne heute geltende Orientierungen, Werte oder Pflichten schon morgen durch andere Geltungen abgelöst werden können. Diesem Fluss ist der Einzelne ausgesetzt. Er sieht sich gefordert, sich äußeren Rahmenbedingungen anzupassen. Ambivalenzen müssen ausgehalten werden, da es keine „goldenen Regeln“ gibt, die uns ein wahrhaft glückliches, erfülltes und vor allem als richtig geltendes Leben beschere, wenn wir eben diese Regeln nur befolgen. Sobald sich das Individuum zu sehr auf eine Seite der Ambivalenz begibt und in dieser Haltung verharrt, ohne wählen zu können und ohne die Fähigkeit zu besitzen, nach Bedarf auch Aspekte der anderen Seite zu berücksichtigen und diese auszuleben, erhält das System eine unflexible Starre, die langfristig betrachtet zu Problemsystemen führen kann. Es gibt dann nur ein Entweder/Oder und kein Sowohl/Als auch.

Dieses Sowohl/Als auch ist jedoch notwendig, um auf sich verändernde Lebensbedingungen angemessen reagieren zu können. Sobald das Individuum auf eine ganz bestimmte Art und Weise im Bewertungs- und Verhaltensmodus festgelegt ist, ist mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit davon auszugehen, dass dies langfristig zu Problemen führen wird. Wenn mein Bewertungssystem mir verbietet, alternative Handlungsoptionen zu denken und - in einem weiterführenden Schritt - sogar umzusetzen, kann die erforderliche Flexibilität, die das Leben mir als Individuum abverlangt, schwer oder gar nicht eingesetzt werden und steht somit als Handlungsoption nicht zur Verfügung. Die Folge solch starrer Denk- und Handlungsmuster ist eine psychologische Zwickmühle, der das Individuum in vielen Fällen nur entkommen kann, wenn es „lernt“, entsprechende Anpassungsleistungen zu vollbringen, bisherige Wertemuster zu hinterfragen und ggf. anzugleichen.

Im kommenden Teil möchte ich den Aspekt der Identitätsentwicklung geschlechtsspezifisch differenzieren. Die Tatsache, dass Magersucht überwiegend bei jungen Frauen auftritt, bedarf m.E. einer gesonderten Betrachtung weiblicher Aspekte von Identitätsfindung, die sich von der männlichen unterscheidet. Bestimmte Aspekte dieser Werte und Normen sind geschlechtsspezifisch und stellen Männer und Frauen vor andere Aufgaben. Im Rahmen der Identitätsentwicklung treten diese Geschlechtsspezifika ganz besonders stark in Erscheinung, denn vor dessen Hintergrund hat sich der oder die Jugendliche auf gesellschaftlicher, sozialer und persönlicher Ebene zu positionieren und zu behaupten. Im folgenden Teil betrachte ich aus diesem Grund die Anforderungen, die an junge Frauen herangetragen werden und die Konflikte, die sich daraus ergeben können.

1.2.3 Die postmoderne Herausforderung für weibliche Identitätsentwicklung

Wie weiter oben bereits erwähnt, ziehe ich im Verlauf dieser Arbeit als Beispielkrise die Magersucht heran, da sich eine Jugendkrise gerade hier auf massive Weise zeigt. Meiner Ansicht nach tritt der Zusammenhang zwischen geschlechtsspezifischen Aspekten und Krisenentwicklung auch gerade im Falle von Magersucht besonders hervor. Am Beispiel der Magersucht wird der Zusammenhang zwischen Weiblichkeit und Krise noch einmal besonders deutlich. In diesem Teil möchte ich diesen Aspekt gesondert beleuchten.

Magersucht ist ein Erscheinungsbild, welches sich in erster Linie bei jungen Frauen zeigt. Dies ist kein Zufall. Da aus meiner Sicht das in westlichen Kulturkreisen geltende Schönheitsideal der Schlankheit im Falle einer Magersucht allenfalls einen Auslösefaktor darstellt, dürften die wirklichen Ursachen von Magersucht in anderen Kontexten zu suchen sein (diesen Aspekt werde ich im Laufe meiner Arbeit noch einige Male gesondert aufgreifen). Die Frage drängt sich also auf, welche Faktoren im Rahmen einer weiblichen Identitätsentwicklung für die Entstehung von Magersucht einflussrelevant sein könnten. Warum leiden männliche Jugendliche deutlich seltener unter diesem Phänomen? Was macht Weiblichkeit aus, welche unterschiedlichen Anforderungen, Werte und Normen bestimmen die Identitätsentwicklung in solch entscheidendem Maße, dass sich junge Frauen zu Tode hungern? Warum gerade Frauen zu über 90% an dieser Krise leiden, ist sicherlich kein Zufall, so dass wir gefordert sind, uns mit speziellen Faktoren, Anforderungen und weiblichen Rollenmustern auseinanderzusetzen.

Einleitend für die Auseinandersetzung unterschiedlicher Rollenmuster möchte ich hier in aller Kürze die Forschungen Judith Butlers erwähnen, die sich aktuell aus philosophisch-konstruktivistischer Sicht mit Themen des Feminismus auseinandersetzt. Butler versteht die Unterscheidung von „männlich“ und „weiblich“ weniger als eine Folge biologischer Unterscheidungskriterien, sondern als eine ständig neu reproduzierte Form kultureller Zuschreibungen. Der Feminismus reproduziert demnach genau das, was er zu überwinden sucht.

„Das >biologische Geschlecht< ist demnach also ein regulierendes Ideal, dessen Materialisierung erzwungen ist, und zu dieser Materialisierung kommt es (oder kommt es nicht) infolge bestimmter, höchst regulierender Praktiken. [...] Es ist nicht eine schlichte Tatsache oder ein statischer Zustand eines Körpers, sondern ein Prozeß, bei dem regulierende Normen das >biologische Geschlecht< materialisieren und diese Materialisierung durch eine erzwungene ständige Wiederholung jener Normen erzielen.“ (Butler 1997, S. 21)

Die Differenz der Geschlechter versteht Butler als ein Konstrukt, welches nicht von einem Subjekt ausgeht, sondern welches im Rahmen einer zeitlichen Perspektive über Wiederholungen sich selbst reproduziert.

„Von entscheidender Bedeutung ist demnach, dass die Konstruktion weder ein einzelner Akt noch ein kausaler Prozess ist, der von einem Subjekt ausgeht und in einer Anzahl festgelegter Wirkungen endet. Konstruktion findet nicht nur *in* der Zeit statt, sondern ist selbst ein zeitlicher Prozeß, der mit der laufenden Wiederholung von Normen operiert; im Verlauf dieser unentwegten Wiederholung wird das biologische Geschlecht sowohl hervorgebracht als auch destabilisiert.“ (Butler 1997, S. 32)

An anderer Stelle heißt es:

„Obwohl man oft die unproblematische Einheit der >Frauen< beschwört, um gleichsam eine Solidargemeinschaft der Identität zu konstruieren, führt die Unterscheidung zwischen anatomischem >Geschlecht< (*sex*) und Geschlechtsidentität (*gender*) eine Spaltung in das feministische Subjekt ein. Ursprünglich erfunden, um die Formel >Biologie ist Schicksal< anzufechten, soll diese Unterscheidung das Argument stützen, dass die Geschlechtsidentität eine kulturelle Konstruktion ist, unabhängig davon, welche biologische Bestimmtheit dem Geschlecht weiterhin hartnäckig anhaften mag. Die Geschlechtsidentität ist also weder das kausale Resultat des Geschlechts, noch so starr wie scheinbar dieses. [...] Setzen wir für einen Augenblick die Stabilität der sexuellen Binarität (*binary sex*) voraus, so folgt daraus weder, dass das Konstrukt >Männer< ausschließlich dem männlichen Körper zukommt, noch dass die Kategorie >Frauen< nur weibliche Körper meint.“ (Butler 1991, S. 22f.)

Der erkenntnistheoretische Ansatz Butlers steht anderen Ansätzen geschlechtsspezifischer Betrachtungsweisen, auf die ich mich im Rahmen meiner Arbeit stütze, kritisch gegenüber. Butler sieht durch die Haltung des Feminismus im Ergebnis eine Auffassung, die eher zu einer weiteren Differenzierung von Geschlechteridentitäten beiträgt als zu einer Gleichstellung, wie es das erklärte Ziel des Feminismus sei. So sagt Butler:

„Meine These ist, dass die unterstellte Universalität und Integrität des feministischen Subjekts gerade von den Einschränkungen des Repräsentationsdiskurses unterminiert wird, in dem dieses Subjekt funktioniert. Tatsächlich ruft das verfrühte Bestehen auf einem festen Subjekt des Feminismus - >Frau(en)< verstanden als bruchlose Kategorie – unweigerlich zahlreiche Ablehnungen hervor. [...] Die Unterstellung, dass der Feminismus für ein Subjekt, das er selbst konstruiert, eine breitere Repräsentation erreichen kann, hat ironischerweise die Konsequenz, dass die feministischen Zielsetzungen zu scheitern drohen, weil sie sich weigern, der konstitutiven Macht ihrer eigenen Repräsentationsansprüche Rechnung zu tragen.“ (Butler 1991, S. 20)

Butler definiert normative Geschlechterrollen als ein Konstrukt, welches zur Aufrechterhaltung von Machtverhältnissen dient. Butlers Theorie untersucht den Zusammenhang von Sexualität und Geschlechtszugehörigkeit. Nach Butler ist die Normierung der Geschlechtsidentität keine Folge körperlicher Unterscheidungen (*sex*), sondern ein gesellschaftliches Konstrukt. Butler nimmt eben die Menschen in den Fokus ihrer Betrachtung, die „außerhalb typischer Geschlechternormen“ angesiedelt sind wie z.B. homosexuelle und transsexuelle Menschen.

Als eine Gemeinsamkeit Butlers mit anderen Autoren, die ich im Rahmen meiner Arbeit heranziehe, sehe ich den Grundsatz, dass differente Verhaltensweisen, die sich geschlechtsspezifisch auf kultureller und gesellschaftlicher Ebene manifestieren, immer wieder neu zu wirklichkeitserzeugenden Mustern herausbilden und somit geschlechtsspezifische Wirklichkeiten erzeugen. Nach Ansicht Butlers geschieht dies hauptsächlich in Form der Sprache. Zu einem späteren Zeitpunkt werde ich hierauf noch einmal Bezug nehmen, wenn ich in Teil 4.1.2 die Reziprozität von Sprache und Konflikt im therapeutischen Kontext beleuchte.

In diesem Teil meiner Arbeit wird es nun darum gehen, einen Blick auf die speziellen Merkmale von Weiblichkeit und die damit verbundene Rolle der Frau zu richten. Frauen sind anderen sozialen Erwartungen und Anforderungen ausgesetzt als Männer und sehen sich mit anderen Konflikten konfrontiert und vor andere Herausforderungen gestellt. Jugendkrisen stehen immer auch in einem geschlechterspezifischen Kontext.

„Ein erheblicher Teil junger Mädchen und Frauen in westlichen Gesellschaften ist anfällig für Essstörungen (Krüger et al., 2001). Restriktives Essverhalten und ein extremes Schlankheitsideal gehen in starkem Maße mit der Zugehörigkeit zu höheren Schichten und

dem entsprechenden Wertesystem einher (Odgen & Thomas, 1999). [...] Figur und Aussehen werden als vom Willen gesteuert und der Selbstkontrolle unterworfen angesehen, wobei der für Gewicht und Figur ebenfalls bedeutsame konstitutionelle Faktor verleugnet wird. Das Nichterreichen gesetzter oder selbst gesetzter Standards für Gewicht, Figur oder Körperumfang wird dem eigenen Versagen zugeschrieben und treibt zu verstärkter Selbstkontrolle an.“ (Reich 2003, S. 14)

Während Frauen sich meist eher durch die Aufgabe der zwischenmenschlichen Beziehungsgestaltung definieren, neigen Männer eher dazu, sich über Abgrenzung zu definieren (vgl. bspw. Aronson u.a. 2004, Woolfolk 2008). Es gibt darüber hinaus gravierende Unterschiede in der moralischen Entwicklung zwischen Männern und Frauen. So hat Kohlberg in seiner Schrift „Die Psychologie der Moralentwicklung“ (1996) versucht, Entwicklungsstufen der Moral festzulegen. Gilligan hat dann durch ihre Schrift „Die andere Stimme“ (1982) eine weibliche Interpretation von Moral eingeführt, die uns eindrucksvoll vor Augen führt, dass es auch eine andere Sicht gibt, die der männlichen gegenüber steht. Nach Aronson ist das Augenmerk der Frau eher auf enge Beziehungen gerichtet, während Männer ihren Schwerpunkt auf den Zusammenhalt von größeren Gruppen richten (wie bspw. Nationalität oder Sportmannschaften). Auch zeigen sich nach Aronson u.a. Frauen in der Regel eher konform als Männer, was nicht überrascht, da Frauen tendenziell eher auf Bindung und deren Bestätigung fokussieren. Frauen neigen demnach eher dazu, sich konform zu verhalten als Männer. Daraus können wir schließen, dass das Bestreben nach Autonomie und Selbstständigkeit in der Pubertätsentwicklung von Frauen wohl eher als konfliktträchtig erlebt werden dürfte als für Männer. Eine ohnehin vorhandene Autonomieproblematik, wie sich im Kontext einer Identitätsentwicklung im Jugendalter ohnehin als Thema stellt, kann sich in Verbindung von Weiblichkeit nochmals verschärfen, da das weibliche Rollenmodell Bindung und demzufolge auch bindungsorientiertes Verhalten als einen wesentlichen Faktor integriert. Auch heute noch existiert nach Dowling (2002) das „Idealbild“ der Frau, die Charakterzüge wie Friedfertigkeit, Nachgiebigkeit, und Zurückhaltung in sich vereint, was Autonomiebestrebungen ausbremsen kann. Magersucht kann in diesem Sinne als Bestreben nach weiblicher Kontrolle und Autonomie gedeutet werden (vgl. auch Teil 1.2.3 dieser Arbeit):

„Ich hatte einen Bereich meines Lebens entdeckt, über den andere keine Kontrolle hatten. Und obwohl bei meiner immer stärker werdenden Magerkeit (die ich lieber gar nicht beachtete) immer deutlicher wurde: >Ich tue das, weil ich mir so hilflos vorkomme, dass selbst mein eigener Körper nicht mehr zu mir gehört< sagte ich mir und anderen immer wieder: >Mein Körper gehört mir, und ich kann damit machen, was ich will.<“ (Lawrence, 1989, S. 21)

Skogemann (1988) verweist auf Dowlings Ansicht, die sie in ihrer Schrift „Der Cinderella Komplex“ (2002) aufgreift, dass sich eine Frau ohne ein erstrebenswertes Rollenmodell in einem psychischen Dilemma befindet. Einerseits wollen viele Frauen nicht dem Rollenbild folgen, welches die Mutter verkörpert, jedoch auch nicht dem Vater folgen. Auch Edwards greift diesen Aspekt auf,

„dass Magersucht eine verzweifelte Möglichkeit darstellt, mit den Problemen fertig zu werden, die mit der Bildung einer sich selbst respektierenden, autonomen Persönlichkeit einhergehen.“ (Edwards in Lawrence, 1990, S. 84)

In diesem Sinne kann Magersucht nach Edwards weniger als eine „Krankheit“, sondern als ein Lebensstil aufgefasst werden und als Möglichkeit einer Konfliktbewältigung, wie ich im Verlauf dieser Arbeit auch immer wieder hervorgehoben habe.

„Und sie wird nicht aufgegeben, obwohl sie sowohl bei der Betroffenen selbst als auch in ihrer Umgebung ungeheure Verzweiflung verursacht, weil sie mehrere Funktionen erfüllt: Sie vermittelt das sehnsüchtig erwünschte Gefühl, etwas beherrschen und bewirken zu können; sie hilft, das zerbrechliche Selbstwertgefühl aufrechtzuerhalten (da sowohl Schlankeheit als auch Selbstbeherrschung in unserer Gesellschaft hoch geschätzt werden); [...] Außerdem verhindert die zwanghafte Beschäftigung mit dem Essen und dem Gewicht [...], dass über wichtigere, schwierigere Fragen nachgedacht werden muss.“ (Edwards in Lawrence 1990, S. 84f.)

Aronson u.a. weisen darauf hin, dass im Verlauf der Sozialisation (die sich immer in Abhängigkeit des Geschlechtes vollzieht), Frauen vermehrt zu Unterstützung Anderer angehalten werden. Die Zurücknahme eigener Bestrebungen und Wünsche ist die logische Folge einer solchen Anforderung an das Geschlecht. Wenn auch der Wunsch nach körperlicher Attraktivität bei Männern durchaus vorhanden sein dürfte, so kann die Fixierung auf die Körperlichkeit eher einem weiblichen Phänomen zugeschrieben werden. Das äußere Erscheinungsbild spielt im Leben einer Frau (fast) immer eine entscheidende Rolle – und dies unabhängig von anderen Lebenskonstrukten, -standpunkten und -planungen. Immer wird die Frau zusätzlich auch noch über das Maß ihrer Attraktivität beurteilt.

Orbach bezeichnet das Essen als...

„... eine Metapher, durch die Frauen von ihren inneren Erfahrungen sprechen. Solange wir unseren Körper, so wie er ist, nicht wirklich ernst nehmen und in unser Selbstbild einbeziehen, werden einzelne Frauen ihren Körper immer wieder als Sprachrohr benutzen, um ihre verbotenen und ausgeschlossenen Gefühle zum Ausdruck zu bringen.“ (Orbach in Lawrence, 1990, S. 13)

Nach Lawrence (1990) bringt eine Frau, die mit ihrem Körper unzufrieden ist (und das dürfte den Großteil der Frauen westlicher Gesellschaften betreffen), ihre Verzweiflung über ihre Beziehung zur Welt zum Ausdruck. Lawrence begreift Essstörungen als eine Reaktion auf gesellschaftliche Forderung an Frauen. Sie versteht....

„...die Probleme von Frauen mit dem Essen als bedeutungsvollen Ausdruck ihrer innerpsychischen Wirklichkeit.“ (Lawrence, 1990, S. 20)

Immer noch wird von Frauen erwartet, dass sie geltende Maßstäbe befolgen und sich in ihren Wünschen zurücknehmen sollen. Weichen Frauen von vorgeschriebenen Normen ab, ist dies häufig mit einem Schuldgefühl verbunden (vgl. Lawrence, 1990). Der Druck, den Attributen körperlicher Attraktivität entsprechen zu müssen, ist hoch. Selvini Palazzoli hebt hervor, dass unsere Kultur Mädchen stärker als Jungen dazu zwingt, sich mit ihrem Körper als Erscheinungsbild auseinanderzusetzen (Selvini Palazzoli, 1999). Aronson u.a. zeigen auf, dass die meisten Menschen körperliche Attraktivität mit anderen wünschenswerten Eigenschaften in Verbindung bringen (vgl. Aronson u.a., 2004). Daraus folgt, dass die soziale Aufmerksamkeit, die ein attraktiver Mensch erhält, sich von denen als unattraktiv empfundener unterscheidet. Untersuchungen haben gezeigt, dass Männer auf attraktive Frauen wärmer und sozialer reagieren als auf unattraktive (vgl. Aronson u.a., 2004, S. 371). Neben der Attraktivität, die vielen Frauen in gesellschaftlicher und persönlicher Hinsicht viele Türen öffnen kann (was gesellschaftliches Ansehen, Erfolg und das Selbstbild gleichermaßen betrifft), scheint der Aspekt der Autonomie für junge Frauen bei Magersucht ebenfalls in vielen Fällen eine entscheidende Rolle zu spielen. Auch Edwards interpretiert Magersucht neben anderen Autoren wie bspw. Stierlin, Wendt oder Bruch als einen Versuch, zu mehr Autonomie zu gelangen in einem sozialen Umfeld, welches Frauen mit widersprüchlichen Anforderungen konfrontiert. So können bspw. folgende Anforderungen an Weiblichkeit für eine junge Frau als konfliktrichtig erlebt werden: Ein stabiles Selbstbewusstsein steht unter

Umständen mit dem Frauenbild der Passivität und der Zurücknahme eigener Wünsche in Konflikt. Berufliche Zielstrebigkeit korreliert unter Umständen mit dem Wunsch, eine Familie zu gründen. Einerseits wird persönliche Stärke gefordert, jedoch sollte eine Frau, will sie einem Ideal von Weiblichkeit entsprechen, auch nicht mehr Stärke demonstrieren als ein Mann. Dies kann im gleichen Maße für Intelligenz gelten. Frauen, die nachweislich intelligenter argumentieren als ihre männlichen Mitstreiter, lösen bei eben diesem häufig Unbehagen aus. Auch die Frage der Familiengründung stellt Frauen vor viele Entscheidungen: Sollen sie Kinder bekommen oder nicht? Wenn ja – sollen sie arbeiten gehen und ihre beruflichen Ziele weiterverfolgen (und sich dadurch in ihrer Mutterrolle angreifbar machen) werden oder zu Hause bleiben (und dadurch unter Umständen das gesellschaftliche Ansehen – zumindest zeitweise - aufgeben?). Für Frauen bedeutet die Entscheidung für Familie und Kinder immer auch einen größeren Einschnitt in die eigene Lebensplanung als für Männer, da sie immer auch das Risiko des beruflichen Ein- und Rückschnittes tragen. Die Selbstverantwortung für den eigenen Lebensentwurf ist gerade für Frauen vermehrt mit Opfern verbunden, sie verfügen über geringere Spielräume als Männer.

„Es ist eine peinigende Vorstellung, dass ein Mädchen bei dem Versuch, eine positive Identität auszubilden, so viel Verwirrung und Angst erlebt, dass es in der Folge intellektuelle und persönliche Interessen unterdrückt. Das ist nicht Versagen, sondern das Bemühen, Erfolg zu vermeiden, was ein Mädchen in den Augen von Jungen daran hindert, ihre Ziele in Hinsicht auf Sexualität und Ehe zu verfolgen. [...] ...je mehr ein Junge erreicht, desto mehr wird er akzeptiert. [...] Erfolg tut seiner Männlichkeit keinen Abbruch, sondern ist ihr nur zuträglich. Er sieht keinen Widerspruch zwischen der Popularität beim anderen Geschlecht und Erfolg in der Ausbildung. Bei einem Mädchen, das karriereorientiert ist und für das eine gute Schulbildung wichtig ist, besteht dieser Widerspruch aber durchaus.“ (Henderson in Lawrence 1990, Seine 193)

In diesem Sinne wachsen Frauen vermehrt in einem Klima von Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen auf, die sie dazu zwingen, Entscheidungen zu treffen, die auf der anderen Seite immer auch ein „Opfer“ fordern. Kinder oder Karriere? Selbstbewusstsein und Autonomie auszuleben bedeutet häufig, dem Bild von „Weiblichkeit“ zuwiderzuhandeln, welches ein „zu viel“ an Stärke und Autonomie nicht duldet. Das Ausleben und offene Ausagieren von Aggression wird dem männlichen Geschlecht eher zugestanden als dem weiblichen.

„So betrachtet ist Magersucht weniger als das Resultat pathogener Familien zu begreifen, sondern vielmehr als fast unvermeidliche Folge des Zusammenpralls immer noch bestehender patriarchaler Strukturen und der angeblichen „Liberalität“ unserer „egalitären“ Gesellschaft. Tatsächlich ist das Überraschendste an der Magersucht überhaupt ja vielleicht, dass so viele aus der Gruppe der „Anfälligen“, das heißt intelligente junge Frauen, nicht magersüchtig werden. Denn für diese jungen Menschen steckt die Adoleszenz voller explosiver Konflikte. An sie werden die widersprüchlichsten Forderungen gestellt, die alle Geltung beanspruchen, aber zugleich unvereinbar sind.“ (Edwards in Lawrence 1990, S. 90)

Dieses Klima der ambivalenten Anforderungen von Weiblichkeit, die so oder so ein Opfer fordern (je nachdem für welchen Weg die Frau sich entscheidet, muss sie Zugeständnisse machen), kann mitunter das Gefühl erzeugen, „gefangen“ zu sein, sich in einer Zwickmühle zu befinden. Dem weiblichen Rollenbild entspricht es in besonderem Maße, eigene Bedürfnisse zugunsten Anderer zurückzustellen sowie Aggressionen möglichst nicht zu empfinden und wenn doch, dieses zu verleugnen und nicht offen zu zeigen. Im Verlauf dieser Arbeit habe ich an verschiedenen Stellen bereits angemerkt, dass Magersucht ein Phänomen ist, welches Widersprüchlichkeiten dieser Art zu vereinen mag:

„Die einzige Möglichkeit, diesen nicht zu lösenden Konflikt zu lösen, besteht für sie darin, magersüchtig zu werden. Auf diese Weise kann sie sowohl passiv-abhängig als auch selbstsicher-unabhängig werden. Sie erweist sich als besonders *und* wird klein und unsichtbar. Der Asketismus bringt ihre Schuldgefühle, privilegiert zu sein und doch die (zu vielen) Forderungen nicht erfüllen zu können, zum Schweigen und stellt außerdem den Versuch dar, ihre eigene Menschlichkeit und Weiblichkeit zu überwinden, indem sie zum ewigen jungen Mädchen wird. Die Lösung ist äußerst verlockend, sie ist die Antwort auf so viele ihrer Probleme.“ (Edwards in Lawrence 1990, S. 94)

Noch hat sich auch heute nichts Grundlegendes an der weiblichen Rollenzuschreibung geändert (vgl. u.a. Kroneck 2007, Schoenen 2008, Wilk 2002), die hier angeführten Probleme, die eine Identitätsentwicklung für Frauen erschweren, sind nach wie vor aktuell.

Wenn ich den Aspekt des Autonomiebestrebens in Abhängigkeit des weiblichen Rollenverständnisses betrachte und die daraus resultierenden Widersprüche und Konflikte beleuchte, so erscheint mir diese Theorie in sich schlüssig zu sein. Autonomiebestreben (der häufig auch mit einem erhöhten Kontrollbedürfnis einhergeht) ist ein Aspekt, der mit dem Alter der Pubertät korreliert und in jeder Familie vorkommt. Konflikthafte Autonomie- und Versorgungswünsche werden u. a. von Reich thematisiert:

„Für die spätere Patientin sind zum einen Autonomiewünsche konflikthaft, wegen des Verstoßes gegen das Harmonie- und Gemeinsamkeitsgebot. Konflikthaft sind des weiteren Versorgungs- und Intimitätswünsche wegen des Verzichts- und Opfergebotes einerseits, wegen des Autonomie- und Stärkegebotes andererseits. Sie rufen Angst vor Kontrollverlust und Gier, vor offenen Forderungen und Konflikten, vor Rivalität, vor Trennung von der Familie und Verlassensein, vor Kritik und Beschuldigungen aber auch vor Passivität und Weiblichkeit und dem damit verbundenen Gefühl von Ausgeliefertsein beziehungsweise der damit verbundenen Konkurrenz hervor.“ (Reich 2003, S. 27)

Die Dualität von Bindung und Loslassen zeigt sich auf zwei Ebenen: Zum einen im innerpsychischen Erleben der magersüchtigen Selbst als auch in der Binnenstruktur der Familie. Doch sehe ich inzwischen weniger die Familien als „Verursacher“ dieser Erscheinungsform, sondern vermute den zentralen Konflikt eher in der Beschaffenheit weiblicher Rollenmodelle und die Widersprüchlichkeit ihrer Anforderungen. Da Magersucht ein „typisch weibliches Lösungsszenario“ beschreibt, muss das Geschlecht als solches meines Erachtens als *das* entscheidende Erklärungsmuster angenommen werden, auch wenn noch andere Einflussfaktoren unbestritten eine Rolle spielen mögen.

Insbesondere In Teil 1.2 dieser Arbeit will ich mich mit dem Thema Autonomie im Kontext von Identitätsentwicklung noch gesondert beschäftigen. Stierlin spricht in diesem Zusammenhang von Individuation (vgl. bspw. Stierlin 1982; Weber/Stierlin 2003). Autonomie ist im Kontext von Identitätsentwicklung ein entscheidendes Kriterium. Nur durch ein gewisses Maß an Abgrenzung zu anderen Personen, Werten und Normen kann ich definieren, was mich als Person ausmacht. Dowling (1991) spricht von einem Problem „weiblicher Selbstbeschränkung“.

„Frauen wollen die Angst nicht erleben, die zum Wachstumsprozess gehört. Es hat etwas mit ihrer Erziehung zu tun. Als Mädchen wurde den Frauen nicht beigebracht, selbstsicher und unabhängig zu sein; man brachte ihnen bei, bescheiden und abhängig zu werden. Die Tatsache, dass die Weichen heute anders gestellt sind, dass es den Frauen jetzt „erlaubt“ ist, unabhängig zu sein, hat sie in inneren Aufruhr gestürzt. [...]“ Weiter stellt sie fest, „[...] dass sich um diesen festen „Kern der Abhängigkeit“ (der in der Kindheit den Frauen eingepflanzt

wurde) eine ganze Konstellation von Charakterzügen entwickelt, die untereinander in Verbindung stehen und sich gegenseitig verstärken.“ (Dowling 1991, S. 42)

Schoenen (2008) stellt fest, dass der Typ Frau, der auch heute noch von der Gesellschaft (und vor allem von der überwiegenden Zahl der Männer) als weiblicher Idealtypus bezeichnet wird, möglichst folgende Kriterien zu bedienen hat:

„Eine weibliche Frau ist jung, schlank, attraktiv und gepflegt. Sie ist gefühlvoll, friedfertig und immer charmant. Sie ist einfühlbar, hilfsbereit und harmoniebedürftig. Im Idealfall ist sie nicht kratzbürstig, nicht fordernd, nicht machtorientiert.“ (Schoenen 2008, S. 49)

Nach Dowling bedarf es jedoch einer immensen Anstrengung, solchen Werten und Normen zu entsprechen. Auf eigene Wünsche und Bestrebungen wurde immer wieder seitens der Frauen zugunsten anderer Personen verzichtet. Autonomiebestrebungen, die im Verlauf der Pubertät einen Ablöseprozess voraussetzen, sind somit in Verknüpfung mit der weiblichen Rolle in vielen Fällen schwieriger umsetzbar als dies für junge Männer der Fall sein dürfte. Dowling vertritt die These, dass sowohl die persönliche als auch die psychologische Abhängigkeit (von anderen Personen, Normen und Werten) die stärkste Kraft sei, die Frauen heute unterdrückt (Cinderella-Komplex). Frauen verhindern auf diese Weise die Entfaltung ihrer vollen geistigen und kreativen Kräfte. Auch jegliches Bestreben nach Autonomie, Selbstständigkeit und Abgrenzung steht vielfach mit erwünschten weiblichen Verhaltensweisen in Konflikt. Frauen fristen nicht selten ihr Dasein in der Hoffnung, dass ein äußeres Ereignis sie aus ihrem empfundenen Unwohlsein herauskatapultiert. Viele Frauen erkennen oft nicht, dass sie selbst es sind, die sich aus ihren Abhängigkeiten befreien müssen.

„Wir haben festgestellt, dass Passivität, Abhängigkeit und vor allem der Mangel an Selbstachtung die Variablen sind, die Frauen immer wieder von Männern unterscheiden. [...] Die Auswirkungen dieser Unsicherheit finden sich allenthalben, und sie führen zu dem beunruhigendem sozialen Phänomen, dass Frauen im allgemeinen dazu neigen, weit unter ihrem Niveau ihrer angeborenen Fähigkeiten zu leben. *Aus kulturellen und psychologischen Gründen – ein System, das nicht wirklich hohe Erwartungen an uns stellt, in Verbindung mit unseren persönlichen Ängsten, die uns davon abhalten, aufzustehen und der Welt entgegenzutreten – unterdrücken die Frauen sich selbst.*“ (Dowling 1991, S. 38f)

Frauen sind demnach nicht einfach nur „Opfer“ äußerer Rahmenbedingungen, sie gestalten diese auch aktiv mit, indem sie – gerade auch im beruflichen Kontext – gerne hinter ihren Möglichkeiten zurückbleiben. Frauen sehen sich – mehr als Männer – mit den Augen anderer Menschen, über die sie sich selbst definieren. Frauen sind im Hinblick auf ihr Selbstwertgefühl demnach abhängiger von der Meinung anderer Personen als Männer, die sich ihre Identität eher durch Abgrenzung erschließen.

„Alle diese Probleme sind im Grunde Formen der Leistungsangst; und Leistungsangst steht mit anderen, allgemeineren Ängsten in Verbindung, die mit dem Gefühl der Unzulänglichkeit und Hilflosigkeit im Umgang mit der Welt zu tun haben: die Furcht vor der Kritik, wenn man etwas falsch tut; die Furcht, „nein“ zu sagen; die Furcht die eigenen Bedürfnisse klar und deutlich zu äußern, ohne dabei jemanden zu manipulieren. Diese Formen der Angst erleben hauptsächlich Frauen, denn wir wurden in dem Glauben erzogen, dass es unweiblich sei, für uns selbst zu sorgen und uns zu *behaupten*. Wir haben den starken Wunsch, für Männer attraktiv zu sein, unbedrohlich, liebenswürdig, „feminin“.“ (Dowling 1991, S. 59f.)

Ich will im Verlauf dieser Arbeit noch zeigen, dass Magersucht einen Versuch darstellen kann, ein mangelndes Autonomieempfinden durch das massive Hungern auszugleichen. Magersucht suggeriert der Hungernden nicht nur Autonomie im Hinblick auf den Wunsch

anderer Personen (die ja wollen, dass die Nahrungsaufnahme wieder aufgenommen wird), sondern auch Autonomie über den eigenen Körper und den eigenen Willen. Dieses Erleben (vermeintlicher) Autonomie ist aus dieser Perspektive betrachtet so elementar positiv behaftet, dass ein Ausstieg aus der Magersucht einem Verlieren gegen sich selbst und anderen Personen gleichgestellt wäre. Magersucht sehe ich als eine „Krücke“, die nicht wahre Autonomie, sondern eine „Scheinautonomie“ erzeugt. Meiner Ansicht nach geht es den jungen Frauen um etwas Anderes, als sich immer weiter herunterzuhungern. Sie wollen ihr Leben selbst gestalten, wollen es unter Kontrolle haben und eigenverantwortlich sein für ihren individuellen Lebensentwurf. Da ihnen dieser Weg durch eine Vielzahl widersprüchlicher (gesellschaftlicher, sozialer, persönlicher) Anforderungen erschwert wird, scheinen sie zu einem „Scheinkonstrukt“, zu einer Schein-Lösung zu greifen, über die es ihnen gelingt, sich ein Stück weit selbst zu definieren.

Kroneck (2007) weist in ihrer Schrift auf die Shell-Jugendstudie (2006), die aufzeigt, dass viele junge Frauen sich gerne für Kinder entscheiden würden, eine reale Wahl aufgrund wirtschaftlicher Verhältnisse jedoch nicht haben.

„Es stehen sich also zwei Bedürfnisse gegenüber, die sich offensichtlich ausschließen: „Die Mehrheit der Jugendlichen verspürt zwar einen Wunsch nach eigenen Kindern. Sie möchte aber das persönliche Glück nicht von der Erfüllung dieses Wunsches abhängig machen und kann sich ein zufriedenes Leben auch ohne Kinder vorstellen.“ (Shell-Jugendstudie, 2006, S. 52). Es ist die Sorge um die eigene Zukunft, die junge Menschen davor zurückschrecken lässt, Kinder zu bekommen – nicht der blanke Egoismus und der Spaß, den sie zu verlieren fürchten.“ (Kroneck 2007, S. 76)

Junge Menschen stecken demzufolge in einer Situation voller Widersprüche. Einerseits „sollen“ und wollen sie Kinder bekommen, auf der anderen Seite ist der Kinderwunsch eher zu realisieren, wenn eine wirtschaftliche Absicherung gewährleistet ist. Dies ist jedoch für viele Jugendliche heute relativ schwierig. Es gibt zu wenige Lehrstellen und Arbeitsplätze, leben häufig in unsicher finanziellen Verhältnissen, müssen sich in vielen Fällen über Zeitverträge ohne Garantie auf Verlängerung über Wasser halten.

Nach Dowling hält Angst viele Frauen davon ab, sich Eigenverantwortung und Autonomie für sich selbst zu erschließen. Mir erscheint folgender Aspekt besonders wichtig: Frauen haben heute mehr als je zuvor die Möglichkeit, sich ihre Lebensentwürfe selbst zu gestalten – jedoch ist jede Entscheidung, die sie trifft, mit einem Opfer verbunden. Die Entscheidung zwischen Kind und Karriere betrifft in erster Linie Frauen, während Männer kaum von einem „Karriereknick“ betroffen sind, wenn seine Familie sich vergrößert. Das soziale Image des Mannes wird nicht beschädigt, wenn er seine Karriereziele weiterhin verfolgt und sich in Familienangelegenheiten eher bedeckt hält. Während für die Frau die Entscheidung pro oder contra Familie mit sozialen und/oder gesellschaftlichen Konsequenzen verknüpft ist, haben Männer eher die Möglichkeit, ihre Ziele trotz Familie weiter zu verfolgen. Während für Frauen das biologische Alter ein wichtiges Entscheidungskriterium bei der Familienplanung ausmacht, so sind Männer weniger altersabhängig, wenn es um „späte Elternschaft“ geht. Sie haben eindeutig einen größeren zeitlichen Entscheidungsrahmen, als eine Frau ihn hat. Egal, für welchen Lebensentwurf ein Mann sich entscheidet, wird er sozial eher unterstützt als die Frau. Im Falle der Karriereplanung ist sein Image genauso wenig angeschlagen wie in dem Falle, dass er sich für die Familie eine berufliche „Auszeit“ nimmt. Er wird dann in der Regel als besonders positiv bewertet. Später hat er bessere Chancen, seine berufliche Laufbahn weiter zu verfolgen. Die Situation der Frau ist eine komplett andere. Sie hat weniger Spielraum für ihre Lebensplanung. Diese fordert, egal, für welche Frauenrolle sie sich entscheidet, in den meisten Fällen ein Opfer. Mitunter sehen sich Frauen zu Rechtfertigungen

genötigt, warum sie sich für oder gegen den Beruf vs. pro und contra Familie entschieden hat. In vielen Fällen opfert die Frau Familie oder Karriere. Sie läuft Gefahr, dass ihr Image als Frau leidet, wenn sie sich als emanzipierte, „skrupellose Karrierefrau“ zeigt. Entscheidet sie sich jedoch für Kinder, bleibt ihr ein beruflicher Aufstieg auf der Karriereleiter eher vorenthalten als ihren männlichen Mitstreitern.

"Frauen heute verdienen nicht genug, um im Alleingang Kinder in die Welt zu setzen und aufzuziehen, wünschen sie sich Kinder, müssen sie wie eh und je einen Mann finden, dem sie gefallen. Wer es wagt, im Alleingang Kinder in die Welt zu setzen, landet oft auf dem Sozialamt" (Schoenen 2008, S. 16).

An anderer Stelle heißt es:

"Die Lebensform weiblicher und männlicher Manager unterscheidet sich signifikant: Typische Topmanager sind verheiratet, kinderreicher als die Gesamtbevölkerung, sehen sich als Alleinverdiener, leben in traditionellen Familienrollen. Für die erfolgreiche Frau wurde noch keine adäquate, gesellschaftlich akzeptierte Lebensform gefunden. Frauen in Deutschland können Beruf und Familie noch wesentlich schlechter vereinbaren als Frauen in den USA, Großbritannien, Frankreich und Schweden, da ihnen weit weniger Kinderbetreuungsmöglichkeiten zur Verfügung stehen." (Schoenen 2008, S. 17f.)

Nach Schoenen gilt auch heute noch in vielen Köpfen die Vorstellung, es sei "unweiblich", mit Männern zu konkurrieren. Viele Frauen wählen - ob bewusst oder unbewusst - den als bequemer erscheinenden Weg für sich und setzen vermehrt auf ihr Äußeres, um dem Konkurrenzkampf in der beruflich immer noch vornehmlich "männlichen Welt" zu entgehen. Horner stellt fest, dass ein hoher Anteil junger amerikanischer Frauen befürchtet, dass beruflicher Erfolg auf der einen Seite ihre Beziehungen zu Männern gefährde (vgl. Horner in: Dowling, 1991, S. 168f.). Für viele Frauen ist es auch heute noch der wichtigste Bestandteil des eigenen Lebensentwurfes, eine Familie zu gründen und möglichst nicht arbeiten zu müssen – zumindest für einige Jahre, in denen die Kinder noch relativ klein sind. Auch heute noch neigen deshalb viele Frauen dazu, sich tendenziell „zu verkleinern“, hinter die eigenen Fähigkeiten zurückzugehen. Beruflicher Erfolg, dem für Männer in der Regel ausschließlich positive Bewertungskriterien zugeschrieben werden, bedeutet für Frauen häufig eine gespaltene Zuschreibung der Bewertungskriterien. Das hat zur Folge, dass Frauen in vielen Fällen unter einer größeren Angstbesetztheit und daraus resultierenden Entscheidungskonflikten leiden, die „typische Aspekte“ der Postmoderne – wie Freiheit - wieder einschränkt. Dowling bezeichnet dieses Verhalten als die „Verwirrung über die weibliche Identität“, der sich heute viele Frauen ausgesetzt sehen. Auch heute noch sind Frauen häufig die reagierenden Partner, die ihre eigenen Bedürfnisse hinter denen des Partners zurückstellen. So erhält die Partnerschaft Vorrang vor der eigenen (weiblichen) autonomen Entwicklung zur Unabhängigkeit. Aus meiner Sicht ist es möglicherweise ein Kriterium, welches Frauen Entscheidungen hinsichtlich ihrer Lebensentwürfe als angstbesetzt erleben lässt. Die Entscheidung, die sie trifft hat weiterreichende Konsequenzen auf ihr Leben als im Vergleich männlicher Jugendlicher.

„Die Angst hat das weibliche Dasein so sehr durchdrungen, dass sie eine heimliche Krankheit zu sein scheint. Sie ist in langen Jahren der sozialen Konditionierung genährt worden und ist deshalb so heimtückisch, weil sie unsere Kultur so völlig durchdrungen hat, dass wir nicht einmal erkennen, was mit uns geschehen ist.

Solange Frauen Angst haben, werden sie nicht frei sein. Wir werden so lange keine wirklichen Veränderungen in unserem Leben, keine echte Emanzipation, erreichen, bis wir uns daranmachen [...] die Ängste aufzuarbeiten, die verhindern, dass wir uns als fähige und ganze Menschen erleben.“ (Dowling 1991, S. 68)

Nach Dowling haben Frauen insbesondere Angst davor, die Verantwortung für ihr Leben selbst zu übernehmen. Sie werden durch die Furcht vor Aggression und Selbstbehauptung immer wieder davon abgehalten, sich autonom und eigenständig ihrer Interessen zu widmen und die – möglicherweise negativen – Konsequenzen auszuhalten, da ihr Selbstwert auch heute noch stark von den Meinungen anderer abhängt. Auch heute noch lernen viele Mädchen von Anfang an, dass „braves“ Verhalten gewünscht ist und dass man sich auf andere Personen verlassen kann. Das „brave Verhalten“ garantiert ihnen Hilfe und Unterstützung. Verhalten sich kleine Mädchen ängstlich, zögerlich oder ruhig, werden solche Verhaltensformen eher als gewünscht angesehen als wenn kleine Jungen sich auf diese Weise verhalten. Jungen werden tendenziell eher zu autonomen Verhaltensweisen ermuntert, was ihnen hilft, sich nach und nach von äußeren Zustimmungen zu lösen und ihren eigenen Weg einzuschlagen. Mädchen hingegen lernen eher, sich auf andere zu verlassen und sich konform mit den Verhaltensweisen zu entwickeln, die ihnen von Anfang an als wünschenswert vermittelt wurden. Sie erlernen häufig nicht bestimmte Fähigkeiten, um zu mehr Unabhängigkeit zu gelangen, sondern um den Forderungen eines Erwachsenen nachzukommen.

„Die Mädchen kommen deshalb zu der Überzeugung, dass sie beschützt werden müssen, um überleben zu können. Dieser Glaube wird durch falsch verstandene gesellschaftliche Erwartungen und die Angst der Eltern genährt. [...] Im Hinblick auf die Fähigkeit, zu unabhängigen Menschen heranzuwachsen, werden Mädchen durch die Fürsorglichkeit der Eltern ebenso behindert, als würde man ihnen die Füße binden.“ (Dowling 1991, S. 100f.)

Und weiter:

„Das kleine Mädchen erfährt a) weniger Ermutigung zur Unabhängigkeit; b) mehr elterliche Fürsorge; c) weniger kognitiven und sozialen Druck, eine von der Mutter losgelöste Identität zu entwickeln; d) einen schwächeren Kind-Mutter-Konflikt, der den Prozess der Ablösung begleitet; infolgedessen beschäftigt es sich weniger selbständig mit seiner Umwelt Infolgedessen entwickelt es keine Fähigkeiten, die ihm helfen, sich in der Umwelt zurechtzufinden, und nicht das Vertrauen, dass ihm das gelingen könnte. Bei der Lösung seiner Probleme bleibt es weiterhin abhängig von den Erwachsenen und braucht deshalb die emotionale Bindung an Erwachsene.“ (Dowling 1991, S. 111)

Hilde Bruch lässt in einem Interview verlauten, dass sich Mädchen mit einer konformistischen Persönlichkeit verpflichtet fühlen, etwas zu tun, das Unabhängigkeit verlangt, um sich so respektiert und anerkannt fühlen zu können. Gelingt dies nicht, so kann ein Ausweg darin liegen, diese Unabhängigkeit in der Kontrolle über ihren Körper zu suchen (vgl. People, 1978). Der – insbesondere in Bezug auf Weiblichkeit – empfundene Konflikt zwischen Abhängigkeit und Unabhängigkeit lässt möglicherweise bei einigen Frauen den Weg in der vermeintlichen Kontrolle über die Krücke Magersucht suchen, um dem Gefühl einer „inneren Zerrissenheit“ zu entgehen.

Riskieren wir einen Blick auf heute gültige „Frauen-Rollen“, die in erster Linie über Medien transportiert werden, so werden wir mit verschiedenen Modellen konfrontiert. Kroneck (2007) unterscheidet verschiedene Rollen-Modelle, aus denen ich an dieser Stelle nur zwei herausgreife, um sie etwas näher zu beschreiben:

Zu nennen wäre hier bspw. das „Weibchen“, welches sich über das reduzierte Rollenrepertoire der weiblichen Körperlichkeit reduziert darstellt. Diese Frauen wirken in Optik und Gestik betont weiblich und zielen auf die Wirkung von Figur, Busen und Po. Hier geht es um die nackte Reduktion der Frau auf ihre Geschlechtlichkeit sowohl im sozialen als auch im kulturellen Sinn. Einige Aspekte des Frau-Seins werden durch die Darstellung in den

Medien ausgeklammert. Dabei geht es nicht nur um die gezielte Auswahl der Frauen, über die berichtet wird, es geht vor allem auch um die Art der Darstellung, die eine Frau weniger als eigenständige Persönlichkeit begreift, sondern immer nur im Hinblick auf ihre Rolle und in Bezug auf ihren (männlichen) Partner. Männer hingegen werden eher im Hinblick auf den Aspekt beschrieben, auf den sie sich sachlich beziehen. Durch diese Form medialer Darstellung wird immer wieder neu eine klassische Geschlechterpolarität erzeugt. Es fehlen somit nach Kroneck ganze Wirklichkeitsbereiche in der medialen Darstellung von Weiblichkeit. Eine derart erzeugte Wirklichkeit spiegelt jedoch nicht die Realität wider, sie ist ein ideologisches Konstrukt.

Die sexy Frau, die insbesondere als Werbemagnet eingesetzt wird, verkörpert ein anderes Rollenbild. Unabhängig davon, wie Frauen und Männer in ihrer wirklichen Welt leben, werden sie in der Werbung so dargestellt, wie Marketingexperten erwarten, dass diese dem Wunschbild der allgemeinen Bevölkerungsschicht möglichst nahe kommt. Ziel ist es, Begehren zu wecken, welches durch den Kauf des Produktes (vermeintlich) bedient wird. In der Werbung werden neben der „sexy Frau“ auch weitere Idealbilder dargestellt (wie z.B. die perfekte Hausfrau, excellente Köchin, gute Mutter oder begehrenswerte Partnerin, die Verführerin, die Erfolgreiche, etc....). Auffallend ist, dass diese Rollen in vielen Fällen auf Bedürfnisse Anderer ausgerichtet sind, die solche Frauen durch ihre Rolle perfekt bedienen.

Neben diesen weiblichen Rollen-Modellen, die von der Werbung bedient werden, bestehen noch weitere, die ich der Vollständigkeit halber an dieser Stelle nur kurz erwähnen möchte: die Genießerin; die Schöne; die Erfolgreiche; die Luxusfrau; die jugendliche Frau; die Verführerin; die „lustige“ Frau; das Objekt und nicht zuletzt: die gute Mutter.

Die Bilder, die durch die Werbung hinsichtlich Weiblichkeit erzeugt werden, wirken auf die Wirklichkeit von Wahrnehmung und Selbstbild zurück. Jede Rolle, die uns Weiblichkeit durch die Medien vermittelt, wirkt auf das Bild ein, welches wir uns von Frauen machen. Gültige Frauenrollen werden über Werbung transportiert. Hier ist die Frau, unabhängig von der Rolle, die sie bedient, immer attraktiv. Letztlich ist jedoch jede Rolle durch eine „Verkürzung der wahrnehmenden Wirklichkeit“ gefärbt, die unser Bild stark reduziert. Schoenen (2008) fordert Frauen dazu auf, über zeitgemäße Werte und Handlungsmuster nachzudenken und das Image der Weiblichkeit neu zu definieren:

„Frauen heute müssen sich fragen, wie zeitgemäß es ist, einen „typisch weiblichen“ Beruf zu wählen. Wie zeitgemäß ist es, bei Geburt des ersten Kindes den Beruf aufzugeben? Wie zeitgemäß ist es, in die Karriere des Mannes zu investieren statt in die eigene. Wie zeitgemäß ist es, bei einer Lebenserwartung von acht Jahrzehnten Teilzeit zu arbeiten, d.h. eine niedrige Rente vorzuprogrammieren. Wie zeitgemäß ist es, auf die Karte Schönheit und Jugend zu setzen, d.h. lieber gefallen als respektiert werden zu wollen?“ (Schoenen, 2008, S. 11)

Der Impuls vieler Frauen, sich auch heute noch tendenziell eher aus der beruflichen Karrierewelt herauszuhalten und diese Domäne den Männern zu überlassen und im Hintergrund zu wirken, wird nach Schoenen von der Wirtschaft und der Werbeindustrie genutzt und verstärkt. Das geltende Schönheitsideal löst bei vielen Frauen Unzufriedenheit über das eigene Erscheinungsbild aus, was häufig zu mehr Konsum von Mode und Kosmetik führen kann. Die Fokussierung auf das Äußere engt den Blick von persönlicher Entwicklung ein. Gerade im Falle von Magersucht nimmt die Beschäftigung mit dem Essen und der Figur so viel aktive Zeit in Anspruch, dass kaum noch Ressourcen für andere Dinge des Lebens übrig bleiben. Schönheit (oder im Falle von Magersucht extreme Schlankheit) scheint wichtiger als weibliche Fähigkeiten und Talente, wenn diese auch nicht komplett ausgeklammert werden. In vielen Fällen werden jedoch die Schwerpunkte eindeutig auf

Attraktivität und betonte Weiblichkeit gelegt, während sich Eigenschaften, Fähigkeiten, Potenziale eher hinten angliedern. Frauen werden - auch wenn sie über Leistungsbereitschaft und Intelligenz verfügen, immer auch zusätzlich über ihr äußeres Erscheinungsbild beurteilt. Schoenen ruft deutlich dazu auf, dass Frauen eine "eigene Identität" entwickeln, die deutlich über äußere Attribute hinausreicht. Eigenverantwortung anstelle der Hoffnung, dass der Mann als "Retter in der Not" einspringt, lautet nach Schoenen die wünschenswerte weibliche Devise einer postmodernen, individualisierten Gesellschaft. So sind Frauen selbst verantwortlich für ihr Glück, ihre Lebensplanung und die Rente und sollten nicht weiterhin dazu angehalten sein, sich über ihr Maß an Attraktivität zu definieren und den männlichen Mitstreitern der Gesellschaft zu gefallen, wenn damit die Einschränkung persönlicher Entwicklung verbunden ist.

Herausforderungen, die sich speziell auf die weibliche Rolle beschränken, können unter Umständen einen entscheidenden Aspekt von Magersucht ausmachen. Doch wie sieht es mit der Normen- und Werteorientierung im allgemeinen aus, wenn wir von Identitätsentwicklung sprechen? Wir verlassen nun die geschlechtsspezifische Betrachtungsweise und wenden uns im kommenden Teil mit Erikson einer "geschlechtsneutralen" Betrachtung zu, der die Bedeutung von Werten und Normen im Kontext des Jugendalters herausgestellt hat.

1.2.4 Die Jugendkrise als Störung einer gelungenen Persönlichkeitsentwicklung am Beispiel der Magersucht

In diesem Teil geht es mir darum, folgende Begriffe näher zu erläutern, die Helm Stierlin hinsichtlich seiner Untersuchungen zum Thema Magersucht einführt: Bezogene Individuation, Bindung, Individuationsbestrebung und Positionierungsversuch. Stierlin betrachtet den innerfamiliären Bindungsmodus im Vergleich zum innerfamiliären Ausstoßungsmodus. Den Ausstoßungsmodus werde ich jedoch im Rahmen meiner Arbeit nicht weiter betrachten, da Familien mit einem anorektisch erkrankten Mitglied nach Stierlin fast ausschließlich über einen auffallend hohen Bindungsmodus verfügen. Ich beschäftige mich aus diesem Grund überwiegend mit Familiensystemen, die einen hohen Bindungsmodus aufweisen.

Nun betrachte ich den Aspekt innerfamiliärer Strukturen einmal genauer:

Familien im Allgemeinen zeichnen sich in der Regel durch relativ enge Beziehungsstrukturen aus. Wichtig ist in diesem Kontext, dass diese Beziehungsstrukturen sich permanent ändern und anpassen müssen, um Bestand zu haben. Dies klingt im ersten Moment paradox, doch ist dies kein Widerspruch. Jede Familie ist in einen sozialen und gesellschaftlichen Kontext eingebettet, der auf die Familie einwirkt. Dieses Umfeld ist permanenten Wandlungen unterworfen. Sich verändernde Umwelten wirken immer auch auf das System Familie zurück. Weiterhin – und das ist in unserem Kontext noch viel entscheidender – durchlebt jedes Familienmitglied diverse Entwicklungsschritte. Gerade im Kindes- und Jugendalter vollziehen sich Entwicklungsschritte und auch Ablöseprozesse in relativ schneller Abfolge, bis die Entwicklung vom Kleinkind zum autonom denkenden und handelnden Erwachsenen vollzogen ist. Jede Entwicklungsphase des Kindes fordert von der Familie ein neues Ausbalancieren von Beziehungsstrukturen, reziproken Verhaltensmustern sowie ein neues aufeinander einstimmen innerhalb einer sich wandelnden Beziehungsebene. Der Säugling fordert eine andere elterliche Fürsorge als ein dreijähriges Kleinkind, ein neunjähriges Schulkind ein anderes Aufeinander eingehen als der Jugendliche. Mit jedem Entwicklungsschritt müssen neue Verhaltensmuster aufeinander abgestimmt werden, um sich angemessen auf ändernde Bedürfnisse des heranwachsenden Menschen einstellen zu können.

Dies stellt die Familie vor immer neue Herausforderungen. Das Gelingen des Austarierens familieninterner Beziehungsstrukturen zeigt sich darin, in welchem Rahmen es der Familie gelingt, sich auf verändernde Rahmenbedingungen einzustellen und Verhaltensmuster entsprechend anzupassen, so dass eine Individuation des Heranwachsenden möglich und unterstützt wird.

Individuation des Einzelnen meint hier das Ausbilden eigener Grenzen beziehungsweise Positionierungen in Bezug auf Andere. Hier geht es um die Wahrnehmung eigener Bedürfnisse, Rechte und Wünsche, Meinungen und Ziele. Hier lautet die Leitunterscheidung: Wo ziehe ich die Grenze zwischen mir und den Anderen?

Essstörungen, ob es sich nun um Magersucht, Bulimie oder Adipositas handelt, sind letztlich auch immer auf Störungen im Ausbalancieren von Kontrolle und „Geschehenlassen“ beziehungsweise Loslassen zurückzuführen. Die Akzeptanz der Ambivalenz, die *beide* Seiten lebt und sich nicht zwanghaft gegen eine Seite stellt, steht der Entwicklung von Magersucht entgegen, die als Voraussetzung das rigide Ausleben nur einer Seite kompromisslos umsetzt. Oder andersherum: Starre Denkmuster, die keine Ambivalenz dulden und sich zwanghaft nur auf eine Seite stellen, stellen meiner Ansicht nach eine entscheidende Voraussetzung für Essstörungen dar. Wo freie Entscheidungen möglich sind, wo starre Denkstrukturen hinterfragt und neu bewertet werden können, hat ein rigides und ambivalenzfreies Ausleben von Magersucht keinen festen Nährboden.

Herrschen starre, rigide Denk- und Bewertungsstrukturen in einem familiären Kontext vor, um hierdurch ein Gefühl von Handlungssicherheit zu gewinnen, so verbirgt sich hier die Kehrseite der Medaille. Hier wird ein enger Rahmen im Bewertungskontext zu Grunde gelegt, der ein neues Austarieren auf Veränderung nicht gestattet.

Ein Grund für enge und starre Bewertungskriterien mag nach Stierlin das Bedürfnis nach Sicherheit und Kontrolle sein, was viele Familien, in denen Magersucht vorkommt, haben. Dieser Angst wird durch Kontrolle begegnet. Bezeichnend für das Krankheitsbild Magersucht ist nun, dass im Verlauf der Entstehung und Aufrechterhaltung über einen langen Zeitraum, die Kontrolle im Familiensystem verschoben wird. Die Kontrolle scheint nunmehr das erkrankte Familienmitglied zu haben, indem es sein Essverhalten rigide ändert und kompromisslos hungert. Kontrollverlust erleben auf der anderen Seite die Eltern, die ihrerseits alles versuchen, ihr Kind wieder zum Essen zu bewegen. Das Erleben von Kontrolle kann bei der Patientin wieder ein hohes Sicherheitsempfinden auslösen, indem sie sich als willensstark und gefestigt in ihrer Konsequenz erlebt.

Ein Zuviel oder ein Zuwenig an Kontrolle ist eng verbunden mit dem Erleben von Autonomie. Gemäß der Reaktanz-Theorie (vgl. Aronson u.a, 2004), die besagt, dass Menschen auf strikte Verbote eher mit Widerstand reagieren und genau dies tun, was sie nicht sollten, um ihr Gefühl von Autonomie nicht zu gefährden, mag die Hungernde sich durch die massiven Versuche der Eltern, sie zum Essen zu bewegen, herausgefordert fühlen, weiter zu hungern. Magersüchtige unterliegen möglicherweise durch ein Zuviel an Kontrolle dem Gefühl autonom gesteuerter Macht, während bei Adipositas sämtliche Kontrollmechanismen ausfallen und ein Gefühl von Machtlosigkeit und Resignation vorherrscht. Grundsatzfragen aller Formen von Essstörungen sind Positionierungsfragen:

Wie verhalte ich mich zu meinem Körper und seinen Bedürfnissen? Welchen Wert hat Gesundheit für mich? An welchem Leitbild möchte ich mich orientieren? Wie viel Genuss und welches Maß an Disziplin halte ich für angemessen? Inwieweit lasse ich mich in meinen Vorstellungen von Anderen leiten? Welches Maß an Autonomie in Bezug auf Andere bewerte ich als vertretbar?

Systemisches Denken fokussiert auf die Betrachtung von Beziehungen, wobei der Begriff „Beziehung“ nicht nur interaktiv zwischen einzelnen Personen verstanden wird, sondern auch Positionierungen zu Werten, Glaubenssätzen, Meinungen und Einstellungen mit einschließt.

Die Art und Weise, wie ich mich zu solchen „weichen Kriterien“ orientiere, bestimmt mein Denken und mein Handeln und vor allen Dingen meine Bewertungen, die ich als Handlungsrichtung heranziehe.

Das misslungene Ausloten von Autonomie und Kontrolle ist demnach ein Ansatz aller Arten von Essstörungen. Nur vor dem Hintergrund westlicher Gesellschaften stellt sich einerseits die Frage der Balance zwischen Autonomie und Kontrolle (um dem Gefühl von Fremdbestimmtheit oder Orientierungslosigkeit entgegenzuwirken) und andererseits der Bereitschaft, Unsicherheiten auszuhalten und eigene Denk- und Handlungsmuster zu hinterfragen und neu auszutarieren. Autonomie und Kontrolle vermag ich nur dort auszuüben, wo das, was ich kontrollieren möchte, im Überfluss vorhanden ist. Probleme von Selbstkontrolle, Autonomie und Abgrenzung sind im Rahmen westlicher Gesellschaften weit verbreitet. Der Pluralismus postmoderner westlicher Welten stellt den Einzelnen vor ein Überangebot möglicher Zielrichtungen. Dies bezieht sich sowohl auf beruflicher als auch auf freizeitgestalterischer Ebene. Die Orientierungslosigkeit des Einzelnen verleitet oft dazu, in Oberflächlichkeiten zu verfallen, da Quantität vor tiefer greifende Erfahrung gesetzt wird. Die ewig mangelnde Sicherheit von Denk- und Handlungsrichtung, Wertvorstellung und Zielrichtung lässt die Gefahr eines Wegbrechens von vertrauten und bewährten Leitlinien und Beziehungen entstehen. Die Überforderung des Einzelnen bildet keine Seltenheit. Die für westliche Gesellschaften typische Leistungsorientierung stellt die Anforderung an den Einzelnen, sein Leben durch Eigeninitiative in eine Richtung zu lenken, die gesellschaftlichen und auch familiären Ansprüchen Rechnung trägt. Scheitern diese Bemühungen, können mitunter tiefgreifende Auswirkungen im Hinblick auf das Selbstbild die Folge sein. Um dem zu entgehen und um dem Pluralismus postmoderner Orientierungslosigkeit entgegenzuwirken, kann das Individuum dazu verleitet werden, Ambivalenzen auszuschließen, was zu Lasten der Balance zwischen Selbstkontrolle und Autonomie einerseits und zwischen Loslassen und der Akzeptanz von Ambivalenz andererseits führt. Die Gefahr ist gegeben, entweder zu sehr auf den Bereich Leistung zu fokussieren und auf sämtlichen Ebenen menschlichen Erlebens hauptsächlich nur diesen einen Wert hinsichtlich erbrachter Leistung zu erleben. Oder der Einzelne verfällt in Resignation und stellt sich erst gar nicht der Herausforderung. Wenn beide Seiten für sich genommen auch Gefahren aufweisen und lückenbehaftet sind, so lassen sie den Einzelnen zumindest im sicheren Gefühl der Eindeutigkeit verharren.

Die Leistungsorientierung in pluralistischen Gesellschaften zwingt das Individuum in eine Positionierung zwischen Selbstkontrolle, Autonomie und Abgrenzung. Diese Positionierung ist konfliktbehaftet, da sich der Mensch im gesellschaftlichen Kontext widersprüchlichen Erwartungen ausgesetzt sieht. Gerade das Spannungsverhältnis im Bereich Attraktivität, Gesundheit und dem zugrundeliegenden Schönheitsideal einerseits und Genussmittel und deren Konsumierung andererseits zwingt insbesondere Frauen dazu, sich solchen Widersprüchlichkeiten zu stellen.

„Figur und Aussehen werden als vom Willen gesteuert und der Selbstkontrolle unterworfen angesehen, wobei der für Gewicht und Figur ebenfalls bedeutsame konstitutionelle Faktor verleugnet wird. Das Nichterreichen gesetzter oder selbst gesetzter Standards für Gewicht, Figur oder Körpervolumen wird dem eigenen Versagen zugeschrieben werden und treibt zu verstärkter Selbstkontrolle an.“ (Reich 2003, S. 14)

Ob offen oder verdeckt – von Frauen wird neben dem Spagat zwischen Beruf und Erziehung auch ein gewisses Maß an Attraktivität erwartet. In Teil 1.2.3 hatte ich den Aspekt der Weiblichkeit im Hinblick auf Magersucht bereits thematisiert. Gerade Frauen, die von Adipositas betroffen sind, machen häufig die Erfahrung, dass ihr Äußeres nicht nur einer beruflichen Förderung im Wege steht, sondern dass von stark übergewichtigen Frauen auch wenig Kompetenz erwartet wird. Attraktivität wird – wenn auch nicht immer bewusst oder offen – in Abhängigkeit mit Leistungsfähigkeit und Intelligenz wahrgenommen. Eine

äußerlich eher als unattraktiv geltende Frau muss ein Vielfaches an Leistung erbringen, um von der Umgebung als ähnlich kompetent eingestuft zu werden als „attraktivere“ Zeitgenossinnen.

„Das Leben in der Konsumgesellschaft ist eine gewaltige Aufgabe, geprägt von dem permanenten Versuch, sich nach oben zu kämpfen. Die Furcht davor, sich nicht anpassen zu können, ist von der keineswegs weniger quälenden Furcht vor der eigenen Unzulänglichkeit abgelöst worden. Der Markt schlägt aus dieser Furcht begierig Kapital. Die Hersteller von Konsumgütern [...] liefern die „Werkzeuge“, die Instrumente, die man für die individuelle „Selbstoptimierung“ braucht. (Bauman 2007, S. 126)

Eine gelingende Individuation umfasst auch die Fähigkeit und Bereitschaft, Ambivalenzen im Wollen und Sollen zu ertragen, eigene Schwächen und Grenzen zu erkennen und diese auszuhalten. Innere wie äußere Widersprüche und Ambivalenzen müssen in einem gewissen Rahmen anerkannt werden, ohne in Resignation oder Gleichgültigkeit zu verfallen. Es geht um das Ausbalancieren autonomen Einwirkens einerseits und das Erkennen der Begrenzung eigenen Einwirkens andererseits. Eng verbunden mit Individuation ist somit auch die Fähigkeit, Verantwortung für die Ausübung oder die Unterlassung eigenen Handelns zu übernehmen. Die so verstandene Individuation geht immer auch mit einem Gefühl von Autonomie einher, vor dessen Hintergrund eigene Positionierungen überhaupt erst stattfinden können. Allerdings bildet Autonomie nur eine Seite der Ambivalenz ab, denn auch als autonom wirkendes Individuum bin ich in Abhängigkeiten und Prozessabläufe gebunden, die das Maß meiner inneren Freiheit in gewissem Sinne immer einschränken. Entwicklungen im Rahmen der Familie können nur dann gelingen, wenn das Ausloten und Neugestalten familieninterner Bindungen ermöglicht und nicht behindert wird. Stierlin setzt Entwicklung gleich mit einer „fortschreitenden Individuation“.

„Von Entwicklung in der Familie lässt sich nur sprechen, wenn Individuation auch bedeutet: Die Mitglieder werden nicht nur eigenständiger, sondern sie gestalten, damit einhergehend, ihre Beziehungen – zu Personen innerhalb und außerhalb der Familie – auch in neuer und in der Regel komplexerer Weise. Entwicklung bedeutet also: Man erreicht immer wieder ein höheres Niveau von Individuation *und* von Bezogenheit.“ (Stierlin 2003, S. 33)

Diese Entwicklungsanforderung schließt in erster Linie Kinder und Heranwachsende ein, die aufgrund ihres zunehmenden Alters naturgemäß ein immer weitreichenderes Maß an Autonomie und Selbstständigkeit erreichen und die gefordert sind, ihre Beziehungen zu Eltern und Geschwistern immer neu auszuloten. Doch auch die Eltern sind in hohem Maße betroffen, denn sie sind dazu angehalten, ihre Funktion und ihr Verhalten immer wieder den sich verändernden Bedürfnissen und Anforderungen ihrer Kinder anzupassen.

Mit zunehmendem Alter des Heranwachsenden bekommen die Außenwelt und der Freundeskreis eine immer größere Bedeutung. Gleichzeitig gehen hiermit Lösungsprozesse vom Elternhaus einher und Orientierungen außerhalb der Ursprungsfamilie treten mehr und mehr in den Vordergrund. Positionierungsversuche, die auch in den meisten Fällen gegen familieninterne Konventionen gerichtet sind, stellen Eltern und Jugendliche oft vor eine schwer zu bewältigende Aufgabe. Dies umso mehr, wenn es sich hier um eine Familie handelt, die über einen sehr hohen Bindungsmodus verfügt.

Ein sehr hoher Bindungsmodus birgt die Gefahr in sich, dass heranwachsenden Kindern die Möglichkeit erschwert wird, eigene Bedürfnisse, Ziele und Motivationen wahrzunehmen und zu entwickeln und diese dann in einem weiteren Schritt gegenüber Anderen zu artikulieren und umzusetzen. Doch nur, wenn dies gelingt, können sie schließlich Konflikte im Ablöseprozess bewältigen. Ein Bindungsmodus, der als stark einschränkend erlebt wird, schränkt somit immer auch die Möglichkeiten einer gelingenden Konfliktbewältigung ein.

Eltern wohnt die Aufgabe inne, die Voraussetzungen dafür zu schaffen, dass Konflikte angesprochen, ausgetragen und gelöst werden können. Diese Aufgabe schließt auch das Wahrnehmen und Ausleben differenter Sichtweisen, Wahrnehmungen und Ziele mit ein, um eigene Wünsche und Interessen vertreten und auch umsetzen zu können, ohne dass der Dialog innerhalb der Familie scheitert. Dieses Scheitern kann sich entweder in gewaltsamen Auseinandersetzungen oder aber im Beziehungsabbruch zeigen. Ein wohlwollendes Miteinander wird somit nicht mehr möglich oder zumindest massiv erschwert. Gefordert ist hier die Fähigkeit der Eltern, eine immer wieder neue Mischung aus Standhaftigkeit auf der einen Seite und Kompromissbereitschaft und Flexibilität auf der anderen Seite zu leben, die sich immer individuell auf den fortschreitenden Entwicklungsprozess des Kindes einstellt.

Bezogene Individuation erlaubt es, uns in verschiedenen zwischenmenschlichen Kontexten als getrennt und zugleich bezogen zu erleben. Sie wird immer dann gefordert, wenn innerhalb zwischenmenschlicher Strukturen emotionale Nähe und Empathie bestehen oder verlangt werden. Es gibt drei Spielarten misslungener Individuation:

- 1) Unterindividuation: Zum Einen die Abwesenheit offener autonomer Bestrebungen und zum Anderen das Beharren auf Gemeinsamkeit. Hier bleiben Absonderungsbestrebungen zu schwach, Grenzen sind zu durchlässig. Es droht der Verlust der Individualität.
- 2) Überindividuation: Eine starre Abgrenzung, die Gemeinsamkeiten negiert. Die Tendenz zur Unterscheidung wird überstark, Grenzen verhärten sich und erstarren. Die Unabhängigkeit läuft Gefahr, zur Isolation zu werden. Austausch und Kommunikation findet kaum statt, Absonderung ist die Folge.
- 3) Das Hin- und Herpendeln zwischen diesen beiden Extremen.

Diese Spielarten der Differenzierungsstörungen bergen die Gefahr, dass bezogene Individuation nicht gelingen kann. In einem Fall liegt eine Entfremdung vom Selbst vor, im anderen Fall eine Entfremdung vom Anderen. Gelingende bezogene Individuation setzt voraus, dass immer wieder neu ausbalancierte Kommunikationsstrategien und auch Versöhnungsbestrebungen stattfinden. Hierfür müssen sich Begrenzungen öffnen und neu ausgelotet werden. Immer wieder wird ein neuer Balanceakt zwischen Abgrenzung und Bindung erforderlich.

Diese intrapsychischen und interaktionellen Prozesse, die zur Folge haben, dass der Einzelne sein inneres Erleben als zu sich gehörend wahrnimmt und das Gefühl hat, selbstverantwortlich entscheiden und handeln zu können oder aber seine innere Welt als fremdgesteuert und „von sich weg“ erlebt, lässt ein Bild von Störungen entstehen, die je nach Ausmaß ein mehr oder weniger tragisches Krankheitsbild zeichnen. Für das psychische Überleben ist es entscheidend, ob wir uns selbst in unseren Emotionen, Wünschen, Bestrebungen, Orientierungen und Handlungen wiederfinden oder ob wir uns selbst als das „Seeleneigentum“ Anderer erleben und letztlich eigene Bestrebungen kaum noch von denen der Anderen differenzieren können. Stierlin verfolgt die These, dass die Fähigkeit zur Ergreifung und Verwaltung inneren Besitzes davon abhängt, inwieweit wir selber von prägenden Bezugspersonen (in der Regel die Eltern) in Besitz oder nicht in Besitz genommen wurden.

Reich sieht in der Magersucht, die eine spezielle Form einer Jugendkrise ausmacht, das Austarieren von Abgrenzung und Autarkie:

„Als Kern der anorektischen Störung kann in der Regel die Unsicherheit der betreffenden Person verstanden werden, die Grenze zum Gegenüber aufrecht erhalten zu können. Es besteht eine tiefe Angst, die eigenen Grenzen könnten durchdrungen, die Person von außen oder von innen kontrolliert werden. [...] sie (die Magersucht; Anm. A. Vößing) ist der Versuch, die eigene Andersartigkeit und Autarkie, und damit Überlegenheit und Unabhängigkeit zu zeigen, dies aber nicht offen zu tun. [...] Sie (die Konflikte; Anm. A. Vößing) können um die Trennung von den „Primärobjekten“, also von Mutter und Vater, um den Kampf um Autonomie, um die Abwehr der weiblichen Identität [...] zentriert sein.“ (Reich 2003, S. 25)

Eltern steuern durch ihr Verhalten den inneren Entwicklungsprozess ihres Kindes auf entscheidende Weise mit. Allerdings scheint mir an dieser Stelle der Hinweis wichtig, dass Kinder keineswegs als „passive Symptomträger“ elterlicher Verhaltensweisen gesehen werden dürfen. Menschliche Beziehungen sind immer reziprok, sobald eine Kontaktaufnahme stattfindet. Stierlin stellt mit seiner These weniger die Reziprozität menschlicher Beziehungen in den Vordergrund, sondern versteht das Kind hier eher als passiven Empfänger elterlicher Besitznahme. Dieses kausale Erklärungsmuster lässt jedoch den aktiven Part des Kindes und des Jugendlichen als steuernden Aspekt außen vor. In dieser Auffassung von Beziehungen rückt weniger die Zirkularität in den Fokus als kurz geschlossene „wenn-dann“ – Betrachtungen. Dies suggeriert, dass Einflussgrößen ausschließlich auf Seiten der Eltern liegen – sowohl im Falle des Gelingens familieninterner Abläufe als auch im Falle von Störungen in diesen Beziehungsmustern.

Diesen Aspekt möchte ich nun einmal etwas genauer betrachten: Die Hauptverantwortlichkeit der Bindung zwischen Eltern und Kindern liegt naturgemäß auf elterlicher Seite. Eltern sind gerade in der Anfangsphase, wenn die Kinder noch klein sind, für das körperliche und seelische Wohlbefinden uneingeschränkt verantwortlich. Das Kind jedoch wirkt seinerseits – anfänglich unbewusst und zufällig, schließlich mit zunehmendem Alter immer gezielter – auf Stimmung und Verhalten der Eltern ein. Mit zunehmendem Alter wächst auch die Autonomie und damit der Einfluss, den Kinder auf die Beziehung zu ihren Eltern ausüben. Nicht zu unterschätzen ist meiner Ansicht nach die Wechselwirkung zwischenmenschlicher Beziehungen, die nicht nur durch das Maß von Verantwortung geprägt werden (wie im Falle zwischen Eltern und Kindern), sondern auch durch individuelle Persönlichkeiten, über die Kinder schon in den ersten Jahren verfügen. So mögen bestimmte elterliche Verhaltensweisen gegenüber einem Kind besonders stark ausgeprägt sein, während sie gegenüber dem Geschwisterkind weniger in Erscheinung treten. So mögen „elterliche Fehler und Irrtümer“ für manche Kinder schwerwiegende Folgen haben, während sie bei anderen Kindern kaum oder wenige Auswirkungen nach sich ziehen.

Menschliche Entwicklungsprozesse, Auswirkungen menschlicher Beziehungen und Verhaltensweisen entziehen sich jeglicher Kausalitätsbetrachtung. Aufgrund der Komplexität jedes einzelnen Individuums auf der einen Seite und der Komplexität menschlicher Interaktionen, in denen ein Vielfaches dieser Komplexitäten aufeinander einwirken, sich gegenseitig bedingen und beeinflussen, muss jeder Versuch von Ursache-Wirkungs-Denken hinsichtlich menschlicher Beziehungsmuster als zu kurz geschlossen bewertet werden. Was bleibt, ist eine Betrachtung einer Vielzahl möglicher Tendenzen, die überhaupt als Erklärungsmuster menschlichen Verhaltens oder der Entstehung pathologischer Krankheitsbilder heranzuziehen sind und vor deren Hintergrund dann Erklärungen und schließlich auch Lösungen gefunden werden können.

Das Empfinden des Jugendlichen, sich im Besitz seines eigenen Innenlebens zu befinden oder nicht, kann sicherlich auch eine Folge elterlichen Einwirkens sein. Jedoch sollten kausale Ursache-Wirkungs-Muster nicht unhinterfragt als ausschließliche Erklärbarkeit menschlichen Verhaltens gesehen werden. Dadurch würde die Gefahr bestehen, die Beobachtung so weit einzugrenzen und ggf. so zu vereinfachen, dass wenig Raum für andere Sichtweisen bleibt. Um gerade pathologische Entwicklungen zu verstehen, müssen wir aufgrund der Komplexität

des Menschen und sämtlicher Einflussfaktoren, denen er ausgesetzt ist, davon ausgehen, dass immer mehrere Aspekte greifen müssen, um eine bestimmte Auswirkung auf die menschliche Psyche oder Verhaltensweise zu erzielen. Demnach können wir nur Tendenzen in die eine oder die andere Richtung beobachten, die die Wahrscheinlichkeit erhöhen oder mindern können, innerhalb der Familie eine gesunde Balance der bezogenen Individuation zu erreichen oder nicht.

Stierlin beleuchtet die Konsequenzen, die sich für die persönliche Entwicklung ergeben können, wenn folgende „Ungleichgewichte“ im familiären Rahmen auftreten: Störungen der bezogenen Individuation, Störungsmuster der Interaktionsmodi von Bindung und Ausstoßung, Störungen im Rahmen von Individuationsbestrebungen und Positionierungsversuchen. Betrachten wir darüber hinaus noch das Delegationsmodell, welches eine ethische Komponente einschließt, nehmen wir Störungen im Delegationsprozess in den Fokus. Diese Störungen haben etwas gemeinsam: Sie beschreiben Abläufe, die durch ihr Misslingen Krankheitsbilder und –muster entstehen lassen können. Magersucht ist nur eine von vielen Möglichkeiten der Störungen, auf psychosomatischer Ebene Krankheitsbilder zu entwickeln, die familieninterne Konflikte ausdrücken können. Die Begrifflichkeiten „Störung“ und „Krankheit“ implizieren jedoch immer eine Wertung. Sie beschreiben ein Misslingen, welches sich von einem Gelingen abhebt.

1.2.5 Entgleisungen im Rahmen des Delegationsmodells: eine allgemeine Sicht

Jede Sozialisierung des Menschen ist an eine Beziehungskonstellation gebunden. Die Bezugspersonen verkörpern nach Stierlin eine „stärkere Realität“ und geben an das Kind wesentliche kulturspezifische Größen weiter. Die Familie gilt als Bindeglied zwischen Kultur und gesellschaftlicher Größe einerseits und dem Heranwachsenden andererseits. Durch den Filter der Familie erfährt der Einzelne gesellschaftliche Orientierungen, Werthaltungen und Anforderungen, welche die Gesellschaft – vermittelt über Bindeglieder wie institutionelle Einrichtungen oder eben die Familie - an jeden einzelnen heranträgt.

Die Beziehung zwischen Jugendlichen und Bezugsperson sollte idealerweise einen vertrauensvollen Rahmen bilden, der auch genügend Raum für wechselseitige Individuations- und Trennungsprozesse lässt. Eine tragfähige Beziehung kann nur dann Bestand haben, wenn immer neue Stufen von Abhängigkeit und Unabhängigkeit erschlossen werden, um den gelingenden Entwicklungsprozess zu ermöglichen.

Ein zentraler Aspekt jeder Individuation ist die Fähigkeit einer flexiblen, realitätsbezogenen Selbstwertregulation. Um diese zu vollziehen, bezieht das Individuum Dialogpartner (beziehungsweise gesellschaftliche „Bindeglieder“) als bestätigende oder infrage stellende Größen mit ein und sieht sich in der Lage, den eigenen Selbstwert sowohl auf Bestätigung als auch auf Kritik anzupassen. Dies geschieht bezogen auf bestehende Kontexte und immer in Überprüfung mit eigenen Vorstellungen und Bewertungen, was entweder dazu führt, dass das Individuum eigene Verhaltensmuster neu überdenkt oder aber - in bewusster Abgrenzung - beibehält. Im Idealfall ist der Einzelne nach „erfolgreicher“ Selbstwertregulation in der Lage, flexibel zu entscheiden und zu bewerten. Gefordert wird hier ein ständiges „Austarieren“ zwischen eigenen Bedürfnissen und Anforderungen, die seitens Familie, Institutionen und Gesellschaft an jeden einzelnen herangetragen werden. Ist die dialogische Selbstwertregulation jedoch gestört, gerät die Flexibilität dieses „Austarierens“ ins Wanken und ein starres Verharren in festen Denk- und Verhaltensmustern wird wahrscheinlich. Als Folge kann ein Misslingen eines Dialoges eintreten, was eine Konfliktlösung erschweren oder gar unmöglich machen kann.

Eine „mislungene“ bezogene Individuation wird nach Stierlin gespeist durch ein zutiefst verunsichertes Individuum, was sich dieser Verunsicherung zu entziehen versucht, indem es kompensatorische Vorstellungen von Macht und Größe entwickelt, die sich realistischen Gegebenheiten entgegenstellen. Eine auf diese Weise mislungene bezogene Individuation spielt einem Kontext zu, der einen Machtkampf zwischen polarisierenden Protagonisten vorzeichnet. Hier werden komplexe menschliche Beziehungen auf monotone Elemente reduziert: Diese Art von Machtkampf wurde von Bateson als „symmetrische Eskalation“ bezeichnet. Hier wird eine negative Gegenseitigkeit vorangetrieben. Der Raum für den Dialog, für Offenheit, die ein gefahrloses Zeigen von Verwundbarkeiten ermöglicht, das Suchen und Finden kreativer Lösungen, wird kleiner und kleiner. Ein Wesensmerkmal negativer Gegenseitigkeit ist die Stagnation, da die dialogische Bewegung sukzessive eingeschränkt wird. Als ein Beispiel für eine derartige Entwicklung bietet sich das Erscheinungsbild Magersucht an.

Der Delegationsaspekt, der sich aus mikrosoziologischer Betrachtung innerhalb des familiären Kontextes herauskristallisiert, gibt Aufschluss über Struktur, Form, Einstellungen, Wertemuster, Wahrnehmungen und Konfliktkonstellationen. Der Beziehungsaspekt zwischen den einzelnen Familienmitgliedern wird näher beleuchtet und leistet somit einen bedeutenden Beitrag eines therapeutischen Erkennens und Verstehens.

Wichtig an dieser Stelle ist folgender Hinweis: Delegation muss nicht in jedem Falle kritisch bewertet werden. Delegationen können erst einmal ganz vorbehaltlos als notwendige oder zumindest legitime Bausteine im Rahmen eines zwischenmenschlichen Beziehungsprozesses verstanden werden. Als Delegierte können wir Orientierung und Sinnhaftigkeit erfahren, die mitunter ganze Generationen umfassen können und somit einem übergeordneten Zweck dient, der über die Bedeutung für den Einzelnen hinausreicht. Die persönliche Bedeutung kann in solchen Fällen eine erweiterte Dimension erhalten, was gerade im Kontext von Identitätsentwicklung eher positiv zu bewerten ist. Entgleisungen des Delegationsprozesses finden allerdings dann statt, wenn die Aufträge so beschaffen sind, dass sie mit den Talenten, Ressourcen oder altersangemessenen Bedürfnissen des Delegierten in Konflikt stehen. Ferner können Aufträge, die miteinander unvereinbar sind und den Delegierten in verschiedene Richtungen zerren, bei diesem tiefgreifende Konflikte auslösen. Schließlich können Loyalitätskonflikte entstehen, die beim Delegierten massive Schuldgefühle hervorrufen können.

„Wenn der Delegierte es auf sich nimmt, die Wünsche seiner Eltern zu erfüllen und ihre Probleme und Ambivalenzen aufzulösen, kann er vor allem in zwei Arten von Konflikten geraten: *Konflikte mit der Loyalität* und *Konflikte mit dem Auftrag*. Diese Arten von Konflikten verzerren alle anderen – mehr oder weniger seinem Alter entsprechenden – Konflikte, die sich im Zuge der Entwicklung seines Selbst und seiner Ablösung von den Eltern einstellen.“ (Stierlin 1980, S. 68)

Hier ein allgemeines Beispiel, wie sich wertbehaftete gefärbte Bindungsmuster oder – dynamiken auswirken können: Ein Zuviel an elterlicher Bindung kann sich laut Stierlin entwicklungsbehindernd auswirken. Überfürsorgliche Eltern, die immer und zu jeder Zeit „wissen“, was in ihrem Kind vorgeht, greifen anhand von festlegenden und festgelegten Beschreibungen der Eigenwahrnehmung des Kindes vor. Das Kind wird nicht selbst zum Sprecher seiner Wünsche beziehungsweise wird den Äußerungen des Kindes wenig Gewicht beigemessen. Die Eltern definieren vielmehr im Bewusstsein einer sich nie irrenden Gewissheit vollständig das innere Erleben ihres Kindes. Auch die Ambivalenztoleranz, die es im Leben wahrzunehmen und auszuhalten gilt, wird somit untergraben, denn Voraussetzung hierfür ist ein Bewusstsein eigener Wünsche, Wertvorstellungen und Neigungen. Wird ein Delegierter als „Seeleneigentum“ wahrgenommen, können eigene Wünsche und Neigungen

weder ausreichend entwickelt, noch kann diesen entsprochen werden. Autonome Regulationshandlungen können so nicht entstehen, da es hier unterbunden wird, auf innere Signale zu lauschen und ihnen gemäß zu handeln.

Der hier thematisierten Überbehütung ist noch ein weiterer Aspekt zuzufügen, der sich negativ auf die persönliche Entwicklung auswirken kann: Das Kind, dessen Bedürfnisse von Seiten der Eltern möglichst frühzeitig „vor-erfüllt“ werden, sieht naturgemäß nicht die Notwendigkeit sich mit der Umwelt und anderen Menschen auseinander zusetzen, da es die Befriedigung seiner Bedürfnisse durch die Eltern bereits erfährt. Auseinandersetzung mit anderen Menschen oder Gleichaltrigen stellen hingegen ein Risiko dar, da diese auch eigene Bedürfnisse haben, die ihrerseits nach Erfüllung streben. Diese Beziehungen leben durch Geben und Nehmen, durch Kompromissbereitschaft, die Fähigkeit zu teilen und eigene Ansprüche zurückstellen zu können. Diese Aspekte zu entwickeln, die übergreifend als soziale Kompetenz bezeichnet werden können, ist nicht notwendig, wenn Eltern anwesend sind, die aufkommende Bedürfnisse des Kindes kompromisslos übererfüllen. Letztlich kann die Loslösung des Kindes von den Eltern massiv erschwert werden, da viele Eltern, die die Bedürfnisse ihrer Kinder übererfüllen, flankierend signalisieren, dass sie das Kind für ihr eigenes Glück brauchen. Eine Loslösung des Kindes von den Eltern wäre demzufolge gleichbedeutend mit dem elterlichen Unglück.

Stierlin unterscheidet im Rahmen psychosomatischer Störung zwischen gebundenen Delegierten und ausgestoßenen Delegierten. Jedoch zeichnen sich beide Arten von Delegation gleichermaßen durch ein hohes Maß an elterlicher Loyalität aus. Während gebundene Delegierte durch Überbehütung und die Nicht-Anerkennung eigenen Erlebens und Erfahrens durch die Eltern gebunden bleiben, wurden ausgestoßene Delegierte schon sehr früh mit elterlicher Distanz konfrontiert, so dass in vielen Fällen Bedürfnisse nach Nähe, zwischenmenschlicher Wärme, etc. unbefriedigt blieben. Ihnen wurde Frühreife und prekäre Autonomie aufgezwungen, während sie gleichzeitig (oft durch widerstreitende Aufträge) überfordert wurden. Es wurde oftmals für solche Delegierte besonders wichtig, sich gebraucht und anerkannt zu fühlen.

Beide Arten der Delegation haben nach Stierlin zur Folge, dass die Betroffenen versuchen, trotz aller Unterschiede durch Erfüllung ihrer Aufträge elterliche Anerkennung, Lebenssinn und ein Gefühl eigener Wichtigkeit zu erlangen.

Stierlin zeichnet ein Bild von Schäden und Störungen, die einen entscheidenden Einfluss nehmen können und die im Bereich der Bindung auftreten. Innerhalb der Familie können Empfindungen eines unentrinnbaren Ausgeliefertseins auftreten. Das Gefühl des Ersticktwerdens innerhalb der Familie geht oft mit einem gleichzeitigen Empfinden völliger Isolation einher. Dies resultiert daraus, dass der Gebundene vom Bindenden kein Echo und kein wirkliches Verständnis erfährt. Der Bindende erlebt den Gebundenen ja oft nicht als eigenständige Persönlichkeit und Dialogpartner, sondern als „Behälter seiner Projektionen“. Die bindenden Ketten sind rein psychologischer Natur, was das Gefühl des Gefangenseins auslösen kann. Bindung kann Machtkämpfe eskalieren lassen, da gegenseitiges Ausweichen und Distanznehmen durch den Bindungsmodus unterbunden wird. Im Falle von Magersucht bspw. ziehen sich die Beteiligten auf starre polarisierende Positionen zurück und verstärken sich. Trotz und Wut intensiviert den Machtkampf. Die Unterscheidung, wer Kontrollierter und wer Kontrollierender ist, lässt sich ab einem bestimmten Punkt nicht mehr auseinanderhalten, da die Verzahnung gegenseitiger Aktionen und Reaktionen nicht als kausale Ursache-Wirkungs-Kette gesehen werden kann, sondern als systemischer Prozess erkannt werden muss, in der eine Verhaltensweise ohne die andere nicht mehr bestehen kann.

Die Folgen der Ausstoßung sind in einigen Punkten von den Folgen enger Bindung kaum zu unterscheiden, denn in beiden Fällen kommt es zu Deprivationen, die letztlich beim

Hinzukommen weiterer Bedingungen in anorektisches Verhalten münden können. Einen Unterschied in den Folgen sieht Stierlin darin, dass das Erlebnis der Ausgestoßenen, für andere Menschen bedeutungslos zu sein, mit großer Wahrscheinlichkeit dazu führt, dass das Erleben von Schuld, Verpflichtung und Loyalität eingeschränkt wird, während es im Falle enger Bindung tendenziell zu einem Erleben von übergroßer Verpflichtung und Schuldgefühlen kommt.

Stierlin sieht in der Form der Magersucht Parallelen zum Terrorismus, der sich innerfamiliär vollzieht.

„Daher möchte ich im folgenden von dem ausgehen, was ich als Familientherapeut und Psychoanalytiker in meiner klinischen Praxis über „Familienterrorismus“ lernte. Darunter verstehe ich ein in Familien beobachtbares erpresserisches Verhalten eines oder mehrerer Mitglieder, das andere Mitglieder aufs äußerste bedroht, schreckt, lähmt und in hilflose Wut versetzt.“ (Stierlin 1982, S. 186 f.)

Ein solcher Vergleich rückt das moralisch gestützte Bild des Hungernden weg vom ohnmächtigen, mitleiderregenden Opfertum hin zu einem Bild eines gezielt handelnden Täters, der - durch Racheimpulse und unterdrückte Wut getrieben - durch sein massives Hungern im Rahmen der Familie manipulative Steuerungsmechanismen in Gang bringt, um seine Interessen durchzusetzen. Im folgenden Kapitel wende ich mich dieser Sichtweise zu. Wichtig an der Stelle erscheint mir der Hinweis, dass ich durch das Einnehmen verschiedener Sichtweisen und Beobachterpositionen die Auffassung von Magersucht durchaus unterschiedlich bewerten und wahrnehmen kann. Je nach Bewertung ändert sich auch die Reaktion auf der Verhaltensebene, sofern ich in Kontakt mit Betroffenen trete. Es macht einen Unterschied im familiären und auch therapeutischen Kontext, ob ich den Hungernden als willenloses Opfer betrachte oder ihm eine handelnde Täterschaft unterstelle. Wechseln Sie mit mir die Beobachterperspektive und lassen Sie sich auf eine andere, weniger schmeichelhafte Sichtweise von Magersucht ein.

1.2.6 Magersucht als Form des Familienterrorismus

Nachdem ich weiter oben aufgezeigt habe, welche Rolle die Bindungsfamilie bei Magersucht spielen kann, möchte ich mich nun einem Aspekt zuwenden, der Magersucht als eine Form des Familienterrorismus begreift. Diese Sichtweise Stierlins mag zunächst irritieren und provozieren, jedoch stellt Stierlin gewisse Parallelen zwischen Terrorismus und dem Phänomen Magersucht her, die einen Vergleich erlauben.

Ich habe in Anlehnung an Weber/Stierlin (2003) dargestellt, dass die Bindungsfamilie in vielen Fällen erst die Voraussetzungen dafür schafft, dass sich dieses Krankheitsbild entwickeln kann. Dies geschieht ohne bewussten Bezug, vollzieht sich somit auch nicht im Rahmen absichtlichen Tuns. Die grundsätzliche Haltung von Bindungsfamilien stützt sich auf ein hoch gesetztes Ideal des Zusammenhalts, der Eintracht und des Beschützen-Wollens, was meiner Ansicht nach *für sich* genommen nicht als kritisch gelten muss. Schwierigkeiten in Bindungsfamilien entstehen meiner Meinung nach weniger in ihrem Familienideal als solchem, sondern eher in der Ausschließlichkeit ihrer Umsetzung, die oft keine alternativen Handlungsoptionen zulassen und somit dazu verleiten, eigene Interessen nicht offen, sondern verdeckt zu vertreten, sofern sie diesem Ideal widersprechen.

Mitglieder von Familien, die den Aspekt der Bindung in Denkrichtung und Verhaltenssteuerung sehr rigide umsetzen und das Wohl der Anderen über das eigene Wohl stellen „müssen“, sind dazu angehalten, eigene Wünsche ständig zurückzustellen, wenn sie

nicht mit denen anderer Familienmitglieder übereinstimmen. Dadurch, dass die Wahrnehmung und Umsetzung eigener Bedürfnisse somit in vielen Fällen als Konflikt erlebt wird, ist die Ausbildung und Ausdifferenzierung der eigenen Persönlichkeit massiv erschwert. Man kann davon ausgehen, dass die Entwicklung eigener Wünsche, die sich mitunter nicht immer im Einklang mit denen anderer Familienmitglieder decken, im Laufe der Identitätsentwicklung mit höchster Wahrscheinlichkeit auftreten. Die Begrenzung der Umsetzung eigener Wünsche und Bedürfnisse kann ein Gefühl des Ausgeliefert- und Gefangenseins entstehen lassen, da kein Raum für eigene Bestrebungen oder Entwicklungen besteht. Oft geht dieses Empfinden einher mit einem Gefühl von Isolation, da bei den bindenden Personen (in diesem Falle in der Regel die Eltern) wenig Mitgefühl und Verständnis dem gegenüber vorhanden ist, der eigene Wünsche gegen familiäre Widerstände durchzusetzen versucht.

Dadurch, dass in Bindungsfamilien starre Orientierungsrichtlinien wenig bis gar keinen Handlungsspielraum erlauben, sind Abgrenzungsbestrebungen und Positionierungsversuche, die der Bildung und Aufrechterhaltung von Autonomie dienen, in vielen Fällen mit einem hohen Konfliktpotenzial behaftet. Bindungsfamilien fokussieren ihre Aufmerksamkeit auf Bindung – und eben nur auf diesen Aspekt im Rahmen innerfamiliärer Beziehungsstrukturen. Ein Zurückweichen oder ein sich-zurückziehen, das Einnehmen von Distanz bei zwischenmenschlichen konfliktbehafteten Situationen, verbietet das rigoros vertretende Bindungsgebot, gegen welches unter keinen Umständen verstoßen werden darf. Durch die Verhinderung dieser Handlungsoptionen ist die Grundlage für Eskalations- oder Machtkämpfe geschaffen, die jedoch – aus den gleichen Gründen – nicht offen kommuniziert werden dürfen und sich damit einer einvernehmlichen Lösungsfindung entziehen. Konflikte werden negiert, Machtkämpfe und Eskalationen laufen verdeckt ab, da die indirekte Art als einzige Art der Konfliktbewältigung zur Verfügung steht. Die Personen, die am Konflikt beteiligt sind, stützen sich typischerweise auf polarisierende Positionen, da auch im Sinne der hier aktiv vertretenden Familienmoral das unbedingte Festhalten an einmal definierten Werten als Stärke gilt und ein Einlenken als Schwäche oder Versagen gedeutet wird. Wir erinnern uns an die zuvor erwähnte Ambivalenztoleranz, die bei Bindungsfamilien als schwer auszuhalten gilt. Die bedingungslose Orientierung an bestimmten Werten bietet einerseits einen Rahmen von Sicherheit, der die Strukturen des Denkens und Handelns stützt, andererseits jedoch so stark einschränkt, dass ein Ausloten sich verändernder zwischenmenschlicher Positionen schwer vorstellbar wird. In dem Verharren innerhalb der eigenen Position, die sich vom Anderen unterscheidet, werden gemeinsame Lösungen von vornherein untergraben und Konflikte werden so intensiviert. Die Waffe des Hungerns radikalisiert den Machtkampf. Die Hungernde führt den Eltern täglich neu deren Ohnmacht und Ratlosigkeit vor Augen und erwirkt bei ihnen gleichzeitig tiefgreifende Schuldgefühle. Offene Feindseligkeit wird blockiert, da das Hungern sowohl aus medizinischer Sicht als auch im Kontext öffentlicher Meinung entweder als eine Krankheit oder aber als Ausdruck tiefster Verzweiflung verstanden wird. In beiden Fällen wird jedoch Mitleid und Verständnis der Hungernden gegenüber erwartet und gefordert. Aggressionen gegenüber der Jugendlichen sowie ein Verantwortlichmachen gegenüber ihrer eigenen Handlung scheinen nicht angemessen.

Als ein weiterer Punkt, der bei Bindungsfamilien relativ häufig vertreten ist und Magersucht begünstigen kann, ist die materielle Verwöhnung zu nennen, die oftmals in Abhängigkeit mit seelischer Deprivation einhergeht. Eine von Anfang an sehr intensiv anhaltende Bindung zwischen Eltern und Kind fördert in manchen Fällen eine anspruchsvolle Grundhaltung beim Kind, welches seine Umwelt als Lieferant zur Befriedigung seiner Bedürfnisse erlebt und wahrnimmt. In der Phase kindlicher Entwicklung fehlen häufig Anstöße zur Bildung eigener Initiativen und Fähigkeiten. Diese können nur gebildet werden, wenn einerseits durch Ausprobieren Erfolge und auch Misserfolge als Ergebnis des eigenen Handelns erkannt und somit ausgebildet werden können. Fehlen solche Herausforderungen, lernt das Kind sich

weniger als aktiver Gestalter seiner Umwelt kennen, wird weniger mit Frustrationen konfrontiert, die eine Entwicklung von Frustrationstoleranz nur in sehr eingeschränktem Maße ermöglichen. Deprivationen solcher Art bleiben meist unerkannt, denn von außen betrachtet leidet das Kind keinen Mangel. Doch bleiben ihnen die Erfolge schwer erreichbarer Ziele, Erlebnisse eigener Grenzen und des Scheiterns verwehrt, die für die Entwicklung einer stabilen Persönlichkeit von großer Wichtigkeit sein können.

Stierlin widmet in seiner Schrift „In Liebe entzweit“ (2003) ein Kapitel dem Thema Terrorismus. Hierbei unterscheidet er zwischen öffentlichem Terrorismus einerseits und Familienterrorismus andererseits. Stierlin versteht unter Familienterrorismus ein erpresserisches Verhalten eines oder mehrerer Familienmitglieder, was dazu führt, andere Mitglieder zu bedrohen, zu erschrecken und sie dadurch in eine ohnmächtige Position zu versetzen, die in den meisten Fällen mit einem großen Ausmaß an Verzweiflung, Wut und Erschöpfung einhergeht. Der Vergleich zwischen öffentlichem Terrorismus und Familienterrorismus erscheint kritisch. Demzufolge werde ich mich an dieser Stelle den Gemeinsamkeiten und Unterschieden dieser zwei terroristischen Formen zuwenden und etwas genauer hinschauen.

Der Begriff des Terrorismus ist allgemein umstritten, da er in Abhängigkeit von staatlichen, kulturellen und sozialen Normen gebildet wird. Der Begriff „Terror“ kommt aus dem Lateinischen und bedeutet soviel wie „Furcht“ oder „Schrecken“. Terrorismus zielt primär auf die psychologische Wirkung der Gefühlsebene als Folge von Gewaltanwendung (im politischen Sinne) oder gewaltsam durchgeführter Handlungen oder Verweigerungen über einen längeren Zeitraum (im familiären Sinne). Terrorismus ist immer ein Ausdruck eines asymmetrischen Konfliktes, dem eine Klärung „auf gleicher Ebene“ verwehrt ist. Als Voraussetzung terroristischen Verhaltens kann also immer ein ungleiches Machtgefüge, eine asymmetrische Ausgangsbasis angenommen werden, die eine Lösung des Konfliktes gleichberechtigter Parteien untergräbt. Erikson (1988) greift den Aspekt des wechselseitigen Austausches unter Gleichaltrigen auf, die sich häufig in Kleingruppen rituellen Handlungen hingeben:

„Hier trifft man überall auf junge Leute, die auf der Suche nach einer Art ideologischer Bestätigung sind, und hier verschmelzen spontane Riten und förmliche Rituale. Diese Suche kann jedoch auch zu einer fanatischen Teilnahme an militanten Ritualismen führen, die sich in *totalitärem Denken* ausdrücken. Damit ist eine totalitäre Weltvorstellung gemeint, die so illusionär ist, dass ihr die Kraft der Selbsterneuerung fehlt und die infolgedessen fanatisch destruktiv werden kann.“ (Erikson 1988, S. 98)

Terrorismus ist ein Prozess, der sich immer weiter spiralförmig in Handlung und Absicht bedingt und aufrecht erhält. Diese Eskalationsspirale führt dazu, dass auf beiden Seiten Gefühle von Wut und Verzweiflung wachsen und dass eine Lösung des Ursprungskonfliktes immer weiter in den Hintergrund gerät und ab einem gewissen Punkt nicht mehr erreichbar scheint. Eine Konfliktlösung wird eher verhindert als begünstigt.

Es besteht wenig Raum für Differenzierung, was terroristisches Verhalten sowohl in seiner Entstehung begünstigt als auch aufrecht erhält. Radikalismus und Idealismus als Grundhaltung, bestehend auf beiden Seiten, lassen eine dynamische Eskalation entstehen. Hierdurch wird von vornherein verhindert, einen gemeinsamen Fokus zu erkennen und die Ausschließlichkeit eines Irrtums der eigenen Seite scheint gesichert. Es scheint auch eine gewisse Grundhaltung von Gewinner- und Verlierermentalität vorzuherrschen, die ein Einlenken auf beiden Seiten insofern zu verhindern sucht, da dies einem Eingeständnis von Schwäche und Gesichtsverlust gleichkäme. Polarisierende, nicht differenzierende Denk- und Handlungsmuster wirken stark einschränkend auf mögliche Alternativen, so dass eine

symmetrische Eskalation kaum noch zu verhindern ist, die sich in einem noch stärkeren Verharren der eigenen Haltung äußert.

Terror – ob politisch oder familiär – ist immer nur möglich in einem Kontext, der Gewalt und/oder offene Konfliktbewältigung aus Sicht der Betroffenen nicht zulässt und nach außen kompromisslos ablehnt. Eine terroristische Handlung ist immer eine Form der Ohnmachtsbewältigung, die sich anders nicht zu äußern vermag. So interpretiert Mücke (1998) Gewalt als Lösungsversuch,

"...um eine als konflikthaft erlebte Situation aufzuheben. Ob man will oder nicht, Gewalt und Aggression haben sehr große beziehungsgestaltende Wirkungen, die häufig dazu führen, dass das gewalttätige Verhalten beibehalten oder gar verstärkt wird. So wird auf der intraindividuellen Ebene des/der Gewaltausübenden bewirkt, dass er/sie Gefühle der Überlegenheit, der Kontrolle, der Macht, des Durchsetzungsvermögens, der Einschüchterung durch sein/ihr gewalttätiges Verhalten bekommt. Das kann dann das Selbstbewusstsein und das Selbstwertgefühl über die Ausübung von körperlicher Gewalt erhöhen." (Mücke 1998, S. 420)

Terrorismus aus politischer Sicht zeigt sich in Gewaltaktionen, die gegen eine bestimmte politische Ordnung gerichtet sind. Sie haben zum Ziel, politische Änderungen durchzusetzen und andere Interessen öffentlich auf massive Weise zu vertreten. Hierbei wirkt ein Terroranschlag in erster Linie auf psychologischer Ebene, hinter der der Inhalt des Konfliktes – zumindest zeitweise – in den Hintergrund tritt. Terror wird als öffentliches Druckmittel eingesetzt, um Forderungen zu untermauern und mit Hilfe der Medien eine Plattform zu nutzen, die anderweitige politische Denk- und Zielrichtungen publik machen und hierdurch an Popularität gewinnen soll. Die Gegenpartei wird hierdurch im Lichte der Öffentlichkeit zum Handeln gezwungen.

Politischer Terror ist immer geplant. Die Absicht politischen Terrors ist die Störung der bisherigen Funktionalität der angegriffenen Verhältnisse durch Furcht und Schrecken oder die Durchsetzung einer Ordnung, die auf Furcht basiert. Die Folge ist immer auch eine öffentliche Schwächung des Staates, indem offen die Machtlosigkeit der Regierung Gegenstand der Betrachtung wird, die nicht in der Lage ist, ihre Mitglieder zu schützen.

Bisherige Versuche, terroristisches Verhalten zu erklären, hält Stierlin für zu kurz geschlossen, da sie sich meist auf die Betrachtung des Terroristen als Person beschränken und somit systemische Prozesse, die sich reziprok aufeinander beziehen und somit Verhaltensstrukturen bilden, ausblenden. Die Interdependenz komplex vernetzter Verhaltens- und Wirkungsstrukturen müssen jedoch mit betrachtet werden, will man ein umfassendes Bild zur Entstehung und Aufrechterhaltung von Terrorismus zeichnen. Dieser Ansatz von Stierlin bezieht sich sowohl auf den Aspekt des politischen Terrorismus einerseits als auch auf die Betrachtung des Familienterrorismus andererseits.

Als allgemeinen Bezugsrahmen, der alle Systemebenen einschließt, entwickelte Stierlin das Konzept der negativen Gegenseitigkeit (vgl. Stierlin 182, S. 189 ff). Hier wird eine Beziehungsdialektik mit einem dynamischen Geschehen betrachtet, in der dialogische Prozesse gestört oder eingeengt sind. Terrorismus sieht Stierlin als Folge einer negativen Gegenseitigkeit, in der die Dialogpartner sich gegenseitig offen (im Falle des politischen Terrorismus) oder verdeckt (im Falle des Familienterrorismus) abwerten und eine Lösung im Dialog mit fortschreitender Eskalationsstufe mehr und mehr verhindert wird.

Terrorismus ist ein Verhalten, was Nähe erzwingt, Empathie jedoch zerstört. Ein Klima von Angst und Verzweiflung, Ohnmacht und Wut sind – in beiden Arten des Terrorismus – die Folge terroristischer Handlungen. Je weiter die Auswirkungen einer negativen Gegenseitigkeit um sich greifen, desto mehr verschwimmen die Grenzen zwischen Gefühlen, Gedanken und Worten einerseits und zwischen real durchgeführten Handlungen andererseits.

Die Verwischung dieser Grenzen, die von Stierlin bezeichnete „Entdifferenzierung“ hat zur Folge, dass kein Spielraum mehr für den offenen Austausch von Meinungen bleibt, in dem Verständnis und Lösungsansätze erst möglich werden. Als weitere Folge der Entdifferenzierung sind Störungen der Selbstwertregulation zu beobachten, die sich vor dem Hintergrund dialogischer Prozesse bilden. Ein „objektives“, sachbezogenes Bewerten eigener Unterlassungen oder Handlungen wird erschwert, so dass die realistische Infragestellung oder Bestätigung des Selbstbildes leidet. Oft ist die Folge eine symmetrische Eskalation, bei der die Inhalte der Auseinandersetzung mehr und mehr in den Hintergrund treten und nur noch der Machtkampf als solcher zählt. Der Terror wird hier zur Waffe, die eine negative Gegenseitigkeit immer weiter vorantreibt.

Das hier Beschriebene bezieht sich auf Gemeinsamkeiten zwischen politisch orientiertem und familieninternem Terrorismus. Dennoch gibt es zwischen beiden Arten gravierende Unterschiede, die zu betrachten sind. Setzen wir beide Formen terroristischen Handelns auf eine Ebene, laufen wir Gefahr, jegliche Impulse für Empathie gegenüber anorektischen Mädchen zu erschweren. Möchten wir dem Phänomen Magersucht aus therapeutischer Sicht sinnvoll begegnen, müssen wir uns vor Augen führen, welche „guten Gründe“ und welche Impulse ein solches Verhalten steuert. Eine Gefahr sehe ich in einer nicht hinreichenden Differenzierung beider Formen, da die Grundhaltung, mit der wir dieser Form von Störung auf der Beziehungsebene entgegensehen, eine andere ist wenn wir hier terroristische Züge unterstellen. Der Begriff des Terrorismus ist so negativ besetzt, dass wir versucht sind, in einem höheren Maße zu verurteilen als offen und produktiv diese Seiten menschlichen Seins zu betrachten.

Die folgende Tabelle bildet die Unterschiede zwischen politisch motivierten terroristischen Handlungen und Familienterrorismus ab mit dem Ziel, diese extreme Handlungsform, die in einigen Aspekten „terroristische Züge“ erkennen lässt, bewusst vom allgemein verstandenen Terrorismus abzugrenzen:

| Merkmale des politischen Terrorismus | Merkmale des Familienterrorismus |
|---|---|
| Geplant; organisiert | Nicht geplant; unorganisiert |
| Durchsetzung politischer Interessen | Durchsetzung persönlicher Interessen |
| Verbreitung von Angst, Schrecken und Ohnmacht in öffentlichem Kontext | Verbreitung von Angst, Schrecken und Ohnmacht innerhalb der Familie |
| Offen | Verdeckt |
| Zwingt zur öffentlichen Handlung | Zwingt zur familieninternen Handlung |
| Gezielte Schwächung politischer Macht nach außen | Gezielte Schwächung elterlicher Macht im familiären Rahmen |
| Aus der Außensicht im Hinblick auf Werte und normatives Handeln mindestens fragwürdig und leicht angreifbar | Aus Sicht der Familie hinsichtlich geltender Normen und Werte schwer angreifbar |
| Offene Kommunikation aufgrund ungleicher Machtstrukturen nicht möglich | Offene Kommunikation aufgrund des gelebten Familiencredos nicht möglich |
| Verstärkt Abgrenzung | Verstärkt familieninterne Bindung und persönliche Abgrenzung zugleich |
| Fördert Aggression, Wut und Verzweiflung auf beiden Seiten | Zwingt zur Unterdrückung von Aggression und Wut, da Betroffener als krank gilt und moralisch nicht angreifbar ist. Schuldgefühl auf Seiten der Eltern stark ausgeprägt. |
| Bewusst und gezielt gesteuert | Meist (zu Anfang) unbewusst. Vorteile werden (wenn überhaupt) erst im Verlauf erkennbar. |
| Konfliktlösung wird erschwert, wenn nicht verhindert | Konfliktlösung liegt in Krankheitsbild verborgen. Anorexia nervosa ist die Lösung eines familieninternen Konfliktes |

(Schaubild 3: Vergleich politischer und familiärer Terrorismus)

Man kann also im Vergleich zwischen politischem Terrorismus und Familienterrorismus durchaus Unterschiede sehen, allerdings auch Gemeinsamkeiten, auf die ich weiter oben bereits eingegangen bin. Der Vergleich von Anorexia nervosa und Terrorismus, der von Stierlin eingeführt wurde, mag provokant erscheinen, zumal wir immer noch in unserem Verständnis bei der Definition „Anorexia nervosa“ von einem Krankheitsbild ausgehen, für das der oder die Betroffene nicht zur Verantwortung gezogen werden kann. Doch mag man mit der Einnahme einer anderen Beobachterperspektive durchaus logische Erklärungsmuster ausmachen, vor dessen Hintergrund diese „Erkrankung“ sinnvoll erscheint. Die „Heilung“ von Anorexia nervosa kann hier in einem Licht erscheinen, die einem Aufgeben gewisser Vorteile gleichkommt. Der psychologische Effekt der Magersucht, der im Rahmen betroffener Familien erreicht wird, ist mitunter von einem – für den „Kranken“ – vorteilhaften dynamisch reziproken Verhaltensablauf durchwoben. Die Bereitschaft, ob der Kranke gesund werden will, ist demnach ggf. in manchen Fällen gar nicht - oder nur vage - vorhanden. Magersucht ist immer auch eine Form der Ohnmachtsbewältigung und wird dann so bedeutungsvoll, wenn der Betroffene für sich keinen anderen Weg gefunden hat, bestehende Konflikte, die sich im Rahmen zwischenmenschlicher Beziehungen äußern, zu bewältigen. Wie kann ein Jugendlicher seine eigenen Interessen von Autonomie und Positionierung umsetzen, wenn die Bindungsstruktur der Familie dies verbietet, ohne sich selbst am Familiencredo „schuldig zu machen“? Wie sonst gelingt es dem Heranwachsenden so eindrucksvoll, Ambivalenzen von Bindung und Abgrenzung zu vereinen?

Wie weiter oben bereits erwähnt, kann Magersucht in Anlehnung an Stierlin als eine mögliche Form des Familienterrorismus gedeutet werden. Nun ist Magersucht jedoch nur eine Form möglicher Konfliktszenarien im Jugendalter, die als „familienterroristisch“ bezeichnet werden können. Das Thema jugendlicher Gewalt stellt ein weiteres Beispiel für Familienterrorismus dar. An dieser Stelle möchte ich in Anlehnung an Omer und von Schlippe (2010, S. 145 f.) ein Beispiel jugendlicher Gewalt vorstellen, welches die Mutter ebenfalls in Ohnmacht und Hilflosigkeit versetzt hat:

Dirk ist ein 14-jähriger Junge, der aufgrund seiner Wutausbrüche, die sich auf die Mutter Silvia und zwei Geschwister (11 und 8 Jahre) bereits mehrfach auffällig wurde. Nach der Scheidung der Eltern hatte sich die Situation deutlich verschärft.

„Dirk hatte den Kontakt zu seinem Vater abgebrochen, nachdem dieser erneut geheiratet hatte. Silvia scheute sich davor, sich an Helfer zu wenden. Als aber ihr Bruder, Manfred, von einem einjährigen Aufenthalt im Ausland zurückkehrte, entschied sie sich, ihn in ihre Schwierigkeiten einzuweißen. Er ermutigte sie, Dirk mit der Kürzung seines Taschengeldes zu bestrafen. Dirk reagierte daraufhin heftig und beschädigte das Auto seiner Mutter erheblich. [...] Dirk brach jeden Kontakt mit Manfred ab und wollte auch mit dessen Frau nicht mehr sprechen, zu der er zuvor ein gutes Verhältnis gehabt hatte.“ (Omer/von Schlippe 2010, S. 145 f.)

Nachfolgend noch ein Beispiel gewalttätigen Verhaltens eines Jugendlichen:

„Der 11-jährige Dan bestrafte seine Eltern (Hanno und Sylvie) mit einer absichtlichen Zerstörung ihres Besitzes. Er hatte schon die Klimaanlage beschädigt, weil die Eltern nicht bereit gewesen waren, sie nach seinem Willen an- oder auszuschalten, Sylvies Auto demoliert, weil sie ihn nicht zum Fußball gefahren hatte, und Gegenstände seiner großen Schwester zerstört, weil sie ihn den Computer nicht auf seine Forderung übergeben hatte.“ (Omer/von Schlippe 2010, S. 64)

Es gibt eine Reihe weiterer denkbarer Szenarien, in denen Jugendliche, die sich in einer Krise befinden, sich so verhalten, dass Eltern permanent Gefühle von Sorge, Ohnmachtsempfindungen und Hilflosigkeit erleben: Beispiele hierfür wären häufiges Schuleschwänzen, Drogenmissbrauch, das Begehen krimineller Handlungen (wie Stehlen oder Körperverletzung). Im Rahmen meiner Arbeit gilt die Magersucht als exemplarischer Beispielfall einer Jugendkrise – und somit auch als Beispielfall für Familienterrorismus. Darüber hinaus kann ich die eben genannten vielfältigen Formen des Familienterrorismus im Kontext der vorliegenden Arbeit nicht näher untersuchen, sie sollten an dieser Stelle jedoch zumindest eine Erwähnung finden.

Nachdem ich mich in diesem Teil mit den Aspekten des Familienterrorismus auseinandergesetzt habe, möchte ich im folgenden Teil die Betroffenen selbst und ihre Angehörigen zu Wort kommen lassen. Die Perspektive Betroffener gestattet uns einen Blick in die empfundene Ausweglosigkeit, die vor allem Eltern massiv erleben.

1.2.7 Die Perspektive Betroffener bei Magersucht

Ich habe bislang die Meinung und Einstellung namhafter Forscher zur Magersuchthematik betrachtet. Insbesondere auf Stierlin (1980, 1978, 1982, 1989, 1994, 1997, 2003, 2007) habe ich mich als Bezugsautor zum Thema Magersucht gestützt. Doch auch Autoren wie Selvini-Palazzoli (1982, 1999), Bruch (2004) und Minuchin (1994, 1995) wurden als ergänzende Literatur zu diesem spezifischen Thema einer Jugendkrise herangezogen. Ich greife als ein

Spezifikum einer Jugendkrise die Magersucht heraus und beleuchte diese aus der Perspektive von Forschung und Therapie. Indem ich mich auf namhafte Autoren (und/oder Therapeuten) zu diesem Thema stütze, erhalte ich ein Bild, welches die Sichtweise derer wiedergibt, die aus einer professionellen Haltung heraus nach Regelmäßigkeiten und Mustern Ausschau halten, um ein solches Phänomen erklärbar und letztlich behandelbar zu machen. Diese Sicht ist notwendig, insoweit sie uns im Rahmen eines wissenschaftlichen Diskurses dazu legitimiert, in Anlehnung an diese Perspektiven zu argumentieren.

Weiter oben habe ich bspw. aufgezeigt, dass Stierlin Regelmäßigkeiten in der Familienstruktur von Familien, in denen ein Mitglied Magersucht entwickelt, erkennt. Stierlin spricht bspw. von gewissen Werten und Normen (wie eine hohe innerfamiliäre Bindung, Harmoniebestrebungen, Konfliktvermeidung) um nur einige zu nennen, die laut Stierlin die Entwicklung einer Magersucht begünstigen können. Doch es wurde auch deutlich, dass Magersucht eine Erscheinungsform ist, die sich niemals auf ein Kriterium alleine reduzieren lässt, sondern dass diese Krankheit multifaktoriell bestimmt ist. Daraus können wir ableiten, dass nicht in allen Familien, in denen bspw. eine hohe Bindung vorherrscht, Magersucht begünstigt wird. Mir erscheint es gerade im Hinblick auf Magersucht besonders wichtig zu sein, einmal die Perspektive der Betroffenen selbst und deren Angehörige einzunehmen. Setzen wir neben die Perspektive Stierlins einmal die Familie mit ihren „typischen Begünstigungsstrukturen für Magersucht“, rückt häufig die Mutter der Magersüchtigen in den Fokus der Betrachtung. Viele Mütter erleben sich im Rahmen einer Therapie als Opfer, da sie sich mit offenen oder verdeckten Schuldzuweisungen konfrontiert sehen (vgl. Lawrence 1989, 1990, Wendt 2011, Kunze 2006, Fichter 2009). In diesem Teil sollen einmal die Mütter selbst und auch die Hungernden einmal ihre Sicht der Dinge darstellen. Ganz bewusst habe ich in diesem Teil den Zitaten einen sehr großen Raum gegeben, um Mütter und Betroffene „sprechen zu lassen“ und den genauen Wortlaut unverfälscht darstellen zu können.

"Auch wenn die Familie an der Entstehung einer Essstörung in der Regel keine Schuld trifft, gibt es doch Verhaltensmuster in einer Familie, die den weiteren Krankheitsverlauf der Essstörung günstig oder ungünstig beeinflussen können. [...] Dieses Verhalten verursacht jedoch nicht die Erkrankung, sondern spiegelt eher den Versuch wider, sinnvoll mit der Krankheit der Tochter umzugehen. Solche Verhaltensmuster sind oft eine Verstärkung einer zuvor schon vorhandenen Tendenz in einer Familie, die sich dann jedoch ungünstig auf die Genesung auswirken." (Russel zitiert nach: Fichter 2009, S. VIII)

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde das Erscheinungsbild der Magersucht bereits von William Gull, Ernest-Charles Lasègue und Pierre Janet beschrieben. Damals wurde dazu geraten, die Hungernde für die Zeit der Behandlung von der Familie zu separieren (Parentektomie). Dies führte in vielen Fällen zu der Annahme, dass die Familie an der Erkrankung Schuld sei (vgl. Fichter 2009, S. 3).

Häufig spielt die Schuldfrage bei verschiedenen Formen von Jugendkrisen - gerade auch im Falle von Magersucht - eine zentrale Rolle. Betroffene junge Mädchen äußern mitunter Schuldgefühle, da sie durch ihr extremes Hungern die Familie belasten. Eltern hingegen befürchten, dass die Magersucht als eine Folge schwerwiegender elterlicher Fehler auftritt. Fichter weist darauf hin, dass die Schuldfrage den Heilungsprozess behindere, da sie die Fronten verhärten und zu weiteren Verletzungen führen können.

Eine Mutter, die durch die Krankheit ihres Kindes voller Sorge und Zweifel Gefühle von ständiger Ohnmacht erlebt, die sich nichts mehr wünscht, als dass ihr Kind endlich wieder „normal“ essen möge, fühlt sich nicht selten durch therapeutische Aussagen mit Schuldzuweisungen konfrontiert, in ihren Ansichten nicht ernst genommen und erfährt dadurch anstatt Hilfe eine weitere Kränkung. Ein Aspekt erscheint mir als besonders wichtig,

wenn wir die Theorie namhafter Forscher im Bereich der Magersucht noch einmal in Augenschein nehmen: So sprechen sowohl u.a. sowohl Stierlin (1982, 1989, 2003), Bruch (2004), Minuchin (1994, 1995), Reich (2003) und Selvini Palazzoli (1982, 1999) von Familien, in denen bspw. häufig Aspekte der engen innerfamiliären Bindung sowie Konfliktvermeidung eine tragende Rolle spielen. Diese Theorie hat unbestritten ihre Berechtigung. Dennoch muss aus meiner Sicht folgender Aspekt hervorgehoben werden:

Zu dem Zeitpunkt, wenn eine magersüchtige Tochter sich in therapeutische Behandlung begibt, leidet diese bereits seit geraumer Zeit unter einer unerträglichen Belastung. Durch die immerwährende Sorge und die stetige Belastung durch das Erscheinungsbild der Magersucht verändern sich auch die innerfamiliären Strukturen (diesen Aspekt habe ich bereits in Teil 1.2 aufgegriffen und werde in Teil 3 noch einmal etwas näher darauf eingehen, wenn ich die Interaktionistische Diskurstheorie mit Jugendkrisen und Magersucht in Verbindung bringen). Kann eine Familie, die durch einen längeren Zeitraum unter den Folgeerscheinungen der Magersucht leidet, sich noch „normal“ verhalten? Welchen Einfluss hat Magersucht auf die Bereitschaft der Eltern, ihr Kind „loslassen“ zu können? Magersucht „zwingt“ die Eltern notgedrungen in die Rolle der Fürsorge, der Bindung, des „Festhaltens“. Hier stellt sich die Frage, inwieweit die Auswirkungen der Magersucht bereits in die geltenden Normen und Wertemuster der betroffenen Familien eingewirkt haben. In dem Moment, in dem der Therapeut einen Erstkontakt zur Familie herstellt, hat die Magersucht bereits einen Raum eingenommen, der in die Binnenstruktur der Familie eingewirkt hat. Uns zeigt sich die Familie nicht so, wie sie „vorher“ war. Familiäre Deutungen, Erklärungsmuster, Normen und Werte wurden bereits von der Magersucht nachhaltig beeinflusst. Wie wurde die Tochter von den Eltern vor der Magersucht gesehen? Wie hat sich das Bild verändert? Inwieweit ist das elterliche Verhalten bereits durch die Magersucht beeinflusst und möglicherweise eingeengt worden?

Obgleich ich die Theorie der Bindungsfamilie namhafter Forscher im Feld der Magersucht in sich als sehr schlüssig wahrnehme, möchte ich dennoch davor warnen, von einer „typischen Magersuchtsfamilie“ zu sprechen. In diesem Teil soll es nun in erster Linie darum gehen, den Worten der Betroffenen selbst einen Raum zu geben. Meiner Ansicht nach sollte der Erlebnisbereich Betroffener der wissenschaftlichen Perspektive danebengestellt werden, um ein möglichst vollständiges Bild erhalten zu können. So habe ich aus meiner therapeutischen Perspektive heraus meine Theorien immer auch kritisch zu hinterfragen und der Ansicht Betroffener Bedeutung beizumessen.

Obwohl wir Therapeuten im Falle von Magersucht eher die Hungernde als die Mütter eben dieser im Blick haben, so dürfen wir die Familie (insbesondere die Mütter) in unserer Betrachtung nicht außen vor lassen. Der Leidensdruck der Eltern, Geschwister, Angehöriger und Freunde ist immens. Doch gerade der Leidensdruck der Mutter ist unvorstellbar:

„Niemand zeigt einem seine Ohnmacht deutlicher als ein magersüchtiges Kind“ (Wendt 2011, S. 149)

An anderer Stelle heißt es:

„Es ist fürchterlich für eine Mutter, zusehen zu müssen, wie das eigene Kind immer weniger wird. Immer schlechter aussieht und sich immer schlechter fühlt. Diese absolute Hilflosigkeit, die Tatsache, nichts tun zu können, war für mich die bislang schlimmste Erfahrung meines Lebens. Warum isst sie nicht einfach? Was habe ich falsch gemacht, dass sie mir das antut? Solche Fragen, natürlich die falschen Fragen, habe ich mir gestellt. Nüchtern habe ich mich sinnlosen Grübeleien ausgeliefert. Was ist bei uns verkehrt gelaufen? Was haben wir getan, dass es dazu kommen musste?“ (Wendt 2011, S. 39)

Nach Kunze haben sich viele Mütter vor der Erkrankung ihrer Tochter als kompetente Mutter wahrgenommen, die Problemen erfolgreich begegnen konnte. Ihre Einstellung zur Erziehung hatte sich bislang bewährt. Die Magersucht führt der Mutter nun vor Augen, dass altbewährte Mittel einfach nicht mehr greifen, dass alle Bemühungen ins Leere laufen. Viele Töchter ziehen sich zurück und sind durch „nichts mehr zu erreichen.“

„Letztlich liefen alle unsere Versuche, sie aus der Magersucht herauszuziehen, aufs Gleiche hinaus: unsere Machtlosigkeit. „Wenn Ihre Tochter Leukämie hat, können Sie ja auch nichts tun“, hat eine Lehrerin später einmal zu mir gesagt. Aber ich weigerte mich, machtlos zu sein. Wenn Liebe Handeln bedeutet, dachte ich, werde ich kämpfen und etwas tun, vielleicht manchmal das Falsche, aber nicht NICHTS.“ (Wendt 2011, S. 59)

Doch auch die Stimmen der hungernden Mädchen selbst drücken mitunter Ohnmacht und Hilflosigkeit aus:

„Ich kann nicht anders, Mama“, hatte Marie zu mir gesagt. Das war am Morgen nach meinem Alptraum, wo ich hilflos hatte zusehen müssen, wie zwei Mädchen (natürlich meine) in einem brennenden LKW festsäßen. „Ich kann nicht anders“, dieser Satz hat mich damals berührt – und er berührt mich bis heute. Weil in ihm die Erkenntnis steckt: Ich bin gefangen, ich muss so handeln wie ich handele, obwohl ich es nicht will. Die Krankheit hatte noch nicht lang Besitz ergriffen von Marie, und sie wusste bereits, das sie in ihr steckte.“ (Wendt 2011, S. 44)

Meiner Meinung nach wird häufig unterschätzt, inwieweit sich Eltern und insbesondere Mütter durch das Verhalten ihrer magersüchtigen Tochter verletzt fühlen. Zum einen wird das extreme Hungern und die daraus resultierende körperliche Verfassung oft als Angriff gegen die mütterliche (beziehungsweise elterliche) Fürsorge gewertet. Doch der Grad der Verletzung macht bei der „stummen Anklage“ nicht Halt, sondern greift mitunter in einigen Familien auf die verbale Ebene über:

„Für die Mütter ist das Abgewiesenwerden sehr schmerzhaft. Sie erleben das Verhalten der Tochter nicht als Teil des Krankheitsgeschehens, sondern fühlen sich persönlich und als Mutter abgewertet und in ihrer Sorge nicht ernst genommen. [...] „...wir als Mütter kommen ja nicht mehr an unsere Kinder heran, sie nehmen von uns gar nichts mehr an, weder Ratschläge noch Geschenke noch Essen usw. Ich empfinde es immer wieder als sehr schmerzhaft, wenn ich so abgewiesen werde.“ [...] „Ihr Verhalten mir gegenüber wurde wieder so abweisend und verletzend, dass es bis an die Grenze des Erträglichen ging.“ (Kunze 2006, S. 32f.)

Man sollte vermuten, dass Eltern, deren Kinder unter Magersucht leiden und in therapeutischer Behandlung sind, ebenfalls Unterstützung und Hilfe erhalten. In vielen Fällen scheint dies nicht der Fall zu sein, wie Wendt und Kunze herausgearbeitet haben:

„Uns fehlte in der Klinik ein Ansprechpartner. Wir hatten so viele Fragen und bekamen so wenig Antworten. [...] Die Eltern sollten nicht von vornherein in diesen Prozess einbezogen werden. Warum nicht? [...] Die Geduld einer Heiligen fehlte mir leider Gottes, was Paul und vor allem mir aber noch mehr fehlte, war eine wirkliche, ernsthafte Beratung und Unterstützung der Eltern durch die Professionelle Therapie.“ (Wendt 2011, S. 107)

Stierlin greift in seinen Schriften immer wieder den Aspekt der starken innerfamiliären Bindung auf, die vor allem durch die Mutter vertreten wird. Jedoch können wir in anderen Schriften über Magersucht durchaus auch viele Mütter beobachten, die sich mehr Distanz wünschen und die in ihrem Verhältnis zu ihrer Tochter daran arbeiten, die Tochter zu mehr Eigenständigkeit und etwas mehr Distanz zu ihr zu bewegen (vgl. bspw. Wendt 2001 und

Kunze 2006). Vergegenwärtigen wir uns die Situation der besorgten Eltern (in der Regel sind es häufig die Mütter, die als erste in Sorge verfallen, wenn das Mädchen massiv an Gewicht verliert, die Väter reagieren tendenziell eher etwas verspätet (vgl. Lawrence 1989, 1990; Wendt 2011; Kunze 2006), die bereits seit langer Zeit mit ansehen müssen, dass ihr Kind mehr und mehr abmagert. Wie bereits oben schon erwähnt, können wir meines Erachtens davon ausgehen, dass das Ausmaß an Sorge und Verzweiflung zum Zeitpunkt eines Therapiebeginns bereits extrem groß sein dürfte.

„Zwischen Loslassenmüssen und dem Alptraum, das eigene Kind versehrt zu finden, ist die Mutter vielleicht der größten Zerreißprobe ihres Lebens ausgesetzt. Wäre es nicht ihre ureigenste Aufgabe gewesen, den schlechten Gesundheitszustand des Kindes zu verhindern? Wie konnte sie ein Kind „loslassen“, dem es offensichtlich schlecht ging?“ (Wendt 2011, S. 149f.)

Und weiter:

„Ich wollte gerne alles tun für Maries und Annas Genesung. Aber mich komplett herausziehen aus der Ernährungsfrage, wie Frau Blume und viele andere Psychotherapeuten es verlangten? Das fiel mir ungemein schwer. Zu tief war in meinem Fühlen und Handeln die Fürsorge für die Kinder verankert. Ich hatte Anna und Marie gestillt, gefüttert, für sie gekocht und ihnen am Abend Apfelschnitze vor den Fernseher getragen. [...] Im Englischen gibt es für die Verbindung von Ernährung und Erziehung den schönen Begriff „to nurture“. Dabei kann man nicht nur die Kinder und sich selbst nähren, sondern auch seine Beziehungen, die Liebe zu Kunst, Arbeit und Wissenschaft. All diese Dinge müssen „gefüttert“ werden, um Bestand zu haben. Und nun sollte ich das Nähren, das direkte sowieso, aber das bildlich gemeinte auch unterlassen – im Angesicht eines kranken Kindes? Eine widersinnige Forderung, fand ich. – „Wenn es deinem Kind gut geht, ist es leicht, loszulassen“, pflegt meine kluge Nachbarin zu sagen. Im gegenteiligen Fall ist die mütterliche Fürsorge eine fast kreatürliche Reaktion. Bei einem kranken Kind [...] fällt beiden Eltern wieder mehr Verantwortung zu. (Was wiederum nichts damit zu tun hat, dass sie Klammermütter oder Überväter wären, nein, es ist die Krankheit, die sie zu mehr Achtsamkeit zwingt.“ (Wendt 2011, S. 158f.)

Die immense Sorge und der lange Zeitverlauf, in dem sich Eltern magersüchtiger Kinder befinden, treibt Betroffene mitunter bis an den Rand des Erträglichen:

„Wenn die Angst zu groß wurde, habe ich mir gewünscht, die Mädchen wären endlich tot und alles hätte ein Ende.“ [...] Möchte meine Tochter loswerden. Egal wie, denke ich manchmal, auch wenn schlimmes Ende. Nur Ende. Bin nicht mehr ich. Ichverlust. Pendel zwischen Hass und Liebe.“ (Kunze 2006, S. 68)

Solche offenen Bekenntnisse zwingen uns den Rückschluss auf, dass Magersucht ein Phänomen darstellt, das die Betroffenen vor allerhöchste Belastungen stellt. Der Wunsch nach dem Ende dieser Belastung – selbst wenn es den Tod des Kindes bedeuten würde – führt uns vor Augen, wie groß das Ausmaß der persönlichen Verzweiflung mancher Mütter ist. Darüber hinaus müssen wir aus Therapeutensicht zur Kenntnis nehmen, dass sich insbesondere Mütter häufig durch die Haltung und/oder Äußerungen von Therapeuten nicht ernst genommen, für schuldig befunden und abgewertet fühlen. Hier das Zitat einer Mutter von magersüchtigen Zwillingen:

„Mich verletzte das Bild, das man sich von uns und vor allem von mir in der Klinik gemacht hatte. Jeder Mensch möchte schließlich in seiner Wahrheit erkannt werden. Aber was zählte schon die eigene Verletzung gegen Maries bedrohliche Erkrankung und die Hoffnung auf Genesung? [...] Er (der Therapeut in der Klinik: Anmerkung von mir) war ja nicht der Einzige, der von mütterlicher Beteiligung an der Magersucht sprach, überall hörte ich die

Spatzen von den Dächern pfeifen: Es ist immer die Mutter! Es ist immer die Mutter! – War ich wirklich zu dominant gewesen mit den Töchtern? Nein, ich hatte ihnen im Gegenteil viele Freiheiten zugestanden, Paul und ich wollten die Mädchen stärken, wo immer es ging. „Wenn es bei euch ein Problem gibt, dann eher zu viel als zu wenig Autonomie bei den Kindern“, meinte meine Freundin Melanie. [...] Gab es zu viel Kontrolle in unserer Familie? Nein, da war nichts, was über die vertrauensvolle Fürsorge ungut hinausgegangen wäre. Außer der aktuellen Fixierung aufs Essen, die uns Eltern und vor allem mir als Mutter zu schaffen machte. [...] Den Leistungsdruck erzeugten nicht wir Eltern, der Druck ging und geht doch sehr stark von der Schule aus....[...]“ (Wendt 2011, S. 124f.)

Und weiter:

„In der Pubertät ist die Auflehnung der Tochter gegen die Mutter eine nahezu natürliche Regelung, weshalb man die Attacken (oder den emotionalen Rückzug) der Tochter nicht allzu persönlich nehmen sollte. Nun gesellt sich die Magersucht aber gerne der Pubertät hinzu, und die töchterlichen Anklagepunkte bekommen ein ganz neues Gewicht (!). Hinzu kommt, dass ein essgestörter Mensch um sich selbst kreist und nur wenig zugänglich ist für Argumente von außen, auch das ist eine Parallele zur Pubertät. – Weder Marie noch Anna sprachen mir eine ursächliche Rolle bei der Entstehung ihrer Essstörung zu (sie fanden mich seither bloß am Esstisch absolut ätzend) [...]“ (Wendt 2011, S. 162f.)

An anderer Stelle heißt es:

„Wenn dein Kind Krebs hat, würde niemand auf die Idee kommen, die Verantwortung dafür in der Familie zu suchen. [...] Das Bild, das man sich von den Eltern und vor allem den Müttern magersüchtiger Töchter gemacht hatte, erschwerte in unserem Fall erheblich die Kommunikation mit den behandelnden Psychotherapeuten.“ (Wendt 2011, S. 129)

„Außerdem lässt sich der Zustand der Magersucht sowieso nicht verbergen, jede Mutter – und erst recht das Kind – wird von einer offensichtlichen Erkrankung zur Offenheit gezwungen. Dieses Kind bekommt nicht genug (oder nicht das Richtige) zu essen! Wie ein Schild trägt die Mutter ihr Versagen in der Ernährungsfrage um den Hals.“ (Wendt 2011, S. 149)

Häufig zeigen auch in der Literatur Hinweise auf die Magersucht als Folge eines elterlichen beziehungsweise mütterlichen Fehlverhaltens. Neben Stierlin (1982, 2003) und Selvini Palazzoli (1982, 1999) vermutet Hilde Bruch, dass magersüchtige Mädchen eine „zu gute“ Mutter gehabt hätten, die in ihren Bemühungen, ihre Kinder bestmöglich zu versorgen, die Bedürfnisse ihrer Kinder vorweggenommen hätten. Als Folge davon vermutet Bruch, dass die Kinder keine klaren Empfindungen für den eigenen Körper entwickeln konnten und sich kontrolliert fühlen. So entwickelt das Kind das lähmende Gefühl, keinen Einfluss nehmen zu können und anderen Personen ausgeliefert zu sein, was Bruch als ein typisches Merkmal für Magersucht beschreibt (vgl. Bruch, 2004). Selvini Palazzoli (1982) stellt einen direkten Zusammenhang her zwischen Müttern, die „Nur-Hausfrauen“ sind und dem Auftreten von Magersucht. Selvini Palazzoli beschreibt Hausfrauen tendenziell als „unterwürfig“, von der Außenwelt zurückgezogen und mit einem eher geringen Selbstwertgefühl ausgestattet. So lernen die Töchter dieser Mütter ein Rollenmodell von Weiblichkeit, welches auf Opferbereitschaft und Abhängigkeit fokussiert. Selvini Palazzoli stellt ebenfalls fest, dass „Nur-Hausfrauen“ in der Mutterrolle oftmals Schwierigkeiten hätten, ihre Kinder als selbstständige und autonome Wesen wahrzunehmen. Die Erwartung an ihre Kinder sei hoch, denn sie seien es, die stellvertretend für die Mütter Erfolg haben sollen. Diese Einstellung kann mit Stierlins Delegationsprinzip (1982) in Verbindung gebracht werden, der einen Zusammenhang zwischen elterlichen Delegationen und Magersucht herstellt. Nach Minuchin (1981) gibt es vier Faktoren, die Magersucht begünstigen. Diese sind Verstrickung, übermäßiges Behütetwerden, Rigidität und Konfliktvermeidung. Auch hier spielt der Einfluss

der Eltern beziehungsweise der Mütter *die* tragende Rolle für eine Begünstigung der Magersucht.

Der Aspekt der „Anklage der Mütter“ sollte zwingend Berücksichtigung finden und muss in die Betrachtung einbezogen werden. Magersucht vollzieht sich immer im Kontext eines sozialen Gefüges. Eben dieses Gefüge verändert sich durch die Magersucht erheblich. Es vollziehen sich Interessen- und Aufmerksamkeitsverschiebungen, das Essen tritt nach und nach mehr in den Fokus der Betrachtung (nicht nur bei der Magersüchtigen selbst, die zwar nichts isst, sich jedoch mehr und mehr mit dieser Thematik beschäftigt). Die Jugendkrise wird zur Familienkrise. Welche elterlichen Eigenschaften wurden erst durch die Magersucht selbst zum Vorschein gebracht (wie bspw. vermehrte Sorge und demzufolge auch Schwierigkeiten beim „Loslassen des Kindes“) und welche Eigenschaften bestanden ggf. vorher und haben die Entstehung von Magersucht begünstigt? Eine empörte Mutter äußert sich hierzu wie folgt:

„Wie dünn das Eis auf dem Teich psychoanalytischer Ursachenforschung ist, kann man auch an der Widersprüchlichkeit der Verhaltenszuweisungen erkennen, die Eltern Magersüchtiger angeblich kennzeichnen: Einmal ist der Vater patriarchalisch und autoritär, dann wieder gleicht er einem Waschlappen. Für die Mutter gelten ähnliche Extreme: Entweder ist sie schüchtern und verklemmt oder kontrollsüchtig und dominant (und natürlich auch verklemmt). Oder beide sind zu normal – was ja auch nicht gesund sein kann! Es mag nach wie vor verkrustete Familienstrukturen geben, denen psychotherapeutische Aufklärung gut täte, aber die Familien, in denen Magersucht vorkommt, lassen sich eben nicht über einen Kamm scheren [...]“ (Wendt 2011, S. 135)

Schuldgefühle, denen Familien und insbesondere die Mütter ausgesetzt sind, können dazu führen, dass es gerade dadurch als noch schwieriger empfunden wird, ein gewisses Maß an Gelassenheit an den Tag zu legen und Loszulassen. Gerade durch das Gefühl des eigenen Versagens werden oft Verhaltensweisen aktiviert, die das Problemsystem bei Jugendkrisen noch verschlimmern können. Ein weiterer Aspekt ist die Hoffnung beziehungsweise der Glaube, als Elternteil könnte man durch „Aktion“, durch gutes Zureden, durch Druck oder Argumente, durch Zuwendung oder „sich kümmern“ die Erkrankung zum Stillstand bringen oder zumindest verbessern.

„Und obwohl die Verantwortung in dieser Zeit tatsächlich groß ist, ist doch das ständige Verantwortungsgefühl eine unerträgliche Belastung (für Mütter und Töchter!). Daher sollte man sich nicht nur von Schuldgefühlen freimachen, sondern auch von der Vorstellung, man selbst könnte die Essstörung des Kindes wie von Zauberhand beseitigen. *Man kann es nicht*, und allein die Idee, man könnte es [...] trägt wahnhaftige Züge. [...] Vertrauen ist das stärkste Band auch in der Essstörung. „Eine dickere Mutter wäre sicher besser gewesen für euch, nicht wahr?“, habe ich einmal meinen Töchtern souffliert. „Mama, wie die Mutter ausschaut, spielt überhaupt keine Rolle. – Ihr Mütter nehmt euch immer viel zu wichtig!“ Ist das nicht eine beruhigende Aussage? Wir Mütter sind nicht so wichtig und können also Gelassenheit walten lassen: Das Glück oder Unglück unserer Kinder hängt nicht (mehr) von uns ab.“ (Wendt 2011, S. 210f.)

Diese Sichtweise widerspricht in Teilen den Erklärungen von Stierlin, Minuchin und Selvini-Palazzoli aus den 80er und 90er Jahren. Wenngleich diese Theorien meiner Ansicht nach zweifellos in einigen Fällen auch ihre Berechtigung haben dürften und sich für einige Familien als passend erweisen, so sollte man an dieser Stelle meines Erachtens doch keinen Grundsatz ableiten, der für Magersuchtsfamilien generell gelten mag. Der Stereotyp *der* Magersuchtsfamilie (die überbehütende Mutter und der abwesende Vater) trifft in vielen Fällen nicht zu. Familien magersüchtiger Mädchen sind sehr unterschiedlich, genau wie die Einflussfaktoren, die diese Art einer Jugendkrise begünstigen können. Die Komplexität der

Einflussfaktoren zwingt uns zur Zurückhaltung vor allgemeinen Theorien. Nach Fichter (2009) hat in den letzten zehn Jahren ein Paradigmenwechsel stattgefunden, in dem Familien nicht mehr zwingend als Mitverursacher der Essstörung angesehen werden. Unsicherheiten und Ängste der Eltern werden heute eher als eine Folge der Erkrankung denn als Ursache betrachtet. Eltern können mit heutigem Erkenntnisstand in vielen Fällen nicht als Verursacher der Magersucht gesehen werden, haben jedoch einen entscheidenden Einfluss auf eine mögliche Chronifizierung (vgl. Fichter in: Wendt, 2011, S. 274). Der Einflussfaktor der Eltern liegt nicht in eventuellen Möglichkeiten einer aktiven „Bekämpfung“, sondern in einer Vermeidung, einer Enthaltung bestimmter Verhaltensweisen, die der Magersucht „in die Hände spielt“. In Teil 4 greife ich diesen Aspekt noch einmal auf, indem ich mögliche Lösungskonstrukte in Anlehnung an vorgestellte Thesen dieser Arbeit herausarbeiten werde.

Im folgenden Teil möchte ich nun die Grundlagen des Interaktionistischen Konstruktivismus anreißen. Dieser Teil dient der Vorbereitung von Teil 3, in dem ich Jugendkrisen aus Sicht interaktionistischer Beobachterkonstrukte beleuchten werde.

Teil 2 Grundlagen des Interaktionistischen Konstruktivismus

Einleitung zu Teil 2.1

Als mein Reflexionsmodell, welches ich für die vorliegende Arbeit heranziehe, dient mir die Diskurstheorie von Kersten Reich, die es mir erlaubt, das Phänomen Jugendkrise im Allgemeinen und Magersucht im Besonderen zu betrachten. Als Metaperspektive meiner Arbeit ziehe ich eine konstruktivistische Blickrichtung heran. Weiter ausgehend vom systemischen Ansatz, der das Verhalten eines Individuums immer im Kontext verschiedener Wirkungskreise begreift, werde ich im Laufe meiner Arbeit darstellen, dass Magersucht aus einer bestimmten Beobachterperspektive betrachtet, durchaus ein „sinnvolles“ Verhalten darstellen kann. Ich werde versuchen aufzuzeigen, welche zwischenmenschlichen Verwobenheiten als Bedingung für die Entstehung und Aufrechterhaltung von Magersucht herangezogen werden können und welche zwischenmenschlichen Wechselwirkungen hier Kräfte entwickeln, die auf den ersten Blick nicht zu erkennen sind. Ich gehe davon aus, dass Denk- und Handlungsmuster, die sich innerhalb eines sozialen Systems bilden, fast immer auch eine ethische Komponente – also ein Wertekonstrukt – als Grundlage haben, welches einen entscheidenden Einflussfaktor aufweist. Der Vertiefung dieses Aspektes werde ich mich in Teil 3 widmen.

Zur Vorbereitung auf diesen dritten Teil werde ich im Folgenden kurz die Grundlagen des Interaktionistischen Konstruktivismus im Sinne Reichs umreißen, indem ich folgende Perspektiven vorstelle: „Beobachtertheorien und Wirklichkeit“, „Symbolisches, Imaginäres und Reales“ sowie „Realität und Viabilität“.

Diese Aspekte, die immer eine bestimmte Beobachterperspektive beschreiben, machen deutlich, dass keine Sichtweise, keine Wirklichkeit unabhängig von einem gewissen Standpunkt aus zu betrachten ist. Das ist insofern wichtig, weil es keinen „übergeordneten“ oder „neutralen“ Standpunkt gibt, der es uns erlauben würde, eine „Realität als solche“ zu beschreiben.

Der Begriff „Konstruktivismus“ findet sich in verschiedenen Fachbereichen und Disziplinen. Von einer umfassenden Darstellung der vielen konstruktivistischen Entwicklungszweige sehe ich an dieser Stelle ab, da eine solche Darstellung im Rahmen meiner Arbeit nicht zielführend wäre. Ich beschränke mich hier hauptsächlich auf den Interaktionistischen Konstruktivismus nach Kersten Reich (vgl. Reich 2005, 1998), den ich im vorliegenden Buch als Metatheorie heranziehe und auf dessen Grundlage ich versuchen werde, die Jugendkrise am Beispiel des Krankheitsbildes Magersucht zu de-konstruieren und neu zu bewerten.

Konstruktivistische Theorien verschiedener Denkrichtungen (wie z.B. der radikale Konstruktivismus nach Ernst von Glasersfeld; der konstruktive Realismus von Friedrich Wallner; der Erlanger Konstruktivismus nach Wilhelm Kamlah und Paul Lorenzen; der methodische Kulturalismus nach Peter Janich und nicht zuletzt der Interaktionistische Konstruktivismus nach Kersten Reich) gehen davon aus, dass die Realität als solche nur durch menschliche Wahrnehmungen und Konstrukte gebildet wird, was bedeutet, dass wir Realitäten beziehungsweise Wirklichkeiten in Kontexten mit z. B. physiologischen, psychologischen, sozialen, kulturellen und persönlichen Aspekten konstruieren. Immer gestalten wir unsere Realität in vielfacher Weise aktiv und/oder passiv mit, indem Erkennen immer auch in Abhängigkeit bestimmter Beobachtungs- und Bewertungspositionen vollzogen wird. Welchen Stellenwert der Begriff „Wahrheit“ aus der Perspektive konstruktivistischer Ansätze bekommt, lesen wir in diesem Zitat:

„Die Wahrheit ist nicht mehr absolut und zeitlos gültig, auch sie ist eine Tochter der Zeit, ein Kind des kulturellen Rahmens, ein Abkömmling des sozialen Horizontes und der

unterschiedlichen Begriffssysteme. Diese Auflösung des absoluten Wahrheitsbegriffs – wie sie der Pragmatismus betrieben hat – heißt aber nicht ein Umschlag ins kontradiktorische Gegenteil, dass es keine Wahrheiten gibt, sondern dass es viele Wahrheiten gibt. Was es gibt, die ontologische Frage nach den Gegenständen unserer Welt, ist abhängig vom jeweiligen Beschreibungssystem, sie ist auf einen Kontext, einen Rahmen hin relativiert.“ (H.R. Fischer, S.J. Schmidt [Hrsg] 2000, S. 16)

Der Konstruktive Realismus fokussiert sich auf den Gegenstand und die Methode in der Forschung:

„Als Realität wird die Wissenschaft verstanden, die die Welt darstellt. Die Realität ist die Erkenntniswelt, also die Welt, die wir kennen oder erkennen.“ (Fritz G. Wallner zitiert nach: (H.R. Fischer, S.J. Schmidt [Hrsg] 2000, S. 89)

Und weiter:

„Der Konstruktive Realismus ist mit der Zielsetzung begonnen worden, den Konstruktivismus mit den Vorstellungen, Wünschen und Bedürfnissen von Wissenschaftlern, vor allem Naturwissenschaftlern, vereinbar zu machen. Er ist aus einer Arbeitsgruppe entstanden, in der Wissenschaftler aus verschiedenen Sachgebieten mitgearbeitet haben, die – obwohl es sich dabei um keine rein philosophische Unternehmung handelt – stark von der Philosophie Wittgensteins beeinflusst waren.“ (Fritz G. Wallner zitiert nach: (H.R. Fischer, S.J. Schmidt [Hrsg] 2000, S. 85)

Die Stimme radikaler Konstruktivisten bezieht sich auf den Realismus wie folgt:

„Konstruktivismus und Realismus setzen in der gegenseitigen Kritik einander die jeweils eigene Position voraus. Die Wirklichkeit wird dem Konstruktivisten vom Realisten „realistisch“ vorgegeben und dem Realisten vom Konstruktivisten „konstruktivistisch“ geschaffen.“ (Josef Mitterer zitiert nach: H.R. Fischer, S.J. Schmidt [Hrsg] 2000, S. 61)

Peter Janich wiederum beschreibt den Inhalt des kulturalistischen Ansatzes auf diese Weise:

„Eine kulturalistische Position besteht, recht besehen, in der Betonung unbestrittener und unbestreitbarer Sachverhalte wie desjenigen, dass auch die Naturwissenschaften von Menschen handelnd hervorgebracht werden und mithin eine Kulturleistung sind. Insbesondere ist die Form der Erfahrung moderner Naturwissenschaften, mit den Mitteln des Handlungsbegriffs erkenntnistheoretisch rekonstruiert, die zweckgerichtete Provokation von Widerfahrnissen an den technisch planvoll produzierten Artefakten der Laborforschung. [...] Der *Kulturalismus* als Betonung unbestrittener Aspekte ist insofern *methodisch konstruktiv*, als nach dem Vorbild der Poiesis Handlungsrationalität für das Hervorbringen von Erkenntnissen zugrunde gelegt wird. Da Erkenntnisse nur in Form ihrer sprachlichen Darstellung Gegenstand ihrerseits einer erkenntnistheoretischen Debatte werden können, bedarf es über die *Handlungstheorie* hinaus einer *Sprachphilosophie*, die Reden als Handeln betrachtet und dabei das entscheidende Kriterium von Gelingen/Misslingen im Auge behält.“ (Peter Janich zitiert nach: H.R. Fischer, S.J. Schmidt [Hrsg] 2000, S. 72)

Ein Kritiker naturalistischer Erkenntnistheorien ist Kersten Reich, der neben bestehenden naturalistischen Gegebenheiten den sozialen Aspekt menschlicher Wahrnehmung hervorhebt. Reich sieht eine Schwäche des Konstruktivismus im folgenden:

„Eine für mich naheliegende Antwort ist die einseitige Ausrichtung vieler Konstruktivisten an naturwissenschaftlichen Modellen, die sehr reduktiv an einem Verhältnis von Organismus und Umwelt ansetzen, ohne hinreichend zu begreifen, dass wir dies unter einer lebensweltlichen Perspektive ja nicht auf der Stufe von Zellverbänden oder in biologischer Perspektive vorrangig diskutieren können. [...] Solche naturalistischen Fehlschlüsse sind für den Konstruktivismus zu vermeiden. In dem Wechsel der Perspektive auf die Lebenswelt haben wir es mit kulturellen und sozialen Ereignissen zu tun, die auf komplizierte Interaktionen von Selbst und anderen verweisen. Ich begegne meinen Mitmenschen zwar auch als Gehirn, aber in meinen Selbstbeobachtungen und in den Fremdbeobachtungen anderer überwiegt die Perspektive, mich als sozialisierten Menschen, als Kulturwesen, das immer schon eine Vermittlung mit seiner Lebenswelt geleistet haben muss, zu sehen und zu interpretieren.“
(Reich zitiert nach: H.R. Fischer, S.J. Schmidt [Hrsg] 2000, S. 104)

Nach dieser kleinen Auswahl konstruktivistischer Denkrichtungen, die eine Relativität verschiedener konstruktivistischer Modelle erkennen lässt, möchte ich mich nun eingehender mit den Inhalten des Interaktionistischen Konstruktivismus beschäftigen, da ich diesen als einen zentralen Bezugspunkt der vorliegenden Arbeit heranziehe.

Der Interaktionistische Konstruktivismus, auf den ich mich in meiner Arbeit hauptsächlich stütze, nimmt die sozial und kulturell orientierte Erkenntnis von Wirklichkeit in den Fokus der Aufmerksamkeit, wie das oben wiedergegebene Zitat zeigt. Er schält die Bedeutung kultureller Interaktionen heraus, vor deren Hintergrund Re-/De-/Konstruktionen von Wirklichkeit vollzogen werden.

Ich beginne hier mit der konstruktivistischen Auffassung, dass menschliche Wahrnehmung immer auch eine Perspektive einschließt, die eben diese Wahrnehmung beeinflusst. Ich umreiße kurz den Zusammenhang zwischen Beobachterperspektive und Wirklichkeit. Weiterführend wird kurz anhand von den drei Begrifflichkeiten „Symbolisches“, „Imaginäres“ und „Reales“ darzustellen sein, wie sich der Mensch aus der Perspektive des Interaktionistischen Konstruktivismus seine Realität und Wirklichkeit erklärt und sich in ihr bewegt. Welche Entscheidungskriterien der Mensch zur Orientierung von „richtig“ und „falsch“ heranzieht, vollzieht sich durch Deutungen und Aushandlungen von Passungen (Viabilität). Solange Denkmuster und Handlungsvollzüge nicht in Konflikt geraten mit inneren oder äußeren Faktoren, liegt Passung vor, die unser Wirken als erfolgreich erscheinen lässt. Ist Passung jedoch nicht (mehr) vorhanden, ist der Einzelne gefordert, über Re-De-Konstruktionen neue Bewertungs- und Handlungsoptionen zu erproben.

All diese Konstruktionsleistungen vollziehen sich im Rahmen verschiedener Diskurse, die ich zu einem späteren Zeitpunkt vorstellen werde.

2.1.1 Beobachtertheorien und Wirklichkeit

Konstruktivistische Theorien haben eine gemeinsame Ausgangstheorie: Eine universelle Realität „an sich“ ist für den Menschen nicht begründbar. Jegliches Erkennen steht in Abhängigkeit einer bestimmten Beobachterperspektive, die immer gewisse Aspekte einschließt und gleichzeitig andere Aspekte ausschließen muss. Unsere Beobachtungen sind immer in Bezug „auf Etwas“ zu sehen, von Erwartungen und auch Vor-Urteilen imaginär und symbolisch beeinflusst. Diese Vorannahmen bestimmen Ein- und Ausgrenzungen mit, die unseren Beobachtungen immer vorausgehen und in diese einfließen. Andere Kriterien, die sich nicht im Bereich unserer Erwartungen befinden, werden sich unseren Beobachtungen eher verschließen und von uns tendenziell weniger wahrgenommen als Aspekte, auf die wir unsere Wahrnehmung ausrichten (vgl. Reich 2005, S. 20 ff.).

Konstruktivistische Theorien legen den Beobachterstandpunkt offen, vor dessen Hintergrund sie Erklärungsmodelle ableiten. In ihrer Ableitung bleiben sie eingeschränkt und auf die jeweilige Beobachterperspektive ausgerichtet. Auch der Interaktionistische Konstruktivismus kann sich einer solchen Beschränkung nicht entziehen, er unterscheidet sich jedoch insofern von anderen konstruktivistischen Auffassungen, indem er eben diese Beschränkung in seine Beobachtungen reflektierend mit einbezieht. Indem er eben diese Beschränkungen deutlich thematisiert, hält er den Blick gegenüber anderen Sichtweisen und Perspektiven prinzipiell offen, was die Wahrscheinlichkeit einer Perspektiverweiterung erhöht.

Es gibt diverse konstruktivistische Strömungen, die sich aus verschiedenen Disziplinen herleiten, wie bspw. aus Fachrichtungen der Kunst, der Mathematik oder der Politikwissenschaft.

Im Rahmen philosophischer Betrachtung unterscheidet man vorrangig drei konstruktivistische Strömungen: den Radikalen Konstruktivismus, den Erlanger Konstruktivismus und den interaktionistischen Konstruktivismus (der gleichermaßen einen philosophischen als auch einen pädagogischen Bezug aufweist). Ich stelle hier nochmals kurz den Radikalen wie den Erlanger Konstruktivismus vor, bevor ich mich ausführlicher auf den Interaktionistischen Konstruktivismus beziehe, den ich als Metatheorie in meiner Arbeit heranziehe.

Der Radikale Konstruktivismus begreift nach von Glasersfeld die Verzerrung menschlicher Erkenntnis zunächst als eine physiologische Begrenzung von Wahrnehmungsmöglichkeiten, die durch menschliche Sinne eingeschränkt sind, was dazu führt, dass der Mensch nicht in der Lage ist, eine „Wirklichkeit an sich“ unverzerrt in reiner Form zu erfassen.

Der Radikale Konstruktivismus beleuchtet die verschiedenen Aspekte biologischer Voraussetzungen, mit denen wir unsere Umwelt erfassen und begreifen. Die Wirklichkeit, die wir als eine solche „erkennen“, kann aus radikalkonstruktivistischer Sicht als eine Mit-Konstruktion des Gehirns verstanden werden, das über verschiedene Rezeptoren Reize erhält, die es dann nach seinen strukturellen Möglichkeiten verarbeitet und deutet (vgl. E. von Glasersfeld, 1996).

Besonders auf Sprache gründet sich der Erlanger Konstruktivismus (beziehungsweise Methodischer Konstruktivismus) u.a. nach Kamlah und Lorenzen, der sich vom Radikalen Konstruktivismus abgrenzt, indem er eine Form der systematischen Reflexion bei der Forschung und Theoriekonstruktion im Rahmen von Wissenschaft darstellt. Sprache wird hier als zweckgerichtetes Handeln verstanden, vor dessen Hintergrund sich Handlungsvollzüge sprachlich rekonstruieren lassen (vgl. die Theorie des methodischen Kulturalismus nach Peter Janich, Dirk Hartmann, 1996). Wir erschließen Erkenntnis und Wissen durch Sprache, treten über Kommunikation in Beziehungen ein und erklären uns und Anderen über sprachliche

Handlungen unsere Welt Sprache ist ein weiterer Baustein im Rahmen konstruktivistischer Theorien, der im methodischen Konstruktivismus einen großen Raum einnimmt. Hier wird Sprache über eine systematische Theoriekonstruktion hergeleitet, um im Bereich Forschung und Wissenschaft festgelegte Rekonstruktionen entschlüsseln und schließlich Unsinniges und Widersprüchliches aufzudecken und konstruktiv zu kritisieren.

Der Interaktionistische Konstruktivismus ist sozial und kulturell orientiert.

„Der Interaktionistische Konstruktivismus ist ein neuer konstruktivistischer Ansatz, der stärker als der subjektivistische Radikale Konstruktivismus und der eher sprachtheoretische Methodische Konstruktivismus die Bedeutung der kulturellen und lebensweltlichen Interaktionen bei der Re/De/Konstruktion von Wirklichkeiten beachtet und analysiert. Der Interaktionistische Konstruktivismus setzt sich umfassend mit anderen Ansätzen in der Geistes- und Kulturgeschichte auseinander und versucht so, den Konstruktivismus als Ausdruck einer Kulturentwicklung und kultureller Praktiken zu verstehen und zu verdeutlichen.“ (<http://www.uni-koeln.de/hf/konstrukt/texte/download/einfuehrung.pdf>)

Und weiter:

„In der Lebenspraxis unserer Gesellschaft und Kultur müssen wir recht schnell enge konstruktivistische Beobachtungsmodelle verlassen, die sich mit allgemeinen Konzepten von Umwelt und System, Selbstorganisation und Selbstreferenz, Autonomie und Regelung, mit operationaler Geschlossenheit und Struktur determiniertheit befassen, wenn wir, konstruktivistisch gesehen, nicht nur eine Legitimation für neue Sichtweisen suchen, sondern unser Sehen selbst in konkreten und kulturbezogenen Fragen offen halten wollen. Wir nehmen sie als Angebot, als Anregung, aber geraten dann in Schwierigkeiten, wenn wir sie als neues System, als eindeutige Antwort auf alle Fragen zu etablieren versuchen.“ (Reich 2005, S. VIII)

Der Interaktionistische Konstruktivismus führt den konstruktivistischen Ansatz weiter, indem er das Inter-Sein des Menschen in den Fokus der Beobachtung nimmt. Unsere Beobachtungen sind immer nur hinsichtlich einer bestimmten (Beobachter-) Perspektive und in Abhängigkeit mit Anderen zu leisten. Jede Beobachtung ist an Erwartungen, imaginäre Beschränkungen und kulturelle Einflüsse gekoppelt und besteht niemals von bestimmten Einflussgrößen unabhängig und losgelöst. Ein objektives Erkennen, welches die „Wirklichkeit“ wiedergeben könnte, wird – weit über rein physiologische und sprachliche Aspekte hinaus - durch den interaktionistischen Ansatz erweitert. Unsere Wahrnehmung kann immer und ausschließlich nur durch mittelbare und unmittelbare Erfahrung über eine Beobachterposition erfolgen.

„Jeder Beobachter nimmt „die Wirklichkeit“, besonders dann, wenn sie in Form von Personen oder bedeutungsträchtigen Symbolen auftritt, sehr unterschiedlich wahr. Daraus ist durchaus auch ein Umkehrschluss zu ziehen: Es gibt nicht *die* Wirklichkeit unabhängig von den unterschiedlichen Wahrnehmungen von Beobachtern.“ (Reich 2005, S. 20)

Als Beobachter vereinen wir alle Aspekte unseres Selbst. Doch wer verbirgt sich hinter dem Beobachter? Was genau zeichnet dieses „Selbst“ aus? Dieses Selbst kann sich nur entwickeln, wenn andere Personen und deren Verhalten mir gegenüber auf der Verhaltensebene imaginiert werden. Da wir als Persönlichkeiten von Anfang an in Interaktionen mit Dritten eingebunden sind, wird mein eigenes Verhalten immer auch dadurch mit beeinflusst, was ich von Anderen zurückgespiegelt bekomme, welche Verhaltensweisen „sozial verträglich“ sind und welche nicht. Die Fähigkeit, mich selber aus den Augen eines Anderen betrachten zu können, stellt einen wesentlichen Faktor hinsichtlich der Entwicklung meines Selbst dar.

Reich unterscheidet dieses Selbst in drei unterschiedliche (Beobachter-) Perspektiven:

- 1) Perspektive des Beobachters, der sein Selbst ständig neu ausbalancieren muss und zwei weitere Perspektiven seiner Persönlichkeit in einem Spannungsverhältnis sieht, welches er – durch seine Fähigkeit der Beobachtung – stets neu definiert.
- 2) Perspektive des Teilnehmers, die festgelegt ist auf Rollen, Normen und Werte, die uns emotional orientieren.
- 3) Die Perspektive des Akteurs, der Handlungen durchführt und mit anderen Menschen in einem Interaktionsverhältnis steht. (vgl. Reich 2005, S. 78 f.)

Wir unterscheiden innerhalb des Interaktionistischen Konstruktivismus zwischen Selbst- und Fremdbeobachtern. Als Selbstbeobachter agieren wir innerhalb eines bestimmten Rahmens (eines Diskurses), indem wir bspw. Intentionen verfolgen oder Positionen beziehen und uns dabei selber beobachten. Diese Selbstbeobachtung steht nicht isoliert für sich, sondern wird beeinflusst von den Spiegelungen der anderen Akteure, die mein Verhalten und meine Handlungen auf verbaler oder nonverbaler Ebene bewerten. Dies kann durch Anerkennung oder Missachtung subtil oder offen geschehen. Diese Spiegelungen gehen meist imaginär in meine Selbstbeobachtung ein und werden mein Verhalten in der Regel beeinflussen. Als Fremdbeobachter schauen wir von außen mit einem gewissen Abstand auf Diskurse. Diese Perspektive ermöglicht oftmals einen weiteren Blick als den, der uns als Selbstbeobachter zugänglich ist, wenn wir selber in einen Diskurs verstrickt sind. Die Übergänge beider Beobachterpositionen sind fließend, da wir innerhalb der Selbstbeobachtung immer auch Fremdbeobachtungsaspekte einfließen lassen und umgekehrt. Dennoch haben wir beide Perspektiven zu unterscheiden. (vgl. Internet: http://www.uni-koeln.de/hf/konstrukt/texte/einfuehrung/einf_1.html)

Innerhalb des Interaktionistischen Konstruktivismus werden Inhalte, Wahrnehmungen und Verständigungen im Kontext zwischenmenschlicher Aktionen als Konstrukte aufgefasst. Diese Konstrukte werden einerseits vollzogen (durch Handlungen beteiligter Personen) und wahrgenommen (durch Beobachter). Konstrukte vollziehen sich immer innerhalb eines bestimmten Rahmens beziehungsweise eines bestimmten Diskurses innerhalb dessen sich bestimmte Verständigungen und Begründungen vollziehen. Mit anderen Worten: Mein Handeln ist immer in einen bestimmten Kontext eingebunden. Niemals steht eine Handlung alleine für sich in einem luftleeren Raum. Jedem Handeln gehen Unterscheidungen voraus, die dahingehend orientieren, wie Handeln in Bezug *auf etwas* ausgerichtet wird. Ich verhalte mich in unterschiedlichen Kontexten auf verschiedene Weisen, je nachdem, nach welchen Ordnungen, Regeln und Mustern der Diskurs gerade dieser Verständigungsgemeinschaft, in der ich mich gerade bewege, aufgebaut ist.

Jede Selbsterkenntnis und die Wahrnehmung, dass jeder von uns als ein Subjekt agiert, welches von anderen nur bedingt abgegrenzt ist, entwickelt sich in Spiegelung mit anderen Subjekten. Als Individuum ist es mir nur möglich, mich imaginär (gedanklich), symbolisch und handelnd zu positionieren, indem ich von anderen Personen als eigenständiges Individuum wahrgenommen werde. Jegliches Sein und Handeln vollzieht sich auch im Rahmen von Interaktion und wird von Anderen gedeutet. Im Rahmen sozialer Interaktionen entstehen Imaginationen beim Anderen, die meine Person betreffen und mir symbolisch gespiegelt werden. So lernt ein Kind, seinem Tun Bedeutung zu geben. Es lernt zu unterscheiden zwischen „guten“ und „schlechten“ Handlungen durch Reaktionen und Rückkopplungen der Anderen. Identitäten entstehen im Zusammenwirken mit Anderen im Rahmen eines multikomplexen interaktionistischen Beziehungsgeflechts. Ein Bewusstsein unseres Selbst entsteht durch die gegenseitige Anerkennung verschiedener Subjekte, die unterschiedliche Blickwinkel vertreten, aus denen sich eine Beobachtung eines Subjektes überhaupt erst ermöglichen lässt.

Von Anfang an erleben wir Affekte eng gekoppelt mit bestimmten Ereignissen. Nach und nach entstehen so Erwartungen und Vorstellungen (Imaginationen), die innerhalb des Subjektes bestehen und auch dort entwickelt wurden, jedoch immer auch in Abhängigkeit mit zwischenmenschlichem Austausch. Imaginationen, die sich im Rahmen zwischenmenschlicher Interaktion herauskristallisiert haben, fließen in Handlungs- und Verhaltensmuster ein und beeinflussen Konstruktionen von Wirklichkeiten sowie Auffassungen von Wahrheit. Wirklichkeit und Wahrheit ist subjektiv empfunden und interaktionell über zwischenmenschliche Rückkopplungsprozesse entstanden. Jedoch sind Auffassungen von Wahrheit und Wirklichkeit niemals eindeutig. Sie bestehen nicht nur in Abhängigkeit kultureller Einflüsse sondern wandeln sich auch innerhalb eines Menschenlebens häufig. Sie sind subjektiven Stimmungslagen, Erfahrungen, persönlichen Reifeprozessen unterworfen und bestimmten Entwicklungen ausgesetzt. Werte, die mir vor einiger Zeit mal wichtig gewesen sein mögen, bekommen je nach Neu-Bewertung eine andere, vielleicht sogar gegenteilige Bedeutung. So vermögen sich zuvor „fest verankerte“ Gefühle schlagartig zu ändern und mit ihnen die Zuschreibung und Bewertung. Meine „beste Freundin“ wird diese Rolle in meinem Leben nicht mehr spielen, wenn ich erfahre, dass sie mich grob hintergangen hat. Meine gute Note in Mathematik, die meinen Lehrer dazu veranlasst hat zu glauben, ich sei dieses Lehrstoffes mächtig, verliert ihre Bedeutung in dem Moment, in dem nach außen hin deutlich wird, dass ich während der Klausur betrogen habe. Obszöne Beschimpfungen, die ich meinen Arbeitskollegen zurufe, bekommen eine andere Bedeutung, wenn bekannt ist, dass ich unter dem Tourette-Syndrom leide, indem also hier das Attribut Krankheit als Entlastung wirkt.

Beziehungsmuster und Charakterzuschreibungen sind immer Konstruktionen von Beobachtern, die zeitlichen, räumlichen und sozialen Einflüssen unterliegen - alles mit dem Ziel, unserem Handeln eine Richtung und damit Sicherheit zu geben. Solche Konstruktionen setzen ein Ordnen von Eigenschaften und Verhaltensmustern voraus. Wir bilden jedoch – wie weiter oben schon erwähnt – bedingt durch unsere Begrenztheit hinsichtlich selektiv gesteuerter Wahrnehmung - nicht ungefiltert Wirklichkeit und Wahrheit ab. Das Bewusstmachen dieser Tatsache ist ein entscheidendes Kriterium dafür, um einerseits handlungsfähig zu bleiben und andererseits noch offen genug zu sein, um Veränderungen annehmen zu können.

Beziehungen und Verhaltensweisen sind immer ereignisbezogen und eingebunden in einen interaktionellen Kontext. Typologisierungen dienen der Verallgemeinerung, sind jedoch nie in der Lage, Individualität in ihrer Ganzheit zu erfassen. Die Brauchbarkeit dieser Zuschreibungsmuster ist auf ein bestimmtes Maß an Oberflächlichkeit reduziert. Diese Zuschreibungen sind jedoch insoweit offen, als sie im Rahmen von Beziehungen ereignisbezogen wirken und uns die Chance lassen, imaginierte Menschentypen und Selbstzuschreibungen neu zu überdenken und zu verändern. Dies ist der besondere Reiz an konstruktivistischen Theorien: Die Vorstellung, dass „es auch ganz anders sein könnte“ als es ist und dass das derzeitige Sein prinzipiell veränderbar bleibt. Wir konstruieren uns somit die Freiheit und die Fähigkeit, Umschreibungen unserer Geschichte (zumindest in einem kulturell festgelegten Rahmen) zu einem gewissen Anteil selbst vornehmen zu können, um die Ketten enger Zuschreibungen zu sprengen. Dies vollzieht sich jedoch niemals beliebig, da wir immer schon in ein kulturelles und soziales Umfeld eingebunden sind, welches unsere Wertungen beeinflusst. Um soziale Beziehungen einzugehen und sich innerhalb eines sozialen Verbundes zu bewegen, muss sich der Einzelne im Rahmen bestimmter Erwartungen auf den anderen beziehen. Die Konstruktion einer impliziten Sinnhaftigkeit, die jedwedem Verhalten vorangeht, ist allerdings nur immer das Konstrukt eines Beobachters. So vermag der aktiv

Handelnde innerhalb seines Wirkungskreises einen ganz anderen Sinn erkennen als ein Beobachter, der aus einem anderen Standpunkt heraus wahrnimmt, selektiert und bewertet. Sinn entsteht im Bereich des Imaginären und lässt sich somit schwer abgrenzen oder überhaupt erfassen. Doch dieser Sinn leitet unser Denken und Handeln, diesem Sinn streben wir nach, hieran orientieren wir unsere Auffassung von Sein. Gefangen in der eigenen Konstruktion von Sinnhaftigkeit, gefangen durch Imaginationen über den oder die Anderen, gefangen durch die Vorstellung von „richtig“ und „falsch“ und gefangen im Rahmen interaktioneller Verflechtungen gestalten wir unsere Handlungen. Unser Handeln vollzieht sich in enger Verflechtung mit Anderen und ist auf die Reaktionen und Imaginationen abgestimmt. Das Tun des Einen ist das Tun des Anderen. Ich möchte ein bestimmtes Bild von mir vermitteln und verhalte mich dementsprechend. Ich möchte eine bestimmte Wirkung erzielen und handele so, dass diese Wirkung mit großer Wahrscheinlichkeit eintreten wird. Ich möchte mein Gegenüber in eine bestimmte Richtung beeinflussen und werde meine Worte und Taten so einsetzen, dass sich die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass ich mein Ziel erreiche. All dies setzt entsprechende Imaginationen voraus. Ob ich Erfolg habe oder nicht, hängt von zahlreichen Faktoren ab. Doch gerade im Falle zwischenmenschlicher Verhaltensmustern und Handlungsvollzügen können diese Imaginationen unter Umständen gerade das verhindern, was man erreichen möchte.

Alle Beobachtungen von Situationen und Ereignissen variieren nicht nur in Abhängigkeit verschiedener Beobachterperspektiven, sie variieren ebenfalls innerhalb der eigenen subjektiven Bewertung. Diese gestaltet sich in Abhängigkeit einer zeitlichen Dimension (indem ich heute bestimmte Ereignisse anders beurteile als vor 10 Jahren oder auch anders als vor letzter Woche); sie variieren mit den verschiedenen Erfahrungen, die ich mache (indem ich aufgrund bestimmter Ereignisse Bewertungen neu vornehme); sie variieren mit meinen persönlichen Entwicklungsprozessen, die ich vollziehe (oder auch nicht) und die ggf. Neubewertungen nach sich ziehen und Perspektivenwechsel verursachen. Jede Biographie lässt sich - je nach Blickwinkel - als eine erfolgreiche Erzählung gestalten, die erfüllt ist von großen und kleinen Verdiensten und die viele Momente des Glücks beinhaltet. Sie kann aber auch als Geschichte des Scheiterns imaginiert und symbolisch dargestellt werden. Jedes Leben ist so reichhaltig an Erfahrung und Erleben, dass sich uns auf beiden Seiten - der Seite des Scheiterns und der Seite des Erfolges - genug bietet, was wir für Zuschreibungen nutzen können. Es ist grundsätzlich eine Frage unserer persönlichen, sozialen und kulturellen Selektionskriterien, die unser Erleben steuern. Als Subjekt innerhalb eines sozialen Kontextes sind wir ständig dazu angehalten, die Perspektiven zu wechseln und somit Handlungen und Wünsche in jeweils anderen Kontexten zu bewerten. Im Rahmen zwischenmenschlicher Beziehungen sind wir überwiegend durch Imaginationen gesteuert, denn wir können den Anderen niemals als das wahrnehmen, was er „wirklich“ ist. Einerseits verhindert die unendliche Komplexität der Persönlichkeit die Erfassung derselben, andererseits verhindert die Sprachmauer ein unmittelbares Verstehen. Denken wir uns einmal kurz diese Schwierigkeiten weg, so bleibt immer noch die Frage, ob ich selbst überhaupt erfassen kann, was mich als Person ausmacht. Wer kann von sich selber genau sagen, wer er „wirklich“ ist? Im Grunde gibt es keine Charaktereigenschaften, die wir immer in jeder Situation verkörpern. Bestenfalls gibt es Tendenzen, die jedoch in sich ebenfalls keine Beständigkeit aufweisen. So mag jemand als zuverlässig gelten. Doch war es das von Anfang an und zu jeder Zeit? Hat nicht auch ein treuer Mensch mitunter schon untreu gehandelt? Handelt ein fairer Mensch nicht auch mitunter unfair? Und hängen diese Zuschreibungen nicht auch von verschiedenen Blickwinkeln ab?

Die Beobachterperspektive, die wir im Rahmen interaktionistisch-konstruktivistischer Sicht anwenden, um einerseits ein mögliches Bild einer Jugendkrise zu zeichnen und dieses letztlich auch in einen therapeutischen Diskurs einzubetten, vollzieht sich auf zwei Ebenen:

- 1) Konstruktivistische Ebene: Hier macht vor allem die Rolle des Beobachters den Kern der Betrachtung aus. Wie weiter oben bereits erwähnt, wird hier unterschieden zwischen Selbst- und Fremdbeobachtern, die einerseits beobachten und andererseits auch beobachtet werden.
- 2) Systemische Ebene: Punkt 1 legt fest, aus welcher Perspektive, also *wie* wir beobachten. Die systemische Ebene beschreibt, *was* wir beobachten, welches System wir für unsere Beobachtung heranziehen, was wir hineinnehmen und was wir ausschließen. Hier wird unterschieden zwischen inhaltlichen und beziehungsmaßige Beobachterperspektiven. Im Rahmen von Therapie werden in erster Linie zirkuläre Verflechtungen und Prozesse kommunikativer Verhaltensweisen in der Familie zu beleuchten sein. Im Rahmen des Versuches, die Entstehung und Aufrechterhaltung psychosomatischer Krankheiten zu beschreiben und letztlich auch den therapeutischen Rahmen in den Fokus der Beobachtung zu stellen, muss die Beziehungsebene eine besondere Bedeutung erhalten (vgl. Kurt Ludewig 1992, S. 52).

Hier taucht zwangsläufig die Schwierigkeit auf, dass die Komplexität zirkulärer Verflechtungen den Beobachter schnell überfordert. Indem jeder Teilnehmer und Akteur eines Systems *seine* Beobachtungsperspektive darstellt, entfaltet sich ein vielschichtiges Bild verschiedener Beobachterkonstrukte, die den Rahmen abstecken, innerhalb dessen Erklärungen, Beschreibungen und letztlich auch Lösungen möglich werden können.

Letztlich vertrauen wir auf das, was wir konstruieren. Wir vertrauen darauf, zu wissen, wer wir sind, doch auch unsere Persönlichkeit unterliegt konstruktiven Kriterien und ist somit nichts weiter als ein von uns selektiv erzeugtes Imaginiertes. Menschen sind hochgradig ambivalent. Wir vereinen alles in uns, was uns Menschen möglich ist. Keine Eigenschaft tritt innerhalb einer Person als „reine“ Eigenschaft auf. Sie mag tendenziell vorhanden sein: Ich bin eher treu als untreu, eher pünktlich als unpünktlich, eher ehrgeizig als faul - doch jede Lebensgeschichte beweist, dass jeder innerhalb eines gewissen Spielraumes auch die andere Seite mitunter lebt. Letztlich glaubt der Mensch jedoch an seine Konstrukte, orientiert sich an ihnen, und wir gehen davon aus, dass diese Konstrukte die Wirklichkeit abbilden. Wir selektieren Wahrnehmungen auf eine Weise, die es uns ermöglicht, uns und Anderen bestimmte Eigenschaften zuzuschreiben und unserem Erleben eine Form von Sinn zu vermitteln. Wahrnehmungen werden eigenen Konstrukten angepasst. Konstrukte werden durch selektive Wahrnehmung entwickelt und bestätigt.

2.1.2 Symbolisches, Imaginäres und Reales

Die Konstruktionsleistungen des Menschen, die außerhalb physischer Abläufe stattfinden, erklärt der Interaktionistische Konstruktivismus mit den Elementen des Symbolischen, des Imaginären und des Realen.

Das *Symbolische* umfasst alle Arten des Ausdruckes, über den wir uns mitteilen. Sprache, alle Arten von Kommunikation sowie Zeichen, die uns ermöglichen, in einen Austausch mit Anderen zu treten, werden als Symbolisches bezeichnet. Dadurch, dass wir mit Anderen über das Symbolische in einen Austausch treten, haben wir die Möglichkeit, uns die Welt in der wir leben, mit Hilfe Anderer zu erschließen. Dies geschieht, indem wir Ereignisse, Handlungen und Spiegelungen Anderer mit Bedeutungen versehen, die jedoch immer im Zusammenspiel mit kulturellen und sozialen Einflüssen durchwoben sind. Bedeutungen, die ich Dingen oder Ereignissen zuschreibe, entwickeln sich im Austausch mit Anderen.

Das Symbolische begrenzt uns in unserem Sein und in unseren Vorstellungen, da wir immer auch durch die Spiegelungen Anderer Akzeptanz und/oder Ablehnung erfahren, die unser weiteres Verhalten steuert und orientiert.

Auf welche Weise tritt das Symbolische in unserem Beispielfall Landmann aus Kapitel 1.2., den ich an dieser Stelle wieder aufgreifen möchte, hervor?

Zuerst haben wir die Beobachterperspektiven zu unterscheiden zwischen den Eltern von Petra (unserer Indexpatientin) und Petra selbst. Es ergeben sich somit zwei Perspektiven analog Selbstbeobachter (Petra) und Fremdbeobachter (Eltern).

Ich greife zuerst die Perspektive der Eltern heraus und schaue, wie die Eltern auf symbolischer Ebene in Kontakt mit der Familie treten. Geleitet von ihren Imaginationen (siehe unten), versucht vor allen Dingen Frau Landmann, innerhalb der Familie möglichst viel Nähe herzustellen. Sie umsorgt die Familienmitglieder, betont häufig, dass es ihr nur dann gut gehe, wenn es den Anderen ebenfalls gut geht und stellt konsequent und aufopferungsvoll ihr eigenes Wohl hinter das der Anderen. Sie zeigt sich äußerst kontrolliert. Konflikten gegenüber reagiert sie meist mit Rückzug und Schweigen. Sie zeigt sich gewissenhaft und strebsam, immer das Wohl der Familie im Auge, während Herr Landmann seine Gewissenhaftigkeit und Strebsamkeit im Rahmen seines Berufes ausübt. Wertekonstrukte, denen die Familie nachstrebt, werden einerseits durch Vorleben an die Kinder vermittelt und äußern sich offen auf kommunikativer Ebene als auch subtil durch eine innere Haltung, die nach außen wirkt und ebenfalls beeinflusst.

Wie wichtig und zentral diese Familienwerte erlebt werden, zeigt sich oftmals in einem festen Beharren auf Standpunkten, die eine offene und ehrliche Kommunikation oftmals konterkarieren. Ich habe diesen Punkt bereits weiter oben aufgegriffen.

Trennungs- und Ablöseprozesse der Kinder werden nicht gefördert, mitunter kann es in Bindungsfamilien laut Stierlin dazu kommen, dass Ablöseprozesse unterbunden werden.

Petra zeigt auf symbolischer Ebene ein anderes Bild. Sie erlebt grundlegende Familienwerte und spürt die Erwartungen der Eltern, diesen ebenfalls nachzustreben. Bei dem Versuch, ebenfalls diese Werte zu leben, spürt sie einen Konflikt dieser Werte mit ihren eigenen Bedürfnissen, Wünschen und/oder Fähigkeiten.

Auf der Verhaltensebene tritt sie symbolisch in Kontakt mit ihrer Familie, indem sie konsequent die Nahrungsaufnahme verweigert.

Das *Imaginäre* bildet unsere Vorstellung über Dinge, Ereignisse oder Personen ab. Innerhalb von Beziehungen spielt das Imaginäre eine entscheidende Rolle, denn hierüber werden Beziehungen zu Anderen erst ermöglicht und verknüpft. Das Imaginäre ist, genau wie das Symbolische, immer Teil unserer Interaktionen. Erst über meine Imagination zum Begriff Freundschaft ist es mir möglich, Freundschaften nach dem Bild meiner Vorstellung einzugehen. Erst über meine Vorstellung in Bezug auf die Eigenschaften einer Person ist es mir möglich, zu dieser Person eine Beziehung herzustellen. Erst über meine Imagination über Schönheit wird es mir möglich, mich mit Hilfe meiner Vorstellung an Schönheit zu orientieren – beziehungsweise daran, was Schönheit für mich bedeutet. Das Imaginäre, was ich über den Anderen konstruiere, muss immer unvollständig bleiben, da wir den Anderen niemals in seiner Ganzheit erfassen können. Unsere Imaginationen sind begrenzt, unsere Wirklichkeit unendlich.

Das Symbolische und das Imaginäre sind eng miteinander verwoben, weil Imaginationen immer über Symbole vermittelt werden. Unsere Imaginationen werden über das Symbolische vermittelt, jedoch müssen wir hier eine gewisse Unschärfe zur Kenntnis nehmen. Dadurch, dass der Andere durch seine Konstruktionen und Vorstellungen, einen eigenen Erfahrungsbereich, andere Besetzungen und Bedeutungen vergibt, gelingt es nicht, meine

eigene Vorstellung transparent zu machen. Ich bin gezwungen, mich über Sprache mitzuteilen, die der Andere jedoch nach seinen Imaginationen entschlüsselt. Dazu kommt noch eine gewisse Unschärfe bei der Überführung des Imaginären in das Symbolische. Nur allzu oft gelingt es schwer, genau das sprachlich zu übermitteln, was wir im Grunde sagen möchten. Die Unschärfe in der Übermittlung meiner Sicht beginnt bei mir selber und setzt sich dort fort, wo mein Ausdruck entschlüsselt wird – beim Anderen. Jedes Verhalten eines Subjektes ist von Anfang an in ein Beziehungsverhalten eingebettet. Andere Personen sind in mein Verhalten bereits eingewoben - oft nur imaginär - und manchmal als Reales, was meine Imaginationen ständig neu auf den Prüfstand hebt.

Der von Reich 1998 in „Die Ordnung der Blicke, Bd. 2, Kap. III eingeführte Begriff der *imaginären Verdichtung* ermöglicht Bewertungen und Zuschreibungen, die letztlich nur einem Ziel dienen: sich die Welt und das, was sich in ihr ereignet, erklärbar und vorhersehbar zu machen. Das weiter oben aufgeführte Delegationsmodell von Helm Stierlin zeigt eine solche Verdichtung auf eindrucksvolle Weise. Wir werden sehen, wie imaginäre Bindungen innerhalb der Familiengeschichte Erwartungshaltungen den Kindern gegenüber generieren. Die imaginären Phantasien der Eltern erzeugen mitunter einen hohen äußeren Druck auf die Kinder. Die imaginären Vorstellungen sind emotional sehr hoch besetzt, da sie durch Hoffnungen, Vorstellungen und Wünsche gebildet werden, die diese Imaginationen vorantreiben und nähren.

Wenn Handlungen zu Problemen werden und diese im Extremfall das Leben junger Menschen bedrohen (im Beispielfalle der Magersucht, wo bis hin zur existentiellen Bedrohung die Essenaufnahme verweigert wird), stellt sich mir die Frage, welchen Sinn die Betroffenen hierin erkennen und welcher Wert mit diesen Sinnzuschreibungen verbunden wird. Probleme werden erzeugt und aktiv aufrecht erhalten. Eine gewisse Form symbolischer Lösung wird hier angestrebt. Im Rahmen von Beziehungen und Problementstehung muss - um Handlungsmotive herauschälen zu können - immer wieder nach den imaginären Verdichtungen gefragt werden. Hierbei ist zu unterscheiden zwischen einer innerpsychischen und einer beziehungsmaßige Komponente. Innerpsychisch wird die Spannung beziehungsweise die Diskrepanz zwischen der Imagination (Vorstellungen über den Anderen) und dem „realen“ Anderen wahrgenommen. Auf der Beziehungsebene erleben wir diese Differenzen zwischen subjektiven Einstellungen und kulturellen Kontexten. Die imaginäre Verdichtung vollzieht sich subjektiv und in der Regel nicht bewusst.

Freiheit und Autonomie, die aus der Individualisierung hervorgehen, erzeugen weniger Sicherheit und Einheitlichkeit, weil verschiedene Positionen nebeneinander vertreten werden. Dies erzeugt Angst, denn klare Antworten und Werte, klare imaginäre Ausrichtungen und Handlungsoptionen sind im Pluralismus vorhandener Möglichkeiten schwer zu finden. Aus dieser Angst heraus kann sich der Wunsch nach imaginärer Verdichtung bilden, die Vereinfachung und klare Orientierung ermöglicht. Jedoch - was geschieht, wenn ein Individuum seine imaginäre Verdichtung als nicht mehr passend erlebt? Wie löst der Einzelne diesen Konflikt? Die „Lösung“ vollzieht sich - wie das Empfinden des Problems und der Nicht-Passung - auf der imaginären Ebene. Werden imaginäre Erwartungen enttäuscht und halten den realen Einflüssen nicht stand, muss eine Veränderung auf eine Weise vollzogen werden, die eine neue Passung ermöglicht. Der Grad der Veränderung ist abhängig von der „Verstörung“, die eine Imagination erlitten hat.

Wenn ich das Imaginäre in Bezug zu Familie Landmann setze, ergeben sich auch hier zwei Beobachterperspektiven. Ich beginne mit der Perspektive der Eltern. Grundlegende Familienwerte, die Einstellungen und Vorstellungen der Eltern lenken, werden ambivalenzlos als gut, richtig und wichtig bewertet: Bindung ist ausnahmslos gut; Verzicht zum Wohle der Anderen ein edles Ideal; herrschenden Konventionen (fest verflochten mit gesellschaftlichen Werten und Erwartungen) soll entsprochen werden; alle müssen jederzeit gleich und somit

gerecht behandelt werden; Trennung stellt eine Bedrohung dar, weil sie Verlust bedeutet; Ambivalenz bedeutet Gefahr und hat Wankelmütigkeit in Charakter und Persönlichkeit zur Folge. All diese Wertkonstrukte steuern das Verhalten der Eltern und lassen diese aus der Gewissheit heraus handeln, dass sie das absolut Richtige tun. Werte sind etwas Gutes, denen es – möglichst jederzeit – zu entsprechen gilt.

Petra hingegen zeichnet ein anderes Bild. Sie nimmt die herrschenden Familienwerte als Widerspruch zu eigenen Bestrebungen wahr. Sie empfindet sie als Beschneidung ihrer Entwicklung, da Ablöseprozesse, die für die bezogene Individuation notwendig sind, verhindert oder zumindest erschwert werden. Durch ihre Krankheit erlebt sie Macht, Stärke und Autonomie gegenüber sich selbst und Anderen.

Das *Reale* zeigt uns die Begrenztheit unserer Imaginationen. Es erscheint immer dann, wenn etwas für uns Menschen Unvorhergesehenes geschieht, was zumindest kurzzeitig einen Dissens zwischen der von uns konstruierten Wirklichkeit einerseits und dem eingetretenen Ereignis andererseits zur Folge hat. Das Reale vermag uns in Erstaunen versetzen, uns zu erschrecken, uns in einen Zustand der Verwirrung führen, weil wir kurzzeitig in einen Zustand der Nicht-Passung, also der „Nicht-Viabilität“ versetzt werden. Ein unvorhergesehenes Ereignis bricht über uns herein und veranlasst uns, dieses erst in unsere Auffassung von Wirklichkeit zu integrieren, bevor wir es schließlich und letztlich als einen Teil unserer Welt empfinden können. Das Reale besteht immer nur für eine gewisse Zeit, nämlich genau so lange, wie das Hinübergleiten in die persönliche Wirklichkeitskonstruktion ihre Zeit beansprucht. Die Begrenztheit unserer Konstruktionen zeigt sich immer dann, wenn das Reale aufblitzt. Der Eigenschaft des Realen der Unvorhersehbarkeit kann nicht entronnen werden, so sehr wir uns über die *Möglichkeiten* auch bewusst sein mögen. Im entscheidenden Falle des Eintretens dieser Möglichkeit entfaltet das Reale seine volle Macht und Kraft, auf die man sich weder vorbereiten kann, noch sich ihr entziehen. Das Reale bereichert unser Leben, da erst durch die überraschenden, unvorhersehbaren Momente - die nicht ausschließlich schmerzhaft oder negativ zu sein brauchen - Spannung und Offenheit, Lernen und Entwicklung entstehen kann. Manchmal stellt uns das Reale auch vor die Situation, um die Viabilität unserer bisherigen Lösungen in Frage zu stellen und neu zu überdenken. Im Grunde werden Entwicklungsprozesse durch das Reale erst notwendig und ermöglicht. Was genau als Reales erscheint, ist individuell verschieden, da auch unsere Wirklichkeitskonstruktionen von Mensch zu Mensch variieren. Das Reale an sich geht in unseren Imaginationen und symbolischen Interaktionen niemals auf, da wir nicht alle prinzipiell möglichen Ereignisse und Widerfahrnisse erfassen können.

Das Erleben des Realen bei Familie Landmann tritt aus Sicht der Eltern am Eindrucksvollsten in Form des Krankheitsbildes Magersucht in Erscheinung. Die Eltern erleben, wie ihr Kind ihnen mehr und mehr entgleitet. Auch dies kann als eine Form der Ablösung gelten, die für die Eltern ja bekanntlich eine Bedrohung darstellt. Jegliche „gut gemeinte Fürsorge“ – vor allem seitens Frau Landmann – läuft ins Leere und lässt die Macht- und Ausweglosigkeit der Situation nur noch stärker in den Fokus rücken. Das Erleben der Entgleitung der Tochter und die immer vorhandene Bedrohung eines möglichen Todes durch Hungern stellt eine der massivsten Formen eines Erlebens des Realen dar. Die Eltern erleben eine scheiternde Kommunikation und eine Eskalationsspirale, die scheinbar durch nichts aufzuhalten ist.

Petra zeigt auch in Form des Realen ein anderes Bild, da sie aus einer gänzlich anderen Perspektive erlebt, urteilt und bewertet. Durch elterliche Erwartungen und Delegationen erlebt sie einen Konflikt, der sich einer klärenden Kommunikation mit den Eltern entzieht. Sie erlebt sich in einer nahezu „ausweglosen“ Situation, der sie sich entzieht, indem sie Autonomie und

Kontrolle durch ihre massive Verweigerung der Nahrungsaufnahme als Scheinlösung wahrnimmt.

Die folgenden Tabellen zeigen einmal aus Sicht der Eltern und ein anderes Mal aus Sicht der Indexpatientin die Konstruktionsleistungen an unserer Beispielfamilie, wie sie aus Sicht Helm Stierlins vorgestellt und konstruiert wurde. Wichtig an dieser Stelle ist der Hinweis, dass die hier vorgestellten Konstruktionsleistungen keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Es sind durchaus viele weitere Konstrukte denkbar, die das Erleben von Eltern und Kind ausmachen und jeweils situativ in einem Beratungskontext zu klären wären.

Ich nehme hier einmal die Perspektive der Eltern ein und das andere Mal die Perspektive von Petra. Ich wende hier zwei unterschiedliche Beobachterperspektiven an, um diesen Fall zu rekonstruieren. Rekonstruktionen vollziehen sich aus der Perspektive des Beobachters. Als Beobachter sind wir in der Lage, uns in andere Personen und Situationen hineinzusetzen und neu zu bewerten, beziehungsweise unsere bisherige Perspektive zu erweitern.

Um zu verstehen, welche zirkulären Prozesse innerhalb einer Familie mit einem anorektisch erkrankten Mitglied dieses Krankheitsbild entstehen lässt, haben wir als Beobachter Rekonstruktionsleistungen zu vollbringen, um Verstehen überhaupt zu ermöglichen.

| Konstruktionsleistung aus Sicht der Eltern | | |
|--|--|---|
| Symbolisches | Imaginäres | Reales |
| Nähe wird hergestellt und gefordert | Bindung wird als Sicherheit imaginiert | Auftreten der Krankheit „Magersucht“ |
| Das Kind entgleitet, entzieht sich unserem Einfluss | Trennung wird als Verlust imaginiert | Angst vor Ablösung |
| Impulskontrolle | Kontrolle wird als Charakterstärke imaginiert | Kontrollverlust |
| Leistungsanspruch in Anlehnung an geltende Konventionen | Vision von Erfolg und Stärke durch (beruflichen) Erfolg | Kind befindet sich im „Moratorium“ für die Dauer der Krankheit |
| Festes Beharren auf Standpunkt, offene Diskussion und Austausch massiv erschwert | Ambivalenz wird als Bedrohung empfunden, gefährdet einen festen Standpunkt und wird als Quelle von Unsicherheit imaginiert | Ambivalenzfreiheit wird durch massives Hungern gleichsam „auf die Spitze getrieben“ |
| Verzicht zum Wohle der Anderen | Aufopferungsbereitschaft geht einher mit dem imaginierten Wert als „guter Elternteil“ | Verzichtsideal wird hier durch Überzogenheit konterkariert |
| Alle müssen jederzeit gleich behandelt werden | Gerechtigkeitssinn wird als wünschenswertes Verhalten seitens der Eltern imaginiert | muss in Ausführung scheitern, muss kommunikativ verleugnet werden |
| Magersucht | Imagination: Kind hungert, Kind braucht mehr Zuwendung | Zuwendung wird abgelehnt |
| Erleben der Macht der Krankheit/des Kindes | Imagination: Kind ist krank, trägt wenig Eigenverantwortung | Erleben der elterlichen Machtlosigkeit |
| Kommunikation misslingt | Empfundene Ausweglosigkeit | Eskalationsspirale |

(Schaubild 4: Konstruktionsleistung aus Elternsicht)

| Konstruktionsleistung aus Sicht der Indexpatientin | | |
|---|---|---|
| Symbolisches | Imaginäres | Reales |
| Umsetzung bestimmter Familienwerte scheitert, da diese in Konflikt stehen mit eigenen Wünschen, Fähigkeiten und/oder Bedürfnissen | Konstruktive Erschließung transportierter Familienwerte | Erleben eines Konfliktes, der jedoch nicht offen benannt werden kann oder darf, da er nicht konform geht mit vorhandenen Familienwerten |
| Erleben von Autonomie und Kontrolle | Macht und Stärke gegenüber der eigenen Person (Kontrolle und Triumph über den eigenen Körper) wird imaginiert | Scham, Zweifel, Angst |
| Entwicklung von Magersucht | Anfangs wird steigende Attraktivität bei Gewichtsabnahme imaginiert | Gewichtsverlust, ggf. Ausbleiben der Regel zu einem späteren Zeitpunkt |
| Entwicklung von Magersucht | Imagination von Macht gegenüber den Eltern | Erleben elterlicher Machtlosigkeit und Verzweiflung |
| Entwicklung von Magersucht | Imagination von gleichzeitiger Bindung und Individuation | Erleben einer verstärkten Bindung zwischen Eltern und Kind (aufgrund von vermehrten Fürsorgebestrebungen auf Seiten der Eltern) bei gleichzeitiger Abgrenzung gegen elterliche Fürsorge |

(Schaubild 5: Konstruktionsleistung aus Patientensicht)

2.1.3 Realität und Viabilität

Konstruktivistische Theorien stellen sich nicht grundsätzlich gegen einen Wahrheitsbegriff als solchen, sondern vertreten die Ansicht, dass es

„nicht die Wirklichkeit unabhängig von den unterschiedlichen Wahrnehmungen von Beobachtern“ (Reich 2005, S. 21)

gibt, die immer auch durch kulturelle, soziale, physische und psychische sowie individuelle Prozesse begleitet und beeinflusst ist.

Die Konsequenz aus dieser Haltung liegt in einer neuen Gewichtung des Wirklichkeitsbegriffs insofern, als dass eine Allgemeingültigkeit *des absoluten* Wirklichkeitsbegriffs aus konstruktivistischer Sicht auszuschließen ist. Eine Wirklichkeit gestaltet sich immer in Abhängigkeit eines Beobachters und der Perspektive, die dieser einnimmt. Insofern existieren mindestens so zahlreiche Wirklichkeiten, wie es Beobachter gibt. Die Pluralität verschiedener Wirklichkeiten vollzieht sich im Rahmen von Konstruktionen, die je nach Persönlichkeit und Kultur verschiedene Facetten von Wahrnehmungen und Deutungen hervorbringen.

Selbstverständlich sind auch konstruktivistische Ansätze nicht ihrer eigenen Theorien enthoben. Sie beanspruchen nicht, die *wahre* Theorie gefunden zu haben, sondern definieren

die konstruktivistische Theorie als einen viablen (passenden) Ansatz, der Wahrheiten *im Hinblick auf* Konstruktionen behauptet.

Dies widerspricht der Beliebigkeitsthese. Der Einzelne ist von Anfang an in einen sozialen und kulturellen Rahmen eingebunden, innerhalb dessen er sich bewegt. Er steht als soziales Wesen untrennbar im Austausch mit seiner (sozialen) Umwelt. Jegliches Handeln ist eingeflochten in soziale Bezüge und Wertungen. Sinn und Orientierung vollziehen sich im Rahmen der Interaktionen, innerhalb derer Konstruktionen gebildet werden.

Wir leben innerhalb verschiedener Verständigungsgemeinschaften, die einen Rahmen von Geltung und Bedeutung vorgeben, innerhalb derer wir uns bewegen.

„Wir leben in unserer pluralen Lebenswelt nie nur in einer Verständigungsgemeinschaft. Als Beobachter können wir sehr viele Verständigungsgemeinschaften ausmachen, denen wir in bestimmten Teilmengen angehören, wieder andere, von denen wir uns in Teilmengen unterscheiden.“ (Reich 1998, Bd. 2, S. 426)

Wir sind somit herausgefordert, menschliches Verhalten nicht nur in einem fest definierten kulturellen und sozialen Kontext zu rekonstruieren, sondern Verhalten in verschiedenen und wechselnden Kontexten zu begreifen. Der innerhalb einer Verständigungsgemeinschaft gültiger Geltungsrahmen kann an sich nicht als absolut verstanden werden, sondern ist auch mit kulturellen und sozialen Einflüssen untrennbar verbunden. Das Individuum positioniert sich innerhalb dieses Geltungsrahmens, indem es entweder die geltenden Regeln und Normen befolgt oder sich ihnen widersetzt. Dem Individuum ist es jedoch in keinem Fall möglich, sich *nicht* zu positionieren. Der kulturelle Rahmen an sich kann allein schon aufgrund gleichzeitig paralleler Existenzen *anderer* kultureller Kontexte keinen Anspruch auf Universalität erheben oder als Abbild von Realität herangezogen werden. Somit relativiert sich jede „Wahrheit“ ohnehin schon. Die zugrunde liegende Pluralität unserer Gesellschaft fordert ein Zusatzkriterium, welches eine Orientierung bietet im Hinblick auf Entscheidungen, die zu treffen sind. Viabilität gilt hier als Entscheidungsgrundlage für wirksames oder unwirksames, erfolgreiches oder erfolgloses beziehungsweise nützliches oder nicht nützliches Verhalten. Viabilität unserer Konstruktionen und Methoden wird durch die Anwendung von Praktiken, Routinen und Institutionen offenbart. Diese Viabilitätsprüfung erfolgt nach Kriterien der Nützlichkeit.

Konstruktivistische Ansätze bringen mit ihrer Eigenschaft von interdisziplinärem Verständnis eine besondere Ergiebigkeit hervor, indem die Wechselwirkungen zwischen unterschiedlichen kulturellen und sozialen Konstruktionen in den Fokus der Betrachtung genommen werden. Konstruktivistisches Denken impliziert die Anerkennung des Spannungsverhältnisses zwischen der Idee der Viabilität als Gültigkeitskriterium, um sich einerseits dem Relativismus gegenüber abgrenzen zu können und andererseits der Idee, dass diese viablen Lösungen auch nach unterschiedlichen Verständigungsgemeinschaften in Abhängigkeit des Kontextes beurteilt und entschieden werden.

Diese zweifache Geisteshaltung spiegelt sich ebenfalls in der Annahme, dass Verständigungsgemeinschaften einerseits vorgängig zur subjektiven Verständigung sind, da das Individuum vor jedem bewussten Lernen und Handeln schon immer in eine bereits vorhandene Gemeinschaft integriert ist. Andererseits entwickeln sich Gemeinschaften erst durch das Ineinanderwirken einzelner Subjekte durch Interaktion, Kommunikation und Handlung. Verständigungsgemeinschaften sind Subjekten jedoch nicht einfach vorgeordnet, sondern immer auch in innerpsychischen Spannungen subjektiver Ansprüche und objektivierten Erwartungen anderer einbezogen. Relativierende Erkenntniskritiken sind keine Erkenntnissicht, die alles im Lichte der Beliebigkeit erscheinen lassen. Die Relativierung bezieht sich hier allgemein auf den Status von Wahrheits- und Geltungsansprüchen. Sie

wendet sich gegen Letztbegründungen von Wahrheit. Dies bedeutet konkret, dass sich jeder Einzelne hinsichtlich seiner individuellen Konstrukte herausgefordert sehen kann, diese immer wieder neu zu überprüfen und offen zu sein für andere Sichtweisen, die prinzipiell den gleichen Stellenwert haben, auch wenn sie von der eigenen Sichtweise abweichen. Dies erfordert im Rahmen von Interaktionen ein ständiges Hinterfragen eigener Begrenzungen, eröffnet aber auch die Möglichkeit, zwischenmenschliche Differenzen durch eine offenere und wertschätzendere Haltung dem Anderen gegenüber eher lösen zu können. Bin ich in meiner Haltung erstarrt und sehe *meine* Sichtweise als die einzig richtige an, laufe ich Gefahr, bei einer auftretenden Differenz zwischen meinem Gegenüber und mir weniger konfliktfähig zu sein, indem ich mich erst gar nicht damit auseinandersetze, dass der Andere in seiner Wahrnehmung einen *anderen*, aber *nicht weniger richtigen* Bezugsrahmen hat.

Wahrnehmung erschließt sich uns einerseits durch physiologische Bedingungen, die unsere Wahrnehmung von vornherein filtert. Andererseits erschließen wir unsere Wirklichkeit aktiv – beeinflusst durch soziale, kulturelle, kommunikative und persönliche Bedingungen.

Als alternatives Beschreibungskonstrukt für den Begriff „Wirklichkeit“ wird *Viabilität* eingeführt. Um eine Alternative zur Erkenntnis von Wirklichkeit anzubieten, muss sich die Fragestellung von einer absoluten Wahrheit und Wirklichkeit fortbewegen und sich darauf richten, wann wir neue Erkenntnisse und Einsichten über eine „Realität an sich“ erhalten. Dies wird durch den Begriff der Viabilität beantwortet – ein Begriff, den von Glasersfeld im Hinblick auf konstruktivistische Erklärungsmuster eingeführt hat. Viabilität bedeutet *Passung*.

„Von Glasersfeld (1984, 1987, 1988) behauptet, alles, was wir wissen können, wenn wir gegen irgendetwas da draußen stoßen, beruht auf unserem Wissen über Viabilität (d.h. ob wir überleben oder nicht); d.h. wir können annehmen, dass eine Passung zwischen unseren Handlungen und anderen Ereignissen, Personen, etc. besteht, aber das konstituiert kein Wissen über das Wesen dieses anderen. In der Welt überleben, heißt nur, dass unser Verhalten angemessen oder viabel ist.“ (Elsa Jones 1995, S. 43)

Ich spreche demnach dann von Viabilität, wenn unsere Auffassung, unser Weltbild, unsere Kommunikationsleistung oder unsere Handlungen unserer Umwelt angemessen sind und keine deutlichen Risse oder Unvereinbarkeiten in Bezug auf uns selbst und unsere Auffassung von Wirklichkeit und/oder Wahrheit aufweisen.

Doch was bedeutet das konkret?

Handlungen beziehen sich immer auf etwas. Handelnd tritt das Individuum mit seiner Umwelt in Kontakt. Austausch zwischen dem Individuum und der Umwelt vollzieht sich immer handelnd. Wenn von einem *wirksamen* Handeln gesprochen wird, muss dem Handeln eine Absicht vorausgegangen sein. Erst diese Absicht vermag abschließend das Handeln als wirksam oder aber unwirksam zu beschreiben.

Wirksamkeit kann sich auf eine „dingliche“ Ebene beziehen (etwa beim Säubern eines Gegenstandes oder beim Lesen eines Buches) oder aber im Kontext der Beziehungswirklichkeit vollziehen, indem andere Personen imaginär meinen Handlungen vorausgehen oder real in meine Handlungen eingebunden sind. So kann ich mich zu Beginn eines Handlungsvollzuges fragen, was ich bspw. bei meinem Partner erreichen möchte und welche Wirkungen welche Verhaltensweisen bei ihm auslösen mögen. So mögen Kinder sich vorstellen, welche von ihnen angestrebten Bemühungen ihre Eltern veranlassen mögen, ihnen doch die gewünschten Reiterferien zu gestatten. So mögen Schüler sich vorstellen, welche Leistungen von ihnen verlangt werden, um in der nächsten Klausur eine bessere Note zu erhalten als in der letzten. Vorausgehen muss einem wirksamen Handeln im Rahmen der Beziehungswirklichkeit eine Vorstellung, eine Imagination dessen, was mein Handeln beim Gegenüber auslöst, wie es vermutlich vom Anderen bewertet wird, welche meiner

Verhaltensweisen welche Wirkungen erzielen, wie mein Verhalten in die Wahrnehmung des oder der Anderen einfließen. Richtungsweisend bei diesen Imaginationen sind erst einmal Affekte. Ich muss etwas bestimmtes erreichen *wollen*, bevor ich einen Zweck setzen kann. Ich muss eine Vorstellung imaginieren können, um mein Handeln zielgerichtet auf etwas auszurichten.

Oftmals bleibt die Wirkung meines Handelns unbemerkt, sofern sich die Wirkung nicht auf symbolischer Ebene äußert oder in Form des Realen aufblitzt. Dann verharret sie im Bereich der Imaginationen. So vermag ich in dem Glauben verharren, dass ich von anderen Personen Bewunderung ernte, wenn ich mein Gewicht noch mehr reduziere. Oder ich mag der Meinung sein, dass mein neues Auto den Neid meines Nachbarn weckt. Ob dies letztlich wirklich der Fall sein mag, sei dahingestellt und ist in vielen Fällen schwer oder kaum verifizierbar. Absicht und Wirkung verharren somit im Bereich des Imaginären und entziehen sich einer Viabilitätsprüfung. Solange Imaginationen, die dem Handeln vorausgehen, nicht offensichtlich durch den Einbruch des Realen erschüttert werden und der Einzelne weiterhin in dem Glauben verharret, den imaginär gesetzten Zweck zu erreichen, wird es schwer sein, dieses (erfolgreiche) Handlungsmuster zu durchbrechen, wenn der Zweck das Handeln steuert und aufrecht erhält. Mein Handeln wird von mir dann als viabel empfunden, es passt in meine Imaginationen, wird ggf. durch meine Affekte, die ich mit dem Handlungserfolg verbinde verstärkt, verleiht meinen Handlungen Sinn. Kurz: Meine Handlungen haben einen Nutzen für mich, der entweder offen zu erkennen ist oder (unbewusst unbeabsichtigt oder bewusst heimlich) versteckt in meinen Imaginationen wohnt. Viabilität korreliert immer auch mit Zweck. Zwecksetzung korreliert mit Sinn und kann nicht ohne eine Beobachterposition existieren.

Viabilität nimmt als Ausgangspunkt einen Beobachter und einen Kontext, auf den sich die Beobachtung richtet. Solange das Denken, Handeln und Wirken sich im Rahmen des Erwartbaren bewegt, ist Viabilität gewährleistet. Erst beim Eintritt des Realen in unsere vorgedachten Konstrukte, die „Gewusstes“ verstören und ein Überdenken oder Neu-Konstruieren zur Folge haben, muss Passung neu hergestellt werden.

Viabilität oder Passung ist nur in Verbindung mit Zweckgerichtetheit zu denken. Meinen Handlungen und Wirkungen geht immer auch schon eine Zielsetzung voraus, die als Orientierung imaginär vorhanden ist.

Watzlawick (1999) unterscheidet zwischen zwei Ebenen von Wirklichkeitswahrnehmung.

„Wir müssen unterscheiden zwischen dem Bild der Wirklichkeit, das wir durch unsere Sinne empfangen, und der Bedeutung, die wir diesen Wahrnehmungen zuschreiben. Eine neurologisch gesunde Person kann bspw. einen Blumenstrauß sehen, berühren und riechen. (Der Einfachheit halber werden wir die Tatsache außer acht lassen, dass diese Wahrnehmungen auch das Ergebnis unwahrscheinlich komplexer Konstruktionen unseres zentralen Nervensystems sind. Wir wollen ebenfalls außer acht lassen, dass der Ausdruck „Blumenstrauß“ nur für Sprecher des Deutschen eine Bedeutung hat. Für jeden anderen ist er bedeutungsloses Geräusch oder eine Reihe von Buchstabensymbolen.) Nennen wir dies die Wirklichkeit erster Ordnung.

Meist bleiben wir jedoch auf dieser Ebene nicht stehen. Fast immer weisen wir den Gegenständen unserer Wahrnehmung einen Sinn, eine Bedeutung und/der einen Wert zu. Und auf dieser Ebene, der Ebene der Wirklichkeit zweiter Ordnung, entstehen die Probleme.“ (Watzlawick 1999, S. 38f.)

Wird Magersucht im Kontext auf Viabilität betrachtet, ergibt sich ein ganzes Sortiment verschiedener Fragestellungen. Die im Rahmen dieser Arbeit entscheidenden Fragen, aus deren Perspektive ich die Jugendkrise im allgemeinen und die Magersucht im Besonderen betrachten möchte, lauten: „In welchem Kontext zeigt sich Magersucht als viabel?“ und „Aus

welcher Beobachterperspektive generiert Magersucht Sinn?“ Vordergründig betrachtet scheint Magersucht nur Nachteile zu bringen. Die weitläufige Annahme, dass Magersucht sich auf ein gesellschaftlich geltendes Schönheitsideals zurückführen lässt, greift m. E. nicht weit genug. Ich gehe davon aus, dass eine „Passung“ aus der Perspektive der Patienten auf einer anderen Ebene wahrgenommen werden muss. Magersucht gefährdet auf den ersten Blick den Familienfrieden und belastet Freundschaften, bei gleichzeitiger Erhöhung der Bindungsmodalitäten, die familiäre und freundschaftliche Beziehungen auszeichnen. Magersucht führt oftmals zu Isolation und Fokussierung auf das eine Thema – Essen. Magersucht ruft gesundheitliche Probleme auf und führt zu körperlichem Leiden. Führen wir uns den Aspekt von Viabilität vor Augen, der aussagt, dass ein Verhalten solange aufrecht erhalten wird, solange es Passung erzeugt, haben wir die Perspektive unserer Beobachtung zu wechseln und zu fragen: Aus welcher Position heraus macht Magersucht Sinn? Welche Passung entsteht mit Hilfe dieses Krankheitsbildes? Welche miteinander verwobenen Beziehungsverflechtungen würden u. U. gefährdet, wenn eine Genesung eintreten würde? Um im extremen Hungern einen Sinn und eine Orientierungshilfe zu sehen, müssen wir unseren Blickwinkel ändern und eine andere Beobachterposition einnehmen, um aus dieser heraus andere Fragen zu stellen, die eine erweiterte Perspektive eröffnen. Der Begriff der Viabilität erhält im Kontext verschiedener Beobachterpositionen eine zweckgerichtete Sinnhaftigkeit, sofern er sich auf Wirkungen innerhalb einer Verständigungsgemeinschaft bezieht. Also noch einmal - die Eingangsfrage muss demnach lauten: Welche Vorteile erfährt der Indexpatient in der Folge seines Hungerns?

So mag bspw. eine junge Frau, die seit Monaten hungert, in dieser Zeit folgende Erfahrung gemacht haben:

Die Essensverweigerung erzeugt über kurz oder lang eine enorme Aufmerksamkeit jener Personen, die eine enge Bindung zur Indexpatientin haben. In der Regel gestaltet sich die Aufmerksamkeit so, dass versucht wird, die Betroffene wieder zum Essen zu animieren, ihr gut zuzureden. Alle Versuche sind durch Fürsorge ihr gegenüber geprägt. Das Essen beziehungsweise die Verweigerung desselben steht im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit.

In der Verweigerung der Essensaufnahme vollzieht sich zudem ein Machtgefüge innerhalb zwischenmenschlicher Beziehungen. Solange die Verweigerung aufrecht erhalten wird, kann die Betroffene immer wieder zeigen, dass die Anderen machtlos sind und dass sie alleine die Entscheidungsgewalt besitzt, ob sie die Essensaufnahme verweigert oder wieder aufnimmt. In der Verweigerung liegt der Reiz der rigiden Abgrenzung, ohne die Bindung zu gefährden.

Die Sorge der Anderen (bspw. der Eltern) über die Essensverweigerung ist so groß, dass andere Sorgen vorerst in den Hintergrund rücken. So kann die Betroffene ggf. die Erfahrung machen, dass die zuvor zerstrittenen Eltern sich verbünden um die Sorge um ihr Kind.

All dies sind gute Gründe, die Verweigerung aufrecht zu erhalten. Natürlich sind dies nur beispielhafte Auszüge ohne Anspruch auf Vollständigkeit, doch sie mögen aufzeigen, dass die Ansicht, Magersucht sei verursacht durch unser gesellschaftlich vorherrschendes Schönheitsideal der schlanken Frau viel zu kurz greift.

Doch eine weitere Frage mag uns hier beschäftigen: Was würde geschehen, wenn diese Verhaltensmuster durchbrochen würden? Wenn das System, in dem sich die Anorektikerin befindet, sich ändert? Wenn all diese Vorteile wegfielen? Wenn plötzlich all jene Bezugspersonen, die sich auf das Problem der Nahrungsverweigerung fokussiert hätten, diese Sorge nicht mehr offen kommunizieren würden? Was wäre, wenn diese Verweigerung des Essens nun nicht mehr den Großteil der vorhandenen zwischenmenschlichen Beziehungen beherrschen könnte? Was wäre, wenn der hungernden jungen Frau hier die Plattform entzogen würde? Was wäre, wenn die zuvor erzielten Wirkungen plötzlich ins Leere liefen?

Sofern – bewusst oder unbewusst, offen oder verdeckt – Vorteile in diesen gelebten Verhaltensmustern bestanden haben, würde diese Viabilität erschüttert. Das Verhalten würde dann nicht mehr in die imaginierte Zweckhaftigkeit passen – die als Vorteil empfundene Wirkung liefe ins Leere und verlöre ihre Sinnhaftigkeit.

2.1.4 Re-De-Konstruktionen

Ich habe weiter oben bereits kurz angedeutet, dass ein Grundsatz konstruktivistischer Theorien darin besteht, dass Wirklichkeit für uns nicht losgelöst von einer menschlichen Beobachterperspektive wahrnehmbar ist. Gleichzeitig sind wir – neben der perspektivistischen Eingeschränktheit – in unserer Wahrnehmung beeinflusst durch biologische, physiologische, kulturelle und soziale Färbungen, die eine Beobachtung auch immer mit beeinflussen. Beobachtungen variieren somit auch immer hinsichtlich Kultur, sozialem Einfluss, individueller Erfahrungen und Prägungen, da diese Faktoren variabel sind und sich nicht gleichermaßen für alle Menschen darstellen. Die Wirklichkeit zweiter Ordnung (nach Watzlawick 1999), die ich weiter oben bereits angesprochen habe, nimmt hier in besonderem Maße Einfluss auf unser Erleben, unsere Wertungen und letztlich auch auf unsere Wahrnehmung.

Mit der Veränderbarkeit der Einflussfaktoren, die unsere Wahrnehmung steuern, ist auch unsere Wahrnehmung nicht stringent, sondern kann – je nach Wahrnehmungsobjekt – auch innerhalb einer Person stark variieren. Wir können unterschiedliche Beobachterperspektiven einnehmen und so ein anderes Bild erhalten. Wir können Dinge – je nach momentaner Verfassung – als eher positiv oder negativ bewerten. Unsere Wahrnehmung von Wirklichkeit ist somit immer eine Konstruktion, die von veränderbaren, „weichen“ Kriterien gesteuert wird.

Unsere *Konstruktionen* entstehen nicht aus dem Nichts heraus, sondern wir finden von der ersten Minute unseres Lebens an immer schon Wirklichkeiten vor. Wir leben in einer Welt, in der wir vom ersten Moment unseres Lebens an ständig mit Dingen, Personen, Ereignissen konfrontiert werden, die gewisse Eigenschaften besitzen oder denen wir bestimmte Eigenschaften zuschreiben. Diese Eigenschaften werden von uns auf bestimmte Weise wahrgenommen und bewertet und so mit Bedeutung versehen. Weiter oben haben wir gesehen, dass wir Personen oder auch Ereignisse aufgrund ihrer Komplexität nicht in ihrer Ganzheit erfassen können, wir erfassen jedoch Teile von ihr und konstruieren somit ein Bild dieser Person oder diesem Ereignis, welches in unserer Vorstellung imaginiert wird. Aufgrund der Komplexität können wir aber niemals alles, sondern nur Ausschnitte erfassen, die wir zu einem Ganzen zusammenfügen, so dass für uns ein Bild entsteht. Dieses Bild wird der Wirklichkeit selber jedoch niemals gerecht, da es naturgemäß immer Lücken aufweisen muss. Dieses Bild ist jedoch nicht nur durch Lückenhaftigkeit, sondern mitunter auch durch einseitige Bewertungen, Fehlinterpretationen und falsche Schlüsse menschlich geprägt. Es wird zudem auch von Mensch zu Mensch verschieden sein. Bestimmte Vorstellungen unterscheiden sich von Person zu Person, denn unsere Konstruktionen sind immer auch subjektiv, wenngleich sie auch zu einem gewissen Anteil „objektive“ Kriterien besitzen. Welche Zuschreibungen bestimmten Ereignissen gegeben werden, ist zu gewissen Teilen variabel und differiert mit den verschiedenen Setzungen, die unterschiedliche Personen in verschiedenen Kontexten heranziehen.

Wir konstruieren für uns genau das, was wir in der Welt schon vorfinden, entschlüsseln Zeichen, Personen und Ereignisse - gefärbt nach persönlichen, sozialen und kulturellen Einflüssen und erfinden somit unsere individuelle Wirklichkeit. Solange unsere Konstrukte viabel sind, d.h. solange der Mensch trotz „falscher Vorstellungen“ oder Interpretationen in

seinem alltäglichen Leben gut zurechtkommt, wird er in der Regel keine größeren Schwierigkeiten bekommen. Als ein Beispiel hierfür können die Vorstellungen frisch verliebter Pärchen genannt werden. Beide Seiten glauben in der Regel, im neuen Partner den idealen Gefährten gefunden zu haben. Mit schwärmerischen, nicht enden wollenden Ausführungen neigen Verliebte dazu, ihre Umwelt wieder und wieder mit den positiven Eigenschaften des neuen Partners zu beglücken. Negative Eigenschaften des Partners werden anfangs kaum wahrgenommen. Wenn das Bild des Partners nun auch in rosaroten Farben gezeichnet wird und weniger der „Wahrheit“ entspricht, so stört diese falsche Vorstellung in der Regel nicht die neue Partnerschaft, ganz im Gegenteil. Nur durch Eintreten des Realen wird dieses Bild mit der Zeit immer mehr gerade gerückt, bis eine Einschätzung des Partners der Realität etwas näher kommt. Zuweilen tritt langsam der eher gegenteilige Effekt ein, so dass der Partner nun in der Wahrnehmung eher schlechter abschneidet, als er in Wirklichkeit sein mag, doch dies soll uns an dieser Stelle nicht weiter beschäftigen.

Wenn unsere Konstruktionen nicht mehr passen, also nicht mehr valide sind, weil reale Ereignisse eingetreten sind, die uns die Begrenztheit unserer vorherigen Annahmen vor Augen führen, sind wir gezwungen, unsere vorherigen Vorstellungen zu überprüfen und ggf. zu verwerfen – zu *de-konstruieren*.

Im Hinblick auf diese Arbeit bedeutet dies Folgendes: Um für uns das Bild einer Jugendkrise erklärbar zu machen, konstruieren wir uns Erklärungen, die wir ausgehend von gewissen Grundannahmen ableiten. Unsere Erklärungen (Konstruktionen) variieren je nach Rolle (befinde ich mich bspw. in der Rolle einer Therapeutin, einer Mutter, eines Vaters oder bin ich vielleicht sogar die Indexpatientin?). In Abhängigkeit dieser Rollen variieren Standpunkte, Wertevorstellungen, Zielsetzungen. So konstruiert eine betroffene Magersüchtige, dass sie sich noch zu dick findet und weiter abnehmen möchte. Sie konstruiert eine Verbindung zwischen Willensstärke (indem sie sich das Essen rigide verbietet) und Charakterstärke. Sie konstruiert Hungern mit Erfolg (vgl. Stierlin, 2003). Die Betroffene sieht in der Regel nicht das Hungern und die damit verbundene Gewichtsabnahme als Problem an, sondern kann mitunter sogar genau hierin eine Lösung sehen für ein anderes Problem, welches sich hinter dem Hungern verbirgt (vgl. Teil 1.2 sowie Teil 3 dieser Arbeit).

Die Perspektive der Eltern ist eine andere. Die Eltern konstruieren eine elementare gesundheitliche Bedrohung ihres Kindes. Sie versuchen mit Argumenten, mit Überzeugungsarbeit zur Lösung des Problems (was sie als Wiederaufnahme des Essens konstruieren) beizutragen.

Die Perspektive des Therapeuten ist wieder eine andere, ebenso das Konstrukt, welches der „Wirklichkeitsbeschreibung“ des Problems zugrunde liegt. Aus therapeutischer Sicht liegt dieser Arbeit unter anderem der Versuch zugrunde, hinter der Magersucht einen „Sinn“ zu konstruieren. Nach Reich lautet das Grundmotto der Konstruktion: „Wir sind die Erfinder unserer Wirklichkeit“ (vgl. Reich 2005, S. 119).

Im Rahmen dieser Arbeit habe ich nicht alle Erkenntnisse, die ich im Laufe der intensiven Auseinandersetzung mit der Thematik Jugendkrisen und Magersucht gewonnen habe, selbst konstruiert. Ich habe mich ausgehend von diversen Bezugsautoren mit deren Erkenntnissen und Theorien beschäftigt, diese in meine persönlichen Erkenntnisse und Erfahrungen einbezogen und so für mich Schlüsse gezogen. D.h. meine Konstruktionen wären ohne Bezug anderer Konstruktionen nicht möglich gewesen. Ich habe Erkenntnisse anderer in meinem persönlichen Kontext re-konstruiert. Das Motto der Re-konstruktion lautet nach Reich: „Wir sind die Entdecker unserer Wirklichkeit“ (vgl. Reich 2005, S. 119)

Nun reicht es nicht aus, im Rahmen „gewonnener“ Erkenntnisse zu verharren, denn jegliche Konstruktionen beinhalten immer auch gewisse Begrenzungen und die Möglichkeit des Irrtums. Ständig ist man gefordert, seine Erkenntnisse auf den Prüfstand zu heben, neu zu überdenken und ggf. neu zu konstruieren. Dieses Offenbleiben für Neukonstruktion nennt

Reich De-konstruktion. „Es könnte auch noch anders sein! Wir sind die Enttarnen unserer Wirklichkeit“ (vgl. Reich 2005, S. 121). So bin bspw. ich gefordert, sämtliche Erkenntnisse dieser Arbeit offen zu halten für Kritik, anderslautende Konstrukte und diese mit meinen ständig abzugleichen.

Ich formuliere die Begriffe Re-Konstruktion und De-Konstruktion allgemeiner, um dies weiter zu verdeutlichen: Während wir unsere eigene Wirklichkeit „erfinden“, beziehen wir uns immer schon auf Vorhandenes, auf die Entdeckungen, die andere Personen vor uns bereits gemacht haben. Wir erfinden nicht alles neu, was wir uns erkenntnistheoretisch entschlüsseln, greifen immer auch auf Vorhandenes zurück. Dieses Zurückgreifen auf Bestehendes, welches wir konstruktiv verarbeiten, wird als *Re-Konstruktion* bezeichnet. In der Rekonstruktion entdecken wir unsere Wirklichkeit. Rekonstruktiv versetzen wir uns in andere Personen hinein, um die eigene Erkenntnis durch eine andere Perspektive zu erweitern. Wir Re-Konstruieren Ereignisse, um diese für uns transparenter zu machen. Wir wechseln die Beobachterposition, die Perspektive, aus der wir schauen.

So re-konstruiere ich in der vorliegenden Arbeit immer auch Wirklichkeiten, indem ich mich in die betroffenen Personen hineinversetze, um dadurch den eigenen Standpunkt erweitern zu können.

Durch *Dekonstruktion* revidieren wir Konstruktionen und bewerten diese neu. Wir passen unsere Sichtweisen und Beschreibungen an, wenn die vorherigen sich nicht mehr als valide erweisen. Innerhalb von Beziehungen de-konstruiere ich ggf. Bedeutungen oder Zuschreibungen, die ich mit bestimmten Personen verknüpft habe. Mit wechselnden Beziehungen werden meine Konstruktionen de-konstruiert. Ich selektiere anders, wähle Merkmale anders aus, entscheide mich (bewusst oder unbewusst) für andere Setzungen. Dekonstruktionen ermöglichen mir, neu zu bewerten und Anpassungen vorzunehmen, bleiben jedoch subjektiv immer unabgeschlossen. Sie sind nicht valider als Konstruktionen. *Dekonstruktionen* werden durch unsere Auslassungen und Begrenzungen angefacht. Sie werden dann notwendig, wenn das Reale unsere Konstruktionen in Frage stellt.

So sehen sich die Betroffenen im exemplarischen Beispiel der Magersucht vor die Notwendigkeit gestellt, das bisher Erlebte und Erfahrene zu dekonstruieren, weil der Leidensdruck wächst. Bspw. erkennen die Eltern einer Magersüchtigen schmerzhaft, dass alle ihre bisherigen Versuche, ihr Kind zum Essen zu bewegen, gescheitert sind. Sie erfahren ihr eigenes Handeln im Hinblick auf einen Lösungsversuch als nicht valide, als nicht passend. Dadurch sehen sie sich gezwungen, bisherige Annahmen und Konstrukte neu zu gestalten, also zu dekonstruieren.

Genau dies macht einen Großteil der vorliegenden Arbeit aus. Durch das Einnehmen verschiedener Beobachterperspektiven erhalten wir verschiedene Sichtweisen, aus denen sich Erklärungsmuster beziehungsweise neue Konstrukte ableiten lassen. Am Beispielfall der Magersucht werde ich in den folgenden Teilen nun in Anlehnung an Reich vier interaktionistische Beobachterkonstrukte anwenden, um ausgehend von wechselnden Beobachterperspektiven verschiedene Erklärungsmodelle abzuleiten.

Teil 2.2: Jugendkrisen aus Sicht der interaktionistischen Diskurstheorie am Beispiel Magersucht

Einleitung zu Teil 2.2

Im vorherigen Kapitel habe ich spezielle Grundbegriffe des Interaktionistischen Konstruktivismus dargestellt. Ich habe mich eingehender mit Beobachterstandpunkten auseinandergesetzt und festgestellt, dass Erkenntnisse, die ein Beobachter für sich ableitet, immer auch kontextabhängige Konstrukte sind. Was bedeutet dies für die vorliegende Arbeit, die sich mit Jugendkrisen im allgemeinen und Magersucht im Besonderen beschäftigt?

Ausgehend von der Interaktionistisch-konstruktivistischen Theorie Reichs (1998, Bd. 1 und 2), an die sich meine Arbeit anlehnt, gehe ich davon aus, dass ein Mehr an Erkenntnis einen Perspektivenwechsel einschließen muss. Neue oder wechselnde Beobachterstandpunkte können demnach als Voraussetzung dafür gelten, ein Mehr an Wissen zu erzeugen.

In diesem Teil soll es nun darum gehen, in Anlehnung an die vier Diskurse des Interaktionistischen Konstruktivismus (Diskurs der Beziehungswirklichkeit, Diskurs der Macht, Diskurs des Unbewussten und Diskurs des Wissens), immer wieder neue Beobachterstandpunkte zu erzeugen, um hieraus neue Beobachterkonstrukte ableiten zu können. Der Wechsel der Diskurse über die Verschiebung von Plätzen und Besetzungen (ich komme später darauf zurück, was das bedeutet), kann als Möglichkeit der Erweiterung von Beobachterperspektiven dienen. Die Perspektiverweiterung ist Sinn und Zweck der Zirkularität der Diskurse.

In Teil 2.2.1 werde ich einleitend den Diskursbegriff und die vier verschiedenen Diskurstypen in Anlehnung an Reich erläutern. Ich greife noch einmal die Rolle des Beobachters auf und leite dann auf die Plätze der Diskurse über. Dies dient der Vorbereitung auf den nächsten Schritt, bei dem ich dann am konkreten Beispiel der Magersucht Plätze und Besetzungen im Rahmen der Beziehungswirklichkeit anwende. Weiterführend werde ich dann in Teil 2.2.2., 2.2.3 und 2.2.4 die Perspektiven zirkulieren lassen, indem ich die Plätze und Besetzungen bei den weiteren drei Diskurstypen anwende.

Die von mir gewählte systemische Beobachterposition ist sicherlich ebenfalls nichts weiter als ein von mir gewähltes Konstrukt. Demzufolge können Erkenntnisse, die aus dieser Perspektive gewonnen werden, lediglich als *eine* Wahrheit neben anderen möglichen „Wahrheiten“ gelten. Ich erhebe mit dem Entwurf der hier vertretenen verschiedenen Thesen keinen Anspruch auf ein allgemeingültiges Wahrheitskriterium. Ich sehe den hier vertretenen Ansatz als eine Möglichkeit, starre Konstrukte aufzuweichen. Dies kann sich in manchen Fällen als entscheidendes, bisher fehlendes Kriterium herausstellen, was der Familie ein Loslösen aus familiären Verstrickungen ermöglicht. Familien, zwischenmenschliche Verstrickungen sowie Problemkonstrukte und –lösungen sind jedoch so verschieden wie die Menschen selbst. Es kann keinen therapeutischen Ansatz geben, der alle gleichermaßen unterstützt und weiterbringt. Ich bin der Meinung, dass es keinen Königsweg aus der Magersucht gibt, keine „goldene Regel“, die bei Befolgung eine Heilung verspricht. Ich habe in jedem neuen Fall einer auftretenden Magersucht aus einer Metaperspektive heraus erneut zu prüfen, welche Kriterien gerade in *dieser* Familie bei *dieser* Magersüchtigen vorliegen und dann entsprechend zu reagieren. Ich sehe jedoch die Chance, bei jeder betroffenen Familie Wertorientierungen zu hinterfragen und starre Denkmuster aufzuweichen.

Magersucht ist ein Phänomen, was aus (mindestens) zwei verschiedenen Ebenen beleuchtet werden muss.

(1) Zum einen gilt Magersucht als Krankheit. Die Anerkennung der Situation der Krankheit ermöglicht dem Einzelnen ein Moratorium. In unserer Leistungsgesellschaft gilt Krankheit als eine legitime Rückzugsform, die akzeptiert wird, wenn Leistungen nicht erbracht oder Delegationen nicht erfüllt werden (können). Wer krank ist, ist schwer angreifbar, braucht Schutz und Unterstützung. Kranke Menschen werden eher vor familiären und gesellschaftlichen Erwartungen verschont, was einen wesentlichen Einfluss auf der Verhaltensebene darstellt. Diese Imagination (die Vorstellung, die wir im Allgemeinen mit dem Begriff Krankheit verbinden) steuert unser Verhalten. Wie verhalten wir uns jemandem gegenüber, der an Magersucht leidet? Empfinden wir Mitleid? Oder tragen wir an den Hungernden Erwartungen heran, sich dem Leistungsanspruch gesellschaftlicher und/oder familiärer zu stellen? Sind wir eher geneigt, dem nach außen zerbrechlich wirkenden Menschen unsere Anteilnahme und Aufmerksamkeit zu widmen? Oder haben wir eher den Impuls, uns abzuwenden?

Im Rahmen von Magersucht spielt die Polarität von Abgrenzung und Bindung oft eine wichtige Rolle (vgl. Stierlin 1982, 2003). Ich gehe davon aus, dass diese Krankheit die Ambivalenz von Bindung und Abgrenzung nicht nur vereint, sondern dass sie durch die Symptomträger zu einem gewissen Grad mit gesteuert wird. Inwieweit eine bewusste oder unbewusste Beeinflussung durch die hungernde Jugendliche stattfindet, werde ich in diesem Teil näher beleuchten.

(2) Zum anderen verlassen wir die Ebene der Krankheit mit dieser Einstellungsänderung – weg vom Opfer, hin zu den erlebten Vorteilen - und wenden uns vermehrt den Beobachtertheorien zu, die das Krankheitsbild in einem anderen Licht erscheinen lassen. Dies stellt die zweite Ebene der Betrachtungsweise von Magersucht dar. Ausgehend von der Ansicht, dass die postmoderne Gesellschaft den Einzelnen und insbesondere den Heranwachsenden vor immense Aufgaben stellt, die immer auch die Möglichkeit eines Scheiterns in sich tragen, lässt die Familie als stabilisierenden Faktor einmal mehr in den Vordergrund treten. Die Rolle der Familie wird uns – ausgehend von einer systemischen Betrachtungsweise beschäftigen.

In diesem Zusammenhang möchte ich noch einmal folgenden Aspekt hervorheben: Als Therapeuten müssen wir uns vor Augen halten, dass wir das Leid der Eltern durch unsere Erklärungskonstrukte keinesfalls verschlimmern dürfen. Wie in Teil 1.2.7 dieser Arbeit bereits aufgeführt, fühlen sich viele Eltern durch die Haltung einiger Therapeuten mit Vorwürfen konfrontiert. Indem wir einen möglichen Einfluss der Familie beleuchten und zwischenmenschliche Verhaltensdynamiken untersuchen, die Magersucht unter Umständen begünstigen, laufen wir Gefahr, dass ein Eindruck entsteht, der zu Missverständnissen führen kann. An dieser Stelle möchte ich von daher noch einmal ganz unmissverständlich deutlich machen, dass ich weder den Eltern, noch dem sozialen System, in dem sich die Magersüchtige befindet (wie Freundeskreis, Schule, etc) eine „Schuld“ zuweise. Jeder verhält sich im Kontext seiner eigenen Wirklichkeit und handelt insofern „angemessen“ auf das krisenhafte Verhalten der Jugendlichen. Eltern, die vor Sorge um ihr hungerndes Kind ein Mehr an Zuwendung aufbringen, handeln nicht falsch. Diese Eltern haben keine Wahl, denn sie handeln aus ihrem Kontext heraus nach bestem Wissen und Gewissen. Nur dann, wenn man die Sicht verändert, die Perspektive wechselt, können ggf. Wirkungen oder Dynamiken erkannt werden, die im Nachhinein ein Muster erkennen lassen. Doch diese Chance haben Eltern nicht, die mit all ihren zur Verfügung stehenden Mitteln versuchen, ihr Kind wieder zum Essen zu bewegen. Als Therapeuten haben wir genau diesen Aspekt zwingend zu respektieren und sollten alles vermeiden, was in Eltern das Gefühl entstehen lässt, sie trügen „Schuld“ an der Erkrankung ihres Kindes.

In der vorliegenden Arbeit habe ich den Diskurs der Beziehungswirklichkeit aus mindestens zwei Perspektiven heraus zu betrachten: Zum einen beobachten wir Interaktionszirkel, die sich im familiären Rahmen abspielen, zum Anderen werden wir im letzten Teil das therapeutische Setting beleuchten. Während im Verlauf eines therapeutischen Settings von „Diskursen“ im oben genannten Sinne gesprochen werden kann, müssen wir im Bereich des Familiären, in denen sich das Erscheinungsbild der Magersucht offenbart, von der Begrifflichkeit des Diskurses abrücken, denn aus der Sicht des interaktionistischen Konstruktivismus gelten drei Voraussetzungen, die das Maß bestimmen, wenn Selbstbeobachter Beziehungsdiskurse durchführen und sich dabei diskurstheoretisch reflektieren wollen (vgl. Reich 1998, Bd. 2)

- 1) Das Gegenüber sollte in seinem „So-Sein“ ernst genommen werden, auch wenn dieses „So-Sein“ nicht mit dem übereinstimmt, was wir vom Anderen erwarten beziehungsweise wünschen.
- 2) Meine eigene Auffassung von „Wahrheit“ darf nicht als eine objektive Wahrheit als solche aufgefasst werden, sondern als *meine subjektive* Konstruktion von Wahrheit. Diese innere Haltung ermöglicht ein offen bleiben für weitere Möglichkeiten einer Re/De/Konstruktion und schafft neue Voraussetzungen dafür, Beziehungswahrheiten als wandelbare Vereinbarungen zu leben, so dass Beziehungen bei Veränderungen (des Beziehungsumfeldes oder der Personen) nicht gefährdet werden, sondern auf eine andere Ebene geführt werden können.
- 3) Das Wissen des Einzelnen über Beziehungen ist niemals vollständig. Es ist immer ergänzungsbedürftig und hat immer auch einen Bezug zu realen Ereignissen, die niemals von einem Beobachter abschließend erfasst werden können.

Warum also kann nicht von einem „klassischen Diskurs“ in einem familiären Rahmen gesprochen werden, wenn das Krankheitsbild Magersucht bereits seit langer Zeit bekannt ist? Innerhalb dieses Familienbildes sind die Beteiligten in ihren Imaginationen und in ihren Handlungen verstrickt. Sie agieren (selbstverständlich) nicht aus einer reflektierenden Metasicht heraus, sondern folgen ihren Triebfedern, die sich durch Sorge und helfen wollen auf der einen Seite und aus einem Bedürfnis von Abgrenzung und Identitätskampf auf der anderen Seite auszeichnet. Die Familienmitglieder sind verstrickt und in ihrem Denken und Handeln aufeinander bezogen. Sie folgen einer Verhaltensdynamik, die sich gegenseitig stabilisiert. Doch dazu später mehr.

Ich wende mich, wenn wir weiter unten das Thema Magersucht im Rahmen verschiedener Diskurse beleuchten, vermehrt einer Metaperspektive zu. Diese Metasicht kann eine Erweiterung der Perspektiven bieten, um das Krankheitsbild Magersucht im Kontext der verschiedenen Blickrichtungen zu begreifen. Wir erweitern unseren Blick und Re-Konstruieren aus Sicht verschiedener Diskurstypen dann das Phänomen Magersucht.

Im Folgenden werde ich die vier Diskurstypen nach Reich vorstellen, mit denen der Interaktionistische Konstruktivismus operiert (vgl. Reich, 1998, Bd. 2). Diskurs der Beziehungswirklichkeit, Diskurs der Macht, Diskurs des Unbewussten und Diskurs des Wissens. Alle vier Diskurstypen sind keine feststehenden Formationen, sie gehen fließend ineinander über. Der Einzelne bezieht sich in seinem Verhalten meist auf mehrere Diskurse gleichzeitig. So ist bspw. oftmals im Rahmen der Beziehungswirklichkeit der Aspekt von Machtbestrebungen ein großes Thema. Die Diskurstypen beziehen sich aufeinander, sind miteinander verknüpft, sind wechselhaft in ihren Ausprägungen und ihre Grenzen sind verschwommen. Sie schaffen Perspektiven und setzen Ausgangspunkte für verschiedene Blickwinkel, können jedoch nicht als feststehende, scharf abgrenzbare Setzungen gelten.

Wichtig an dieser Stelle scheint mir nochmals folgender Hinweis: Magersucht ist eine Erscheinungsform, die durch ihre Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit besonders schwer zu greifen ist. Betrachtet man die *Auswirkungen* dieser Krankheit auf der Beziehungsebene, insbesondere im familiären Kontext, kann Magersucht durchaus als ein Lösungsversuch verstanden werden, der auf einen dahinter stehenden Konflikt aufmerksam macht - ich habe diesen Punkt im Verlauf meiner Arbeit immer wieder aufgegriffen. Jegliche Theoriebildung kann somit nur als *ein* Lösungsansatz oder Erklärungsversuch verstanden werden und erhebt nicht den Anspruch einer vollständigen Erklärung. Nicht nur jedes Individuum ist für sich betrachtet einzigartig in Eigenschaften, Wertungen und Reaktionen – auch die familiären, gesellschaftlichen, sozialen Kontexte, die ihrerseits ein hohes Maß an Komplexität und Diversifizierungen ausmachen, lassen jedes Menschenleben in andersartige, sich in vielen Facetten unterschiedlichen Merkmalen zergliedern. Generell gilt, dass die Komplexität menschlicher Eigenschaften und Kontexte, in denen jeder einzelne eingebunden ist, Lücken in Wahrnehmung und Erklärungsversuchen aufweisen müssen.

Dennoch zeigen sich Gemeinsamkeiten und Parallelen, die – zumindest in manchen Fällen – erlauben, Theorien und Ansätze zu entwickeln, die menschliches Verhalten verstehbar machen. Der Leser sei an dieser Stelle nur erneut darauf hingewiesen, dass *eine* Theorie alleine nicht für alle Fälle von Magersucht zutreffen kann und dass jeder Fall für sich betrachtet genau und möglichst frei von wertenden Theorien betrachtet werden sollte, um den Blick offen zu halten für neue Aspekte, die sonst mit großer Wahrscheinlichkeit übersehen würden.

2.2.1 Der Einflussfaktor normativer Werte bei Magersucht aus der Perspektive des interaktionistischen Beziehungsdiskurses

Wie ich weiter oben mit Erikson bereits dargestellt habe, ist der Jugendliche in der Phase der Adoleszenz in besonderem Maß gefordert, sich mit der Entwicklung seiner Persönlichkeit gezielt auseinanderzusetzen (vgl. u.a. Erikson 1988, 1995).

„Die Grundmuster der Identität müssen aber (1) aus der selektiven Anerkennung und Nichtanerkennung der Identifikationen des Individuums aus der Kindheit hervorgehen und (2) aus der Art und Weise, in der der soziale Prozess der erlebten Zeit junge Menschen identifiziert – im besten Fall in ihrer Anerkennung als Personen, die so werden mussten wie sie sind und denen man, so wie sie sind, vertrauen kann. Die Gemeinschaft wiederum fühlt sich vom Einzelnen anerkannt, der es schätzt, um diese Anerkennung gebeten zu werden.“
(Erikson 1988, S. 94f.)

Der Jugendliche gestaltet seine Identität immer in Abhängigkeit der Systeme, in die er eingebunden ist. Dies habe ich weiter oben bereits dargestellt. In diesem Sinne fließen in den Prozess der Identitätsentwicklung immer auch gesellschaftliche Aspekte, familiäre Gegebenheiten, das Umfeld der Schule, des Freundeskreise, diverser Interessenverbände, ect. zirkulär ein. Dies kann Spannungsverhältnisse erzeugen, die Krisen im Jugendalter begünstigen können. Die jeweiligen Systeme und/oder Personen, die dem Jugendlichen als Andere gegenüber stehen und ihre eigenen Wirklichkeiten oder Wahrheiten vertreten, zeigen sich mitunter als Bedrohung oder Verstörung im Prozess der Persönlichkeitsentwicklung. Als bedrohlich wird möglicherweise ein Gegenüber vom Jugendlichen dann wahrgenommen, wenn eigene Bestrebungen denen des Anderen unversöhnlich gegenüberstehen. Im Rahmen dieses Spannungsverhältnisses gilt es dann, die eigenen Impulse zugunsten des Anderen zurückzustellen, die eigenen Impulse gegen den Willen des Anderen durchzusetzen oder aber im Dialog eine Einigung zu finden. Wir haben weiter oben in Teil 1.2 bereits gesehen, dass ein gelingender Dialog die Akteure oftmals vor große Herausforderungen stellt. Eine vom Heranwachsenden empfundene oder „wirkliche“ Unversöhnlichkeit eigener und anderer Perspektiven kann den Einzelnen in Konflikte stürzen.

Um die Zirkularität einzelner Perspektiven, Wirklichkeiten und Wahrheiten zu verdeutlichen und dadurch die Entstehung und Aufrechterhaltung einer „Problemspirale“ im Falle von Jugendkrisen besser zu verstehen, werde ich mit Hilfe des Interaktionistischen Diskursmodells von Reich versuchen, mögliche innerfamiliäre Verflechtungen, wie sie in einigen Fällen von Magersucht vorliegen können, zu rekonstruieren. Dies ermöglicht uns, verschiedene Perspektiven aus Sicht eines Beobachters (aus unserer Sicht) zirkulieren zu lassen und somit unseren Begrenzungen, denen wir als Beobachter immer unterliegen, einen erweiterten Rahmen zu schaffen.

Bevor ich jedoch aus Sicht der vier verschiedenen Diskurstypen das Fallbeispiel der Magersucht aufgreife, werde ich zuvor etwas näher auf den Diskursbegriff eingehen. Als Beobachter sind wir immer eingebunden in Verständigungsgemeinschaften, die sich diskursiv reglementieren.

„Beobachter, die sich miteinander rekonstruktiv verständigen, bedienen sich bestimmter Kontexte, Inhalte, die argumentativ benutzt werden, bestimmter Intentionen und Rede- oder Schreibweisen, auch dialogischer oder monologischer Formen, die sich als Ausdrücke eines Mit- und Nebeneinander, eines Zugleich und Nacheinander unter dem Begriff Diskurs zusammenfassen lassen. Diskurse, das sind Abfolgen von Ideen, Aussagen, Inhalten, die zu einer bestimmten Formation geronnen sind, also mithin Konstrukte, die so weit sicher in

Verständigungsprozessen von Beobachter gebraucht werden, dass es lohnt, sie mit einem eigenen Etikett zu versehen.“ (Reich 1998, Bd. 2, S. 288)

Demnach sind Diskurse im Rahmen von Beobachtertheorien stets grundlegend. Diskurse entscheiden darüber, welche Annahmen, Erkenntnisse oder Aussagen Gültigkeit im Rahmen einer Verständigungsgemeinschaft erhalten und welche nicht. Sie sind regelgeleitete Praktiken, die Handlungsinhalte und –abfolgen festlegen. Nach Reich sind Diskurse Argumentationsfiguren, die eingebunden sind in Phänomene der Lebenswelt

Nicht jede Aussage oder jede Form der Kommunikation vollzieht sich diskursiv. Diskurse setzen voraus, dass eine Aussage, Annahme oder These argumentativ in eine Verständigungsgemeinschaft eingeführt wird und dass ein Gegenüber sich darauf bezieht. Es muss also eine „Verknüpfung“ von mindestens zwei Positionen, Meinungen, Aussagen gegeben sein. Diese Verknüpfungen erzeugen etwas Neues, was von Reich als „Wahrheit“ definiert wird. Der Begriff der Wahrheit in diesem Zusammenhang kann meiner Meinung nach etwas irreführen. Der Wahrheitsbegriff wird in diesem Kontext nicht absolut verstanden. Dies würde grundsätzlich einer konstruktivistischen Haltung entgegenlaufen, die ja von beobachterneutralen Wahrheitskriterien per se absieht. Wahrheit wird hier definiert als „gültig im Rahmen einer Verständigungsgemeinschaft“. Diese Gültigkeit besteht auf Zeit – sie besteht so lange, bis Auffassungen, Thesen oder Aussagen durch neue Beobachterkonstrukte revidiert, widerlegt, de-konstruiert werden.

Diskurse setzen also immer Verständigungsgemeinschaften voraus:

„Es gibt keinen Diskurs ohne eine solche Verständigungsgemeinschaft, denn Diskurse erfordern ein Mindestmaß an Öffentlichkeit und Veröffentlichung; sie sind weder als Privatsprache noch bloß als individuelle Liebhaberei zu entwickeln. Die Verständigungsgemeinschaft kontrolliert das diskursive Geschehen, indem sie paradigmatisch die Plätze des Diskurses feststellt und seine inhaltlichen Besetzungen [...] aussagt und nach außen – gegen andere Verständigungsgemeinschaften – verteidigt.“ (Reich 1998, Bd.2, S. 313)

Sämtliche Verständigungsprozesse, die im Rahmen einer Gemeinschaft zum Ausdruck kommen, weisen Regeln auf und streben nach Wiederholungen. Diskurse umfassen somit auch immer ein wiederkehrendes Muster bestimmter Anordnungen. Sie werden immer von Beobachtern definiert und bestehen immer in Abhängigkeit von Viabilität innerhalb einer Verständigungsgemeinschaft, in dessen Rahmen Diskurse ständig re- und dekonstruiert werden. Sie sind demnach keine feststehenden und starren Konstrukte, sondern sind transzendent (indem sie ineinander übergehen) und beweglich, indem sie veränderbar bleiben müssen, um dem Wandel von Zeitgeist, Fortschritt und sich neu formierenden gesellschaftlichen Ordnungen angleichen zu können.

Wie oben bereits erwähnt, bilden vier verschiedene Diskurstypen die Basis für Beobachterkonstrukte: „Diskurs der Beziehungswirklichkeit“, „Diskurs der Macht“, „Diskurs des Unbewussten“ sowie „Diskurs des Wissens“. Die Beobachterperspektiven zirkulieren innerhalb der Diskurse und ermöglichen so einen Bezugsrahmen, vor dessen Hintergrund jeweils erweiterte Erkenntnisse abgeleitet werden können. Der Fokus der Betrachtung wird durch den Perspektivenwechsel verschoben. Wir ändern also als Beobachter mit Hilfe der Diskurse unseren Standpunkt und unsere Blickrichtung.

Jeder der vier Diskurse fokussiert auf einen anderen Aspekt im zwischenmenschlichen Beziehungsgefüge. Der Diskurs der Beziehungswirklichkeit beleuchtet in erster Linie Aspekte, die primär auf Dynamiken zwischen den einzelnen Akteuren bezogen sind. Bspw. würden Fragestellungen, die sich auf diese Arbeit bezogen hier ableiten lassen, folgendermaßen lauten: Welche familiären Beziehungsgefüge begünstigen eine Jugendkrise? Welche Ziele, Ängste, Befürchtungen und Wünsche des Jugendlichen stehen mit welchen

Zielen, Wünschen, Ängsten und Befürchtungen welcher Familienmitglieder in einem Konflikt und welche Spannungen ergeben sich hieraus für den jungen Menschen?

Der Diskurs der Beziehungswirklichkeit ist naturgemäß auch in den anderen drei Diskursen auszumachen, da wir auch im Diskurs der Macht, des Wissens und des Unbewussten ebenfalls in ein zwischenmenschliches Gefüge eingebunden sind. Nach Reich sind es immer Beziehungen zu Anderen, die als Hintergrund bei allen Aktionen wirken. Es sind immer Beziehungen vor dessen Hintergrund sich Handlungen, Setzungen, kurz: menschliches Wirken vollzieht. Dennoch sind hier die Perspektiven der Beobachtung auf andere Aspekte ausgerichtet. Wichtig ist, dass wir trotz Wechsel der Inhaltsschwerpunkte immer auch Überschneidungen haben. Streng genommen dürften die vier Diskurse nicht scharf voneinander getrennt werden, da sich Aspekte des einen Diskurses auch in allen anderen wiederfinden. Die Trennung ist jedoch unumgänglich, wenn wir über diesen Weg eine Erweiterung unserer Blickrichtung erreichen wollen.

Der Beobachter braucht eine Struktur von Elementen, eine Intention und Wirkungsannahme, die als Voraussetzung von Beobachtung angewendet werden kann (vgl. Reich 1998, Bd. 2). Ohne eine hinreichende symbolische Ordnung kann Beobachtung nicht in dem Sinne erfolgen, dass sinnvolle Rückschlüsse nötig wären.

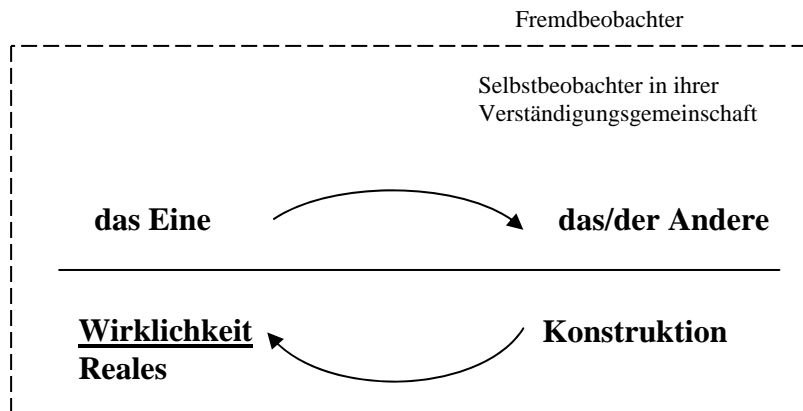
„Im Sinne einer symbolischen Ordnung bezeichnen Systeme auch die paradigmatische Ordnung der Strukturelemente zu einer Gesamtstruktur, einem Ordnungs-Modell, das ein Wissen über Regeln, Bezüge, Beziehungen in reproduktiver oder rekonstruktiver Weise umfasst.“ (Reich 1998, Bd. 2, S. 293)

Reich unterscheidet alltägliche und wissenschaftliche Beobachtungen. Während der alltägliche Beobachter zwar auch eine Strukturübersicht benötigt (allein um seine Beobachtungen irgendwo einordnen zu können), ist der wissenschaftliche Beobachter darüber hinaus auf ein Strukturmodell angewiesen, welches Sinn und Zweck der wissenschaftlichen Verständigungsgemeinschaft reglementiert. Da es keinen Diskurs ohne Beobachter geben kann, muss dieser einen bestimmten Platz einnehmen, von dem aus seine Beobachtungen stattfinden. Wenden wir uns also hiermit nun den Plätzen und Besetzungen im Rahmen der Interaktionistischen Diskurstheorie zu.

Den Beginn eines Diskurses markiert *eine* bestimmte Aussage oder These (das Eine), die sich einer anderen Aussage oder These (das Andere) gegenüberstellt. Aus dem Spannungsverhältnis der sich gegenüberliegenden Aussagen oder Thesen entstehen Verknüpfungen (Konstruktionen), die weitere Aussagen erzeugen und zu neuen Schlussfolgerungen (Wahrheit) führen können. Diese wiederum fließen erneut in die bestehenden Thesen ein. An einem Beispiel möchte ich dies verdeutlichen:

Legen wir die Aussage zugrunde „Magersucht in eine Krankheit“. Diese Aussage steht im Gegensatz zu der Annahme: „Magersucht ist eine Bewältigungsstrategie“. Dies sind die zwei Standpunkte, die sich gegenüberstehen und – sofern sie in einen Diskurs eingeführt werden – aus denen sich neue Konstrukte bilden können, die sich dann im Rahmen einer Verständigungsgemeinschaft zu legitimieren haben. Aus diesem Spannungsverhältnis zwischen dem Einen und dem Anderen kann eine neue Wahrheit (im Sinne der konstruktivistischen Annahme) entstehen, die dann ihrerseits auf die (Eingangs-) These zurückwirkt.

Veranschaulichen wir uns einmal dieses Konstrukt (nach Reich 1998, Bd. 2, S. 310):



(Schaubild 6: Diskursmodell I)

Ich beleuchte dieses Modell einmal etwas genauer: Der Fremdbeobachter ist nicht Teil des Systems der Selbstbeobachter, die sich alle innerhalb des markierten Feldes bewegen und die Zugehörigkeit einer Verständigungsgemeinschaft darstellen. Diese Verständigungsgemeinschaft kann eine wissenschaftliche Vereinigung (wie z.B. Universität) sein, eine Familie, ein Sportverein, eine Schule, ein Klassenverband, etc... Was als Verständigungsgemeinschaft definiert wird, ist auch ein Konstrukt eines Beobachters. Der Fremdbeobachter, der „von außen“ auf ein System blickt, vermag mitunter Verbindungen, Ordnungen oder Regeln erkennen, die den Personen innerhalb des Systems verborgen bleiben. Dies heißt jedoch nicht, dass ein Beobachter „frei“ beobachten könnte. Auch er ist eingebunden in eine Bedeutungsordnung, in kulturelle und sinnstiftende Systeme.

Nun nehme ich die Plätze des Diskurses in den Fokus:

1) Der Platz des Einen

Ausgangspunkt der Diskurse sind nach Reich Aussagen, Ziele, Strukturen, etc. die als bedeutsam wahrgenommen werden. Jede Struktur, jede Aussage, jede Annahme setzt voraus, dass sie sich gegen etwas anderes abgrenzt. Die Farbe grün definiert sich dadurch, dass sie eben nicht blau, rot oder gelb ist. Die anfängliche Aussage, Annahme oder These ist das *Eine*, welches sich auch immer gegen Anderes abgrenzen muss und somit auch eine notwendige Beschränktheit impliziert. Die Wahrnehmung und die empfundene Relevanz dieses Einen steht am Anfang eines jeden Diskurses.

„Das Eine ist der Platz, der offen für alle Inhalte/Beziehungen von Welt und Lebensform ist, wenn die Macht, diesen Platz einzunehmen und für Beobachter/Verständigungsgemeinschaften besetzt zu halten, nur groß genug ist.“ (Reich 1998, Bd. 2, S. 317)

2) Der Platz des Anderen

Alles, was als das Eine als Ausgangspunkt eines Diskurses definiert werden kann, richtet sich auf Etwas, es steht niemals kontextunabhängig in einem luftleeren Raum. Das Eins hat immer auch ein Gegenüber, es hat ein Auch. Das Eins bezieht sich immer auf eine Unterscheidung. Das Andere bietet dem Einen eine Begrenzung, setzt ihm Widerstand entgegen und lässt Unterschiede deutlich hervortreten.

„Wir nehmen zunächst das Eine wahr, um dann mittels (kontemplativer oder aktiver) Handlungen uns auf ein widerständiges anderes oder Andere zu beziehen, die sich uns entgegenstellen. Dabei entstehen inhaltliche Schwierigkeiten, Probleme, die zu lösen sind. Insoweit erzeugen die Plätze des Einen und des Anderen ein Spannungsverhältnis, denn erst aus solcher Spannung werden wir angetrieben, eine Lösung zu suchen.“ (Reich 1998, Bd. 2, S. 318)

Das Eine richtet sich sowohl auf andere Personen als auch auf andere (versachlichte oder inhaltliche) Auchs. Reich hebt diese Differenz hervor, indem er „A“ an die Stelle anderer Personen setzt und „a“ an die Stelle inhaltlicher oder versachtlichter Aspekte. Hierdurch wird die Verdopplung thematisiert, die sich sowohl auf eine Differenz im Rahmen zwischenmenschlicher Beziehungen als auch auf eine Differenz im Rahmen inhaltlicher Setzungen ausrichtet.

3) Der Platz der Konstruktion

Aus dem Spannungsverhältnis von dem Einen zu der Unterscheidung zum Anderen entfaltet sich eine Wirkung in Form von Re-/De-/Konstruktion. Rekonstruktiv werden die Positionen des Einen und des Anderen erzeugt, indem immer auf bereits Bestehendes zurückgegriffen wird. Das bereits Bestehende wurde entdeckt. Das Entdecken steht aber immer auch in Verbindung mit der Erfindung des Neuen, da ureigene persönliche Kontexte (Fähigkeiten, Neigungen, Interessen) mit bereits bestehenden Erkenntnissen verknüpft werden können. Dies bildet die Grundlage für Kreatives und Innovatives. Hier steht das Erfinden im Vordergrund. Durch das Eintreten des Realen werden Dekonstruktionen erforderlich, die uns zu Neubewertungen zwingen, wenn die alten Zuschreibungen sich nicht mehr als stimmig erweisen. Dass der Platz der Konstruktion sich näher am Anderen befindet und vom Einen abbrückt, erklärt Reich auf diese Weise:

„Dies ist von den Plätzen her kein Zufall, denn die Konstruktion, die als Wirkung beobachtet werden kann, erscheint gegenüber dem Ausgangspunkt, dem Einen, ja als ein Unterschied, als eine Veränderung, die erst durch die Spannung zum Anderen aufgebaut wurde. Das Eine, das mit sich selbst identisch ist, ist für die Konstruktionen uninteressant. Erst vermittelt über das Andere entsteht die Notwendigkeit, konstruktiv zu werden. Um als Konstruktion zu wirken, benötigt das Eine zuvor einen Widerstand, ein Gegenüber, eine Aufhebung durch eine Differenz.“ (Reich 1998, Bd. 2, S. 320)

4) Der Platz der Wirklichkeit / des Realen

Die Konstruktion kehrt zirkulär in Form von Handlungsergebnissen zum Einen zurück, da Konstruktionen mitunter Wirkungen erzielen, die Wirklichkeit beeinflussen. Der Begriff der Wirklichkeit wird von Reich statt der Begrifflichkeit Wahrheit verwendet. Nach Reich kann Wahrheit kein Platzhalter mehr sein, sondern nur noch eine Besetzung. Da Wahrheiten nach konstruktivistischer Ansicht zum einen immer nur auf Zeit bestehen (bevor sie durch neue Wahrheiten ersetzt werden), und Wirklichkeit zum anderen immer an Konstruktionen von Akteuren gebunden ist, erscheint der Begriff der Wirklichkeit im Rahmen dieses konstruktivistischen Modells stimmiger als der Wahrheitsbegriff. Doch auch der Begriff der Wirklichkeit ist nicht ohne Verstörung denkbar, die unsere Auffassung von Wirklichkeit jederzeit durchbrechen kann. Dies geschieht in Form des Realen, worauf ich im Kontext dieser Arbeit bereits eingegangen bin.

„Die Wirklichkeit ist stets durch die Ereignisse gebrochen, verstört, subvertiert, in denen das Reale wirkt. Zwar sehen wir es immer erst im nachhinein, aber wir stellen es in solch staunender, erschrockener, verstörter Sicht als etwas fest, das unseren vermeintlich symbolisch sicheren Wirklichkeiten eine Grenze zuweist: das Loch, die Lücke, das nicht Vorhersagbare, das am Ende so Unwahrscheinliche, das als größter angenommener Unfall

meist hinweggedacht wurde; all dies gelangt am Platz der Wirklichkeit zur Sicht, wenn das Reale erscheint.“ (Reich 1998, Bd. 2, S. 323)

Wir haben jetzt also eine Anordnung von Plätzen, die sich zirkulär aufeinander beziehen. Die Plätze stehen für die jeweilige Perspektive von Beobachtern, die – ausgehend von diesem Platz – Bedeutungen und Zuschreibungen generieren, die Bewertungen, Wirkungen und Handlungen zur Folge haben. Die Beobachtungen stehen immer auch in einer gewissen Absicht, sie sind zweckgerichtet. Es sollen Erklärungen generiert werden, um einen bestimmten Sachverhalt oder Zustand einordnen zu können (wie z. B. das Phänomen Magersucht) und in Abhängigkeit zu dieser Einordnung den Beobachterstandpunkt zu erweitern und dadurch zu neuen Einsichten, Denk- oder Verhaltensmustern zu gelangen. Durch den Wechsel der Standpunkte wird eine Perspektiverweiterung ermöglicht, die einer sehr engen Bewertungsgrundlage entgegenwirken soll. Reich fordert mit der Besetzung der Plätze dazu auf, „sich über die Zirkularität von Argumenten Aufschluss zu geben: Was ist auf dem Platz des Einen, des Anderen, der Konstruktion, der Wirklichkeit situiert?“ (vgl. Reich 1998, Bd. 2, S. 328).

Um das interaktionistisch-konstruktivistische Modell jedoch konkret anwenden zu können, müssen die Plätze (das Eine, das Andere, die Konstruktion und die Wirklichkeit) besetzt werden. Reich zieht für diese Besetzungen folgende Elemente heran:

a) Wahrheit (W_1)

Wie bereits dargestellt, gilt der Wahrheitsbegriff aus konstruktivistischer Sicht immer auf Zeit. Der Wahrheitsbegriff wird in diesem Kontext als „Übereinstimmung von (äußerem) Sachverhalt und (wahrer) Sachaussage gedeutet“ (vgl. Reich 1998, Bd. 2, S. 326). Dies vollzieht sich immer im Rahmen einer Verständigungsgemeinschaft.

„Selbstbeobachter benötigen solche Wahrheit, Fremdbeobachter dekonstruieren sie als eine unter vielen.“ (ebd.)

b) Wissen (W_2)

Wissen und Wahrheit stehen in einem engen Verhältnis zueinander, werden demnach auch im Rahmen des Modells nebeneinander platziert, wie wir noch sehen werden. Das Wissen wird jedoch hier nicht als absolut aufgefasst (es impliziert keine Vollständigkeit, darüber hinaus ist dieses auch immer zeitlich begrenzt), sondern als eine machtvolle Besetzung eines Platzes.

Oft gehen Selbstbeobachter davon aus, dass ihr Wissen ausreicht, um hinreichend den Diskurs zu führen; Fremdbeobachter dekonstruieren diese Annahme häufig als Illusion.

c) imaginäres Begehren (a)

Reich setzt für den Antrieb des Diskurses ein Begehren der Subjekte voraus. Der Wunsch nach Mehr-Wissen steuert die Motivation, sich diskursiv aufeinander zu beziehen. Wünsche, Träume, Illusionen zeigen sich in Form von Imaginationen.

Während der Selbstbeobachter hinsichtlich seiner Imaginationen weniger Bewusstheit aber ein sicheres Gefühl hat, hat der Fremdbeobachter nur die Möglichkeit, die Imaginationen des Selbstbeobachters aus der Distanz zu erfassen.

d) Andere (A)

Andere sind auch Subjekte, sie werden jedoch als „Außenstehende“ wahrgenommen. Wir nehmen den Anderen als Bestandteil der Außenwelt wahr. Der Andere ist für den Selbstbeobachter wichtig, um sich selber als Subjekt konstruieren und positionieren zu können.

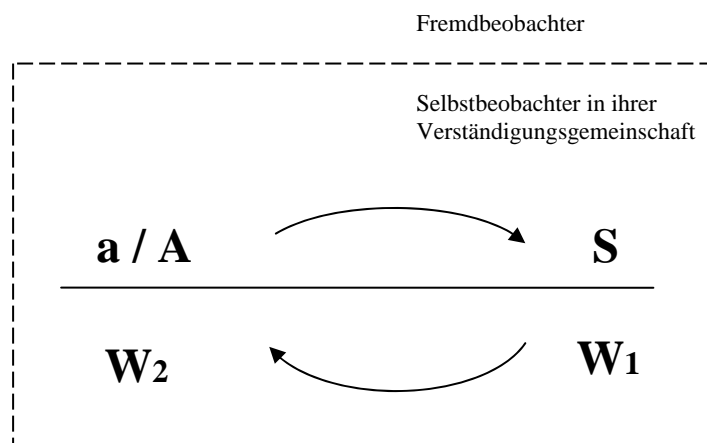
e) Subjekt (S)

Subjekte sind auch Andere, aber als Subjekte sind wir in der Position, die uns auf uns selbst zurückführt. Subjekte definieren sich im Zusammenspiel mit ihrem Umfeld selbst, was allgemein hin als Identitätsentwicklung umschrieben wird.

Nachfolgend werde ich nun dieses hier vorgestellte Modell für den Beziehungsdiskurs anwenden. Der Diskurs der Beziehungswirklichkeit hat als Ausgangspunkt zwar ein Subjekt – es startet jedoch nicht mit dem Selbstbeobachter (S). Für den Selbstbeobachter ist immer der Andere das Subjekt, der (auf gewünschte/erwartete oder auf nicht gewünschte Weise/unerwartet) agiert und auf den er wiederum reagiert. A/a wird in unserem konkreten Beispiel durch die Eltern besetzt. Diese sind wiederum Persönlichkeiten, die sich auf das gegenüberliegende Subjekt (die Tochter) beziehen. Durch die Zirkularität zwischenmenschlicher Beziehungen wird eine „autonome Position“, die sich unabhängig von vorherigen Interaktionen darstellen lässt, unmöglich. Das Subjekt trifft in diesem Konstrukt auf eine Doppeldeutigkeit: Es bezieht sich, indem es in Verbindung mit Anderen tritt, immer auch auf seine Imaginationen über den oder die Anderen. Die Vorstellungen des Subjektes fließen in die Interaktion ein. Imaginationen bleiben solange bestehen, bis der Andere sich tatsächlich zu einem Sachverhalt geäußert hat. Äußert sich der Andere, wechselt er seine Position und ist nun selbst Subjekt.

Ich werde hierzu einmal die mögliche Perspektive einer magersüchtigen Inexpatientin anlegen und ein anderes mal die mögliche Perspektive aus Elternsicht. Diese Vorgehensweise werde ich dann in den folgenden Unterkapiteln zu den entsprechenden Diskursen „Macht“, „Wissen“ und „Unbewusstes“ fortführen.

Im Diskurs der Beziehungswirklichkeit lege ich folgendes Modell zugrunde (nach Reich 1998, Bd. 2, S. 347):



(Schaubild 7: Diskursmodell II)

Dieses Modell erlaubt uns, zuerst einmal aus der Perspektive der Magersüchtigen in der Rolle des Fremdbeobachters folgende Setzungen festzulegen.

Sicht Magersüchtige:

a) Das Bild des Anderen ist eine Imagination des Subjektes: „Meine Schwester wird mehr geliebt als ich und ich fühle mich zurückgesetzt.“

A) Eintreten der Eltern in den Diskurs

S) Die Magersüchtige

W₁) Wahrheit: Die Konstruktion der Magersüchtigen über die Beziehung zu Anderen (Hier: „Ich muss mich mehr anstrengen, um die Liebe meiner Eltern zu verdienen und aus dem Schatten der Schwester hervorzutreten.“)

W₂) Wissen: Anstrengung, Verzicht und Disziplin wird mir die Liebe und Aufmerksamkeit der Eltern letztlich doch noch sichern (Folgen in der Wirklichkeit)

Auf dem Platz des Einen – also auf unserem Ausgangspunkt steht der Andere (a/A). In unserem Beispiel ziehe ich die Eltern als mögliche Andere heran. Das „a“ umfasst Imagination der Magersüchtigen über die Eltern. Da wir uns hier im Diskurs der Beziehungswirklichkeit befinden, greife ich als mögliche Aussage eine heraus, die sich auf die Beziehung zwischen Eltern und Jugendliche bezieht. Nach Stierlin haben magersüchtige Mädchen häufig das Gefühl, von den Eltern zugunsten ihrer Geschwister zurückgesetzt worden zu sein.

„Aus dem Gefühl heraus, nur ambivalent geliebt zu werden, hatte es sich besonders bemüht, den hohen Erwartungen der Eltern zu entsprechen, hatte es sich besonders anhänglich und angepasst, eben als >Musterkind< verhalten. Die Hoffnung aber, dafür schließlich doch den Platz des Lieblings bei dem umworbenen Elternteil einnehmen zu können, wird nun endgültig enttäuscht. So kommt das Mädchen definitiv zu der Überzeugung, dass die Schwester, die sich (in seinen Augen) immer viel weniger anstrengen musste, die sich gleichsam in seinem Windschatten freier und unbeschwerter entfalten konnte, von den Eltern mehr geliebt und geschätzt wird als die Magersüchtige selbst, das den Eltern nunmehr ständig Sorgen und Irritationen bereitende Problemkind (Boscolo und Cecchin 1981).“ (Stierlin 2003, S. 62)

Eine mögliche Aussage für a auf dem Platz des Einen wäre die Imagination der Magersüchtigen: „Meine Schwester wird mehr geliebt als ich und ich fühle mich zurückgesetzt.“

A) beschreibt das Eintreten der Eltern in den Diskurs. „A“ kann aber auch für andere, relevante Personen stehen, zu denen die Hungernde eine emotionale Bindung hat (Freund, Freundin, ein naher Verwandter, ggf. ein Lehrer, etc.)

a) Würden wir diese anderen relevanten Personen auf den Platz des Einen setzen, wäre die mögliche Imagination (symbolisiert durch a) eine andere.

S) Auf dem Platz des Subjektes, welches a/A gegenübersteht, befindet sich, wie wir ja schon wissen, die Magersüchtige selbst.

W₁) Die Wahrheit befindet sich auf dem Platz der Konstruktion. Hier steht die Konstruktion der Magersüchtigen über die Beziehung zu den Eltern (und/oder anderen relevanten Personen). Dies könnte in unserem Beispiel den Glauben implizieren: „Ich muss mich mehr anstrengen, um die Liebe meiner Eltern zu verdienen und aus dem Schatten der Schwester hervorzutreten.“ Wird dies von der Hungernden als ihre Wahrheit wahrgenommen, hat dies Auswirkungen auf Handlungen, die hieraus folgen.

W₂) Auf dem Platz der Wirklichkeit des Subjekts steht das Wissen der Magersüchtigen. Wie bereits erwähnt, steht das Wissen in enger Verbindung zur Wahrheit, die in unserem Beispiel die empfundene Vernachlässigung der Magersüchtigen beschreibt. Dieses vermehrte Anstrengen, die Orientierung nach Leistung und Verzicht können das Festhalten am Hungern fördern, da gerade hier auch erfolgreiche Gewichtsreduktion mit persönlichem Erfolg gleichgesetzt wird. Die Hoffnung, durch diese Art und Weise doch noch die Liebe der Eltern zu erlangen, kann als Gedankenkonstrukt der Magersüchtigen das rigide Umsetzen der eigenen Ziele begünstigen. Dies sind die Handlungsfolgen, die in die Wirklichkeit einfließen. Ich habe dies weiter oben bereits beleuchtet.

Dieses Beispiel geht von der Perspektive der Magersüchtigen aus.

Lassen wir unsere Perspektive nun zirkulieren und nehmen die Eltern als Ausgangspunkt. Das Modell an sich bleibt in seinen Plätzen gleich, es wechseln jedoch die Besetzungen.

Sicht Eltern:

a) Das Bild des Anderen ist eine Imagination des Subjektes, in diesem Falle sind das die Imaginationen der Eltern über ihre Tochter auf der Beziehungsebene: „Wir lieben unsere Kinder gleich und wir machen keine Unterschiede“

A) Markiert das Eintreten der Magersüchtigen in den Diskurs

S) Subjekt als Gegenüber (das/der Andere) wird nun durch die Eltern besetzt

W₁) Wahrheit: Die Konstruktion der Eltern über die Beziehung zur Tochter (hier das Beispiel: Tochter bildet sich das Gefühl der Zurücksetzung oder Vernachlässigung nur ein, wir behandeln unsere Kinder genau gleich.)

W₂) Wissen: Aus Sicht der Eltern erfolgt eine Gleichbehandlung der Kinder, sie erfahren jedoch eine andere Wahrnehmung bei der „kranken“ Tochter (Folgen in der Wirklichkeit, Eintritt des Realen)

Das Modell, wenden wir es auf die Eltern an, setzt andere Interpunktionen: Am Ausgangspunkt steht wieder, so wie im Beispiel zuvor, a/A. Nur dass diese Position nun durch die Magersüchtige selbst besetzt ist. A führt die Magersüchtige in den Diskurs ein. Wir betrachten nun die Imaginationen (a) der Eltern über die Beziehung zu ihrer Tochter. Entgegen der Aussage im vorherigen Modell „Meine Schwester wird mehr geliebt als ich und ich fühle mich zurückgesetzt.“ steht nun auf dem Platz des Anderen, symbolisiert durch „S“ die entgegengesetzte Aussage der Eltern, die möglicherweise lautet: . „Wir lieben unsere Kinder gleich und wir machen keine Unterschiede“, denn nach Stierlin ist – neben anderen Faktoren - der Gerechtigkeitsinn ein Merkmal, welches in Familien mit magersüchtigen Jugendlichen häufig vorkommt:

„Da jeder gleichen Anspruch auf Liebe und Zugehörigkeit hat, darf auch niemand aus der Gesamtgruppe der Familie oder einer ihrer Untergruppen ausgeschlossen oder bevorzugt werden. Gerade in einer derartigen Gerechtigkeitsforderung zeigt sich, wie sehr in diesen Familien bestimmte Widersprüche, Konflikte und Dilemmata vorprogrammiert sind. Denn so wünschenswert und gebieterisch sich den Mitgliedern eine familienweite Gerechtigkeit auch darstellt, so sehr sie diese als Ideal auch verinnerlicht haben, in der Praxis des täglichen Lebens muss es doch immer wieder zu (wechselnden oder anhaltenden) Vorlieben und Benachteiligungen kommen. Diese müssen aber abgestritten, ja aus dem Familienbewusstsein

und –dialog ausgeblendet werden. Das wiederum bedeutet, die Familienmitglieder, besonders die Kinder, sind widersprüchlichen Botschaften ausgesetzt.“ (Stierlin 2003, S. 39)

Der elterliche Standpunkt, der durch „S“ symbolisiert wird, steht demnach konträr zu dem Empfinden der Tochter und diesem unversöhnlich gegenüber. So mag die Magersüchtige die Beziehung zu ihren Eltern als ambivalent empfinden – sie fühlt sich in manchen Situationen benachteiligt, dies wird jedoch im Dialog bestritten. Eine Lösung scheint hier nicht in Sicht zu sein, denn das Empfinden der Magersüchtigen bleibt durch das Bestreiten unberührt und ungeklärt. Das Spannungsverhältnis zwischen a und S wird an diesem Beispiel wieder einmal mehr deutlich.

Auf dem Platz der Wahrheit (W_1) finden wir nun die Konstruktion der Eltern über die Beziehung zu ihrem Kind. Diese mögen sich darauf ausrichten, dass die Tochter sich das Gefühl der Zurücksetzung oder Vernachlässigung nur einbildet. Die Eltern konstruieren eine falsche Wahrnehmung der Tochter, die in ihre Wirklichkeit einfließen.

Das Wissen der Eltern (W_2) steht auch hier mit der von ihnen empfundenen Wahrheit in engem Zusammenhang: Sie möchten eine gleiche Behandlung ihren Kindern gegenüber leben, erfahren jedoch, dass (mindestens) eine Tochter ein anderes Empfinden hat.

Laut Reich lauert im Diskurs der Beziehungswirklichkeit die Gefahr, dass Beobachtungen der Akteure untereinander als Wissen konstruiert wird, welches dann in Form von Ordnungen und Mustern die Wirklichkeit der Beteiligten eng rekonstruiert.

„Dies hängt mit dem Platz der Konstruktion/Produktion zusammen, an dem in jeder Beziehung bestimmte Verständigungen hergestellt werden, über die man sich klar ist, die unbesehen übernommen werden, die Geltung und Gültigkeit haben, die mit anderen Worten die Meisteraussagen oder die symbolische Ordnung in den Mustern einer Beziehung ausmachen. Dies können Einigungen im Sinne von Konventionen, Traditionen usw. über die Muster der Beziehung selbst sein, aber auch alle hierin verwobenen Inhalte, die durch die Beziehungswirklichkeit betroffen sind.“ (Reich 1998, Bd. 2, S. 348)

Konkret bedeutet dies eine Gefahr, dass in den eng gefassten Zuschreibungen, die zwischen Personen bewertend und verhaltenssteuernd einfließen, bestehende Problemspiralen eher aufrecht erhalten werden. Die Gefahr scheint deshalb besonders prominent zu sein, da Menschen gezwungen sind, sich Ausschließungen und Abgrenzungen zu bedienen, um eine Ordnung überhaupt erzeugen zu können. Dies impliziert immer die Gefahr, Dinge, Eigenschaften, Wünsche und/oder Nöte des Gegenübers kaum oder gar nicht wahrzunehmen, da unsere Erwartungen, die wir an Personen knüpfen, Zuschreibungen von Eigenschaften, Wünsche und Bedürfnisse, die wir an die Person herantragen immer auch mit bestimmt, was überhaupt in unsere bewusste Wahrnehmung einfließt.

Darum sitzt die Wahrheit auf dem Platz der Konstruktion. Als wahr wird das empfunden, was in Beziehungen als wahr konstruiert wird, auch wenn die Wahrheit nur für die Dauer der Konstruktion besteht. Aus diesem Grund wird es erklärbar, dass Konstruktionen, die sich auf andere Personen beziehen, auch leicht umschlagen können, wenn etwas nicht Erwartetes in Form des Realen eintritt. Dann ändern sich die Konstruktionen.

„Besonders einengend ist die Position, wenn der Selbstbeobachter den Anderen auf dem Platz des Einen bloß als sein Konstrukt von klein a zulässt und dieses Konstrukt für die ganze Wirklichkeit hält. Damit verkennt er die Unmöglichkeit einer klaren und bestimmenden Beziehungsinteraktion oder –kommunikation von vornherein.“ (Reich 1998, Bd. 2, S. 350)

Der Ansatz des Perspektivenwechsels kann diese Gefahr nicht gänzlich ausschließen, jedoch eindämmen, insofern die Akteure bereit sind, sich für neue Konstruktionen ein Stück weit zu öffnen.

Verlassen wir nun vorübergehend das Modellkonstrukt und gehen an dieser Stelle noch einmal näher auf den Aspekt der Imaginationen im Beziehungsdiskurs ein:

Unsere Imaginationen bestimmen und formen unsere Beziehungen mit, noch bevor wir mit unseren Mitmenschen in Verbindung treten. Dies klingt banal, ist jedoch insoweit von entscheidender Bedeutung, als dass man sich vergegenwärtigen muss, dass sie Wirklichkeit erzeugen. Meine Vorstellungen prägen mein Verhalten, über das ich Beziehungen aufbaue und sind insofern Gestalter unserer Wirklichkeiten, die wir uns konstruktiv erschließen.

Nun sind zwischenmenschliche Interaktionen nicht linear, sondern reziprok. Ich imaginiere demzufolge nicht nur mein Bild von „dem Anderen“, sondern imaginiere auch, welches Bild der Andere wohl von mir mit sich trägt. Auch diese Vorstellung fließt in mein Verhalten ein und äußert sich im Bereich des Symbolischen.

Die nun folgende Tabelle greift diese Thematik in vereinfachter Form auf und versucht zu verdeutlichen, welche Imaginationen in unserem Beispielfall Landmann wohl mit großer Wahrscheinlichkeit vorhanden sein dürften:

| Das symbolische und imaginäre Erleben im familiären Beziehungsgeflecht im Falle Landmann | | |
|--|--|---|
| Das Erleben der Eltern | Das Erleben von Petra | Voraussetzung für Anorexia nervosa |
| Vorleben geltender Werte, die als unantastbar erlebt werden. Hier gelten Werte wie: Zusammenhalt, Gleichheitsprinzip, Harmoniebestreben, Handeln im Sinne Anderer, Zurückstellen eigener Bedürfnisse. | Eigene, individuelle Bestrebungen sollten eher unterdrückt werden, sofern sie nicht im Einklang mit geltenden Familienwerten stehen. Andernfalls „droht“ schlimmstenfalls ein Beziehungsbruch innerhalb der Familie. | Individuelle Wünsche müssen unterdrückt und dürfen nicht ausgelebt werden. |
| Implizite Forderung seitens der Eltern: Geltende Familienwerte sind kompromisslos einzuhalten. | Offene Konfliktlösung ist nicht möglich, andernfalls drohen Sanktionen. | Da offene Konfliktlösung nicht möglich scheint, muss Konflikt „verdeckt“ eingeführt werden. |
| Eltern tragen eigene Vorstellungen, Erwartungen und Hoffnungen an das Kind heran und erwarten dessen Erfüllung. | Elterliche Erwartungen können oder wollen (noch) nicht erfüllt werden. | Angst seitens Petra, die Eltern menschlich zu enttäuschen, weil Delegationen nicht mit eigenen Wünschen oder Fähigkeiten einhergehen. |

(Schaubild 8: Symbolisches und imaginäres Erleben im Beziehungsgefüge)

Muster, die unsere Imaginationen beeinflussen und somit Wirklichkeiten steuern, haben meines Erachtens einen immens großen Einfluss auf Problementstehung und – aufrechterhaltung. Sie wirken mit bei der Konstruktion unseres Welterlebens, unserer zwischenmenschlichen Beziehungen, wirken ein auf Wünsche und Hoffnungen, auf Ängste und Befürchtungen und steuern unsere Wahrnehmung. Kurz: Sie fließen von Anfang an ein in

eine innere Haltung, über die man sich auf die äußere Welt bezieht. Von Anfang an sind wir gezwungen, uns auf die Welt mit ihren vielschichtigen Wirklichkeiten zu beziehen. Werte haben aufgrund ihrer Orientierungsfunktion einen sehr hohen Machtanteil. Jedoch sind Werte keine festen Größen, sie sind wandelbar und formen sich in Abhängigkeit mit Umwelten und durch Interaktionen mit Anderen. Wir als Individuen sind gezwungen, uns einerseits immer auch bewertend auf unsere Umwelt zu beziehen und diese Bewertungen ggf. neu zu überprüfen.

Von entscheidender Bedeutung ist für mich die von Stierlin u.a. vertretende Theorie, dass bei Familien mit einem magersüchtigen Mitglied sehr häufig von wertebehafteten Mustern wie Bindung und Harmoniebestreben, von Opferbereitschaft und von Ambivalenzlosigkeit die Rede ist. Hierin scheinen sich viele (wenn auch bei weitem nicht alle Familien) Familien mit Magersucht zu gleichen. Dies sind jedoch nicht die einzigen Wertekriterien, die in Familien mit Magersucht wirken, sie können jedoch meiner Ansicht nach einen „Wertekern“ bilden, der sich in einigen Magersuchtsfamilien findet. Wenn Werte einen so hohen Einfluss auf unsere innere Haltung, auf unser Denken und Handeln ausüben und diese genannten Basiswerte in vielen Magersuchtsfamilien eine große Rolle spielen (vgl. u.a. Stierlin, Selvini-Palazzoli, Bruch), dann liegt es nahe, dass diese Werte bei der Lösungsfindung aus dem Magersuchtsdilemma einen entscheidenden Anteil haben dürften.

Obwohl Muster an sich keine festen Größen darstellen, so wird dies vom Einzelnen jedoch meist anders empfunden. Werte werden meist nicht hinterfragt, da sie als eindeutig erlebt werden. So scheint es auf jeden Fall „richtig“ zu sein, eigene Bedürfnisse im Sinne der Allgemeinheit zurückzustellen. So ist es zweifelsohne „besser“, wenn eine Familie sich im harmonischen Einklang bewegt, als offen in Konfrontation zu gehen. So gilt Opferbereitschaft im Rahmen vieler familiärer Verständigungsgemeinschaften im Allgemeinen als etwas Positives.

An dieser Stelle sei noch einmal eines deutlich hervorgehoben: Meiner Ansicht nach verursacht nicht das einzelne Wertekriterium an sich Konflikte, die sich zu einem massiven Problem manifestieren können – es ist die Ausschließlichkeit, mit der ein bestimmter Wert sich in Form eines Musters zeigt. Eine daraus resultierende Starre, mit der in manchen Familien bestimmte Bewertungen durchgesetzt werden, lässt ein neues Austarieren nicht zu und erschwert eine Anpassung an veränderte Umstände (wie bspw. das Eintreten neuer Bedürfnisse und Herausforderungen für die Familie, wenn die Pubertät eintritt).

„Richtig versus falsch“ und „berechtigt versus unberechtigt“ werden oft dichotomisiert. Im Ich-Ideal werden Leistung, Perfektion, Selbstkontrolle und Autonomie betont. Die angestrebte Stärke besteht vor allem darin, Bedürfnissen nicht einfach nachzugeben. Selbstkontrolle und Autonomie stehen als Ideal im Gegensatz zu den Forderungen nach Harmonie, Aufopferung und Verbundenheit.“ (Reich 2003, S. 26f.)

Nicht alle Werte und Handlungsmuster können immer auf sich verändernde äußere (und innere) Rahmenbedingungen passen. Manche Lebensphasen fordern ein neues Einstellen auf sich wandelnde Situationen. Wenn bspw. das Gebot der Harmonie im familiären Rahmen nicht anfechtbar ist, da das Harmonieprinzip als ausnahmslos richtig gilt, dann wird gerade in Lebensphasen, in denen Ablösebestrebungen eine entscheidende Rolle spielen, das Prinzip der Harmonie zwangsläufig zum Problem. Die Folge sind Konflikte, die vom Einzelnen unter Umständen als ausweglos betrachtet werden und einen immensen Leidensdruck erzeugen.

Wenn nun diese Ausschließlichkeit dazu führt, ein Problem entstehen zu lassen und weiterhin zu stabilisieren, so muss ein Weg aus dem Problem heraus darin bestehen, diese Ausschließlichkeit „aufzuweichen“. Dieses Aufweichen kann jedoch nur gelingen, wenn wir

hier in der Logik der Familienwerte bleiben und eben diesen „weiche Kriterien“ zuschreiben, um die Ausschließlichkeit des eindeutig empfundenen „So seins“ anzufechten.

Wir blicken nun aus der Rolle des Beobachters auf die drei von mir ausgewählten Basiswerte (die zwar auch nur ein begrenztes Konstrukt eines Beobachters (in diesem Falle meiner Person) darstellen, im therapeutischen Kontext jedoch eine neue Blickrichtung eröffnen können) und stellen jeweils einen positiv bewerteten und einen negativ bewerteten Aspekt dar, der sich auf den Beziehungsdiskurs bezieht. Die positiven und negativen Aspekte werden aus der Sicht eines Beobachters – hier aus meiner der Sicht als Therapeutin – dargestellt. Diese „Schattenaspekte“ der Wertkonstrukte im Beziehungsdiskurs sind in der Regel nicht im Bewusstsein der Familie vorhanden. Damit ist gemeint, dass die negativen Wirkungen der empfundenen positiven Werte, oftmals nicht bewusst sind und im Verborgenen wirken. Dadurch wirken sie unterschwellig im Familiensystem und verhindern eine Heilung, weil die Ebene, auf der sich das Problemkonstrukt vollzieht, unangetastet bleibt.

Im Folgenden werde ich ergänzend zum Modellkonstrukt aus den Mustern und Wertkonstrukten der Familie Landmann „Bindung und Harmoniebestreben“, „Opferbereitschaft“ und „Ambivalenzlosigkeit“ einen von der Familie empfundenen positiven Aspekt ableiten und diesem einen „unerwünschten Nebeneffekt“ gegenüberstellen, der in Konflikt mit anderen Werten steht, die unserer Beispielfamilie Landmann als Orientierung dienen. Familie Landmann steht hier stellvertretend für viele Magersuchtsfamilien, die sich in vielen Fällen durch eine starke Bindung, eine hohe Opferbereitschaft und Ambivalenzlosigkeit auszeichnen. Wir sehen, dass es zu einem Spannungsverhältnis innerhalb der hier vertretenden Werte kommt.

Demnach scheint es so zu sein, dass kein einziger Wert sich als „rein“ erweist und entweder immer in der einen oder anderen Form mit anderen Werten kollidiert, die von Magersuchtsfamilien ebenfalls propagiert werden, oder in sich selbst widersprüchlich sind.

Dieses Spannungsverhältnis, welches sich im Rahmen familieninterner Werte offenbart, wird nach meiner Auffassung von den Familien jedoch nicht bewusst als Brüchigkeit zugrundeliegender Werte wahrgenommen. Genau hier jedoch zeigt sich meines Erachtens ein Anknüpfungspunkt für therapeutische Prozesse, die sich unter anderem der Aufgabe verschrieben haben, Unbewusstes ins Bewusstsein zu holen.

| Spannungsverhältnis der Muster bestimmter Werte im Beziehungsdiskurs | |
|---|---|
| Bindung und Harmoniebestreben als positives Erleben der Magersüchtigen im Beziehungsdiskurs | Bindung und Harmoniebestreben als negatives Erleben der Familie im Beziehungsdiskurs |
| Sicherung von Bindungsstrukturen, wenn eigene Wünsche und Bestrebungen im Sinne der Anderen zurückgestellt werden. Solange dies geschieht, kann sich Petra elterlicher Zuwendung sicher sein. | Eigene Wünsche und Bestrebungen von Petra werden zugunsten des geltenden Harmoniebestrebens nicht offengelegt, sind jedoch trotzdem vorhanden. Sie zeigen sich daher verdeckt und gefährden „echte“ Harmonie, indem sich von Petra empfundene Spannungen indirekt zeigen. |

(Schaubild 9: Wertespannung im Beziehungsdiskurs I)

Indem eigene Wünsche und Bestrebungen zum Wohle der Anderen zurückgestellt werden, ist auf Dauer „echte“ Harmonie gefährdet. Empfundene Konflikte oder Spannungen - sofern sie

als massiv erlebt werden – lösen sich in der Regel nicht einfach auf. Sie suchen sich einen anderen Weg, um sich Ausdruck zu verschaffen. Unter dem Deckmäntelchen der Harmonie brodeln belastende Emotionen, die sich umso schwerer lösen lassen, je kompromissloser die nach außen hin propagierte Harmonie gelebt wird. Harmonie ist somit nicht mehr stimmig, dies wird jedoch nicht offen zugegeben.

„In dem Maße jedoch, in dem Konflikte und Gegensätze nicht offen benannt und ausgetragen werden können, werden aufgestaute Aggressionen hinter der nach außen gezeigten Friedfertigkeit verstärkt rumoren. Sie laufen, wie es Petra Landmann formulierte, „hintenherum“. Dagegen bedarf es familienweiter Reaktionsbildungen, das heißt, es kommt zu noch mehr forcierten Harmoniebestrebungen und zu noch mehr Überfürsorglichkeit. Das bedeutet aber auch: das System „Bindungsfamilie“ muss sich noch stärker gegen jede drohende Veränderung [...] abschotten. Also noch festeres Zusammenhalten, noch mehr Bindung, noch mehr Verstrickung, noch mehr Beharren, etc.“ (Stierlin 2003, S. 46 f.)

So oder so ist Harmonie gefährdet beziehungsweise nicht mehr wirklich vorhanden. Sämtliche Bestrebungen, Harmonie letztlich doch noch zu erzeugen, laufen ins Leere, weil hier eine Spirale entsteht, in der mehr Bestrebungen auf der einen Seite ein Mehr an Gegenbestrebungen auf der anderen Seite auslösen. Harmonie ist demnach nicht mehr möglich, allenfalls eine „Scheinharmonie“, die etwas vortäuscht, was jedoch nicht wirklich vorhanden ist.

Betrachten wir den Wert der Opferbereitschaft und schauen hier, welche gewünschten und unerwünschten Wirkungen sich im familiären Beziehungsgeflecht zeigen:

| Spannungsverhältnis der Muster bestimmter Werte im Beziehungsdiskurs | |
|--|--|
| Opferbereitschaft als positives Erleben der Magersüchtigen im Beziehungsdiskurs | Opferbereitschaft als negatives Erleben der Magersüchtigen im Beziehungsdiskurs |
| Das Familienmitglied erlangt Anerkennung durch Verzicht zum Wohle der Anderen. Solange eigene Wünsche und Bedürfnisse im Sinne der Anderen zurückgestellt werden, ist Anerkennung seitens der Familie gesichert. | Je stärker die Opferbereitschaft gefordert ist, je mehr eigene Wünsche und Bestrebungen zum Wohle der Anderen negiert werden, umso höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass das eigene Wohlbefinden auf Dauer eingeschränkt wird. Die Entwicklung und Wahrnehmung eigener Impulse geht mit dem Risiko einher, die familiäre Zuwendung zu verlieren. Die Entfaltung einer eigenständigen Persönlichkeit wird erschwert. Dies wiederum korreliert mit dem Anspruch anderer Familienmitglieder, die wiederum das Bestreben haben, eigene Wünsche hinter denen anderer Familienmitglieder zurückzustellen. |

(Schaubild 10: Wertespannung im Beziehungsdiskurs II)

Je mehr ein Familienmitglied eigene Wünsche und Bedürfnisse auf Dauer zum Wohle der Anderen zurückstellen muss, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass gerade im Pubertätsalter die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit stark beeinträchtigt wird. Da der

Weg der offenen Aussprache jedoch versperrt scheint, herrscht in der Regel wenig Transparenz im Rahmen der Familie.

Doch auch dieser Wert wird bei näherer Betrachtung ad absurdum geführt. Da der Familiencodex, eigene Wünsche im Sinne der Anderen zurückzustellen, gleichermaßen für alle gilt, entsteht hier eine Schiefelage. Dadurch, dass Konflikte verdeckt gehalten werden, können andere Familienmitglieder nicht darauf reagieren. Nehmen wir die Beobachterperspektive aus Sicht der Magersüchtigen ein, könnten wir argumentieren, dass sie deshalb Konflikte verdeckt hält, weil der Familiencodex dies so vorgibt. Handelt sie also im Rahmen dieses Familiencodex', so handelt sie in gewissem Sinne demnach auch zum Wohle der Familie.

Wechseln wir nun die Perspektive und schauen aus Sicht der restlichen Familienmitglieder, so gibt es hier mindestens zwei Möglichkeiten aus der Sicht der Anderen: Entweder wird durch das allgemeine Bestreben, Konflikte nicht offen zu legen, „Scheinharmonie“ (siehe oben) erzeugt, was bedeuten würde, dass das Leid der Indexpatientin den Familienmitgliedern nicht bewusst ist. In diesem Falle dürften sämtliche Bestrebungen stattfinden, den nach außen als konfliktarm empfundenen Zustand beizubehalten, da dies im Interesse des Familiencodex wäre.

Die andere Möglichkeit, das Erleben der Familie zu beschreiben, besteht darin, Konflikte zwar wahrzunehmen, diese jedoch gezielt verdeckt zu halten und aktiv zu versuchen, diese nicht an die Oberfläche kommen zu lassen. Die Indexpatientin mag in einem solchen Fall versuchen, Belastendes offen zu kommunizieren, dieser Versuch wird jedoch von den anderen Mitgliedern (in der Regel seitens der Eltern) unterbunden.

In beiden Fällen werden bestehende Konflikte nicht gelöst (wie im Falle der scheinbaren Harmonie). Bestrebungen der magersüchtigen Patientin, sich von der Familie zu lösen und Autonomie zu entwickeln, werden demnach massiv erschwert.

„In solcher Verklärung von Familienzusammenhalt, Opferbereitschaft und Verzicht auf eigene Bedürfnisse zeigt sich, das wird sofort deutlich, eine Bindungsdynamik, die fällige Ablösungs- und Individuationsschritte, also die familienweite Ko-Individuation und Ko-Evolution erschweren muss. Mit Opferbereitschaft, Betonung des Familienwohles und Verzicht auf die Befriedigung individueller Bedürfnisse verbindet sich häufig eine ausgeprägte Impulskontrolle [...] Man muss Gefühle aller Art im Zaum halten, muss sich immer freundlich und kontrolliert zeigen, muss insbesondere feindselige und böse (verletzende, beleidigende, abwertende, wütende, neidische) Gefühle oder Einstellungen unterdrücken. [...] Das bedeutet in der Regel Anpassung an die Normen der Umgebung, bedeutet Konformismus, bedeutet die Bereitschaft, mit starken Scham- und Schuldgefühlen zu reagieren, wenn man von diesen Normen abweicht oder abweichen möchte.“ (Stierlin 2003, S. 38)

| Spannungsverhältnis der Muster bestimmter Werte im Beziehungsdiskurs | |
|---|--|
| Ambivalenzlosigkeit als positives Erleben im Beziehungsdiskurs | Ambivalenzlosigkeit als negatives Erleben im Beziehungsdiskurs |
| Durch Geradlinigkeit, Disziplin und Kompromisslosigkeit im Durchführen zugrundeliegender Werte erhält man Orientierung, Sicherheit, Anerkennung und Respekt. Auch in schwierigen Situationen kann man „sicher sein“, das „Richtige“ zu tun. | Die Sicherheit auf der einen Seite fordert eine Starre im Denken und Erleben, die es nicht erlaubt, auf sich ändernde Umstände auf eine Weise zu reagieren, die ein neues Ausloten bestehender Werte zulässt. Die Folge ist ein Konflikt, der nicht offen gelöst wird. |

(Schaubild 11: Wertespannung im Beziehungsdiskurs III)

Tritt eine Situation ein, die von der Familie als belastend erlebt wird (zeigt bspw. die Jugendliche offen Ablösebestrebungen und orientiert sich naturgemäß eher außerfamiliär), so ist das Muster des Familienzusammenhalts eher ein Hindernis, wenn man diesen absolut betrachtet. Da diese Werte jedoch nicht „mitwachsen“ dürfen und in ihrer Starre verharren, stellen sie sich verändernden Lebensbedingungen entgegen und bestehen als „feste Größen“ weiter. Die Folge ist eine Nicht-Passung zwischen dem Erleben des Imaginären und dem Eintreten des Realen. Imaginär wird die Unanfechtbarkeit des bestehenden Wertes gedacht, der von allen Familien angestrebt werden sollte. Das Reale führt jedoch Konflikte ein in Form aufkommender Ablösebestrebungen und Abgrenzungswünsche, die zum Ausdruck bringen, dass eine neue Entwicklungsstufe der Jugendlichen erreicht wurde. Versperren familieninterne Werte und Handlungsmuster den Weg, diesen Entwicklungsschritt zu begleiten, entsteht eine Nicht-Passung von imaginiertem Sollen (Aus Sicht der Eltern: Ablösung wird als Bedrohung erlebt, Bindung muss verstärkt werden) und dem realen Zustand von Wollen (aus Sicht der Jugendlichen: Ablösung wird angestrebt, um eigene Persönlichkeit entfalten zu können). Hier kommt es zu einem Spannungsverhältnis, was ebenfalls nicht offen gelöst werden kann und nach einem Ausweg sucht.

Im Rahmen der hier vorgestellten Spannungsverhältnisse sind Konflikte die Folge, die auf den ersten Blick nicht lösbar erscheinen. Eine Lösung scheint nur dann in Sicht, wenn diese sich einerseits im Einklang mit geltenden Familienwerten befindet und andererseits den Bedürfnissen bestehender Entwicklungs- und Erlebensprozesse zuwendet. Beide Aspekte schließen sich insofern aus, als dass sie Gegensätze darstellen, die als unvereinbar gelten.

Das Konstrukt der Magersucht greift diese Gegensätze auf und vereint beide Seiten des hier empfundenen Spannungsverhältnisses. Die folgende Tabelle mag dies noch einmal abschließend verdeutlichen und uns vor Augen führen, welche Kontexte im familiären Umfeld eine günstige Voraussetzung für Magersucht schaffen. Erst vor einem solchen Hintergrund scheint dieses Krankheitsbild Sinn zu erzeugen.

Ich spreche hier von einer *möglichen Imagination* beziehungsweise von einem *möglichen Erleben* des Realen, da uns von unserem Standpunkt als Beobachter kein direkter Zugang zur Überprüfung unserer Wirklichkeitskonstruktion zur Verfügung steht. Handeln wir jedoch im Rahmen eines therapeutischen Kontextes, so können wir (so *müssen* wir) unsere Thesen als Therapeuten mit den Klienten abgleichen. In Teil 4 werde ich auf diesen Aspekt näher eingehen, an dieser Stelle sei nur nochmals darauf hingewiesen, dass wir als Therapeuten ebenfalls nur in den Begrenzungen unserer Konstruktionen denken und handeln.

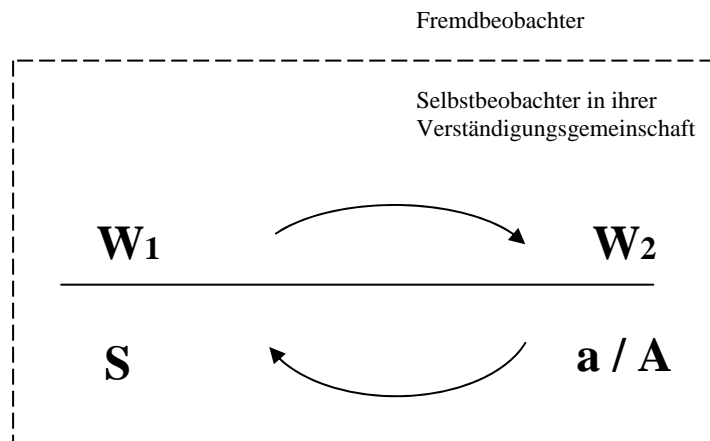
| Eine mögliche imaginäre und reale Verflechtung im Beziehungsdiskurs als Voraussetzung der Anorexia nervosa aus Sicht der Indexpatientin | |
|---|---|
| Mögliche Imagination der Indexpatientin | Das mögliche Erleben des Realen aus Sicht der Indexpatientin |
| Bindung und Harmoniebestrebung kann/darf nicht gefährdet werden, da dies von allen Familienmitgliedern als Bedrohung erlebt wird. Die Folge bei offenen Ablösebestrebungen wären Scham- und Schuldgefühle, da hier gegen das Familiencredo verstoßen würde. | Es besteht der Wunsch nach Abgrenzung von der Familie, da nur hierdurch Autonomie erlebt werden kann. Die Positionierung der eigenen Persönlichkeit geschieht durch Negation. Hier werden eigene Bestrebungen deutlich. Bindung wird gesichert, indem Krankheit als etwas Verbindendes erlebt wird (dem Kranken wird mehr Zuwendung entgegengebracht) und Abgrenzung wird erlebt, indem die Verweigerung der Nahrungsaufnahme täglich neu die eigene Position bestätigt. |
| Opferbereitschaft wird gleichgesetzt mit der Idee eines „guten Menschen“. Indem zum Wohle der Anderen gehandelt wird, bewegt man sich auf der moralisch sicheren Seite. | Durch das rigide Befolgen der hier zugrunde liegenden Verzichtsideologie bis hin zur Absurdität in Form des extremen Hungerns kann gerade hierdurch Autonomie und Ablösung täglich neu erfahren werden. |
| Ambivalenz wird mit „Unbeständigkeit“ gleichgesetzt, was die Idee von einem „characterschwachen Menschen“ einschließt. Ein geradliniges Denken und Handeln vermittelt einerseits Sicherheit und geschieht im Sinne der Idee, dass dies Charakterstärke ausdrückt. | Die Starrheit der Werte wirft Probleme auf, da sie sich verändernden Entwicklungsprozessen nicht anpassen. Wird die Ambivalenzlosigkeit jedoch auf die Spitze getrieben, gilt auch hier, dass Abgrenzungen und Autonomie real erscheinen. |

(Schaubild 12: Verflechtung im Beziehungsdiskurs aus Patientensicht)

2.2.2 Der Einflussfaktor normativer Werte bei Magersucht aus der Perspektive des interaktionistischen Machtdiskurses

Im vorherigen Teil habe ich mich mit dem Diskurs der Beziehungswirklichkeit auseinandergesetzt. Ich habe Plätze und Besetzungen zirkulieren lassen (einmal aus Sicht der Magersüchtigen, ein anderes Mal aus Sicht der Eltern), um unsere Konstruktionen im familiären Beziehungsgeflecht in Bezug auf den Beispielfall Magersucht zu erweitern.

Betrachten wir jetzt einmal das Modell des Machtdiskurses (nach Reich 1998, S. 332):



(Schaubild 13: Diskursmodell III)

Bevor wir die Plätze durch das konkrete Beispiel der Magersucht besetzen, vergegenwärtigen wir uns, welche Plätze Reich welchen Belegungen im Diskurs der Macht (beziehungsweise Diskurs des Herrn) zuordnet:

Ausgangspunkt für die Beobachtung des Machtdiskurses ist die (vermeintliche) Wahrheit (W_1). In früheren Herrschaftssystemen war es kennzeichnend, dass Wahrheit unmittelbar mit Macht verbunden war. Der Diskurs der Macht wird daher auch als Diskurs des Herrn bezeichnet. Im Rahmen meiner Arbeit möchte ich mich weniger auf „Herrendiskurse“ im allgemeinen beziehen. Ich möchte mich eher mit dem Aspekt von Macht auseinandersetzen, der nicht nur im Rahmen von Herrschaftssystemen eine entscheidende Rolle spielt, sondern ebenfalls im Kontext von familiären Interessen und Verbänden. Aus diesem Grund ziehe ich die Begrifflichkeit „Machtdiskurs“ dem des „Herrendiskurs“ im Kontext meiner Arbeit vor. Diese Begrifflichkeit scheint mir hier treffender zu sein. Innerhalb sozialer Verbände ist der Begriff der Macht nicht wegzudenken, ob es sich um Beziehungen am Arbeitsplatz, um familiäre Bindungen oder andere soziale Bezüge handelt.

Innerhalb dieses Systems gibt es ein Zentrum, auf welches sich soziales Handeln ausrichtet. In diesem Zentrum sitzt eine Instanz, die unangefochten große Wahrheiten verkündet, denen sich die soziale Gemeinschaft unterwirft. Hier geht es weniger um die Inhalte dessen, was verkündet wird, entscheidender ist die machtvolle Herkunft des Wissens, mit dem Herrschaft erzeugt wird.

„[...] W_1 symbolisiert, dass der Platz des Einen durch einen In-Begriff von Macht, Souveränität, Autorität usw. besetzt ist, der auf alles weitere bestimmend wirkt.“ (Reich 1998, Bd. 2, S. 333)

Gegenüber W_1 befindet sich auf dem Platz des/der Anderen das Wissen (W_2), denn nach Reich setzt der Diskurs des Herrn voraus, dass die Wahrheit das Wissen argumentativ beherrscht.

„In weltlicher Hinsicht radikalisiert sich dies meist auf einfache Botschaften der Rechte der Stärkeren, die als Wissen aufzutreten meinen: Rassismus, Vererbungslehren, heimliche Anthropologien usw. sind besonders geeignet, den Zweck zu verfolgen, das Wissen von Meisterlehren her beherrschbar zu machen.“ (Reich 1998, Bd. 2, S. 334)

Auf dem Platz der Konstruktion befindet sich der Wunsch des Machthabers, seine Position zu halten oder zu erweitern, was durch a symbolisch dargestellt wird, denn a steht für das

imaginäre Begehren, wie wir weiter oben bereits gesehen haben. Der Platz der Konstruktion ist hier durch Wünsche und Interessen des Machthabers besetzt. A symbolisiert Andere, die in Abhängigkeit des Herrn stehen. Das Subjekt selbst steht auf dem Platz der Wirklichkeit, denn es ist das Subjekt, was als Machthaber konstruiert wird.

Ich werde nun versuchen, das oben vorgestellte Modell am Beispiel der Magersucht aus Sicht der Hungernden anzuwenden. Ich schreibe mögliche Aussagen einer Magersüchtigen den Plätzen und Besetzungen auf folgende Weise zu.

Sicht Magersüchtige:

W₁) Aussage zur Wahrheit: „Es geschieht euch ganz recht, dass ich mir nicht helfen lasse“

W₂) „Die Eltern mögen mich durch ihre Fürsorglichkeit noch so sehr unter Druck setzen und zu lenken versuchen, ich selbst komme ihnen darin zuvor, indem ich das Essen verweigere“

a) Ich bin stärker als Ihr, ich halte den Kampf gegen Fremdbestimmung durch

A) Der Platz der Eltern

S) Die Wirklichkeit wird immer wieder neu im Sinne des Konstruktes Magersucht erschaffen und hierdurch wird die „Mächtigkeit“ der Jugendlichen – bewusst oder unbewusst - deutlich

Die Machtposition einer Magersüchtigen ist eine andere als die Position eines Machthabers oder des Herrn. Während der Machthaber sich über vermeintliches Mehr-Wissen oder gesellschaftlichen Einfluss seine Machtposition gegenüber „Untergebenen“ legitimiert, so wirkt die Macht einer Magersüchtigen eher verdeckt als offen und weniger über Wissenskonstrukte. Während die Position eines Machthabers bewusst geplant und gezielt gesteuert wird, verhält es sich bei der Magersucht oft anders. Sowohl die Magersüchtigen selbst als auch die anderen Akteure im System fühlen sich meist hilflos und ohnmächtig. Macht ist demnach etwas, was eher den anderen Akteuren als der eigenen Person zugeschrieben wird. Die eigene Ohnmacht kann zu Imaginationen der Macht anderer Personen führen, die sich dann in Form von Imaginationen zeigt. So mag die Magersüchtige ihren Eltern imaginär eine machtvolle Position zuschreiben, der sie sich schwer zu entziehen vermag. Ggf. fühlt sich die Hungernde durch die imaginierte mächtige Position ihrer Eltern in ihrer Autonomie bedroht. Den Begriff „mächtig“ fasse ich in diesem Zusammenhang weniger als eine Form autoritären Auftretens auf. Die Mächtigkeit von Eltern Magersüchtiger kann sich darin äußern, dass Werte, die im Rahmen der Familie vorgelebt werden und die nicht hinterfragt werden dürfen, in erster Linie durch die Eltern repräsentiert werden. Bspw. stehen hier elterliche Bindungsbestrebungen den Ablöseversuchen der Heranwachsenden entgegen. Im Bereich der Imaginationen der Magersüchtigen wären auch die Vorstellungen verankert, dass Autonomiebestrebungen durch die massive Essensverweigerung (indem man eben *nicht* tut, was die Eltern wollen) umgesetzt werden können, ohne die Bindung zu den Eltern zu gefährden.

Doch schauen wir einmal genauer, welche Positionen sich wie an diesem Beispiel besetzen lassen:

W₁) Auf dem Platz der Wahrheit kann also nicht, wie oben am allgemeinen Beispiel des Machthabers dargestellt, eine Selbstbehauptung stehen, die die eigene Macht definiert. Genau das Gegenteil ist hier der Fall. Der Platz der Wahrheit müsste aus meiner Sicht demnach eher

mit der Behauptung einer Magersüchtigen „Es geschieht euch ganz recht, dass ich mir nicht helfen lasse“ (Stierlin, 2003, S. 63). In diesem Satz äußert sich eine bestimmte Form einer Rachedynamik, in der Trotz und Frustrationen den Machtkampf anheizen. Wir setzen demnach diese Aussage auf den Platz der Wahrheit (W_1).

W_2) Gegenüber der Wahrheit steht das Wissen (W_2). Mitunter wird die Diagnose Magersucht von den Mädchen selbst nicht anerkannt. Sie fühlen sich unverstanden, in ihren Leistungen nicht gewürdigt und mitunter auch vernachlässigt. „Ich war mit 18 Jahren hübscher als meine Schwester, hatte ein glänzendes Abitur und war lediglich ärztlich gesehen zu dünn. Es hat mich extrem enttäuscht, als <krank> angesehen zu werden, und fast ganz entmutigt halte ich mein Rachebedürfnis wach, da ich es wichtig finde, nicht aufzugeben, <gegen> Familie, Medikamente, Ärzte...“ (ebd.). Auf dem Platz des Wissens steht demnach nicht zwingend das Erkennen einer Krankheit, einer „Störung“ beziehungsweise das daraus resultierende Bewusstsein, sich besser helfen zu lassen. Doch wie können wir den Platz des Wissens besetzen? Die Magersüchtige in dem hier vorgestellten Beispiel weiß um die Verzweiflung ihrer Eltern, weiß um ihre Macht, die sie auf Personen ausübt, die ihr nahe stehen. Sie weiß um einen zwischenmenschlichen Konflikt, den sie mit ihrer Methode, der Magersucht bekämpft. Gegenüber der Position des Einen, der die Aussage eines Machtkampfes beinhaltet „Es geschieht euch ganz recht, dass ich mir nicht helfen lasse“, steht die Aussage „Die Eltern mögen mich durch ihre Fürsorglichkeit noch so sehr unter Druck setzen und zu lenken versuchen, ich selbst komme ihnen darin zuvor, indem ich das Essen verweigere“ (ebd.) Hierin liegt das „Wissen“ um die eigene Macht verborgen.

a) Auf dem Platz der Konstruktion findet sich der Wunsch der Magersüchtigen (a), weiter zu hungern, um dadurch imaginär den Kampf gegen die empfundene Macht der Eltern weiterzuführen. Magersüchtige Mädchen verfügen häufig über ein extremes Durchhaltevermögen, was mit Stärke und Macht imaginär gleichgesetzt wird. Der Beginn der Essensaufnahme würde einem persönlichen Scheitern gleichkommen.

A) Die Eltern werden in unserem Modell durch A symbolisiert.

S) Auf dem Platz des Subjekts steht die Magersüchtige selbst, die sich durch ihre Imaginationen und Konstruktionen ihren „Status der Magersucht“ aufrechterhält, was durch konkrete Handlungen (Essensverweigerung) auf dem Platz der Wirklichkeit symbolisch manifestiert. Hierdurch wird die Macht der Jugendlichen durch sie selber – sei es bewusst oder auch unbewusst – gestaltet.

Gegenüber dem hier entworfenen Modell, was sich auf die Sicht der Magersüchtigen fokussiert hat, möchte ich an dieser Stelle analog zum Diskurs der Beziehungswirklichkeit die Sicht der Eltern im Machtdiskurs gegenüberstellen und die Positionen neu besetzen:

W_1) Aussage zur Wahrheit: „Du musst endlich etwas essen“

W_2) Unser Kind ist krank und droht zu sterben

a) Wir müssen unser Kind im Kampf gegen die Krankheit unterstützen, indem wir versuchen, sie zum Essen zu bringen

A) Der Platz der Jugendlichen

S) Auf dem Platz der Wirklichkeit stehen nun die Eltern als Subjekt. Diese erleben ihre eigene Machtlosigkeit, sind hilflos und ängstlich, was durch den Einbruch des Realen (das Kind isst nicht trotz aller elterlicher Bemühungen) täglich neu als Wirklichkeit in Erscheinung tritt.

Das Modell aus Elternsicht im Machtdiskurs verhält sich komplementär zu dem der Jugendlichen.

Sicht Eltern:

W₁) Auf dem Platz der Wahrheit steht die Aussage „Du musst endlich etwas essen“. Diese Aussage besteht in Abhängigkeit zum oberen Modell, das durch die Aussage der Jugendlichen: „Es geschieht euch ganz recht, dass ich mir nicht helfen lasse“ besetzt ist. Beide Positionen (Position der Jugendlichen und Position der Eltern) werden also aus ihrer jeweiligen Sicht über ihre Aussagen auf den Platz der Wahrheit gesetzt.

W₂) Gegenüber dem Platz der Wahrheit steht auf dem Platz des Wissens das vermeintliche Wissen der Eltern: „Unser Kind ist krank und droht zu sterben“. Bei vielen jungen Mädchen, die schon länger unter Magersucht leiden, ist ab einem gewissen Zeitpunkt das Leben bedroht, was die elterliche Sorge nur noch mehr herausfordert. Diese Aussage steht wieder komplementär zu der des Kindes: „Die Eltern mögen mich durch ihre Fürsorglichkeit noch so sehr unter Druck setzen und zu lenken versuchen, ich selbst komme ihnen darin zuvor, indem ich das Essen verweigere.“

a) Die Eltern imaginieren – symbolisch mit a dargestellt – eine Unterstützung der Jugendlichen über Fürsorglichkeit, gutes Zureden, etc...diese Imagination steht der Imagination der Jugendlichen gegenüber: „Ich bin stärker als Ihr, ich halte den Kampf gegen Fremdbestimmung durch“, was sich ebenfalls komplementär aufeinander bezieht.

A) wird durch die Jugendliche selbst symbolisiert

S) Der Platz der Wirklichkeit ist durch die Subjekte der Eltern besetzt, die täglich wieder neu ihr eigenes Scheitern in dem Bemühen, ihr Kind zu unterstützen, erleben.

Welche Rolle mag Macht in einer Familie einnehmen, die sich stark in einem Bindungsmuster mit entsprechenden Werten verhaftet sieht? Ich habe weiter oben beleuchtet, dass Familien, in denen Magersucht auftritt, nach Stierlin u. a. häufig stark von Werten des Zusammenhalts, der Verbundenheit und Einigkeit gesteuert werden. Darüber hinaus habe ich das Phänomen beleuchtet, dass diese Familien oftmals ganz rigide die vorhandenen Vorstellungen vertreten und dass hierdurch wenig Raum für Ambivalenz und offenen Zweifel bleibt. Kritisches Überdenken vorhandener Werte und Glaubenssätze stellt eine Bedrohung dar. Das rigide Befolgen einmal feststehender Werte vermittelt Sicherheit und bietet Orientierung. Ein Hinterfragen zwingt zur Auseinandersetzung und zieht ggf. ein Umdenken nach sich. Dem Offenbleiben für neue Denkansätze muss die Bereitschaft vorausgehen, sich einlassen zu können auf neue Erkenntnisse, auf die Möglichkeit, zuvor Dinge „falsch“ bewertet zu haben oder auf die Erkenntnis, dass sich zuvor „gute“ Werte in neuen Lebenssituationen als eher hinderlich erweisen, wenn sich die Lebensumstände geändert haben. Werte werden in der Regel als feste Größen empfunden. Werte werden normalerweise nicht grundsätzlich hinterfragt. Werte werden in ihrer Gültigkeit als dem Menschen übergeordnet erlebt. Eine Bereitschaft der Auseinandersetzung und des Hinterfragens von Orientierungen, die als selbstverständlich erlebt werden, in die Familien „hineinwachsen“, deren Wichtigkeit ggf. über Generationen hinweg übermittelt wurden, ist schwer zu erwerben. Sie erfordert ein

Höchstmaß an Reflexion und Mut, sich auf neue Sichtweisen einzulassen. Sie fordert einen hohen Preis: Diese Bereitschaft wird mit dem Gefühl bezahlt, niemals wirklich sicher sein zu können. Prinzipiell offen zu bleiben für neue Wege fordert den Preis der möglichen Verunsicherung, des unbequemen immer neuen Auseinandersetzens bestehender Glaubenssätze.

In Familien, die untereinander ein starkes Band der Bindung aufrechterhalten, ein hohes Harmoniestreben aufweisen und das Gleichheitsprinzip als Familienwert betrachten, läuft Macht auf dem ersten Blick grundlegenden Familienwerten entgegen. Macht wird häufig mit etwas negativem verbunden, wird oftmals mit Unterdrückung, Beschneidung des Freiraumes Anderer und Gewalt assoziiert. Gerade dort, wo Harmonie und Gleichberechtigung, wo gegenseitige Anteilnahme und Rücksichtnahme einen hohen Stellenwert genießen, wird Macht als Bedrohung dieser Werte empfunden und muss nach außen hin abgelehnt werden. Aber - die vermeintliche Ablehnung von Macht ist eine Illusion. Menschliche Beziehungen beinhalten fast immer auch einen Machtanteil.

Nach Foucault (2005) sind Machtbeziehungen nicht mit Gewaltbeziehungen gleichzusetzen.

„Die Ausübung von Macht ist keine bloße Beziehung zwischen individuellen oder kollektiven „Partnern“, sondern eine Form handelnder Einwirkung auf andere. Das heißt natürlich, dass es so etwas wie *die* Macht nicht gibt, eine Macht, die global und massiv oder in diffussem, konzentriertem oder verteiltem Zustand existierte. Macht wird immer von den „einen“ über die „anderen“ ausgeübt. Macht existiert nur als Handlung, auch wenn sie natürlich innerhalb eines weiten Möglichkeitsfeldes liegt, das sich auf dauerhafte Strukturen stützt.“ (Foucault 2005, S. 255)

Machtbeziehungen zeichnen sich – nach Auffassung von Foucault – durch eine Form von Handeln aus, die auf Handlungen anderer einwirken.

„Sie ist auf Handeln gerichtetes Handeln“ (Foucault 2005, S. 255)

Dies setzt voraus, dass derjenige, auf den Macht ausgeübt wird a) als handelndes Subjekt anerkannt ist und b) dieses Subjekt „frei“ ist in dem Sinne, als dass es zwischen verschiedenen Handlungsoptionen wählen kann. Sklaverei wäre demnach keine Machtbeziehung, da der Gefangene keine Wahl hat und in einem Verhältnis physischen Zwangs stünde. Macht muss demnach auf eine Art „Konsens“ gegründet sein. Sie erfordert mindestens zwei Parteien: Eine, die Macht ausübt und eine andere, die dies „gestattet“ und diese Macht den Machthabern zubilligt. Macht nach der Foucaultschen Auffassung ist demnach ohne Freiheit des Subjektes nicht denkbar. Foucault begreift Gewaltanwendung oder Konsens als Mittel oder Wirkung, die sich im Rahmen von Macht offenbaren kann, nicht jedoch als ein Prinzip von Machtausübung.

Der Begriff der „Führung“ kommt demnach als Beschreibung der Machtausübung am nächsten.

„<Führung> heißt einerseits, andere (durch mehr oder weniger strengen Zwang) zu lenken, und andererseits, sich (gut oder schlecht) aufzuführen, also sich in einem mehr oder weniger offenen Handlungsfeld zu verhalten. Machtausübung besteht darin, <Führung zu lenken>, also Einfluss auf die Wahrscheinlichkeit von Verhalten zu nehmen. Macht gehört letztlich weniger in den Bereich der Auseinandersetzung zwischen Gegnern oder der Vereinnahmung des einen durch den anderen [...]“ (Foucault 2005, S. 256)

Foucault rückt mit dieser Analytik den Machtbegriff im familiären Umfeld in einen Kontext, der uns zwingt, den Aspekt der Macht neu zu definieren. Es sind Subjekte, die über Freiheiten im Handeln verfügen, über die Macht ausgeübt wird. Macht wird nicht nur ausgeübt, sondern wird auch erteilt. Doch was bedeutet das im Kontext einer Familienstruktur?

Macht innerhalb der Familie hat derjenige, der ein höheres Maß an Verantwortung besitzt, der die Richtung bestimmt, der das Sagen hat. Eltern kommt gegenüber ihren Kindern immer ein höherer Machtanteil zu (zumindest solange, bis das Kind das Erwachsenenalter erreicht), auch wenn in der heutigen Zeit oftmals die Meinung vorherrscht, dass Eltern sich eher als Freunde ihrer Kinder erleben möchten. Wie auch immer Eltern ihrer Machtposition gegenüberstehen, welche innere Haltung sie auch einnehmen mögen – sie sind gegenüber ihren Kindern nicht auf Augenhöhe, sondern üben immer auch Macht aus. Wie sie dies tun und ob sie ihre Rolle als Autorität offen wahrnehmen oder nicht, ist variabel. Doch ob der Machtaspekt eher abgelehnt wird, oder nicht – Eltern wohnt per se eine Machtposition inne. Was immer Eltern tun – sie tun es als Eltern. Ob sie sich eher stark oder schwach zeigen; ob sie autoritär auftreten oder eher ihre Kinder bestimmen lassen; ob sie sich eher zurückhalten oder sehr präsent sind – sie handeln immer aus der Elternrolle heraus. Und demzufolge immer aus einer Rolle heraus, der eine höhere Machtposition innewohnt als der Rolle des Kindes. Eltern haben die Möglichkeit, ihre innere Haltung als Eltern zu überprüfen und diese zu verändern. Sie haben prinzipiell einen höheren Handlungsspielraum im Rahmen ihrer Entscheidungs- und Wertekonstruktion als Kinder. Mehr Verantwortung, mehr Freiheit – insbesondere die Freiheit, sich neu positionieren zu können – all dies geht Hand in Hand mit Aspekten der Macht. Ich setze voraus, dass elterliche Macht prinzipiell immer vorhanden ist, unabhängig davon, wie Eltern sich hierzu positionieren oder empfinden mögen. Dies stellt eine Grundvoraussetzung für elterliche Delegationen dar.

Die Eltern, die sich auf der Seite befinden, denen gegenüber ihren Kindern ein höheres Machtpotenzial zukommt, können Delegationen erteilen und ihren heranwachsenden Kindern dadurch einerseits zu Orientierung und Sinn hinsichtlich ihrer aktuellen Lebensgestaltung verhelfen, andererseits diese aber auch durch sich ausschließende oder widersprechende Aufträge in einen großen persönlichen Konflikt bringen.

Das natürliche Machtgefüge, welches in jeder Familie vorhanden ist, verändert sich mit dem Heranwachsen und der zunehmenden Reife des Kindes. Der Jugendliche entwickelt nach und nach eine immer stärker werdende Persönlichkeit, experimentiert mit Einfluss, Macht und mit seiner Fähigkeit, eigene Interessen innerhalb und außerhalb der Familie zu vertreten. Die Folge ist eine Veränderung des Machtgefüges innerhalb der Familie. So mögen Jugendliche sich bspw. durch massive Rebellion gegen herkömmliche (Familien-) Strukturen und heftigste Ablösebestrebungen mitunter elterlichem Einfluss komplett entziehen. Möglicherweise befinden sich die Eltern nun in der Rolle der erlebten Ohnmacht, da der Jugendliche sich gegen elterliche Einflüsse gänzlich abschottet und nicht mehr zugänglich erscheint. Eltern erleben sich selbst als ohnmächtig, der Jugendliche häufig als mächtig, da er tut, was er will und erfolgreich darin ist, seine Eltern in jeder erdenklichen Weise auflaufen zu lassen. In Teil 4.2 werde ich diesen Aspekt in Anlehnung an Omer und von Schlippe (2008; 2010) aufgreifen, der ein Konzept vorstellt, wie es Eltern gelingen kann, den Jugendlichen in seiner Krise zu begleiten und in gewissen Teilen elterliche Autorität wiederherzustellen. Eine Verschiebung des familiären Machtgefüges scheint im Rahmen von Ablösebestrebungen ein notwendiges Herantasten darzustellen, in dessen Rahmen sich der Heranwachsende eine neue Positionierung (und damit verbunden natürlich auch eine neue Machtposition) innerhalb und außerhalb der Familie erschließen muss.

Wo ein hoher familiärer Bindungsmodus vorherrscht, kommt Macht in offener Form allerdings weniger zum Tragen, da das Prinzip der Gleichheit als moralischer Familienwert groß geschrieben wird, wie ich eben bereits erörtert habe:

„Ein weiteres Merkmal dieser Familien ist ihr starker *Gerechtigkeitssinn*. Er setzt sich typischerweise bei Eltern in die Forderung um, alle Kinder gleich zu lieben und gleich zu behandeln: Kein Kind darf vorgezogen, keines benachteiligt werden.“ (Stierlin 2003, S. 38)

Nach Stierlin scheuen sich die Eltern oft, gegenüber den Kinder eine eher autoritäre Haltung einzunehmen und verstehen sich weniger als Autoritätspersonen denn als „richtungsweisende Gleichgesinnte“. Hier steht der Glaubenssatz im Vordergrund, zu den Kindern eine eher freundschaftliche Beziehung aufbauen zu wollen als die klassische Rolle der Eltern ausfüllen zu wollen. Die starke Gerechtigkeitsforderung fasst Stierlin als eine Dynamik auf, die Bindung verstärkt und gleichzeitig bezogene Individuation und Abgrenzung erschwert.

In unserem Beispielfall der Familie Landmann stellt Petra fest, dass Konflikte und Gegensätze nicht offen benannt und ausgetragen werden können, sondern sich durch aufgestaute Aggressionen hinter einer nach außen gezeigten Friedfertigkeit äußern. Konflikte laufen „hintenherum.“ Macht zeigt sich innerhalb von Bindungsfamilien in den meisten Fällen nicht offen, sondern verdeckt und äußert sich subtil:

„Macht gewinnt unter diesen Umständen derjenige, der am meisten gibt, der sich am meisten aufopfert, der eigene Bedürfnisse am meisten zurückstellt. Es ist die Macht, die es dem (in seinen eigenen und anderen Augen) moralisch Überlegenen gestattet, den Hebel der Schuldauslösung am effektivsten bedienen zu können.“ (Stierlin 2003, S. 48)

Indem die Hungernde ihre Krankheit einsetzt, um bei Familie und Umwelt ein bestimmtes Verhalten zu erwirken, übt sie Macht aus und manipuliert möglicherweise zu ihrem eigenen Vorteil. Doch ist diese Wirkung auf eine Absicht zurückzuführen oder wird sie eher im Diskurs des Unbewussten zu finden sein? Auf Seiten der Familie stellt sich jedoch die Frage nach Macht der Erkrankten überhaupt nicht, weil die Kranke ja nicht für ihre Taten zur Rechenschaft gezogen werden kann. Die Kranke scheint gegenüber der Magersucht auch Opfer zu sein, weniger ein autonomes Wesen, was einen entscheidenden Einfluss auf die Magersucht zu haben scheint. Dass sich der Großteil der familiären Aufmerksamkeit auf die Kranke fokussiert, wird als natürlicher Prozess in einem Krankheitsfall bewertet. Macht und Schuld sind Begriffe, die sich die Familie nicht in Bezug auf das Opfer stellt. Schuldgefühle sind ein Bestandteil allein auf Seiten der Familie (insbesondere der Mütter), die die Betroffene erst „krank gemacht hat“.

Das Ausmaß des Leidens der Familie im Falle von Magersucht darf nicht unterschätzt werden. Gerade die Mutter wird mitunter offen oder verdeckt mit der Entstehung der Krankheit in Verbindung gebracht. Auch im Verlauf dieser Arbeit habe ich den Blick in Anlehnung an Stierlin auf den Einflussfaktor Familie in den Fokus gestellt. Folgen wir jedoch ausschließlich diesem Aspekt, sind wir schnell in einem Konstrukt gefangen, welches ggf. für Familien ein weiteres Leid nach sich zieht.

„Die meisten Frauen fragen sich nicht, *ob* sie mit ihrer Tochter etwas falsch gemacht haben, sondern nur, *was* sie falsch gemacht haben [...] Dass Eltern und vor allem die Mutter (die „Urheberin allen Übels“ [...]) sich mit einem Wust an Vorurteilen auseinandersetzen müssen, bindet viel Kraft und setzt viel schlechtes Gewissen frei.“ (Wendt 2011, 164f.)

Viele Mütter leiden neben der immensen Sorge um ihr Kind an psychosomatischen Begleiterscheinungen wie bspw. Schlaflosigkeit, Depression, Hörsturz, Tinnitus oder Nervenzusammenbrüchen (vgl. Wendt 2011). Als Therapeuten müssen wir uns vor Augen halten, dass wir das Leid der Eltern durch unsere Erklärungskonstrukte keinesfalls verschlimmern dürfen.

Magersucht wird häufig als Ausdruck seelischen Leids bewertet, für das nicht zuletzt die Familie mit verantwortlich ist. Durch das nicht-in-den-Fokus-nehmen des Abgrenzungs- und Machtaspektes bleiben Motive, die möglicherweise genau hierin begründet sind, unentdeckt und unberücksichtigt. Somit ist die Voraussetzung geschaffen, die bestehende Verhaltensspirale von Verweigerung einerseits und Bemühen andererseits fortzuführen. Um diese Dynamik zu durchbrechen, müssen vorhandene Imaginationen erst einmal bewusst gemacht und ggf. hinterfragt werden. Sollte jedoch eine Seite (in unserem Fall die Indexpatientin) die für sie erlebten Vorteile in ihrem Bewusstsein reflektieren und sich selber als manipulierend oder zumindest Einfluss nehmend wahrnehmen, wäre es denkbar, dass sie bestrebt ist, die vorhandene Dynamik aufrecht zu erhalten. Sie wird vermutlich in diesen Fällen ggf. ihr bewusste Abläufe eben *nicht* in das Bewusstsein ihrer Interaktionspartner bringen wollen. In diesem Falle wäre das Aufrechterhalten der Problemdynamik das erklärte Ziel der Patientin, sofern ihr im Verlauf der Krankheit die Vorteile ins Bewusstsein getreten sind. Der Aspekt des *bewusst* Verheimlichten wäre somit im Verlauf der Therapie zu berücksichtigen.

Die Jugendliche hat durch Magersucht die Möglichkeit, sich elterlichen Delegationen auf verdeckte Weise zu entziehen und sich gleichzeitig der elterlichen Loyalität sicher sein zu können. Offene Formen, Delegationen zu entgehen, wären auf zwischenmenschlicher Ebene weitaus riskanter. Das gesundheitliche Risiko, welches junge Menschen erleiden, die über einen längeren Zeitraum Nahrung vermeiden, wird offensichtlich eher in Kauf genommen, als das Risiko einzugehen, Familienbindung offen in Frage zu stellen und somit einen Abbruch der Familienbindung zu provozieren. Diese Bindung wird vom Indexpatienten als existentiell wichtiger und bedeutsamer empfunden als seine körperliche Gesundheit.

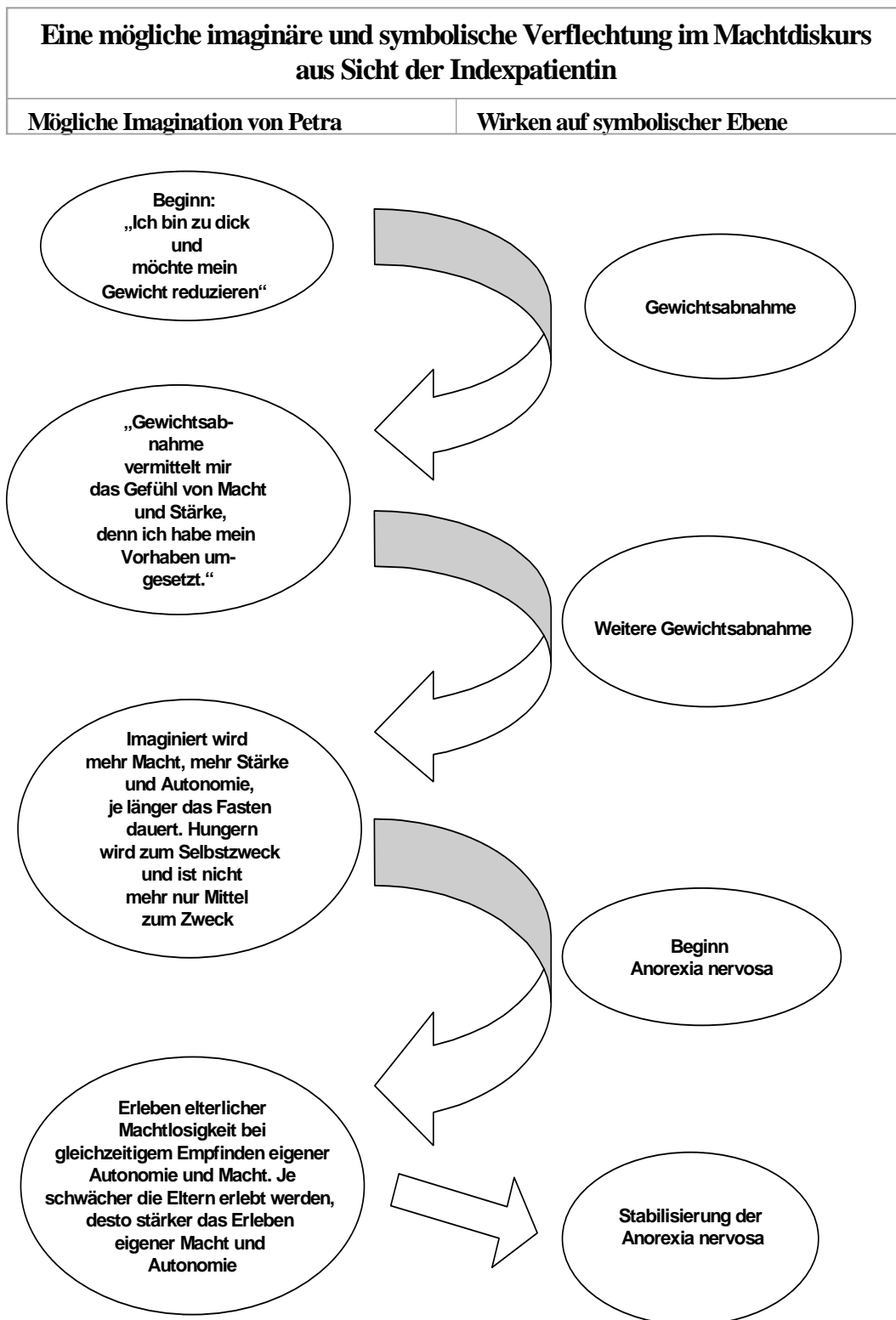
Hier kommt zum Ausdruck, welche Macht Delegationen über den Heranwachsenden ausüben können und in welche Konflikte der Einzelne geraten kann, wenn elterliche Delegationen nicht im Einklang mit den Werten oder Fähigkeiten des Delegierten stehen. Die Triebfeder dieses Einflussbereiches sind Wertesysteme, die an Bedeutsamkeit für Identität nicht oft genug hervorgehoben werden können.

In Anlehnung an Reich, der den Machtdiskurs neben dem Diskurs des Unbewussten und dem Diskurs des Wissens als einen Aspekt von Beziehungswirklichkeit begreift, gehe ich davon aus, dass der Machtbegriff generell einen entscheidenden Faktor im Rahmen zwischenmenschlicher Beziehungen darstellt. Reich entwirft Perspektiven des Machtdiskurses vor dem Hintergrund des Machtdiskurses von Michel Foucault. Der interessierte Leser sei an dieser Stelle verwiesen auf Reich: „Die Ordnung der Blicke“, Bd. 1 – 2, (1998) sowie Foucault „Dispositive der Macht“, (1978). Das Erleben von Macht (im Sinne von Einflussnahme und Bedeutungsgebung hinsichtlich des eigenen Handelns) ist demnach sehr eng verknüpft mit der Positionierung der eigenen Persönlichkeit innerhalb eines sozialen Gefüges. Eigene Möglichkeiten und Fähigkeiten können nur dann zur Geltung gebracht und weiterentwickelt werden, wenn hierfür Raum im sozialen Verbund zur Verfügung steht. Die Bedeutung des eigenen Handelns, die untrennbar mit dem Aspekt des Selbstwertgefühls verbunden ist, wird in Interaktion mit Anderen erarbeitet und entwickelt. Da alle Personen, die den Rahmen des entsprechenden sozialen Umfeldes ausmachen, ebenfalls Raum zukommt, wer „etwas Wichtiges zu sagen hat“ und wer als „bedeutend“ erlebt wird, manifestiert sich auf verbaler und nonverbaler Ebene – also im Bereich des Symbolischen benötigen, um sich einzubringen, entsteht ein – offenes oder latentes – Machtgefüge.

Wer wie viel „Macht“ – also Raum im sozialen Gefüge - erhält und wem die größte Aufmerksamkeit, in dem zwischenmenschliche Interaktionen stattfinden. Doch die Ebene des Symbolischen kann im Sinne von Reich nicht isoliert von der Ebene des Imaginären gedacht

werden. Der Bereich des Imaginären wirkt immer auch auf die symbolische Ebene ein. Imaginär stellen wir uns eine Wirklichkeit vor, die unser Handeln bestimmt. Insofern wirken unsere Imaginationen immer auch auf symbolischer Ebene. Die symbolische Ebene wiederum beeinflusst umgekehrt auch unsere Vorstellung von Wirklichkeit. Beide Ebenen - die des Symbolischen und des Imaginären - bedingen sich wechselseitig und schaffen Wirklichkeiten. Ich möchte versuchen, am Beispiel Petra Landmann die imaginäre und die symbolische Ebene darzustellen. Hierbei ist der Hinweis wichtig, dass ich aufgrund der Beschreibung des Beispielfalls Landmann von Helm Stierlin (2003) die Imaginationen, die ich hier beschreibe, lediglich als sehr wahrscheinlich voraussetze. Wie ich bereits an anderer Stelle herausgestellt habe, hege ich die Annahme, dass Magersucht weniger in dem Bestreben, einem gesellschaftlich geltenden Schönheitsideal zu entsprechen, zu suchen ist, sondern ihren Antrieb in der Zirkularität zwischenmenschlicher Prozesse und Verflechtungen findet. Ob die von mir hier beschriebenen Imaginationen im Erleben von Petra auch *wirklich* so waren, wie ich sie hier darstelle, kann nicht überprüft werden. Dennoch möchte ich anhand der folgenden Darstellung mögliche Imaginationen von Petra, die ich als wahrscheinlich voraussetze, herausstellen, die im zirkulären Prozess von Imagination und Symbolischem im Machtdiskurs zur Wirkung kommen können.

Auf symbolischer Ebene zeigt Petra anfangs das Bestreben, an Gewicht zu verlieren, was sie erfolgreich umsetzt. Diese Vorstellung war zuerst im Bereich des Imaginären vorhanden, offenbarte sich dann letztlich auf symbolischer Ebene. Das Erleben auf symbolischer Ebene wiederum wirkt zurück auf die Imagination Petras, die – beeinflusst durch Erfahrung und positive Verknüpfung das weitere Verhalten auf symbolischer Ebene prägt.



(Schaubild 14: Verflechtung im Machtdiskurs aus Patientensicht)

Der Machtaspekt in Familien, in denen Anorexia nervosa vorkommt, nimmt nach meiner Auffassung eine stabilisierende Funktion bei diesem Krankheitsbild ein. Macht wird hier meiner Ansicht nach überwiegend über Wertebegriffe eingeführt, die das Handeln der Familienmitglieder orientieren, auf der anderen Seite aber auch massiv einschränken, da Handlungsoptionen, die sich prinzipiell gegen diese Werte richten, nicht ohne weiteres zur Verfügung stehen. Ein Machtgefüge, welches immer auch ein Ungleichgewicht im Rahmen zwischenmenschlicher Interaktion darstellt, widerstrebt dem Wert des Gleichheitsprinzips im Familienverbund. Doch der Machtaspekt ist dadurch nicht verschwunden, er offenbart sich nur nicht offen und deutlich, sondern zeigt sich indirekt und verdeckt. Er vollzieht sich auf der Ebene des Symbolischen und des Imaginären im Rahmen von Interaktion, wird kommunikativ jedoch verleugnet. Eltern verhalten sich in diesen Fällen oftmals – gerade wenn es um die Erziehung der Kinder geht – konträr zueinander, weil sie unterschiedliche Meinungen vertreten (vgl. Stierlin 2003). So ist es in Familie Landmann typischerweise so, dass die Mutter das magersüchtige Kind als krank und schwach wahrnimmt, während der Vater Petra als unfolgsam und unmotiviert erlebt. Herr Landmann ist eher der Meinung, dass sich Petra mit Willenskraft gegen die Krankheit zur Wehr setzen sollte. Solche Gegensätze gefährden den Familienwert der Harmonie und Einigkeit. Es fehlen nach außen hin in der Regel klare Führungsstrukturen, was dazu führen kann, dass das „Führungsvakuum“ noch zunimmt. In diesem Sinne kann Magersucht als Instrument der verdeckten Machtausübung aufgefasst werden.

Magersucht eröffnet die Möglichkeit, bestimmte Familienwerte im Extrem zu leben. Die Hungernde bleibt prinzipiell dem Familiencredo treu. Der „Gewinn“ liegt darin, sich innerhalb des Familienethos zu bewegen, die Beziehungsebene nicht zu gefährden und sich dennoch abzugrenzen und Macht auszuüben. Macht tritt hier nicht in Form einer Person zutage, indem bspw. der Vater eine „mächtige“ oder vermeintlich „unantastbare“ Autorität verkörpert. Macht äußert sich in Form von starren Werten, denen unter allen Umständen zu entsprechen ist, will man nicht die Beziehungsebene gefährden. Familienwerte werden als unanfechtbar erlebt, gerade wenn diese über Generationen hinweg Bestand hatten. Sie stehen in ihrer Selbstverständlichkeit generell außer Frage.

Bevor ich mich noch weiter mit Machtaspekten im familiären Rahmen auseinandersetze, möchte ich ergänzend hierzu noch ein anderes System beleuchten, welches eine Machtumgebung für Jugendliche darstellt: Die Peers. Diese stellen eine weitere Einflussgröße dar, in denen sich Jugendliche eingebunden sehen. Nach Aronson u.a. ist das Bedürfnis nach Gruppenzugehörigkeit kulturübergreifend und gilt als ein elementares menschliches Grundbedürfnis (vgl. Aronson u.a., 2004).

„Menschen, die Bindungen eingingen, konnten besser jagen und Nahrung anbauen, waren erfolgreicher, wollten sie einen Partner finden, und auch sich um die Kinder zu kümmern, wurde erleichtert. Als Folge davon wurde das Bedürfnis nach Zugehörigkeit zu einem angeborenen und findet sich in allen Kulturen und Gesellschaften wieder. In Einklang mit dieser Sichtweise haben Menschen aller Kulturen eine innere Motivation, Beziehungen zu anderen Menschen einzugehen und sich der Auflösung dieser zu widersetzen [...]“ (Aronson u.a. 2004, S. 320)

Darüber hinaus sind Gruppen für die Identitätsbildung von entscheidender Bedeutung, denn sie unterstützen uns, indem sie eine wichtige Informationsquelle für uns darstellen hinsichtlich der Entwicklung eines Selbstkonzeptes. Das Bild, was ich von mir habe, besteht immer auch in Abhängigkeit dessen, was mir andere Personen zurückspielen. Andere Personen helfen uns dabei, uns selbst zu definieren.

Neben dem relevanten Einfluss, den Gruppen auf heranwachsende Persönlichkeiten ausüben, fallen insbesondere auch Freundschaften in die Waagschale beeinflussender Kriterien, die

dem Einzelnen als Orientierung neben familieninternen Machtaspekten zugeschrieben werden können. Nach Oerter/Montada (1995) dienen Freundschaften im Jugendalter vor allen Dingen der Selbstoffenbarung, welches sich in wechselseitigem Verständnis, Vertrauen und auch Verlässlichkeit zeigt. Das dahinterstehende Bedürfnis nach Loyalität sehen Powell (1955) und Coleman (1980) in dem Aspekt des sich gegenseitigen Spiegeln im Anderen.

Darüber hinaus werden auch Leistungen und Motivation ganz entscheidend über den Einfluss von Peer-Groups mit bestimmt. Gleichaltrige begleiten den Jugendlichen auf dem Weg zum Erwachsenenalter, sie bieten die Möglichkeit, den Ablöseprozess vom Elternhaus zu unterstützen (vgl. Oerter/Montada 1995).

„Es nimmt daher nicht wunder, dass eine Reihe von Autoren der Peergruppe wichtige Entwicklungsfunktionen im Jugendalter zugesprochen haben (Erikson 1968/1988; Ausubel 1968; Eisenstadt 1966; Coleman 1961):

- a) Sie kann zur Orientierung und Stabilisierung beitragen und emotionale Geborgenheit gewähren. Insbesondere hilft sie, das Gefühl der Einsamkeit überwinden, das viele Jugendliche aufgrund der einsetzenden Selbstreflexion und der Erkenntnis der Einmaligkeit entwickeln.
- b) Sie bietet sozialen Freiraum für die Erprobung neuer Möglichkeiten im Sozialverhalten und lässt Formen von sozialen Aktivitäten zu, die außerhalb der Gruppe zu riskant wären.
- c) Sie hat eine wichtige Funktion in der Ablösung von den Eltern und bietet Unterstützung durch die normierende Wirkung einer Mehrheit (z.B. beim abendlichen Ausgang: „Die anderen dürfen auch so lange wegbleiben.“).
- d) Sie kann zur Identitätsfindung beitragen, indem sie Identifikationsmöglichkeiten, Lebensstile und Bestätigung der Selbstdarstellung bietet.“ (Oerter/Montada 1995, S. 370)

Jugendkulturen wird also eine hohe Bedeutung in der Persönlichkeitsentwicklung zugeschrieben. Sie fordern Konformität hinsichtlich bestehender Gruppenregeln von den einzelnen Personen, die dieser Gruppe angehören möchten. Gruppen entwickeln in der Regel eine Homogenität, die von den Mitgliedern eingehalten werden muss, wollen diese der Gruppe weiter zugehörig sein. Dieser Konformitätsdruck impliziert naturgemäß auch ein Machtgefüge, welches immer einen Bestandteil von Beziehungen bildet.

„Um die Macht der Peers zu verstehen, müssen wir Situationen betrachten, in denen die Wertorientierungen der Eltern mit den Interessen der gleichaltrigen Freunde kollidieren und dann schauen, welche Seite die stärkere ist. In dieser Art von Kräfteressen gewinnen gewöhnlich die Peers.“ (Woolfolk 2008, S. 97)

Werden Gruppenmitglieder vom Jugendlichen als wichtige Quelle für soziale Bestätigung empfunden, werden Werte und Normen, die in der Gruppe einen hohen Stellenwert einnehmen, zu einem machtvollen Beeinflusskriterium für eigenes Verhalten.

So unterstützend Peergruppen bei der Entwicklung einer stabilen Persönlichkeit auch sein mögen: Sie üben mitunter einen massiven Druck auf ihre Mitglieder aus. Die Angst vor der Ablehnung der Peergroup erhöht nach Oerter/Montada den Konformitätsdruck im Alter von 12 bis 13 Jahren enorm (vgl. Oerter/Montada 1995). Die Angst vor Ausgrenzung kann den Einzelnen unter massiven Druck setzen. So ist innerhalb der Gruppen naturgemäß ein wirksames Machtgefüge aktiv, welches mitunter auch auf das Selbstwertgefühl des Jugendlichen unmittelbaren Einfluss nimmt. Als Beispiel stellen wir uns ein junges Mädchen vor, was aufgrund seines leichten Übergewichtes von der Gruppe gehänselt wird. Verliert es an Gewicht, mag die Gruppe dies anerkennend zur Kenntnis nehmen. Die Hänseleien sind einer Form von Anerkennung und Respekt gewichen. Dies mag bei der Jugendlichen die

Angst schüren, wieder zuzunehmen. So können ggf. Konkurrenzempfinden mit anderen Teilnehmern der Gruppe zu dem Wunsch führen, noch mehr an Gewicht zu verlieren.

Nach Oerter/Montada (1995) ging man anfänglich davon aus, dass die Peergruppe als entscheidende Sozialisationsinstanz die Familie im Jugendalter ablösen würde. Diese Auffassung wurde jedoch durch Untersuchungen nicht bestätigt:

„Das Mesosystem Familie – Peergruppe wirkt in den meisten Fällen eher harmonisch, da sich entweder die beiden Systeme komplementär ergänzen oder direkt wechselseitig unterstützen, z.B. gleiche Werte wie Leistung, Anpassung an die Hauptziele der Hauptkultur, Fortsetzung der elterlichen Tradition aufweisen.“ (Oerter/Montada 1995, S. 382)

Nach diesem kurzen Seitensprung zur Peergruppe nehmen wir nun noch einmal die Familie in unseren Blick. Ich habe im Laufe der Arbeit bereits beleuchtet, warum eine offene Kommunikation bei Schwierigkeiten, die sich im Beziehungsgeflecht von Bindungsfamilien zeigen, so schwierig ist. Magersucht bietet eine Möglichkeit, vorhandene Machtpositionen umzukehren. Die Kranke genießt aufgrund ihres Schonraumes nicht nur den Status, dass sie für ihre Krankheit nicht verantwortlich gemacht werden kann und darf. Sie führt den Eltern durch das lange Aufrechterhalten des Krankheitsbildes täglich auch immer wieder neu vor Augen, dass diese scheinbar nicht in der Lage sind, ihrem Kind physisch und psychisch zu geben, was es braucht. Subtile Anklagen begleiten das Bild der Magersucht, die verdeckt und doch für alle sichtbar Missstände im Rahmen der Familie nach außen trägt. Durch das bei den Eltern entstehende und mitunter massiv empfundene Schuldgefühl, welches mit dem elterlichen Selbstwert eng verknüpft ist, trifft die Kranke die Achillesferse elterlicher Fürsorge, die – gerade in Bindungsfamilien – besonders hoch bewertet wird. Die Umkehrung der Machtposition, die einmal in der Schwächung des elterlichen Selbstwertempfindens liegt und darüber hinaus jegliche Form elterlicher Einflussnahme unterbindet, lässt das bisher gewohnte Familienbild Kopf stehen. Die verdeckte Umkehrung des Machtgefüges kann zeitgleich aber zu einer Intensivierung familieninterner Bindungsmuster führen.

Ich fasse nun zusammen, welche Dynamiken wir im Falle von Magersucht im Zusammenhang mit Macht beobachten können: Wie wir weiter oben bereits gesehen haben, kommt Werten ein ganz entscheidender Einfluss auf Denken, Erleben und Handlungsorientierung zu. Generell spielen sie eine große Rolle bei unserer Identitätsentwicklung, wie ich weiter oben bereits beleuchtet habe. Die Besonderheit der Werte bei Magersuchtsfamilien liegt in der rigiden Auffassung, in der Kompromisslosigkeit der Befolgung. Mehr noch als in anderen Familien, in denen ein weniger hoher Leistungsanspruch besteht, in denen auf Außenwirkung etwas weniger Wert gelegt wird, in denen ein Nicht-Entsprechen von gesetzten Zielen keine Katastrophe bedeutet, werden Werte hier als unhinterfragbare feste Größen empfunden. In Magersuchtsfamilien stellen Werte dadurch einen sehr rigiden Rahmen dar, der sich nicht biegen lässt. Die Besonderheit liegt in der Kompromisslosigkeit der Auffassung. In einer Dichotomie des Denkens (vgl. u.a. Fichter 2009, S. 10). Entweder/Oder – Denkmuster herrschen vor. Es besteht keine „Durchlässigkeit“ in der Auffassung der Familienwerte. Die ausnahmslose Auffassung, dass zugrunde liegende Familienwerte als gut und erstrebenswert gelten und zu befolgen sind, lässt den Rahmen starr werden und lässt Veränderungen in äußeren Umständen und Entwicklungen als Bedrohung empfinden.

Im Falle von Magersucht werden grundlegende Werte und daraus resultierende Handlungen (das Hungern) daher sehr extrem verfolgt. Die Logik der Werte an sich wird zu keiner Zeit in Frage gestellt, sondern auf eindrucksvolle Weise ad absurdum geführt.

„Das tut die Magerstüchtige, indem sie hungert und sich weniger als alle anderen gönnt. Somit ist sie strategisch platziert, um den Hebel der Schuldauslösung am effektivsten zu bedienen. Und sie kann dies umso wirksamer tun, als sie von sich selbst und wichtigen anderen nicht als Herrin eigener Entschlüsse, sondern als willenloses Opfer eines krankhaften Geschehens gesehen wird.“ (Stierlin 2003, S. 61)

Ein besonderes Phänomen ist die Tatsache, dass sich alle Betroffenen oft als ohnmächtig erleben. Eltern sind verzweifelt, weil ihr Kind nicht isst und erleben sich selber als völlig hilflos. Doch auch die Patientin, die sich (davon gehe ich aus) nicht gezielt ihre Krankheit ausgesucht hat, erlebt sich mitunter als Opfer ihrer Krankheit. Eltern wie Kinder und andere Bezugspersonen im näheren Umfeld erleben sich als machtlos. Doch genau hier zeigt sich eine Diskrepanz im Erleben der Indexpatientin einerseits und in der Auswirkung zirkulärer Familienstrukturen andererseits. Wir, in der Rolle des Beobachters, sehen eine Verschiebung des Machtgefüges. Wir sehen, wie die Patientin an Macht gewinnt. Sie empfindet sich einerseits in der Opferrolle, handelt im Einklang mit bestehenden Familienwerten und ist somit nicht angreifbar. Gleichzeitig steuert sie durch ihr Verhalten dynamische Prozesse, die mitunter einen positiven Einfluss auf die Familie ausüben. Ihr Empfinden mag aber ein ganz anderes sein.

Doch es kommt noch ein weiterer Aspekt von Macht hinzu, der sich nicht im Bereich zwischenmenschlicher Interaktionen manifestiert, sondern sich auf körperlicher Ebene offenbart: Das Gefühl der Macht über den eigenen Körper. Oftmals berichten Betroffene von einem Gefühl des Triumphes ihres Willens, weil es ihnen gelingt, sich über einen langen Zeitraum das Bedürfnis nach Nahrung zu verweigern. Das Machterleben über den eigenen Körper wird von den meisten Mädchen, die an Magersucht leiden, als positiv, ja sogar als erhebend erlebt. Es vermittelt ihnen ein Gefühl von Stärke und Überlegenheit – gerade auch den Menschen gegenüber, die es nicht oder nur sehr schwer schaffen, bestimmten Nahrungsangeboten zu widerstehen. Die Patientin

„[...] glaubt, dass ihr Geist ihren Körper transzendiere und dass er ihr unbegrenzte Macht über ihr Verhalten und das anderer gebe. Das Resultat ist eine Verdinglichung des „Selbst“ und der irrige Glaube, dass die Patientin einen siegreichen Kampf an zwei Fronten führe, nämlich

1. gegen ihren Körper und
2. gegen das Familiensystem“ (M.S. Palazzoli 1982, S. 268)

Sämtliche „nicht erlaubte“ Gefühle, Emotionen und Stimmungen können sich letztlich geballt in Form einer symmetrischen Eskalation zeigen, in der alle beteiligten Interaktionspartner basierend auf ihrem jeweiligen Glaubenskonstrukt beharren. Die nach außen propagierten Familienwerte wie Harmonie und Einigkeit, Zusammenhalt und Fürsorge werden unterlaufen, indem massiver Trotz, Wut und Ohnmachtsgefühle andere Wege finden, sich Raum zu schaffen. So kann ein besonderes Merkmal hierbei darin bestehen, sich einem innerfamiliären Wettstreit zu unterziehen, wer die Opferrolle am besten bedient. Es kann sich ein verdeckter Machtkampf entfalten, der die Fronten immer weiter verhärtet und eine Lösungsfindung verhindert. Auf der Ebene des Symbolischen – also im Rahmen des Aufeinanderbezogenenseins – finden keine Durchlässigkeiten statt, die eigene Konstruktionen aufweichen und lösen könnten. Gerade dies jedoch scheint im Falle von Konflikten, die sich durch rigide Abgrenzung manifestieren, unumgänglich zu sein, will man letztlich eine gemeinsame Basis finden, in der jeder den Raum erhält, den er braucht, um sich individuell entfalten zu können. Auf symbolischer Ebene zeigt sich eine Verhärtung in Form einer „verhinderten Kommunikation“, die jedoch durch die Hintertür wieder eingeführt wird. Voraussetzung für diese Art symmetrischer Eskalation, die sich dadurch auszeichnet, dass sich beide Parteien immer mehr auf ihre eigene Position zurückziehen, ist eine grundsätzliche Differenz im

Bereich des Imaginären. Hier folgt jeder seinen eigenen Konstrukten und räumt denen des Gegenübers einen geringeren Wert zu. Das eigene Handeln erfolgt in Übereinstimmung mit grundsätzlichen Werten, läuft jedoch an einem gewissen Punkt auseinander. Verzweiflung, Wut und Ohnmachtsempfinden sind sowohl auf Seiten der Eltern als auch auf Seiten der Magersüchtigen präsent, sie werden jedoch imaginär anders verknüpft. Da hier eine Lösung jedoch verhindert wird (offene Kommunikation ist ausgeschlossen), kann sich eine Rachedynamik entwickeln, die eine Spirale negativer Gegenseitigkeit immer weiter vorantreibt. So kann in Magersuchtsfamilien ein Wettstreit darüber bestehen, wer wohl die dort vorherrschenden Werte am ehesten befolgt. Macht (im Sinne von Einfluss, Achtung und positiver Bewertung) erhält derjenige, der bspw. einer als wichtig wahrgenommenen Verzichtsideologie am nächsten kommt. Im Falle Landmann herrscht die Auffassung vor, dass Verzicht in der Rolle der Frau ein hoher Wert sei, den es zu befolgen gilt. Zwischen der Mutter und den beiden Schwestern besteht ein „Wettkampf“, wer sich am wenigsten gönnt, wer am besten verzichten kann und wer die größte Opferbereitschaft mitbringt.

„Auch solche Untergrundkämpfe unterliegen Regeln, und diese leiten sich aus dem Kodex der genannten Familienwerte und –regeln ab. Das familienweite „Gebot der Selbstlosigkeit“ führt unweigerlich zu einem Wettstreit darum, wer mehr gibt, mehr opfert, sich besser kontrollieren kann, besser die eigenen Bedürfnisse zu unterdrücken vermag. Innerhalb eines solchen Tugendturniers wird Streben nach Autonomie und Selbstverwirklichung als Egoismus gebrandmarkt und in einem sich reziprok verstärkendem Prozess blockiert. Derjenige, der ein wenig mehr als die anderen nimmt, der vielleicht etwas mehr genießen kann, wird als jemand hingestellt, der sich gehenlässt, es sich bequem macht. Dagegen ist Entsagung der Weg, um in der Familie Prestige und Einfluss zu gewinnen.“ (Stierlin 2003, S. 47f.)

Die folgende Tabelle auf der nächsten Seite zeigt das Erleben auf imaginärer und symbolischer Ebene aus zwei verschiedenen Blickrichtungen (Blickrichtung der Eltern und der Inexpatientin Petra) und zeigt die Wirkung auf, die eine mögliche Stabilisierung des Krankheitsbildes fördert:

| Das symbolische und imaginäre Erleben im familiären Machtgefüge im Falle Landmann | | |
|--|--|---|
| Das Erleben der Eltern | Das Erleben von Petra | Stabilisierende Wirkung auf Anorexia nervosa |
| Vorleben einer weiblichen Verzichtsideologie | Lebt die Verzichtsideologie durch ihr massives Hungern im Extrem und demonstriert dadurch, dass sie mehr Verzicht übt als Frau Landmann oder Jutta | Hier vollzieht sich ein eskalierendes Opferspiel, in dem Petra als „Siegerin“ hervorgeht, solange die Krankheit aufrecht erhalten wird. |
| Erleben eines Ohnmachtsgefühls gegenüber Petras Magersucht | Macht und Stärke gegenüber der eigenen Person (Kontrolle und Triumph über den eigenen Körper) | Erleben von Autonomie und Kontrolle seitens Petra und Ohnmacht seitens der Eltern (differente Imagination) |
| Erleben eines Ohnmachtsgefühls gegenüber Petras Magersucht | Erlebt Hilflosigkeit der Eltern | Petra erlebt durch die elterliche Hilflosigkeit eine Machtverschiebung im Familiengefüge |
| Erleben von großer Sorge um das Leben der Tochter | Petra steuert durch ihre Krankheit das Maß der elterlichen Zuwendung und übt dadurch Macht aus | Erleben einer verstärkten Bindung zwischen Eltern und Kind (aufgrund von vermehrten Fürsorgebestrebungen auf Seiten der Eltern) bei gleichzeitiger Abgrenzung gegen elterliche Fürsorge |

(Schaubild 15: Symbolisches und imaginäres Erleben im Machtgefüge)

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Kernpunkte des Machtaspektes im Familiensystem. Ich habe erarbeitet, dass Machtaspekte im innerfamiliären Kontext bei Magersuchtsfamilien oftmals als Stabilisierungsfaktor der Krankheit fungieren und somit einer Genesung im Wege stehen. Diese Stabilisierungsfaktoren werden gespeist durch Wertvorstellungen, die als Familienleitsätze gelten. Die Dichotomie des Denkens erlaubt keine „Aufweichungen“ bisheriger Grundannahmen, die das Denken und Handeln der Familie bisher orientiert haben. Grund hierfür mag eine Unsicherheit sein, der durch starre Glaubenssätze entgegengewirkt wird.

Da Menschen jedoch von Grund auf ambivalent *sind*, da Werte an sich nicht in jedem wechselnden Kontext immer geradlinig verfolgt werden *können*, da Unterschiede einzelner Familienmitglieder nicht zu vermeiden sind und Harmonie in menschlichen Beziehungen auch immer wieder im Rahmen von Entwicklungsprozessen nicht immer aufrecht erhalten werden kann, stoßen gerade Familien, die ein solches Konstrukt leben, spätestens dann an ihre Grenzen, sobald im Familiengefüge Abgrenzungsbestrebungen auftreten. Konflikte treten auf, zeigen sich in der Regel jedoch verdeckt und nicht offen.

Die Dichotomie des Denkens und die mangelnde „Durchlässigkeit“, die nötig wird, Entwicklungsschritte miteinander zu vollziehen, ohne Bindung als solche zu gefährden, stellt den Nährboden für misslingende Kommunikation und die Nicht-Akzeptanz anderer Wertekonstrukte dar. Da Werte jedoch in gewisser Form wandelbar bleiben *müssen*, um im Rahmen wechselnder Kontexte Entwicklungen zu ermöglichen, erlangen sie durch ihre

Starrheit einen stark einengenden Charakter, der sich menschlichen Bedürfnissen entgegenstellt.

Die Begrenzung der Muster beziehungsweise Wertekonstruktion ist in der Regel von der Familie selber kaum aufzuweichen, werden die grundsätzlichen Werte an sich ja als nicht angreifbar erlebt. Eine Lösungsfindung im Rahmen dieses Denkschemas wird für diese Familien dadurch nahezu unmöglich.

Im Folgenden werde ich analog zu Kapitel 2.2.1 nun auch hier aus den Wertkonstrukten der Familie Landmann „Bindung und Harmoniebestreben“, „Opferbereitschaft“ und „Ambivalenzlosigkeit“ einem positiven Aspekt jeweils einen negativen Aspekt gegenüberstellen und dies auf den Machtdiskurs beziehen. Auch hier zeigt sich naturgemäß eine Brüchigkeit im Wertekonstrukt, die der Familie letztlich helfen kann, starre Denk- und Verhaltensmuster anders zu bewerten und schließlich neue Handlungsoptionen zu eröffnen.

| Spannungsverhältnis der Muster bestimmter Werte im Machtdiskurs | |
|---|--|
| Bindung und Harmoniebestreben als positives Erleben der Magersüchtigen im Machtdiskurs | Bindung und Harmoniebestreben als negatives Erleben der Familie im Machtdiskurs |
| Sicherung von Bindungsstrukturen, wenn Macht über Werteerfüllung erlangt wird. | Ein „Loslassen“ wird erschwert bei gleichzeitiger Ablösebestrebung durch das Hungern. Die Familie ist gefangen in einer Spirale negativer Gegenseitigkeit. |

(Schaubild 16: Wertespannung im Machtdiskurs I)

Betrachten wir nun einmal die „negative Auswirkung“ der Bindung und damit einhergehender Harmoniebestrebung einerseits und dem Versuch, das Harmoniebestreben umzusetzen. Hier liegt die Diskrepanz nicht in einer Differenz zweier Werte, die sich konträr gegenüberstehen, sondern der Widerspruch zeigt sich im Wert selber. Wenn Harmonie als so wichtig erachtet wird, dass sie unter allen Umständen aufrecht zu erhalten ist, zwingt dieses Konstrukt alle Akteure dazu, Konflikte zu vermeiden. Konflikte *sind* jedoch prinzipiell *nicht* vermeidbar, solange Menschen in engen Kontakt zueinander treten und diese Bindungen eng und langanhaltend sind. Früher oder später kommt es zwangsläufig zu Differenzen in Meinungen, Zielen, Bestrebungen und Ansichten. Es kommt zu Ungleichheiten in Bedürfnissen und unterschiedlichen Setzungen, die einfach darin begründet liegen, dass ein jeder sein eigenes Konstrukt von Wirklichkeit in sich trägt und Informationen unterschiedlich verarbeitet werden. Dürfen oder können diese Differenzen jedoch nicht offen benannt werden, um die Harmonie nicht zu gefährden, dann kommt es gerade hierdurch paradoxerweise zu einer Gefährdung einer ehrlichen und aufrichtigen Harmonie. Hier entwickelt sich eine Doppelbödigkeit zwischen nach außen gelebter Harmonie und nach innen gerichteter Disbalance, was einer „wahren Harmonie“ entgegenwirkt.

„Von Frau Landmanns Herkunftsfamilie erfahren wir wenig. Sie schützt ihre Familie, schildert die Beziehungen als harmonisch und betont, dass es dort keine Missgunst und Eifersucht, keinen Neid und keine Bevorzugungen gegeben habe. [...] Körperliche Zuwendung habe es in der Familie nicht gegeben, aber das Verhältnis sei dennoch herzlich gewesen. [...]

Als Petra, die am ehesten aufzeigt, wo sie in der Familie Konflikthafes wahrnimmt, berichtet, dass der Vater die Mutter mehrmals habe verlassen und ausziehen wollen, weisen diese das empört zurück.“ (Stierlin 2003, S. 23)

| Spannungsverhältnis der Muster bestimmter Werte im Machtdiskurs | |
|--|---|
| Opferbereitschaft als positives Erleben der Magersüchtigen im Machtdiskurs | Opferbereitschaft als negatives Erleben im Machtdiskurs |
| Das Familienmitglied erlangt Anerkennung und Macht durch die Erfüllung der propagierten Verzichtsideologie. Es stellt einen Weg dar, um Anerkennung und Wertschätzung der eigenen Person gegenüber zu sichern. | Je stärker die Verzichtsideologie im Bereich des Symbolischen zum Tragen kommt, desto mehr werden eigene Wünsche und Bedürfnisse negiert. Die Unterdrückung eigener Impulse geht mit familiärer Anerkennung einher. |

(Schaubild 17: Wertespannung im Machtdiskurs II)

Die negative Seite der gelebten Opferbereitschaft und Verzichtsideologie besteht darin, dass eigene Bedürfnisse und Wünsche konsequent unterdrückt beziehungsweise negiert werden müssen. Der „Lohn“ für diese Bestrebung besteht in der Anerkennung, die durch die Familie an den Einzelnen herangetragen wird. Werden eigene Impulse unterbunden, sofern sie dem Familiencredo widersprechen und wird – entgegen eigenen ursprünglichen Bestrebungen – im Sinne des Familienethos gehandelt, so ist Anerkennung, Bewunderung und/oder Lob die Folge. So erhält das Familienmitglied ein gewisses Maß an „Macht“ in Form von Bedeutung und Wichtigkeit, die ihm nun im Rahmen der Familie eingeräumt wird.

Wir haben jedoch weiter oben gesehen, dass die Familie Landmann (insbesondere Frau Landmann) ebenfalls dem Credo folgt, das Leben in den Dienst der Anderen zu stellen. So stellt Frau Landmann fest: „Ich bin doch nicht auf der Welt, um für *mich* da zu sein“ und an anderer Stelle: „Ich fühle mich schlecht, wenn Du Dich schlecht fühlst, das ist doch klar.“ Und Herr Landmann äußert sich folgendermaßen über seine Frau: „Sie war für andere da, ihr Leben gehörte den Anderen.“ (Stierlin 2003, S. 24, 25)

Es besteht demnach ein Widerspruch zwischen zwei als wichtig erachteten Wertkonstrukten. Einerseits steht die Opferbereitschaft als Wertmaßstab im Raum, auf der anderen Seite jedoch impliziert die Verfolgung dieses Wertes gleichzeitig ein permanentes Unterdrücken eigener Bestrebungen und Bedürfnisse, was das Wohlbefinden entscheidend beschneidet.

„Mit Opferbereitschaft, Betonung des Familienwohls und Verzicht auf die Befriedigung individueller Bedürfnisse verbindet sich häufig eine ausgeprägte Impulskontrolle, in der Familie Landmann am deutlichsten durch die Mutter bezeugt.“ (Stierlin, 2003, S. 38)

Auf der kommenden Seite sehen wir das Spannungsverhältnis der Muster bestimmter Werte noch einmal im Kontext der Ambivalenzlosigkeit.

| Spannungsverhältnis der Muster bestimmter Werte im Machtdiskurs | |
|--|---|
| Ambivalenzlosigkeit als positives Erleben im Machtdiskurs | Ambivalenzlosigkeit als negatives Erleben im Machtdiskurs |
| <p>Durch Geradlinigkeit, Disziplin und Kompromisslosigkeit im Durchführen zugrundeliegender Werte erhält man Orientierung, Sicherheit, Anerkennung und Respekt. Auch in schwierigen Situationen kann man „sicher sein“, das „Richtige“ zu tun.</p> | <p>Es kann zu einem „Wettstreit“ kommen, indem Familienmitglieder untereinander wetteifern, wer kompromissloser und geradliniger ist in dem Bestreben, das „Richtige“ zu tun.</p> |

(Schaubild 18: Wertespannung im Machtdiskurs III)

Vergegenwärtigen wir uns noch den negativen Aspekt der Ambivalenzlosigkeit. Die Kompromisslosigkeit und Geradlinigkeit in der Wertebefolgung führt in vielen Fällen zu einem Wettstreit unter den Familienmitgliedern:

„Wie die Großmutter mütterlicherseits könne die Mutter anderen gegenüber sehr großzügig sein, aber sich selbst gönne sie wenig. Jutta übe Verzicht, indem sie sich selbst diszipliniere und eine asketische Haltung vertrete. Petra schränke sich auch ein, quäle sich aber nach dem Motto: „Soll ich, soll ich nicht?““ (Stierlin 2003, S. 24)

Da jedoch ein Wettstreit, der letztlich um Macht ringt, darauf ausgerichtet ist, wer sich „angemessener“ oder „besser“ verhält hinsichtlich geltender Werte und Normen, zeigt sich ein Widerspruch zum gleichzeitig propagierten Gleichheitsprinzip. Da niemand bevorzugt werden darf, da alle gleich zu behandeln sind, dürften alle prinzipiell – unabhängig von ihrem Leistungsbestreben – auch gleich viel Wertung und Macht, gleich viel Raum und Aufmerksamkeit erhalten. Dieses Maß an Anerkennung, welches dem Familienmitglied zugute kommt, das sich am angemessensten verhält, muss sich „verdient“ werden. Gleichheit ist somit in sich schon hierdurch schon prinzipiell ausgehebelt.

Alle hier vorgestellten negativen Aspekte widersprechen in sich anderen Werten, die Familie Landmann verfolgt. Das heißt, es besteht in dem Familienmuster beziehungsweise Wertesystem selbst bereits eine nicht lösbare Unlogik und Widersprüchlichkeit, die sich im Rahmen der Familiendynamik offenbart. Die zugrundeliegende Differenz oder Unlogik im Wertekonstrukt dieser Familien nehmen Magersüchtige auf, um sich im Rahmen dieser Muster konform zu verhalten und sich gleichzeitig zu entziehen, sie führen praktisch das auf symbolischer Ebene aus, was prinzipiell unmöglich scheint – sie folgen widersprüchlichen Werten, verhalten sich hochgradig ambivalent, aber im Rahmen ihres Musters trotzdem logisch.

Angestrebt werden von den Familien die positiven Seiten der Wertemuster. Doch die Familien bekommen immer auch eine andere, unerwünschte Seite, präsentiert. Ein rigides Leben nach starren Wertvorstellungen und Verhaltensmustern muss scheitern, weil jeder Einzelne, weil jeder Kontext, in dem wir uns bewegen und das Leben an sich so vielfältig sind, dass starre Wertstrukturen, die nicht durchlässig sind und sich nicht an wechselnde Szenarien und Entwicklungen anpassen lassen, auseinanderbrechen müssen. Wird dieses Auseinanderbrechen der Werte und Muster jedoch mit aller Kraft verhindert, sind Störungen in interpersonellen Kontexten oder in innerpsychischen Abläufen die Folge. Beide Ebenen – die Ebene der mit Anderen geteilten Lebenswirklichkeit als konkreter Kontext der Individuen

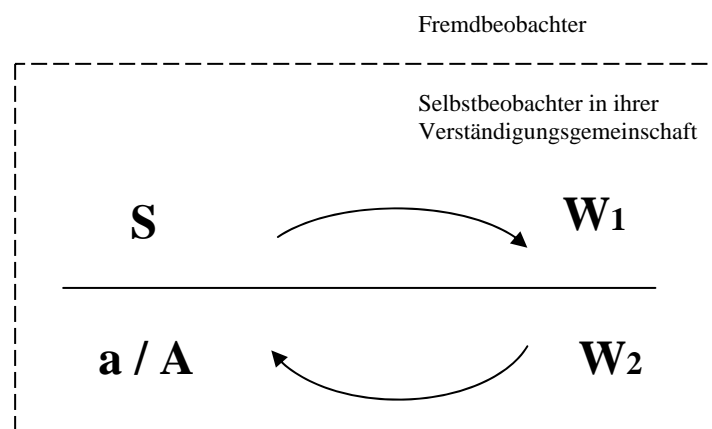
und die Ebene der orientierenden Wertekonstrukte – können nicht über einen langen Zeitraum nebeneinander bestehen, ohne sich aufeinander zu beziehen und mitzuwachsen. Wird dies versucht, muss eine Ebene nachgeben und Scheitern.

2.2.3 Der Einflussfaktor normativer Werte bei Magersucht aus der Perspektive des interaktionistischen Diskurses des Unbewussten

Die Arbeit mit Diskursen setzt bewusste Aussagen voraus, denen wir als Beobachter wechselnde Plätze und Bestzungen zuschreiben. Der Diskurs des Unbewussten unterscheidet sich von den drei anderen Diskursen (Beziehungswirklichkeit, Macht und Wissen) insofern, als er sich auf den ersten Blick dem Bewusstsein entzieht. Wie können also Aussagen oder Erkenntnisse abgeleitet werden, die dem Bewusstsein nicht zugänglich sind?

„Selbstverständlich geht dies nur bewusst. Aber wir sprechen bewusst über etwas, was in den Grenzen des Bewussten selbst nicht ausgeschöpft wird. Es gibt, so die Behauptung, Dinge, Geschehnisse, Ereignisse, die bewusst ablaufen mögen, wenn Beobachter sie bemerken, die dabei aber etwas produzieren/konstruieren, was diesen Beobachtern selbst entgeht, so dass andere Beobachter von unbewussten Folgen, Ereignissen, usw. im Sinne einer Ursachenzuschreibung, einer Erklärung oder eines Verstehensversuches sprechen.“ (Reich 1998, Bd. 2, S. 352)

Reich schreibt diesem Diskurstyp folgende Plätze und Besetzungen zu:



(Schaubild 19: Diskursmodell IV)

Das Subjekt sitzt auf dem Platz des Einen. Es steht hier als wahrnehmendes, denkendes, handelndes und fühlendes Element. Alles Wahrnehmen, Denken, Handeln und Fühlen steht dem Subjekt gegenüber auf dem Platz des Anderen, der von Reich im Diskurs des Unbewussten als „Wahrheit“ (W₁) dem Subjekt gegenübersteht. Das Subjekt (auf dem Platz des Einen) nimmt Ereignisse oder Situationen wahr (auf dem Platz des Anderen) und interpretiert diese mitunter in Abhängigkeit seiner Handlungen. Auf dem Platz des Anderen steht etwas dem Subjekt entgegengesetztes, was jedoch immer auch rückbezüglich etwas über das Subjekt selbst aussagt, denn es konstruiert sich und seine Wahrheit immer durch das Spannungsverhältnis zwischen dem Selbst und dem Anderen. Dies vollzieht sich bewusst im Kontext des Selbstbeobachters. Erst im Nachhinein werden möglicherweise bewusste Interpretationen des Subjekts dekonstruiert, wenn inzwischen weitere oder andere Erfahrungen das alte Bild durch Eintreten des Realen erschütterten. Etwas bleibt aber immer unbewusst. So mag sich der Einzelne selbst fragen, warum er in manchen Situationen immer

wieder auf eine bestimmte Weise handelt. Oder er fragt sich, warum andere Personen sich ihm gegenüber so und nicht anders verhalten.

Der Fremdbeobachter mag ggf. Handlungen und Abläufe der Akteure auf eine andere Weise deuten oder interpretieren. Möglicherweise erkennt dieser Fremdbeobachter Handlungsmuster, die den Akteuren zum Zeitpunkt des Handelns (noch) verschlossen und im Bereich des Unbewussten sind. So können Fremdbeobachter Handlungsfolgen und –wirkungen erkennen, die dem Selbstbeobachter zum Zeitpunkt des Agierens noch verschlossen bleiben mögen.

Der Platz der Konstruktion entsteht durch das Spannungsverhältnis vom Subjekt und der Wahrheit, aus dem Wissen konstruiert wird. Das Wissen, welches aus der Wahrnehmung des Subjektes und dem Platz des Gegenübers konstruiert wird, ist das einzige, welches bewusst ist. Nur aus einem bewussten Wissen heraus ist es möglich, Konstruktionen des Unbewussten zu beurteilen. Es ist jedoch nicht möglich, alle Aspekte des Unbewussten bewusst zu machen.

„Das Unbewusste kann kein wahres Wissen präsentieren. Das produzierte/konstruierte Wissen bezieht sich vielmehr stets auf andere/Anderes, was die Unmöglichkeit ausdrückt, für das Unbewusste eine klare oder wahre Wirklichkeit auszusagen, weil diese hier nur als Potenz aufgefasst werden kann, die in den jeweiligen singulären Realisierungsmöglichkeiten des anderen/Anderen erscheint.“ (Reich 1998, Bd. 2, S. 354)

In diesem Diskurs befindet sich auf dem Platz der Wirklichkeit der a/Anderer – das Symbolische und das Imaginäre. Der Selbstbeobachter nimmt a/Anderer immer nur über seine Imaginationen wahr. Jegliches Sein oder Tun Anderer wird durch den Selbstbeobachter im Kontext *seiner* Wirklichkeit entschlüsselt. Als Wirklichkeit erschließt sich ihm das, was er als seine Vorstellung von Anderen imaginiert. Das Unbewusste entzieht sich einem direkten Zugang zum a/Anderen einerseits, entzieht sich aber ebenso einem direkten Zugang zum eigenen Inneren. Die Wirklichkeit des Unbewussten kann demnach keine abgeschlossenen Erkenntnisse oder Einsichten hervorbringen, zumal Symbolisches und Imaginäres mitunter noch durch das Aufblitzen des Realen verstört wird.

Diese fragile Wirklichkeit wirkt auf die Wahrnehmung des Subjektes zurück. Durch die Unmöglichkeit der Erfassung des Unbewussten bleibt die Wahrnehmung des Subjektes stets auf bröckelndes Fundament gebaut.

„Dies ist die Subjektivität mit all ihren Unschärfen. Deshalb bleibt als wahre Wirklichkeit entweder nur die Imagination von Wirklichkeit aus einem Begehren des Subjekts selbst heraus oder als zurückkehrendes, nicht gewusstes Reales. Beobachter, die diesen Platz der Wirklichkeit besetzen, sind dann am Platz einer Dekonstruktion, denn der gesamte Diskurs ist eine Konstruktion von Spekulationen des Beobachters darüber, wo seine Grenzen liegen.“ (Reich 1998, Bd. 2, S. 356)

Nun möchte ich ein einmal versuchen, diese Besetzungen konkret auf ein magersüchtiges Mädchen anzuwenden.

Sicht Magersüchtige:

S) „S“ auf dem Platz des Einen symbolisiert die Magersüchtige selbst mit all ihren Wahrnehmungen und Empfindungen.

W₁) Gegenüber der Magersüchtigen steht auf dem Platz des Anderen die vom Subjekt konstruierte Wahrheit. Die wird möglicherweise zu Beginn der Krankheit aus der Aussage bestehen: „Ich bin nicht krank und tief gekränkt, dass man mich für meine Leistung nicht würdigt.“ Wie im Diskurs der Macht schon angesprochen, erkennen sich magersüchtige

Mädchen anfangs selten als krank oder hilfebedürftig. Sie streben nach Anerkennung und Zuwendung und erfahren selbst in ihrer massiven Aufopferung und Disziplin immer noch nicht das, was sie anstreben. Sie selbst erfahren sich als stark und wünschen sich, auch von Anderen auf diese Weise gesehen zu werden. Gekoppelt mit der Wahrheit der Magersüchtigen, dass sie nicht krank sei, geht in vielen Fällen eine Enttäuschung einher, da ihnen ja noch immer Anerkennung und Zuspruch vorenthalten werden. Bewusst wahrgenommen wird aus Sicht des Selbstbeobachters sicherlich die Enttäuschung und die Überzeugung, aus Stärke heraus zu handeln und Anerkennung zu verdienen. Unbewusst dürfte jedoch aus Sicht der Magersüchtigen das Motiv sein, aus welchem Grund sie trotz der Unterschreitung ihres längst erreichten „Wunschgewichtes“ immer noch mehr abnehmen möchte.

W₂) Das Wissen der Magersüchtigen auf dem Platz der Konstruktion dürfte sich in der Aussage manifestieren: „Je mehr ich an Gewicht verliere, desto erfolgreicher bin ich und desto mehr Anerkennung steht mir zu.“ Schlank sein wird mit Erfolg gleichgesetzt, die Zunahme an Gewicht mit einem persönlichen Scheitern assoziiert. Dieses Wissen wird durch die Magersüchtige durch den Zusammenhang ihres subjektiven Empfindens (Ich bekomme nicht genug Anerkennung für meine Leistungen) und der Enttäuschung der verwehrten Anerkennung durch den Platz des Anderen konstruiert.

Auf dem Platz der Wirklichkeit befinden sich „a“ und „A“.

A) „A“ wird durch weitere Akteure (in unserem Beispiel die Eltern) symbolisiert. Die Eltern werden als diejenigen konstruiert, die – aus Sicht der Magersüchtigen ungerechtfertigt - Anerkennung vorenthalten.

a) Das „a“ symbolisiert den Wunsch, weiter an Gewicht zu verlieren, um letztlich doch noch die verdiente Anerkennung zu erhalten.

Besetzen wir die Plätze nun einmal durch die Eltern.

Sicht Eltern:

S) Auf dem Platz des Einen stehen nun die Eltern, durch „S“ symbolisiert. Hier stehen nun die Eltern mit all *ihren* Wahrnehmungen und Empfindungen.

W₁) Auf dem Platz des Anderen steht die von den Eltern konstruierte Wahrheit. Diese lautet gegenteilig zur Wahrheit der Tochter: „Unsere Tochter ist krank und braucht Hilfe.“ Hier steht die Krankheit im Fokus der Aufmerksamkeit. Die von der Tochter ersehnte Anerkennung findet im Fokus einer Erkrankung möglicherweise keinen Platz. Der Aspekt der Anerkennung wird seitens der Eltern nicht unbedingt im Kontext des Hungerns erkannt. Hier dominiert die Krankheit und nicht die Willensstärke der Tochter. Die Tochter wird ggf. ab einem gewissen Zeitpunkt der Magersucht möglicherweise eher als Opfer angesehen, welches immer auch eine Position der Schwäche und Machtlosigkeit impliziert. Unbewusst mag den Eltern entgehen, dass die möglichen „Motive“ der Tochter, die Magersucht begünstigen, in erster Linie mit Erfolg und Anerkennung verknüpft sind und das Gewicht ab einem gewissen Zeitpunkt lediglich als Mittel zum Zweck dienen kann.

W₂) Das Wissen der Eltern auf dem Platz der Konstruktion könnte sich in der Aussage äußern: „Die Heilung unseres Kindes können wir unterstützen, indem wir alles Erdenkliche versuchen, es davon zu überzeugen, dass es krank ist und Hilfe braucht.“ So wird die Tochter

als schwach und krank konstruiert, was dem Bestreben der Tochter, als stark und erfolgreich angesehen zu werden, strikt entgegentläuft.

Auf dem Platz der Wirklichkeit befinden sich auch hier „a“ und „A“.

A) „A“ wird durch die Tochter symbolisiert, die sich jeglichen elterlichen Bemühungen (Eintreten des Realen) entzieht.

a) Das „a“ der Eltern mag für den elterlichen Wunsch stehen, ihr Kind möge an Gewicht zunehmen und gesund werden. Hier besteht mit hoher Wahrscheinlichkeit der Wunsch der Eltern, mehr zu erfahren, um der Krankheit angemessen begegnen zu können.

Ich habe nun beschrieben, dass der Diskurs des Unbewussten nur indirekt betrachtet werden kann, denn was nicht bewusst ist, entzieht sich naturgemäß jeglicher Erkenntnis. Dennoch ist im Zuge konstruktivistischer Theorien der Aspekt des Unbewussten insofern wichtig, dass er uns die Begrenzungen unserer Konstruktionen immer wieder neu vor Augen führt.

Sowohl im Rahmen der Interaktionistischen Diskurstheorie als auch der Systemtheorie haben wir vor allem zirkuläre Prozesse in den Fokus unserer Aufmerksamkeit zu nehmen. Wir richten unseren Blick darauf, welche Setzungen sich dem einzelnen Familienmitglied im Rahmen zwischenmenschlicher Interaktion und Verhaltensweisen erschließen mögen und in welcher Weise diese Setzungen auf das weitere Verhalten Einfluss nehmen.

Wir, in der Rolle des Fremdbeobachters (bspw. in der Rolle als Therapeut), mögen andere Setzungen und Leitlinien aus unserer Perspektive erschließen, als es vielleicht die Inpatientin oder ein Familienmitglied tun würde. Ein Beispiel hierfür haben wir schon weiter oben im Beziehungs- und Machtkontext gesehen. Das Erleben der Klientin als ohnmächtiges Opfer einerseits und die Auswirkungen im Rahmen der Familiendynamik andererseits. Uns zeichnet sich – beleuchtet aus unserer Perspektive – ein Bild, welches sich uns als logisch erschließen mag. Ob sich aber eine vergleichbare Logik aus Sicht der Betroffenen erschließen lässt, bleibt im Rahmen einer Therapie zu überprüfen. Die besondere Schwierigkeit in der Betrachtung des Diskurses des Unbewussten liegt unter anderem darin, dass wir als außenstehende Beobachter keine letztlich valide Aussage darüber treffen können, was sich im Unbewussten des oder der direkt Betroffenen abspielt. Auch die Betroffenen selber haben in der Regel keinen direkten Zugang zu unbewussten Beweggründen. Wir können demnach an dieser Stelle keine „harten Fakten“ oder Beschreibungen thematisieren, die als alleinige Kriterien für richtig oder falsch zu gelten hätten. Wir können nur *Möglichkeiten* benennen, die bestenfalls als *eine* Möglichkeit neben weiteren Anderen bestehen können. Darüber hinaus haben wir auch immer mit zu betrachten, dass auch wir als Fremdbeobachter ebenfalls unbewusste Aspekte mit uns herumtragen, die wiederum *unsere* blinden Flecken ausmachen und unsere Betrachtung allein schon deshalb immer lückenhaft bleiben muss. Für uns als Beobachter außerhalb des beobachteten Systems bedeutet dies, dass wir zwar ein Beobachterkonstrukt entwickeln können, was uns im Rahmen *unserer* Perspektive als schlüssig erscheinen mag, dass wir aber zu keinem Zeitpunkt weder den Anspruch auf Richtigkeit und / oder Vollständigkeit erheben dürfen. Als Beobachter können wir nur Möglichkeiten aufzeigen, unter welchen Gesichtspunkten die Entstehung und Aufrechterhaltung von Magersucht Sinn machen beziehungsweise als viabel betrachtet werden könnte.

Der Klient hat für sich zu überprüfen, ob für ihn unsere Sichtweise stimmig scheint oder nicht. Doch bevor wir uns diesem Aspekt in Teil vier vermehrt zuwenden, geht es hier nun erst einmal darum, trotz der oben genannten Schwierigkeiten ein Bild zu zeichnen, vor dessen Hintergrund Magersucht durchaus Sinn machen kann. Schauen wir bspw. aus unserer Beobachterperspektive auf die „unbewussten Beweggründe“ für die Entstehung und

Aufrechterhaltung von Magersucht, so können wir mit Stierlin folgende Aussage der Familie Landmann festhalten:

„Petras magersüchtiges Verhalten habe dazu geführt, dass die Eltern mehr Kontakt miteinander pflegten. Auch Jutta und Petra hätten sich dadurch besser kennengelernt und seien sich näher gekommen. Die Mutter habe über die Sorge mehr Austausch mit Petra, und der Vater explodierte [...] nur noch sehr selten, die Spannungen hätten sich stark reduziert.“ (Stierlin 2003, S. 21)

Diese Aussage lässt den Schluss zu, dass trotz der Belastung, die Magersucht für alle Betroffenen mit sich bringt, dennoch Vorteile zu erkennen sind, die sich dem Einzelnen jedoch in der Regel nicht so offensichtlich zeigen, die – zumindest im ersten Schritt – nicht erwartet oder geplant waren und sich somit (noch) im Diskurs des Unbewussten befinden.

Wenn ich die Beschreibung einer „typischen“ Magersuchtsfamilie (Bindungsfamilie) als Grundlage nehme, die auch eine „positive Wendung“ seit der Entstehung von Magersucht verzeichnet und diese „positive Wendung“ in den Diskurs des Unbewussten übersetze, kann ich aus dieser Beobachterperspektive folgendes Gedankenkonstrukt ableiten:

Ich gehe davon aus, dass Magersucht seitens des jungen anorektischen Mädchens nicht im Vorfeld geplant wurde. Demnach mag die Magersüchtige im Verlauf der Krankheit im Austausch mit ihrer Familie Veränderungen erfahren, die von ihr als „Vorteile“ wahrgenommen werden. Die Betroffene kann sich nun versucht sehen, diese Vorteile durch das Festhalten an der Krankheit weiterhin zu sichern, da sie ihr einen Ausweg bieten, ein Problem zu lösen, was sich jenseits der Erkrankung befindet. Sei es der Zugewinn an Aufmerksamkeit, sei es die Erkenntnis, dass die Eltern – die zuvor sehr distanziert miteinander umgingen – sich durch das Krankheitsbild näher kommen und nach außen wieder mehr Einigkeit demonstrieren, sei es das Empfinden von mehr Autonomie und nun (endlich) gelingender Abgrenzungsbestrebung, die durch die massive Essensverweigerung täglich neu demonstriert werden kann. Dies zeigt sich symbolisch in Form des „a“ als das Begehren der Magersüchtigen auf dem Platz der Wirklichkeit. Diese – möglicherweise (noch) unbewussten - Wünsche und Bestrebungen mögen sich ggf. in Form folgender Gedanken der Magersüchtigen offenbaren, die vielleicht als verstörend erlebt werden: „Wie kann es mir gelingen, mir Anerkennung und Aufmerksamkeit zu sichern?“, „Wie kann ich es erreichen, mich von meiner Familie abzugrenzen und die damit verbundenen Ängste zu bewältigen?“, „Auf welche Weise erlange ich das Gefühl der Kontrolle über mich und letztlich über mein Leben?“, etc..

Als Antwort auf diese Fragen steht unter Umständen als Antwort: „Indem ich meine Anstrengungen noch intensiviere, indem ich mich *noch* mehr bemühe, mich selbst zu beherrschen, indem ich im Vergleich mit anderen Mädchen „besser“ (in diesem Kontext wird „besser“ mit „dünner“ gleichgesetzt) abschneide.“

Sofern eben diese „Vorteile“ auf Seiten der Indexpatientin bewusst wahrgenommen würden, wäre dieses Erkennen der Vorteile dann nicht mehr im Diskurs des Unbewussten zu finden - zumindest nicht mehr bei der Kranken selber. Im Moment bewusster Wahrnehmung wird der zuvor noch blinde Fleck sichtbar. Im Diskurs des Unbewussten betrachten wir demnach zuerst einmal den Aspekt, dass die Betroffene im Verlauf ihrer Magersucht durchaus auf diffuse Weise die hiermit verbundenen Vorteile wahrnimmt, sich jedoch nicht bewusst macht, dass sie gezielt mit ihrem Festhalten an der Nahrungsverweigerung manipulativ einwirkt. Sie mag es genießen, vermehrt Aufmerksamkeit zu bekommen, sie mag befürchten, dass die Eltern sich doch trennen, wenn eine Genesung eintritt oder sie mag davor zurückschrecken, sich Verantwortlichkeiten zu stellen und Entscheidungen zu treffen. Jedoch würde die Krankheit mit hoher Wahrscheinlichkeit hier nicht als aktiver Lösungsversuch vom Betroffenen aufgefasst werden, um sich aktiv einem dahinterstehenden Konflikt zu stellen oder sich eben

einem solchen Konflikt zu entziehen. Das Fatale daran ist, dass die Hungernde häufig durch ihr Verhalten einen positiven Effekt wahrnimmt:

„Sie hat Erfolg damit, fühlt sich plötzlich nicht mehr klein und unzulänglich, sondern stark und besonders. Sie schafft etwas, was ihre Freundin oder ihre Mutter oder ihre Schwester nicht schaffen. Sie ist wer. Sie hat Kontrolle über ihren Körper und – wie sie glaubt – damit über ihr Leben. Was ihr vorher Angst gemacht hat, tritt zurück. Sie glaubt, damit endlich den perfekten Weg zu einem zufriedenen Leben gefunden zu haben.

Das Fatale ist, dass die anderen Probleme, die sie vorher hatte, tatsächlich abnehmen, und zwar je länger und tiefer sie in die Welt der Essstörungen rutscht. Nicht, weil sie gelöst wären, sondern weil sie sie nicht mehr wahrnimmt. Ihre Welt ist so begrenzt und so reduziert, dass sie eine täuschende Sicherheit bietet. [...] Die Essstörung bedeutet zu dieser Zeit erfolgreiche Lebensbewältigung für sie, und deshalb ist sie eisern entschlossen, daran festzuhalten [...]“ (Kunze 2006, S. 20f.)

Konsequenterweise könnten wir in einem solchen Fall zu Beginn der Krankheit keine bewusste oder gezielte Manipulation unterstellen. Ich gehe davon aus, dass die Betroffene sich anfänglich eher als eine „passive Empfängerin psychologischer Vorteile“ erlebt. Nach Mücke ist eine Symptom- oder Problementwicklung immer mit Auswirkungen auf die Beziehungsgestaltung verbunden, und zwar unabhängig davon, ob die Symptomträger dies nun beabsichtigt oder nicht (vgl. Mücke (1998). Mit Blick auf den Aspekt des Unbewussten sei an dieser Stelle noch folgendes Zitat aufgeführt:

„Zudem möchte ich betonen, dass Menschen, die unter spezifischen Symptomen leiden, sich im allgemeinen nicht *unmittelbar* gegen ihre symptomproduzierende Kreativität in Beziehungen wehren können, da die Symptomproduktion unbewusst/unwillkürlich erfolgt.“ (Mücke 1998, S. 32)

Nehme ich jedoch einmal die Perspektive der Familie ein, zeigt sich das Unbewusste auf andere Weise. Aus Sicht der Familie liegt der Aspekt des Unbewussten in der Tatsache, dass das Verhalten von Unterstützung, sämtliches Bemühen, die Kranke zum Essen zu bewegen, nicht Teil der Lösung, sondern – ganz im Gegenteil – einen Teil des Problems darstellen kann. Dass gerade durch vermehrte Bindungsbestrebungen auf der Gegenseite vermehrte Abgrenzungsbestrebungen als Reaktion folgen (müssen), ist den Personen, die aus besten Absichten heraus handeln, nicht transparent und demnach auch nicht bewusst. Das hier zugrunde liegende Paradoxon bleibt der Familie normalerweise verborgen. Gerade dadurch jedoch kann sich die Spirale der hier vorhandenen zwischenmenschlichen Interaktionen aufrecht erhalten. Ein „Loslassen des Konfliktszenarios“ und das Verlassen alter Verhaltensmuster, die beim Betroffenen über einen längeren Zeitraum keine Verbesserung der Krankheit gezeigt haben, kommt der Familie als Lösungsversuch in der Regel nicht in den Sinn. Dies ist keine spezielle Eigenschaft von Bindungsfamilien. Es ist eine typische Eigenschaft des Menschen, dass er im Falle von Problemen auf ein in der Vergangenheit liegendes, positiv erlebtes Lösungsmuster zurückgreift. Greift das alt Bewährte nicht, wird eher ein „mehr desselben“ versucht (mehr Anstrengung in Richtung Lösung auf die alt bewährte Weise), was unter Umständen – je nach Problemlage – leicht zur Problemverschlimmerung führen kann.

Im Diskurs des Unbewussten betrachten wir die subjektive Begrenzung unserer Konstruktionen.

„Der Selbstbeobachter zieht zunächst aus jeder subjektiven Aktion gegen ein beliebiges Gegenüber bewusste Folgen. Er sieht Wirksamkeiten seiner Handlungen, seiner Träume und Vorstellungen usw., indem er sie auf sich selbst zurückbezieht. [...] Erst mit geeignetem

Beobachterabstand mag er stutzig werden: Früher sah ich die Dinge und Ereignisse so, aber erst heute erblicke ich, was diese Handlungen für meine weitere Entwicklung bedeuteten. [...] Da erscheinen unerklärliche Bilder und Aktionen, verdichtete und verschobene Ereignisse aus einer scheinbar irrealen Welt, die mit Wünschen und Traumata korrespondieren, die irgendwie aus dem tiefen inneren emporsteigen, ohne dass dieser Vorgang selbst, über den wir bewusst sprechen mögen, zugänglich wird. Da bleibt etwas unbewusst.“ (Reich 1998, Bd. 2, S. 353)

Setze ich Diskurs des Unbewussten in ein Verhältnis zum Diskurs der Beziehungswirklichkeit, kann in die Betrachtung des Unbewussten der Andere mit hineingenommen werden. Bestimmte Problemdynamiken können nur dann entstehen und aufrecht erhalten werden, wenn die Interaktionspartner auf *verschiedene* Imaginationen zurückgreifen. Die Hungernde imaginiert bspw. einen Vorteil hinsichtlich ihrer Ablösebestrebungen, die Eltern hingegen imaginieren mehr Bindung. Beide Seiten handeln gemäß ihrer Imaginationen. Die Magersüchtige verweigert Essen und empfindet Autonomie, die sie auf anderem Wege schwer erlangen kann. Sie empfindet mehr Autonomie, je größer die Bemühungen der Eltern sind, sie zum Essen zu bewegen. Je mehr die elterliche Zuwendung, desto größer der (vermeintliche) Autonomiegewinn. Die Eltern hingegen handeln genau aus den gegenteiligen Motiven. Sie erleben die Verweigerung ihrer Tochter eher als Aufforderung für mehr Zuwendung. Sie glauben möglicherweise, dass ein Mehr an Zuwendung letztlich die Tochter doch noch dazu bringen wird, wieder mit der Nahrungsaufnahme zu beginnen. Hier ist ein zirkulärer Prozess im Gange, der nur dadurch aufrecht erhalten werden kann, dass beide Seiten ihren Imaginationen folgen. Jede Handlung auf der einen Seite veranlasst die andere Seite dazu, genau ihre Handlung zu vollziehen. Die Dynamik, die sich dahinter verbirgt, greift wie ein Zahnrad ineinander. Jede Handlung bringt neuen Schwung in die komplementäre Gegenreaktion.

Bei der Darstellung des unbewussten Aspektes von Krankheit gehe ich davon aus, dass das Unbewusste bei der Symptomwahl meist eine große Rolle spielt. Dies lässt den Rückschluss zu, dass zwar nur auf der Ebene des Bewusstseins menschliches Handeln (teilweise) erfasst werden kann, dass aber immer auch ein entscheidender Part unbewusster Prozesse mit involviert ist, der nicht ersichtlich ist und der somit bei der Bemühung, dem Symptom zu begegnen, auch nicht berücksichtigt werden kann. Selbst wenn wir hier an dieser Stelle diese Grauzone zum Gegenstand unserer Betrachtung machen, können wir unbewusste Abläufe niemals komplett in unser Bewusstsein transportieren. Konkret bedeutet das, dass wir *immer* auch Aspekte mit einkalkulieren müssen, die für uns nicht greifbar sind. Im Falle von Magersucht liegt gerade im Unbewussten der agierenden Interaktionspartner überhaupt die Möglichkeit des Krankheitsgewinns. Gelingt es, unbewusste Abläufe, die eine langfristige Genesung verhindern, ans Licht zu bringen, dürfte zeitgleich die Chance auf Heilung steigen, da hier die wechselseitige Aufrechterhaltung der zwischenmenschlichen Beziehungsmuster aufgebrochen werden kann.

Der Ausbruch einer psychosomatischen Krankheit, zu der auch die Magersucht gezählt wird, kann meiner Ansicht nach als ein Versuch der Psyche gedeutet werden, mit unerwarteten oder unerträglichen Situationen fertig zu werden beziehungsweise sich ihnen für einen gewissen Zeitraum zu entziehen. Magersucht bietet einen sekundären Krankheitsgewinn, der als Selbstschutz verstanden werden kann – auch und gerade vor Delegationen, die einerseits eine Überforderung bedeuten können, denen sich aber aufgrund emotionaler Verstrickung gegenüber der Familie und vorhandener Wertekonstrukte schwer entzogen werden kann. Doch wie genau ist dieser Aspekt im Rahmen gesellschaftlicher Prozesse zu verstehen? Oftmals entspringt das, was Kranke für ein rein organisches Leiden halten, einem Krankheitsmodell, welches ihnen über die Gesellschaft und deren Deutung suggeriert wurde und sich nun im Einzelnen manifestiert. Betrachtet man psychosomatische Krankheiten im

Wandel der Zeit, stellt man fest, dass weniger die Häufigkeit als viel eher die Symptomatik der Krankheiten variiert. Da ich mit Stierlin Magersucht als Ausdruck konfliktbelasteter, vornehmlich innerfamiliärer Beziehungsmuster betrachte, stellt sich die Frage, wie sich das Familienbild gewandelt hat. Ab dem 19. Jahrhundert vollzog die Familie eine Wandlung von einem Zusammenhalt, der über eine rein pragmatische Beziehungskonstellation, die sich über Besitz und Gut definierte, begründet war hin zu einer Familie, in der mehr und mehr die Emotionalität an Bedeutung gewann (vgl. Shorter, 1999, S. 267, ff.). Beziehungskriterien als solche gerieten mehr und mehr in den Fokus der Betrachtung und die emotionale Bedeutung familieninterner Bindung erlebte einen neuen, fundamentalen Stellenwert. Enttäuschungen auf der Beziehungsebene und Gefühlsverstrickungen zeigten sich schnell als Kehrseite der Medaille und stellten die Familienmitglieder vor neue Herausforderungen. Psychosomatische Krankheitserscheinungen bergen die Möglichkeit in sich, auf nonverbaler Ebene einen Dialog anzustreben, der auf verbaler Ebene nicht mehr möglich scheint. Als wichtigster Faktor ist hier die Wirkung von Intimität und Bindung zu nennen, die das Aufkommen psychosomatischer Krankheitsbilder mit sich bringt.

Die traditionelle bäuerliche Familie zeichnete sich dadurch aus, dass ihre Binnenbeziehung in erster Linie oft auf pragmatische Zwecke bezogen war. Individuelle Vorstellungen von Glückstreben, Selbstverwirklichungsgedanken und Individualismus waren Wertekonstrukte, die sich erst viel später herausbildeten. Mit ihnen änderte sich auch die Binnenstruktur der Familien und hiermit verzahnt auch die Strategie des Miteinanders, der Fürsorge und der familieninternen emotionalen Verhältnisse (vgl. Shorter 1999, S. 293, ff.). Die Gefühlsbeziehungen moderner Familien forderten ein ganz anderes Ausmaß gegenseitiger Rücksichtnahme, die Auswirkungen hatte auf Symptome und Unwohlsein.

Mit der zunehmenden Bedeutung emotionaler Verbundenheit zwischen Familienmitgliedern ging nun die Pflicht gegenseitiger Rücksicht- und Anteilnahme einher. So konnte in diesem „neuen“ Familienverband starker emotionaler Verbundenheit eine Dynamik entstehen, die durch das Auftreten eines Symptoms auch Auswirkungen auf die Beziehungsgestaltung hat. Vor der Entstehung dieser modernen Familienform hätte kein „Gewinn“ darin bestanden, sich selbst auszuhungern, weil die emotionalen Verbindungen, die für die Entstehung und Aufrechterhaltung von Magersucht einen entscheidenden Einfluss haben, so gut wie kaum bestanden. Das familiäre Umfeld wäre im 18. Jahrhundert dem Hungern eher mit Gleichgültigkeit begegnet oder hätte die Verweigerung von Nahrungsaufnahme als Beweis für eine Geistesgestörtheit gewertet. Erst das Vorhandensein einer tiefen emotionalen Bindung ruft die Reaktion der Familie hervor, die Hungernde zum Essen zu bewegen – tief beunruhigt von der Sorge um ihr körperliches und seelisches Wohlergehen. Erst dies führt zu einer Bedeutungsgebung der Symptomatik.

In der modernen Familie kann das Geben von Nahrung auf der Ebene des Symbolischen dem Geben von Zuneigung und Liebe entsprechen. Ein Zuviel oder ein Zuwenig der Nahrungsaufnahme kann somit zu einem Ausdruck unterschwelliger – und meist auch nicht bewusster – Botschaften werden. Magersucht erhält erst im Kontext unserer postmodernen Gesellschaft, die sich durch Überfluss auszeichnet, einen Status von symptomatischer Glaubhaftigkeit. Das Unbewusste, das Symptome als Ausdruck von Krankheit kreiert, ist immer bemüht, physische Symptome zu produzieren, die als „echte“ Erkrankung gewertet werden. Das Erscheinungsbild einer Magersucht wäre in einer Zeit, in der Nahrung Mangelware war, als Ausdruck einer Form von Geisteserkrankung gewertet worden. Nahrungsverweigerung war vor 1800 bis auf wenige Ausnahmen ungeläufig. Mit Aufkommen der Industrialisierung, steigenden Löhnen und der Einfuhr von Lebensmitteln aus Übersee stieg auch die Aufnahme der Kalorien pro Kopf um ein Vielfaches an. Jetzt galt Nahrungsverweigerung nicht mehr als ein Indiz für Geistesgestörtheit, sondern wurde stattdessen als mögliche Folge einer neuen Krankheit gewertet. (vgl. Shorter 1999)

Ähnliche Symptome werden je nach Zeitgeist eine andere Deutung des Krankheitsbildes hervorrufen. Und die Symptome passen sich zeitlichen Strömungen an. Oft bestehen verschiedenartige Symptome gleichzeitig nebeneinander. Es unterliegt Strömungen im Zeitgeist und den Interessen des jeweiligen Arztes, welche Symptomatik er bewusst deutet und als wesentlich empfindet und welche Symptome ggf. wahrgenommen oder als unbedeutend eingestuft werden. Da gerade im Falle von psychosomatischen Krankheitsbildern Symptome produziert werden, die in den Augen des Arztes und auch auf gesellschaftlicher Ebene als legitim eingestuft werden sollten, wird die Wahl der Symptomatik durch kulturelle Einflüsse und medizinische Theorien stark beeinflusst. Hier scheint eine Gefahr dahingehend zu bestehen, dass die Zuweisung eines Symptoms das jeweilige Problemsystem unterstützt oder stabilisiert:

„Der Begriff <Anorexia nervosa> wird häufig so gebraucht, als ob er eine eigenständige nosologische Einheit wie bspw. der Begriff <Mumps> oder der Begriff <Poliomyelitis> bezeichnete, eine von der Natur selbst vorgegebene Krankheit, die sich unter geeigneten Bedingungen zu jeder Zeit und an jedem Ort manifestiert. Aber ist das wirklich so? Ist die Anorexia nervosa eine eigenständige Krankheit, oder ist sie lediglich ein Element im Symptompool, dessen sich das Unbewusste als Ausdruck seelischen Kummers bedienen kann? [...] Diese Phänomene sind kulturell induzierte Artefakte. Von <Entdeckung> und <Erkrankung> zu sprechen trägt außerdem dazu bei, Patienten, die sich die Selbstaushungerung als Symptom zugelegt haben, in ihrem Verhalten zu bestärken, indem es sie ermutigt, sich noch tiefer in den Glauben zu verbohren, sie hätten eine echte Krankheit, keineswegs nur etwas, das ihnen eine fast schon schrullige Symptomwahl ihres Unbewussten beschert hat. (Der Einwurf, viele Magersüchtige bestritten, krank zu sein, überzeugt nicht. Anorektikerinnen klammern sich ganz im Gegenteil an ihre Diagnose und sträuben sich mit allen Kräften dagegen, sich von Symptomen zu verabschieden, die ihrer als Selbstverständlichkeit gehandelten Meinung nach pathologischer Natur sind.“ (Shorter 1999, S. 247 f.)

Die Suggestivkraft, die auch Medien bspw. hinsichtlich Magersucht forcieren und somit eine weitere Verbreitungswahrscheinlichkeit des Krankheitsbildes fördern, ist nicht zu unterschätzen. Durch das Publimachen der tragischen Umstände, unter denen diese Symptomatik auftritt, fühlen sich viele Jugendliche darin bestätigt, sich dieses Leidens zu bedienen, um die Dramatik der eigenen Situation wirkungsvoll zu unterstreichen und dem eigenen Verhalten Nachdruck zu verleihen.

„Jugendliche sind sowohl aus biologischen wie aus kulturellen Gründen anfälliger für psychosomatische Störungen als ältere Menschen. In unserer Gesellschaft sind junge Leute häufig in ihrer Persönlichkeit noch ungefestigt, es mangelt ihnen an Selbstsicherheit, und sie wehren unter Umständen ihre Angst vor dem Erwachsenwerden mit Hilfe eines Schutzschirms von physischen Symptomen ab.“ (Shorter 1999, S. 241)

Dieser Aspekt sollte bei der Betrachtung von Jugendkrisen berücksichtigt und in den Blick genommen werden. Wenn die Formen psychosomatischer Faktoren in vielen Fällen mit kulturellen Einflussfaktoren versehen sind, stellt sich die Frage, wie genau das vor sich geht. Die WHO legt im Rahmen des Gesundheitswesens Kriterien fest, nach denen wir ein bestimmtes Krankheitsbild zu beurteilen haben. Die Eindeutigkeit der Kriterienzuschreibung gibt demnach Aufschluss darüber, wie das Auftreten einer bestimmten Symptomatik zu werten sei und wie wir diese einzuordnen und zu behandeln haben. Es gibt also so etwas wie ein „Qualitätssiegel echter organischer Erkrankungen.“ Welche Symptome eine Person oder eine Gruppe eher zeigt und aus dem „Symptompool“ herausgreift, wird von kollektiven Vorstellungen über Krankheit und deren Bewertungskriterium beeinflusst, die immer auch suggestiv auf den Einzelnen einwirken.

Die Individuen erleben hingegen ihre Symptome nicht als eine Verhaltensform, sondern als eine echte organische Erkrankung. Kulturelle Symptomgestaltung findet demnach häufig im Bereich des Unbewussten statt.

Je stressträchtiger die Umwelt, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, latent vorhandene Erbanlagen für Krankheiten zu aktivieren, wobei der Zeitgeist darüber entscheidet, in welcher Form diese auftreten. Im 19. Jahrhundert bestand ein hohes Risiko, bei Stress unter hysterischen Lähmungen zu leiden, während der heutige Zeitgeist eher Erscheinungen von Allergien und Essstörungen hervorruft. Als Ursache können auch neue Entwicklungsströmungen in der Medizin, Interessenverbände zwischen Pharmakonzernen, Krankenkassen und Ärzten herangezogen werden. Krankheit und Symptombildung kann als ein gewinnbringendes Geschäft verstanden werden, welches - zusätzlich unterstützt von der Werbeindustrie – gewinnträchtige Erfolge verbucht (vgl. Blech 2005, S. 221 ff.). Sowohl die eigene Persönlichkeit, wie auch die Umstände von Familie und Umwelt, in denen sich der Einzelne befindet, entscheiden darüber, inwieweit der Einflussfaktor der Medien auf den Einzelnen einwirkt. Wie anfällig sich jemand zeigt für die Suggestivwirkung mediengesteuerter, manipulativ gestalteter Informationen, die zum Ziel haben, Unsicherheit und Angst soweit voranzutreiben, dass auf das empfohlene Produkt als Risikovermeider zurückgegriffen wird, ist in hohem Maße davon abhängig, ob dahinterstehende Strategien durchschaut werden oder nicht. Je weniger transparent diese Strategien sich dem Einzelnen offenbaren, desto höher ist der Anteil des Unbewussten, der uns Symptome konstruiert, die wir als Rettungsanker auf unbewusster Ebene erleben. Nehmen wir hier vermehrt die Rolle des Beobachters ein, haben wir die Chance, bisher Unbewusstes ans Licht zu bringen. Die Symptomatik hat möglicherweise den Sinn, unbewusste Abwehrreaktionen gegen emotional überwältigende Affekte zu bilden. Diese können sich bspw. äußern in Ängsten, Unsicherheit, Orientierungslosigkeit, Wut, Scham, Einsamkeit, Überforderung, etc...

Ich habe im Verlauf dieser Arbeit immer wieder aufgezeigt, dass Erklärungsmodelle für Magersucht als multifaktoriell beschrieben werden (vgl. bspw. G. Reich 2003, Wunderer/Schnebel 2008, Shorter 1999). Aronson u.a. verweisen neben anderen möglichen Faktoren auch auf den sozialen Einfluss hinsichtlich des weiblichen Körperbildes. Die Frage stellt sich, inwieweit das geltende Schönheitsideal mit kulturellen Aspekten korreliert. So untersuchten bspw. J. Anderson und Kollegen (1992), welche Kulturen welche weiblichen Formen als attraktiv erachteten.

„Sie stellten die Hypothese auf, dass in Gesellschaften mit knappem Nahrungsangebot ein schwergewichtiger Körper als der schönste eingeschätzt würde, weil dies Frauen wären, die genug zu essen hatten und deshalb gesund und fruchtbar waren. [...] Schwergewichtige Frauen wurden in Kulturen mit unzureichenden oder etwas unzureichenden Nahrungsangeboten schlanken oder mittelschweren vorgezogen. Mit wachsendem Nahrungsangebot nimmt die Vorliebe für schwergewichtige bis mittelschwere Körper ab. Am dramatischsten ist der Zuwachs in der Vorliebe für den schlanken Körper über die Kulturen hinweg. Nur in Kulturen mit sehr gutem Nahrungsangebot [...] wurde der Typ des schlanken Körpers sehr hoch bewertet.“ (Aronson u.a. 2004, S. 288)

Frauen erleben mittels Medien, Freunde und Familie, was als attraktiver Körper gilt und was nicht und wo sie im Vergleich stehen. Das Streben vieler Mädchen und Frauen, dem hier geltenden Ideal zu entsprechen (durch Diäten, Sport und Verzicht bis hin zu Essstörungen), mag als *ein* soziales Faktum für Essstörungen gelten. In der Mitte der 20er Jahre des letzten Jahrhunderts herrschte in Amerika ebenfalls ein Schönheitsideal vor, welches dem attraktiven weiblichen Körper Schlankheit zuschrieb. Dies löste eine „Epidemie von Essstörungen“ aus (vgl. Aronson u.a. 2004, S. 290).

Mir erscheint in diesem Zusammenhang ein weiterer Aspekt wichtig zu sein: die kognitive Dissonanz. Nach Aronson u.a. (2004) stellt kognitive Dissonanz einen Hauptverursacher für menschliches Verhalten dar. Normalerweise verspüren die meisten Menschen das Bedürfnis, sich selbst als einen Menschen zu erleben, der als vernünftig, moralisch und intelligent gelten kann. In der Regel ist der Einzelne bestrebt, sich im Einklang mit seinen Werten zu verhalten. Driften Verhalten und gewünschtes Selbstbild auseinander (d.h. verhalten wir uns unvernünftig, skrupellos oder dumm), dann wird normalerweise ein Gefühl des Unbehagens eintreten. Die Handlung, die unserem erwünschten Selbstbild zuwiderläuft, wird als kognitive Dissonanz bezeichnet. Nach Aronson u.a.

„[...] wurde entdeckt, dass Dissonanz am stärksten und verstörendsten ist, wenn Menschen sich auf eine Weise verhalten, die ihr Selbstbild bedroht. Dieses ist so verstörend, weil es uns zwingt, der Diskrepanz zu begegnen zwischen dem, was wir denken, wer wir sind, und unserem Verhalten (Aronson 1968, 1969, 1992a, 1998; Aronson, Chase, Helmreich & Ruhnke 1974; Greenwald & Ronis 1978; Harmon-Jones & Mills 1998; Thibodeau & Aronson 1992). Kognitive Dissonanz stellt immer Unbehagen her und veranlasst darum Menschen zu dem Versuch, dieses Unbehagen zu reduzieren.“ (Aronson u.a. 2004, S. 188)

Dissonanzreduktion kann durch verschiedene Arten und Weisen erfolgen: Zum einen besteht die Möglichkeit, das Verhalten zu ändern (bspw. das Rauchen aufzugeben, da dies als unvernünftig angesehen werden kann). Manche Verhaltensweisen sind jedoch schwer zu verändern und können oder wollen nicht aufgegeben werden. Dann bleibt die Möglichkeit, der Unvernunft (dem Rauchen) ein „vernünftiges“ Argument zur Seite zu stellen, wie bspw. „Rauchen ermöglicht es mir, tief zu entspannen.“ Doch es bleibt noch eine dritte Möglichkeit, wie Menschen mit Dissonanz umgehen können: Sie können ihr Verhalten rechtfertigen, indem eine der dissonanten Kognitionen „verändert“, umgedeutet oder umgangen wird. Ich ziehe als Beispiel eine Frau heran, die vergeblich versucht, abzunehmen, obwohl sie deutliches Übergewicht hat. Nicht selten hören wir Erklärungsmuster wie: „Das liegt bei uns in der Familie“, „Das ist genetisch bedingt“ oder „Ich kann machen, was ich will, ich nehme einfach nicht ab.“ Die Frage, die sich im Rahmen dieser Arbeit nun stellt, lautet: „Inwieweit könnte eine Magersüchtige versuchen, ihr Hungern zu rechtfertigen oder erklärbar zu machen?“ Eine mögliche Erklärung in unserem Kulturkreis ist im 21. Jahrhundert die Körperschemastörung oder das massive Unbehagen, was bei einer Nahrungsaufnahme tatsächlich empfunden oder nur vorgetäuscht sein mag. Erklärungsmuster stellen einen enorm wichtigen Faktor für die Persönlichkeit dar:

„Sie sind umso drängender, je wichtiger das zu erklärende Ereignis für die betreffende Person ist. Die gefundenen Erklärungen sind von Bedeutung, weil sie Auswirkungen auf nachfolgende Emotionen und auf Selbstachtung und Selbstwertgefühl haben. Handelt es sich um negative Ereignisse, können sie sehr belastend sein, besonders wenn ein solches Ereignis gegen persönliche Wertvorstellungen und Normen verstößt und wenn die Person sich selbst dafür verantwortlich macht.“ (Kunze 2006, S. 53)

All diese Affekte können vermehrt oder gehäuft dann auftreten, wenn Delegationen nicht entsprochen werden kann und dadurch ein massiver Leidensdruck entsteht. Die Ausbildung eines Krankheitssymptoms wird dann vom Betroffenen als derzeit einziger Ausweg betrachtet, einem inneren Konflikt zu begegnen.

Die offizielle Benennung der Diagnose einer Magersucht erfolgte erstmalig im Jahre 1873 (vgl. Shorter 1999, S. 251). Bevor diese offizielle Diagnosestellung erfolgte, erklärten Magersüchtige ihr Fasten mit Schmerzen und Funktionsstörungen der inneren Organe - wie bspw. Schluckbeschwerden, Schwerer Druck auf dem Magen, Kauunfähigkeit oder völlige

Appetitlosigkeit (vgl. Shorter 1999). Dies waren gebräuchliche kulturspezifische Symptome des 19. Jahrhunderts. Shorter weist im Hinblick auf den Zusammenhang zwischen Zeitgeist und Diagnose darauf hin,

„...dass Patientinnen, die sich die Selbstaushungerung als Symptom wählten, lediglich einen von zahlreichen im Symptompool vorhandenen Artikeln herausgriffen. Jene Sechzehnjährige reagierte auf die harsche Entscheidung ihrer Eltern mit Nahrungsverweigerung. Da zur fraglichen Zeit (1823, Anm. von mir) <Anorexia nervosa> als anerkannte Diagnose, die sie als Blaupause für ihr Krankheitsverhalten hätte benutzen können, noch nicht existierte, suchte sie sich für ihren Protest noch andere Symptome aus, zum Beispiel Lähmung, Anästhesie und Katalapsie. Für die zeitgenössische Medizin bildete die ganze Symptomatik einen sinnvollen Zusammenhang.“ (Shorter 1999, S. 253)

Magersucht war unter jungen Mädchen und Frauen in der Mittelschicht verbreitet, lange bevor eine offizielle Diagnostik zur Verfügung stand. Die Erklärungsversuche des freiwilligen Hungerns hingegen waren andere als heute. Fälle von Magersucht, die im 19. Jahrhundert auftraten, ähneln sich nach Shorter heutigen Formen des Krankheitsbildes – außer der Störung einer verzerrten Selbstwahrnehmung sowie der Furcht davor, dick zu werden. Im späten 19. Jahrhundert begannen an Magersucht leidende junge Frauen, von ihrer Angst, dick zu werden, zu sprechen. Es drängt sich somit die Frage auf, ob das verzerrte Körperbild eine von der Kultur verbreitete Erscheinung ist, die dem Nahrungsverweigerer „aufgenötigt“ wird, will er als Symptomträger überhaupt ernst genommen werden.

„In einer vormodernen Mangelgesellschaft konnte Appetitlosigkeit ohne organische Erkrankung als Symptom wenig Glaubwürdigkeit beanspruchen. Das Unbewusste ist stets bemüht, physische Symptome zu produzieren, die als Anzeichen einer echten Erkrankung aufgefasst werden, und in einer Epoche, in der die meisten Menschen nicht ausreichend zu essen hatten, wäre Appetitlosigkeit als Zeichen von Geistesgestörtheit oder als Beweis für das Besessensein von bösen Geistern gewertet worden.“ (Shorter 1999, S. 267)

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts drängt sich die Angst vor dem Dickwerden mehr und mehr in den Vordergrund. Heute herrscht allgemein die Ansicht vor, dass die Ursache von Magersucht in einer Überzogenheit unseres geltenden Schönheitsideals wurzelt, was Schlankheit eng verbunden mit Attraktivität darstellt.

„Alles in allem erscheint es ziemlich unrealistisch, die Störungen des Körperschemas und die massive Furcht vor Übergewicht zu konstitutiven Merkmalen der Anorexia nervosa zu erklären. Bei vielen Magersüchtigen der Vergangenheit ist aus heutiger Sicht gar nicht mehr auszumachen, ob diese Merkmale bei ihnen vorkamen oder nicht, für viele andere scheint erwiesen, dass ihnen diese Probleme völlig fremd waren.“ (Shorter 1999, S. 292)

An anderer Stelle heißt es:

„Was als Selbstaushungerung begann, ist demnach zur <Körperschemastörung> geworden. Besteht der eigentliche Kern der Selbstaushungerung tatsächlich in dem trügerischen Bewusstsein, dass man, wiewohl nur noch aus Haut und Knochen bestehend, noch immer <zu dick> ist? Oder sind diese ängstlichen Besorgnisse über mögliches Übergewicht und das eigene Erscheinungsbild eine dem Symptom der Nahrungsverweigerung von der Kultur beigegebene Eskorte, ihm von einer pathologisch gewichtsbewussten Gesellschaft aufgenötigt? Wenn dem so ist, dann können diese Phänomene nicht als konstitutive Faktoren einer Krankheit namens Anorexia nervosa angesehen werden.“ (Shorter 1999, S. 284)

Magersucht ist ein Krankheitsbild, was heute weitgehend bekannt ist. Für diese Verbreitung werden mehrere Erklärungsansätze schlüssig und stimmig erscheinen. Eine einzige Erklärung

für die Verbreitung dieses komplexen Phänomens geben zu wollen, würde mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit zu kurz greifen. Dennoch scheint es mir lohnend, als einen weiteren möglichen Erklärungsversuch, der einen Aspekt neben anderen Begünstigungen für die Entstehung der Magersucht ausmachen können, zu erwähnen: Das Phänomen der Iatropsychogenie (von „Iatrogen“: altgriechisch für: vom Arzt erzeugt und „Psychogenie“ = Entstehungsgeschichte psychosomatischer Krankheiten) zu nennen – demnach beschwört die Magersucht-Industrie genau das Phänomen herauf, was sie im Grunde zu bekämpfen sucht (vgl. Shorter 1999). In dem Maße, in dem öffentliche Kampagnen gegen Magersucht propagiert werden, steigt gleichzeitig auch der Bekanntheitsgrad dieses Krankheitsbildes. Die Dramatik und „Wichtigkeit“ der Symptomatik Magersucht wird mit jedem öffentlichen Auftritt unterstrichen. Genau hierin kann sich aber auch eine Gefahr verbergen. Je mehr Jugendliche mit der „Prominenz“ und der Dramatik dieser Krankheit konfrontiert werden, desto größer kann der Reiz erscheinen, in diesem Krankheitsbild eben durch die Dramatik, der die Familie hierdurch ausgesetzt würde, ggf. einen Lösungsversuch im Falle von eigenen Konflikten zu erahnen. So birgt jede Kampagne gegen etwas immer auch die Gefahr der Verbreitung eben dieser Symptomatik, die es im Grunde zu bekämpfen gilt.

Da das Unbewusste sich der kognitiven Erkenntnis aus Sicht der Betroffenen entzieht, stellt sich die Frage, inwieweit das Unbewusste bei der „Steuerung“ eines Krankheitsbildes – wie das der Magersucht – überhaupt beteiligt ist. Einen Versuch haben wir weiter oben mit dem Diskursmodell von Reich unternommen.

Nach meiner Ansicht werden unbewusste Zustände in erster Linie auf emotionaler Basis für das Subjekt erfahrbar. Im Fühlen, in Gestimmtheiten, Neigungen, Lust- und Unlustempfindungen - die Erfahrung emotionaler Zustimmung oder Ablehnung sind oftmals gar nicht das Ergebnis kognitiver Abwägungen. Oft können wir uns bestimmte emotionale Neigungen gar nicht erklären, obwohl wir sie deutlich empfinden. Zum Ausdruck kommen emotionale Gestimmtheiten im Symbolischen. Dies ist die Ebene, auf der Subjekte in Kontakt treten, Beziehungen gestaltet und stabilisiert werden. Im Symbolischen erhält das Subjekt offene und verdeckte, direkte und subtile Impulse, die Einfluss haben auf die Art und Weise, wie es sich die Welt und sich selbst konstruiert. Unbewusstes fließt ein in unser Fühlen und Erleben und beeinflusst so auch unser Verhalten, was wiederum unser Erleben mit gestaltet. Im Falle von Magersucht, wird das Hungern zu einer Quelle angenehmer Erfahrungen auf der Beziehungsebene – also auf der Ebene des Symbolischen. Stierlin beschreibt aus Sicht der Familie Landmann positive Erfahrungen, die das Hungern mit sich gebracht habe, so:

„Petras magersüchtiges Verhalten habe dazu geführt, dass die Eltern mehr Kontakt miteinander pflegten. Auch Jutta und Petra hätten sich dadurch besser kennengelernt und seien sich nähergekommen. Die Mutter habe über die Sorge mehr Austausch mit Petra, und der Vater explodiere seit drei Jahren nur noch sehr selten, die Spannungen hätten sich sehr reduziert.“ (Stierlin 2003, S. 21)

Die Jugendliche, die anfangs möglicherweise als entscheidende Motivation zur Gewichtsabnahme lediglich die Intention hatte, dem heute geltenden Schönheitsideal unserer westlichen Kultur etwas näher zu kommen, spürt plötzlich Vorteile auf der Beziehungsebene, die jedoch anfangs in der Regel nicht oder nur wenig reflektiert werden und somit unbewusst bleiben. Dass das Hungern bestimmte (ggf. unerwartete, aber positive) Verhaltensmuster bei anderen Familienmitgliedern, Freunden und Bekannten auslöst, wird zum starken Anreiz, diese Auswirkungen beizubehalten.

Petra erlebt durch ihr Hungern mehr Nähe zwischen den Eltern. Bevor Petra anfing, zu Hungern, war die Beziehung der Eltern zueinander eher distanziert. Petra erlebt darüber hinaus mehr Nähe zu ihrer Schwester Jutta, die Nähe zur Mutter hat zugenommen und der Vater zeigt sich nicht mehr so aggressiv wie zuvor. Diese erlebten, aber anfangs nicht

geplanten Vorteile ("spontane Viabilität" - ich werde diesen Aspekt in Teil 3.3 noch vertiefen), die als Bindeglied in der bestehenden Familiendynamik wirken, sollen nun erhalten werden.

Hierdurch ausgelöst entwickelt sich eine Verhaltensdynamik, die sich durch das Aufrechterhalten des Hungerns immer mehr stabilisiert. Diese Erfahrungen, die sich im symbolischen Erleben manifestieren, beeinflussen das weitere Verhalten der Familienmitglieder. So gesehen wird Magersucht zu einer Erscheinungsform, die das ganze Familiensystem betrifft und nicht nur die Indexpatientin. Mit beeinflusst durch die Wirkung auf die Dynamik zwischenmenschlicher innerfamiliärer Beziehungsmuster (bspw. das Erfahren vermehrter Zuwendung und Aufmerksamkeit) erfährt die Magersüchtige so etwas wie eine ungeplante, „spontane Viabilität“:

„Erst als dann die Magersucht da war, da hat sich dann jeder für mich interessiert, und dann war auch wichtig, was ich denke und fühle, und da war das Kümmern auf einmal da, was nie da war, als ich klein war. [...] Nie hatte ich ein besseres Verhältnis mit meinen Eltern als zur Zeit der Magersucht.“ (Stierlin 2003, S. 107)

Dieser Aspekt scheint mir insofern besonders wichtig zu sein, als dass ich davon ausgehe, dass die Magersüchtige selber deutliches Interesse daran hat, diese Auswirkungen auf der Bindungsebene nicht transparent zu machen, um die empfundenen Vorteile weiterhin zu erhalten. Ich bin fest davon überzeugt, dass die erlebten Vorteile im Beziehungsgeflecht in den seltensten Fällen von Anfang an angestrebt wurden. Ich gehe davon aus, dass sich die anfängliche Intention, an Gewicht zu verlieren, im Laufe des Abnehmprozesses wandelt und sich neue Dynamiken auf anderer Ebene herausbilden, die ein weiteres Hungern für die Magersüchtige begründen.

Im Folgenden werde ich anhand einer Tabellenübersicht darstellen, wie durch die Unterschiedlichkeit der Imaginationen im Bereich des Symbolischen die bestehende Verhaltensdynamik immer wieder neu angefacht wird. Mit dieser Art der tabellarischen Darstellung verlasse ich die bisherige „Tabellenlogik“, die ich in den Teilen 2.2.1 und 2.2.2 aufgegriffen habe, denn im Diskurs des Unbewussten herrscht eine andere Logik vor. Demzufolge kann hier eine schlüssige Darstellung der bisherigen Tabellenlogik nicht aufrecht erhalten werden, da das Unbewusste sich jeglicher bewusster Imagination entzieht. Allein im Symbolischen äußern sich unbewusste Aspekte, sie werden nicht imaginär erfasst.

| Die Stabilisierung der Verhaltensdynamik durch die Unterschiedlichkeit der Imaginationen im Bereich des Symbolischen | | |
|--|--|--|
| Mögliche Imagination der Eltern | Mögliche Imagination der Indexpatientin | Mögliche stabilisierende Wirkung |
| Anfangs: Zu Beginn der Gewichtsreduktion besteht noch kein Anlass zur Sorge | Anfangs: Gewichtsreduktion aufgrund leichten Übergewichts | Anorexia nervosa tritt zu diesem Zeitpunkt noch nicht in Erscheinung |
| „Inzwischen ist das Gewicht zu niedrig und unsere Tochter fühlt sich immer noch zu dick. Wir machen uns Sorgen um die Gesundheit unserer Tochter und versuchen aus der Sorge heraus, unser Kind zum Essen zu bewegen.“ | „Die Sorge meiner Eltern hat zur Folge, dass ich wichtig genommen werde. Die Aufmerksamkeit, die mir lange vorenthalten wurde, wird mir nun endlich zuteil.“ Eine weitere mögliche Imagination kann sein: „Die Aufmerksamkeit, die mir zuteil wird, reicht mir nicht aus, ist nie genug.“ | Durch das differente Erleben und Bewerten von Eltern und Jugendlicher kann sich eine Verhaltensspirale herausbilden, die sich gegenseitig stabilisiert. Hier reagiert der eine auf das Verhalten des Anderen: Mehr sorgenvolles Kümmern (Eltern) erzeugt mehr Hungern. |
| „Inzwischen ist das Gewicht zu niedrig und unsere Tochter fühlt sich immer noch zu dick. Wir machen uns Sorgen um die Gesundheit unserer Tochter und versuchen aus der Sorge heraus, unser Kind zum Essen zu bewegen.“ | „Ich fühle mich geliebt durch die Sorge meiner Eltern. Diese Liebe wurde lange nicht in diesem Maße für mich spürbar. Diese Liebe möchte ich mir sichern und dies gelingt mir durch das Hungern.“ | Sorgenvolles Kümmern auf Seiten der Eltern wird von Magersüchtiger als Indiz starker Bindung erlebt. Je mehr Hungern stattfindet, desto mehr Zuwendung scheint gesichert. |

(Schaubild 20: Stabilisierung aufgrund unterschiedlicher Imaginationen)

Das bewusste Streben, einem in westlichen Gesellschaften heute geltenden Schönheitsideal näher zu kommen, indem man an Gewicht verliert, steht zu Beginn einer jeden Magersucht – doch zu diesem Zeitpunkt sind die Betroffenen noch nicht als süchtig zu bezeichnen. Am Anfang unterscheiden sich die Mädchen, die ihr Gewicht reduzieren, nicht wesentlich von anderen Jugendlichen, die es ihnen gleichtun. Die „Unfähigkeit“, mit der massiven Essenseinschränkung oder dem rigiden Hungern wieder aufhören zu können, bildet sich erst ab einem späteren Zeitpunkt heraus.

Die hier erlebten „Gewinne“ beziehungsweise „Vorteile“ festigen und sichern das erprobte Verhalten des Hungerns. Fast ausschließlich dürften diese Vorteile zu Beginn gar nicht bewusst gesteuert werden, jedoch halte ich es für sehr wahrscheinlich, dass eine (zumindest teilweise) Bewusstheit im späteren Verlauf auf Seiten der Hungernden stattfindet. Sie wird im Verlauf ihrer Krankheit die Steuerungsmechanismen in Teilen erkennen, durch die sie ihre Familie mehr oder weniger gezielt beeinflusst. In diesen Fällen wandelt sich ab einem bestimmten Zeitpunkt der Aspekt des Unbewussten in einen Zustand des Bewusstseins. Spätestens zum Zeitpunkt der Diagnosestellung „Magersucht“ tritt zumindest die Tatsache ins Bewusstsein der Magersüchtigen, dass ein Problem vorhanden ist. Ob sie dieses dann auf sich selbst zurückführen oder das Problem an einer anderen Stelle zwischenmenschlicher Verknüpfungen ausmachen, bleibt erst einmal offen und wird kontextabhängig sein:

„Der soziale Kontext, in dem ein bestimmtes Verhalten gezeigt wird, macht es nicht nur in seiner spezifischen Bedeutung verständlich und ermöglicht seine adäquate Bewertung,

sondern rahmt es auch ein: Denn nur in dem Kontext, in dem bspw. problematisches Verhalten gezeigt wird, kann es auch verändert, aufgehoben beziehungsweise gelöst werden.“ (Mücke 1998, S. 58)

Einhergehend mit diesem Prozess findet ein Bedeutungswechsel statt. Die anfängliche Intention, an Gewicht zu verlieren, wechselt auf Aspekte im Beziehungsgeschehen. Jetzt gewinnen andere Aspekte an Bedeutung, die ein weiteres Hungern begünstigen. Ab welchem Stadium und in welchem Umfang dann die Betroffene bewusst erkennt, dass inzwischen andere Triebfedern ihr Hungern steuern als zu Beginn des Abnehmprozesses, wird von Fall zu Fall verschieden sein. Genau hier im Bereich des Unbewussten liegen Dynamiken verborgen, die eine Genesung erschweren. Sie wirken im Verborgenen und halten gerade dadurch bestimmte Verhaltensmuster aufrecht, die ein Ausbrechen aus gewohnten Denk- und Handlungsstrukturen immer wieder konterkarieren.

Trotz der positiven Auswirkungen auf der Beziehungsebene gehe ich jedoch nicht davon aus, dass sich alle positiven Aspekte des Hungerns ausschließlich im Rahmen zwischenmenschlicher Dynamiken befinden. Um ein rigides Hungern über einen so langen Zeitraum durchzuhalten, gesundheitliche Schäden in Kauf zu nehmen und letztlich die Bereitschaft zu zeigen, diesen Weg sogar bis zum physischen Tod gehen zu wollen, müssen auch Motivationen zum anhaltenden Hungern im Patienten selber wirken. Aus diesen Gründen scheint es so zu sein, dass – ergänzend zu möglichen „Gewinnen“ auf der zwischenmenschlichen Ebene - noch Aspekte einfließen, die mit der Identitätsentwicklung in Zusammenhang stehen.

Das massive Hungern kann meiner Ansicht nach dazu beitragen, eine „besondere Form eines Identitätsgefühls“ zu entwickeln. Diverse Internetrecherchen (nähere Angaben hierzu weiter unten im Text) haben mich darin bestätigt, dass Magersüchtige sich in einem Maße mit ihrer Krankheit identifizieren, die es ihnen erschwert, aus der Sucht auszusteigen. Diese „Magersuchtsidentität“ kann den Betroffenen suggerieren, dass sie über ein hohes Maß an Macht und Erfolg verfügen, wenn sie ihr Hungern nur durchhalten. Die Idee liegt meines Erachtens nahe, dass Jugendliche, die als zentrales Thema in ihrer Lebensphase die Identitätsfindung sehen (vgl. Erikson 1988, 1995, 1998) ihre Krankheit als Bestandteil ihrer Identität begreifen. Da Magersucht meist einen Verlauf über mehrere Jahre aufweist (vgl. Stierlin 2003, Selvini-Palazzoli 1982, Shorter 1999, Wunderer/Schnebel 2008), dürfte eine enge Verbindung zwischen Krankheit und Selbstkonzept bestehen. Demnach gehe ich davon aus, dass eine Genesung immer auch mit der Gefahr einer „Störung des Selbstkonzeptes“ einhergehen dürfte. Dieser Umstand muss von der Magersüchtigen selbst als bedrohlich eingestuft werden. Nach Aronson u.a. (2004, S. 211) wird die der Versuch, unsere Auffassung von uns selbst, also unsere Selbstüberzeugung auch dann aufrecht erhalten, wenn diese negative Aspekte beinhalten sollte. Die von Higgins und seinen Kollegen benannte Selbstkiskrepanz-Theorie besagt, dass ein stabiles Selbstkonzept danach trachtet, sich zu stabilisieren und zu festigen (einen ähnlichen Effekt beabsichtigt die von mir weiter oben aufgegriffene Dissonanztheorie). Ein stabiles Selbstkonzept benötigt konsistente und zusammenhängende Zuschreibungen. Dies wird nur dann möglich sein, wenn sich die Vorstellungen, die ich von mir als Person habe, nicht so leicht durch Meinungen von außen verstören lassen. Meiner Ansicht nach trägt nach einem längeren Verlauf der Krankheit (wie sie für Magersucht typisch ist) die Magersucht selbst als Stabilisierungsfaktor der eigenen Identität bei. Dies mag sich durch folgende Imaginationen bei der Hungernden manifestieren: „Ich bin diejenige, die mehr Disziplin besitzt als ihr“, „Ich bin diejenige, die absolute Kontrolle über ihren eigenen Körper besitzt“, „Ich bin diejenige, die autonom entscheidet, ob und wann ich was esse“, „Ich bin die, die stark und erfolgreich ist und sich gegen Euch durchsetzen kann.“

Ein Ausbrechen aus der Krankheit wird dann mit hoher Wahrscheinlichkeit mit persönlicher Schwäche assoziiert, was eine Genesung zusätzlich erschwert. Das Hungern wird nun hier zu einem Beweis der eigenen Standhaftigkeit, der eigenen persönlichen Stärke. Über die maßlose Einschränkung der Nahrung über einen so langen Zeitpunkt ziehen die Hungernden immer neue Kraft durch die Imagination, sie verfügen über Fähigkeiten wie Durchhaltevermögen und Unbeugsamkeit, was insgesamt mit Stärke gleichgesetzt wird. Die Idee, aus dem Hungern Schlussfolgerungen hinsichtlich Charakterstärke zu ziehen, erhält gerade im Alter der Pubertät einen besonderen Reiz. Wir erinnern uns an dieser Stelle an die Herausforderungen, der eine Identitätsentwicklung in der Postmoderne ausgesetzt ist - insbesondere an die Widersprüchlichkeiten und hohen Anforderungen, denen junge Frauen sich zu stellen haben. Hier kann die Idee der Gestaltung einer besonders starken Persönlichkeit sehr verlockend sein, da sie der Jugendlichen Orientierung und ein Maß an vermeintlicher Sicherheit bietet. Doch auch das Gefühl, etwas Besonderes zu sein, scheint viele Mädchen dazu zu animieren, weiterhin zu hungern:

„Ich hab mal darüber nachgedacht, was mich denn vom Zunehmen abhalten könnte. Und habe dabei auch etwas gefunden...

Ich befürchte, dann nichts Besonderes mehr zu sein. Dann wiege ich 50 Kilo und bin halt einfach „normal“. Ich weiß, wie unsinnig das ist, aber solche Gedanken sind da.

Und dann hab ich manchmal so das Gefühl, dass ich, wenn die Krankheit nicht mehr da ist, irgendwie nur noch die Schule hab und nichts mehr, das nur mir gehört, nicht Besonderes mehr.“ (Wendt 2011, S. 236)

„Die Schwierigkeit magersüchtiger Mädchen ist, sich auf eine Mitte einzulassen. Mitte gleich Mittelmäßigkeit – das lehnen sie ab. Für sie gibt es nur schwarz oder weiß, alles oder nichts. Auf Grautöne können sie sich nicht einlassen.“ (Lawrence 1989, S. 152)

Gleichzeitig – und auch hier zeigt sich die Ambivalenz dieser Krankheit noch einmal besonders deutlich - erleben sich Betroffene trotz ihrer imaginierten Stärke selber oft als zerbrechlich und besonders sensibel. Die Bezeichnungen diverser Ana-Seiten wie „kinderseele“, „lostmywings“, „glasherzen“, „angelwings“, etc. suggerieren allein durch ihre Bezeichnung Zerbrechlichkeit und Verletzlichkeit. Auf vielen Seiten finden sich „romantische Bilder“, auf denen wahlweise Blumen oder Flügel (von Engeln oder Vögeln) in weichgezeichneter Form zu finden sind. Die oftmals romantisierenden Seiten, die augenscheinlich das weibliche Geschlecht als Zielgruppe erkannt haben, können jedoch über den mitunter harten Ton nicht hinwegtäuschen, der zwischen Betroffenen angeschlagen wird. Gegenseitige Beschimpfungen, wenn „verbotene Speisen“ gegessen wurden, gehören hier ebenso zur Regel wie gegenseitige Bekundungen, dass ein Durchhalten des Hungerns als Stärke zu bewerten ist. Schwäche als solche wird verpönt und das weitere Abnehmen propagiert – entgegen allen Widerständen. Betroffene stärken sich gegenseitig, um durchzuhalten, wenn die Familie es fast geschafft hat, den Willen zum Durchhalten ins Wanken zu bringen.

Bei einer Internetrecherche konnte ich feststellen, dass viele Pro-Ana-Seiten inzwischen gesperrt sind. Es war jedoch erkennbar, dass noch Foren existieren, in denen sich „Eingeweihte“ noch immer regelmäßig austauschen. Auch gerade dadurch, dass nur „Eingeweihte“ Zugang zu bestimmten Foren erhalten, wird der Status der Besonderheit noch einmal hervorgehoben. Einige Foren und Internetauftritte, die Magersucht propagieren, waren jedoch auch für nicht Betroffene noch recht leicht zugänglich. Aus diesen Seiten möchte ich einige Beispiele hervorheben, die meine Annahme untermauern, dass eine „Magersuchtsidentität“ entwickelt wird, die es gilt, nach außen zu verteidigen.

Die Internetseite „lostmywings“ (<http://lostmywings.wordpress.com/2007/07/16/pro-ana-ein-leben-auf-der-waage/>) hebt 10 Gebote hervor, die das Hungern begünstigen sollen. Darüber steht in großen Lettern „Believe in yourself“:

„Die 10 Gebote

1. Wenn ich nicht dünn bin, bin ich nicht attraktiv!
2. Dünn sein ist wichtiger als gesund sein.
3. Ich muss alles tun um dünner auszusehen!
4. Ich darf nicht essen ohne mich schuldig zu fühlen!
5. Ich darf nichts essen ohne danach Gegenmaßnahmen zu ergreifen!
6. Ich muss Kalorien zählen und meine Nahrungszufuhr dementsprechend gestalten!
7. Die Anzeige der Waage ist am Wichtigsten!
8. Gewichtsverlust ist gut, Zunahme ist schlecht!
9. Du bist niemals zu dünn!
10. Dünn sein und Nahrungsverweigerung sind Zeichen wahrer Willenstärke und Erfolgs!“

Der folgende Passus, der unter dem gleichen Link zu finden ist, verdeutlicht meiner Ansicht nach Abgrenzungsbestrebungen, die bei der Entwicklung und Aufrechterhaltung von Magersucht eine entscheidende Rolle spielen:

„Was du ersehnt hast, kannst du haben. -
Ich weiß. Jedoch ich wills nicht.
Nein, kanns nicht wollen. Niemals mehr.
Etwas in mir ist anders. Etwas in mir ist erwacht.
Ich halt die Regeln nicht mehr ein, die mir ein Anderer macht.
Ich habe mich entschieden, ich träum nicht länger. Ich leb.
Ich schließe meine Augen. Ich lasse los
und schweb und fühl mich frei, so frei und schwerelos.
Nur mir noch treu und frei und schwerelos.
Du fängst mich nicht mehr ein.
Mir setzt man keine Grenzen.
Ich halt mich nicht daran.
Auch wenn nicht alles geht, ich will selbst sehen was ich kann.
Zulang wollt ich geliebt sein, darum spielte ich ihr Spiel.
Ist das der Preis für Liebe?
Kostet sie zu viel?
Jetzt bin ich frei, so frei und schwerelos.“

Unter dem Link „<http://kinder-seele.chapso.de/pro-ana-werden-s609036.html>“ beschreibt eine Betroffene, was Magersucht für sie bedeutet:

„Sie sind neidisch, weißt du. Ich erzähle ihnen, wie ich ihn bekommen habe, durch Hungern. Das probieren sie niemals. & ich weiß auch warum. Nicht, weil sie klug & gesund sind.. nein, nein. Es ist, weil sie schwach sind. Nicht so stark wie ich. Natürlich verschlechtern sich meine Muskeln immer mehr während wir reden & ich kann nicht mal mehr Gewichte heben, die schwerer als 2,5 Kilo sind, aber ich bin noch immer stark, nicht wahr? Ja.. weil ich nicht esse. & das ist wahre Stärke, richtig? Sich selbst das Grundmittel zu verweigern, das man zum Leben braucht. Jep.. stark & klug.“

Auf der Seite „<http://anamia.org/>“ gibt es augenscheinlich Tipps, um das Hungern durch entsprechende Produkte zu unterstützen. Für die Dauer, auf der man auf der Seite verweilt,

zeigen sich rechts oben wechselnde „Leitsätze“, die das Hungern unterstützen sollen. Einige dieser Sätze lauten:

„Innere Werte können nur zum Vorschein kommen, wenn die Schale dünn genug ist.“

„Lerne, den Hunger zu lieben. Genieße ihn. Er zeigt Dir, dass Du auf dem richtigen Weg zu Deiner Traumfigur bist.“

„Nur schwache Leute nehmen Befehle von Süßigkeiten an.“

„Anorexie ist keine selbstzerstörerische Krankheit, es ist ein selbstkontrollierender Lifestyle.“

„Dein Schlüsselbein und Deine Hüften sollen so scharf wie Dein Verstand sein.“

„Nahrungsverweigerung und dünn sein sind Zeichen wahren Erfolgs und Stärke.“

Hinter dieser augenscheinlichen Werbekampagne, die Produkte anpreist, verbirgt sich bei näherer Betrachtung allerdings etwas Anderes. Sobald man versucht, die hier beworbenen Produkte zu erwerben, wird darauf hingewiesen, dass es sich hier um eine fiktive Seite mit fiktiven Produkten handelt. Es wird auf Gefahren dieser Krankheit hingewiesen und weitere Links bieten Hilfe für Betroffene an. Dies zeigt einmal mehr, dass das Problem der Magersucht und die damit verbundenen Gefahren erkannt sind und dass durch die Sperrung der meisten Links, die Betroffene unterstützen, auch Methoden genutzt werden, um Betroffene oder gefährdete Personen vom Hungern abzuhalten.

So lobenswert dieser Aspekt auch sein mag – es bleibt fraglich, ob eine wild entschlossene junge Frau sich hierdurch abhalten lässt, ihr erklärtes Ziel des Hungerns aufzugeben.

Die folgende Tabelle auf der kommenden Seite soll noch einmal das Spannungsverhältnis aus der Sicht der Hungernden verdeutlichen. Im Beziehungsdiskurs und im Diskurs der Macht habe ich das Spannungsverhältnis der Werte noch aus den drei zentralen Aspekten „Bindung und Harmoniebestreben“, „Opferbereitschaft“ sowie „Ambivalenzlosigkeit“ betrachtet. Diese differenzierte Betrachtungsweise muss hier entfallen, da die unbewussten Dynamiken nicht so klar fest definierten Werten zuzuordnen sind. Im Diskurs des Unbewussten beschränke ich mich aus diesem Grund auf das positive Erleben der Magersüchtigen einerseits und auf die negativen Auswirkungen andererseits. Oder wie ich an anderer Stelle bereits thematisiert habe: Das Unbewusste zeigt sich im Empfinden und im Bereich des Symbolischen – dort tritt es in Erscheinung und blitzt auf. Es entzieht sich jedoch der konkreten Zuschreibung fest definierter Aspekte.

| Spannungsverhältnis der Muster bestimmter Werte im Diskurs des Unbewussten bei der Indexpatientin | |
|--|--|
| Positives Erleben der Magersüchtigen im Diskurs des Unbewussten | Negative Auswirkung im Diskurs des Unbewussten |
| <p>Am Anfang der Krankheit stand zwar meist eine bewusste Entscheidung, an Gewicht zu verlieren, manche Auswirkungen auf der zwischenmenschlichen Ebene (wie bspw. die Möglichkeit, sich gegen die Eltern abzugrenzen) waren jedoch nicht beabsichtigt und unbewusst. Infolgedessen erleben die Hungernden spontane Viabilität. Unbewusst und nicht beabsichtigt nehmen die Mädchen wahr, wie sehr das Hungern auf die Ebene zwischenmenschlicher Dynamiken Einfluss nimmt und elterliche Bindung einerseits sowie Abgrenzung von den Eltern andererseits ermöglicht werden.</p> | <p>Das unbewusst herbeigeführte positive Erleben spontaner Viabilität führt weiter in die Krankheit, da sich hierdurch Verhaltensmuster herausbilden, die ein Ausbrechen aus der Krankheit erschweren. Dies dürfte in der Regel ebenfalls unbewusst bleiben.</p> |
| <p>Das Erleben von Stärke und Erfolg durch das Hungern wird oftmals als positiv erlebt. Die Herausbildung einer „Magersuchtsidentität“ erfolgt jedoch nicht gezielt und vollzieht sich unbewusst.</p> | <p>Solange das Hungern und die persönliche Stärke als Einheit erlebt wird und unbewusst bleibt, muss die Wiederaufnahme von Nahrung als Schwäche und persönliches Scheitern gleichgesetzt werden. In dieser Logik mag die Magersüchtige einen starken Widerstand gegen das Essen aufrechterhalten, ggf. nicht wissend, warum sie sich so vehement wehrt.</p> |
| <p>Werte wie Leistung, Willenskraft, Erfolg werden durch das Hungern erreicht. Hierdurch wird im Grunde gelebten Werten entsprochen, die im familiären Gefüge in der Regel einen hohen Stellenwert haben. Das Hungern dürfte jedoch nicht bewusst als Einklang mit diesen Werten reflektiert werden.</p> | <p>Oft herrscht bei hungernden Mädchen das Gefühl vor, dass ihre Leistungen nicht genügend gewürdigt wurden. Eine Würdigung des Hungerns erleben sie nun durch die Gewichtsreduktion und Zuspruch in diversen Internetforen, die eine weitere Stabilisierungsfunktion einnehmen, was in der Regel jedoch nicht bewusst reflektiert wird.</p> |

(Schaubild 21: Wertespannung im Diskurs des Unbewussten)

Um die Dynamiken, die sich in der Regel nicht im Bewusstsein der Beteiligten befinden, ihrer Macht zu berauben und hierdurch die Chancen auf Heilung zu erhöhen, ist es eine Aufgabe von Therapie, die gelebten Dynamiken mit ihren Auswirkungen Schritt für Schritt offen zu legen und hierdurch zwischenmenschliche Verknüpfungen transparent zu machen und der betroffenen Familie die Idee einer stabilisierenden Funktion von Magersucht anzubieten. Wird die Kraft, die benötigt wird, um Magersucht aufrecht zu erhalten, zum großen Teil aus solchen zwischenmenschlichen Dynamiken bezogen, so besteht hier zumindest eine recht hohe Wahrscheinlichkeit der Genesung, wenn dieser stabilisierende Aspekt entfallen würde. Steuerungsaspekte, die weiterhin unbewusst bleiben, büßen wenig von ihrem Einfluss ein und

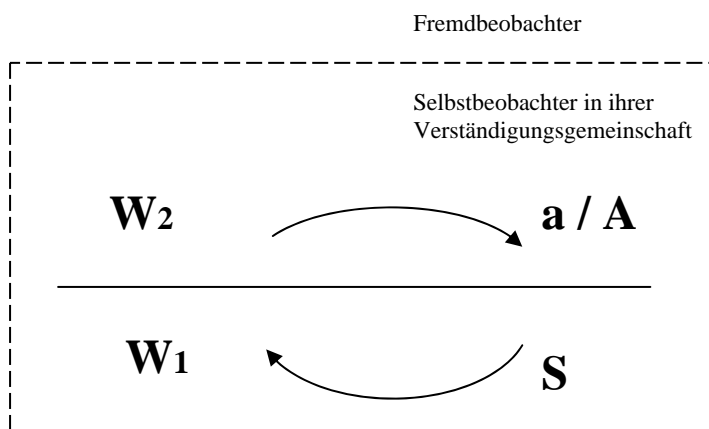
wirken weiterhin als Triebfeder für interaktive Verhaltensmuster, die Magersucht begünstigen können.

„In der Regel lässt sich beobachten, dass die beziehungsgestaltende Wirkung einer Symptomatik beziehungsweise eines problematischen Verhaltens andere dazu verführt, sich symptom- beziehungsweise problemaufrechterhaltend oder gar –verschlimmernd zu verhalten. Hierbei handelt es sich um eine *unwillkürliche* und in ihren Auswirkungen *ungewollte* Reaktion, hinter der keine böse Absicht oder Dummheit verborgen steckt. Vielmehr sind solche Reaktionen die logische und natürliche Folge des gezeigten Problem- beziehungsweise Symptomverhaltens.“ (Mücke 1998, S. 70)

Wird die Krankheit als „Rettung“ erlebt für ein Problem, was sich unterhalb der vordergründig wahrgenommenen Gewichtsabnahme befindet, dürften sämtliche Versuche, gegen das Symptom (die Krankheit) anzukämpfen, eher scheitern. Solange im therapeutischen Rahmen der Fokus der Aufmerksamkeit vornehmlich auf Essverhalten und Körperwahrnehmung gerichtet wird, bleibt die entscheidende Triebfeder für das Hungern außen vor und wirkt weiterhin als Antrieb für weiteres Hungern.

2.2.4 Der Einflussfaktor normativer Werte bei Magersucht aus der Perspektive des interaktionistischen Wissensdiskurses

In Anlehnung an Reich bedienen wir uns im Diskurs des Wissens folgendem Grundmodell (vgl. Reich 1998, Bd. 2, S. 339):



(Schaubild 22: Diskursmodell V)

Zur Erläuterung der hier zugrunde gelegten Plätze und Besetzungen greift Reich beispielhaft eine Aussage heraus, die sich typischerweise inhaltlich auf einen klar abgrenzbaren Wissensdiskurs bezieht (die von Reich gewählte Aussage lautet: „Ich kann Wahnsinnige von Normalen unterscheiden.“) (vgl. Reich, 1998, Bd. 2, S. 338). Anhand dieses Beispiels gelingt es Reich, den Diskurs des Wissens exemplarisch darzustellen und transparent zu machen. Gegenüber der Aussage (W₂), die auf dem Platz des Einen platziert ist, befinden sich a/A, „Denn sie sind jene Anderen, an die sich das Subjekt wendet; sie stellen mithin eine imaginäre Beziehungswirklichkeit her, die dann zur konkreten wird, wenn das Subjekt z.B. als Arzt tatsächlich seine unterscheidende Auswahl betreibt.“ (vgl. Reich 1998, Bd. 2, S. 338). Jedoch ist es nicht der Mediziner, der subjektiv unterscheidet, wer als wahnsinnig und wer als normal zu gelten hat. Es ist der Erkenntnisstand der verschiedenen Fachbereiche und

Institutionen, die eine solche Klassifizierung scheinbar rechtfertigen. Mit dieser Analyse hat sich:

„...unter der Hand eine Verschiebung ereignet: aus dem lebendigen Subjekt wurde auf dem Platz des Einen die Wissenschaft als Theorie (Fachwissen, Entscheidungswissen, Disziplinierungs- und Kontrollwissen) gesetzt.“ (Reich 1998, Bd. 2, S. 339).

Da wir uns mit unserem Beispiel in einem Familienkontext befinden (wie auch immer im Falle von Jugendkrisen), stellt sich zwangsläufig die Frage, ob und inwieweit die Familienmitglieder in einen Wissensdiskurs eintreten. Dies dürfte nur in Ausnahmefällen zutreffen. Dennoch lohnt es sich, die Zirkulation der verschiedenen Plätze und Besetzungen im Rahmen dieses Diskurses fortzusetzen.

Im Kontext unseres Beispiels, in dem es nicht um wissenschaftliche Belange und Aussagen geht, müssen wir uns dem Diskurs des Wissens anders nähern. Wir können als Aussage einer Magersüchtigen nicht auf eine wissenschaftlich belegbare oder angreifbare zurückgreifen. Wir besetzen demnach auf dem Platz des Wissens kein „reines“ Wissen, welches sich durch verschiedene Kriterien belegen oder widerlegen lässt. Wir sind dazu angehalten, die Plätze und deren Besetzungen nicht aus einem Diskurs des Wissens im Sinne Reichs anzuwenden, sondern den entsprechenden Kontext einer Familie mit einem magersüchtigen Kind zu berücksichtigen. Hier geht es nicht um „reines“ Wissen, hier geht es um Annahmen, Glaubenssätze, Überzeugungen, die im innerfamiliären Kontext Verhalten mitbestimmt. Die Familie befindet sich nicht in einem Wissensdiskurs, welches sich nach Privilegien von Begründungen und Geltungen im Rahmen eines wissenschaftlichen Diskurses, der sich durch „legitimierte Mitglieder“ (Wissenschaftler, Fachleute, Spezialisten, etc.) selbst erneuert und begründet, hier geht es – sprechen wir von Wissen im Rahmen einer Familienstruktur – in erster Linie um Überzeugungen, die vom Subjekt als Wissen empfunden werden. Hier ist das Wissen untrennbar mit dem Subjekt verknüpft, ist immer auch subjektbezogen. Dies ist der Unterschied zur herkömmlichen Auffassung des Wissensdiskurses, wo das Wissen versachlicht und subjektunabhängig besteht.

Trotz dieser Unterscheidung übernehme ich die Besetzungen analog zu Reich. Versuchen wir nun einmal, die Plätze zu besetzen und aus einem Familienkontext heraus zu analysieren:

Sicht Magersüchtige:

W₂) Auf dem Platz des Einen steht – im Gegensatz zum klassischen Wissensdiskurses - kein versachlichtes Wissen, sondern ein „subjektgebundenes Wissen“, welches sich in erster Linie durch Glaubenssätze, Annahmen und Erfahrungen gebildet hat. Wissen kann hier als eine bewusste Auffassung und/oder Annahme zu einem verobjektivierten Sachverhalt (wie bspw. die Diagnose Magersucht) verstanden werden. In unserem Beispiel könnte dies die bewusste Reflexion der Magersüchtigen sein: „Ich bin magersüchtig.“ Zu diesem Schluss mag sie kommen, weil sie sich selbst als unfähig erlebt, ihr Hungern zu beenden, obwohl ein Teil von ihr unter den negativen Folgen leidet. Sie kann anhand ihres BMI erkennen, ob sie ggf. laut Diagnosestellung ihres Arztes als krank eingestuft wird. Sie mag sich möglicherweise als Opfer ihrer Krankheit erleben, wenngleich sie andererseits die Erfahrung von Kontrolle über sich selbst und ihr Erleben von Autonomie genießen mag. Wie auch immer – wie wir weiter oben bereits dargestellt haben, ist die Magersucht mitunter eine Diagnose, die von betroffenen Mädchen in vielen Fällen begrüßt wird (vgl. Shorter, 1999, S. 248).

A) Gegenüber der Aussage des bewussten Wissens in Bezug auf die Magersucht steht die Erkenntnis: „Ich und die Magersucht sind eins, das Hungern ist (derzeit noch) ein Teil von mir.“ Die Magersüchtige weiß ebenso um die Konflikte, in die das Hungern sie stürzen mag:

Gesundheitliche Folgen (Schwäche, Konzentrationsstörungen, Ausbleiben der Regel, etc.), ambivalentes Wahrnehmen der Konflikte im zwischenmenschlichen Miteinander innerhalb der Familie (einerseits vermehrte Stresssituationen, auf der anderen Seite ggf. die erfolgreiche Umsetzung persönlicher Autonomiebestrebungen).

a) a mag den Wunsch symbolisieren, durch die Magersucht Kontrolle über sich selbst und den eigenen Körper auszuüben und darin eine Stärke zu sehen, Kontrolle auszuüben und erfahrene Vorteile zu sichern.

S) Auf dem Platz der Konstruktion trifft das Wissen und die damit verbundene Erfahrung auf die Subjekte. Hierdurch werden ggf. neue Konstruktionen erzeugt, da durch die Verflechtung und den Austausch verschiedener Wissenskonstrukte wiederum der Boden für neue Konstruktionen bereitet wird.

W₁) Auf dem Platz der Wirklichkeit stehen die Wirkungen, die Wissenskonstruktionen erzeugen. In unserem Beispielfall sind dies aus Sicht der Magersüchtigen „Gewinne“ und „Verluste“, die in Zusammenhang mit der Krankheit entstehen und durch die Magersüchtige selbst erfahren werden. Hier zeigt sich die Erlebnisebene, die wiederum auf W₂ einwirkt und das Wissen wiederum beeinflussen kann. Die Wirkungen des Hungerns – seien sie nun positiv oder negativ werden mitunter durch ein plötzliches Auftreten des Realen verstört und treten auch in dieser Verstörung wieder in Kontakt mit dem Wissen.

Sicht Eltern:

W₂) Auch aus Sicht der Eltern beginnt der Diskurs des Wissens mit einer versachlichten Aussage. Diese wird sich in unserem konkreten Beispiel auf die Krankheit der Tochter beziehen: „Unser Kind ist magersüchtig.“ Ziehen wir diese Aussage als Beispiel heran, gehen Tochter und Eltern von einem gleichen Wissensstand aus – nämlich das Wissen darum, dass eine Krankheit, eine Sucht die Familie belastet. Somit hätten Eltern und Jugendliche die gleiche Ausgangsbasis hinsichtlich ihres Wissensstandes.

A) Gegenüber des versachlichen Wissens der Eltern über die Tochter steht die Erkenntnis: „Trotz aller bisherigen Versuche unsererseits konnten wir die Krankheit nicht bewältigen oder günstig beeinflussen.“

a) a wird durch den Wunsch der Eltern symbolisiert, dass ihr Kind gesund werden möge.

S) Das Subjekt steht auf dem Platz der Konstruktion. So konstruieren sich die Eltern möglicherweise ihre eigenen Erklärungen für das Auftreten der Krankheit ihrer Tochter, wie z.B. „Unsere Tochter ist Opfer des hier geltenden Schönheitsideals.“

W₁) Eine von mehreren möglichen Fragen, die sich dem Subjekt in Abhängigkeit dieses Platzes ergeben können, lautet: „Welche Wirkungen zeigen unsere elterlichen Bemühungen?“ Dadurch, dass die elterlichen Bemühungen in der Regel nicht zu einem günstigen Verlauf im Genesungsprozess beitragen, wird mit hoher Wahrscheinlichkeit das Empfinden der Eltern durch Ohnmachtsgefühle und Verzweiflung geprägt.

Ausgangspunkt unserer Beobachtungen im Diskurs des Wissens ist das Wissen selbst, welches nach Kriterien von wahr und falsch beurteilt werden kann. Während es im Diskurs der Macht weniger um die Inhalte als um die Form der Macht ging, stehen im Diskurs des Wissens die Inhalte im Fokus der Betrachtung. Wir bewegen uns klassischerweise im

Wissensdiskurs stark rationalisiert, sind ausgerichtet auf inhaltliche Aussagen. Diese inhaltlichen Aussagen werden durch ein „einheitliches“ Verständnis von Wahrheitskriterien legitimiert. Bspw. werden im Bereich der Wissenschaften Theorien und Lehren anerkannt, die sich innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft durch die dort geltenden Wahrheitskriterien behaupten können. Grundlage ist ein allgemein (immer im Rahmen *dieser* Verständigungsgemeinschaft) anerkanntes Erkenntniskriterium, vor dessen Hintergrund Beurteilungen nach wahr und falsch getroffen werden. Durch den Einfluss postmoderner Strömungen, die eine Allgemeingültigkeit von Erkenntnistheorien selbst innerhalb einer Verständigungsgemeinschaft massiv erschweren, wird eben diese Anerkennung aus erkenntnistheoretischer Sicht immer fragwürdiger. Absolute Setzungen weichen auch hier relativierbaren Wahrheiten, die nebeneinander bestehen und eine Pluralität verschiedener und sich gegenseitig ausschließender Erkenntnistheorien produzieren. Im Diskurs des Wissens ermöglichen reale Ereignisse eine ständige Überprüfung bisher erworbener Wissensvorräte. Auch und gerade im Diskurs des Wissens muss ständig mit der Lückenhaftigkeit unserer Konstruktionen gerechnet werden. Diese Lückenhaftigkeit wird durch das Reale sichtbar und wir sind dadurch ständig angehalten, unser Wissen zu re- und dekonstruieren.

Im eben aufgeführten Beispiel habe ich mich einer Aussage des Wissens bedient, die sowohl von der Magersüchtigen als auch von der Familie getroffen werden kann. In vielen Fällen, in denen Magersucht vorliegt, wird die Diagnose sowohl von der Familie als auch von der Süchtigen selbst anerkannt.

Doch ein weiterer Aspekt scheint mir darüber hinaus noch wichtig: Verknüpfen wir den Diskurs des Wissens mit dem der Beziehungswirklichkeit stellt sich die Frage, welcher der teilnehmenden Akteure über ein „Mehr-Wissen“ verfügt, welches er ggf. gezielt einsetzen kann. Betrachten wir eine Familie, die von Magersucht betroffen ist, verfügt die Hungernde ggf. über das meiste „Wissen“ darüber, welche Motive sie leiten und welchen Nutzen sie mit ihrer Strategie des Hungerns verbinden mag oder ob der Anteil des Unbewussten so groß ist, dass kein gezieltes Steuern seitens der Hungernden angenommen werden kann. Unter Umständen wäre es denkbar, dass die Magersüchtige ab einem gewissen Punkt erkennt, dass sie sich durch ihr Verhalten gezielter Manipulationsmöglichkeiten bedient oder dass sie sich durch die Aufrechterhaltung ihres Krankheitsstatus ggf. ein Moratorium sichert, um sich (noch) nicht mit kritischen Themen der Zukunftsgestaltung auseinandersetzen zu müssen. Sollte von der Magersüchtigen selbst ein durch die Krankheit erfahrener „Vorteil“ bewusst werden, stellt sich die Frage, ob dieses Wissen nicht evtl. gezielt zurückgehalten wird, um mit dem bewusst Verheimlichten die Spirale der innerfamiliären Verhaltensmuster aufrechterhalten zu können.

Der Aspekt des „bewusst Verheimlichten“ wird in einer solchen möglichen Situation mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht offengelegt, wirkt jedoch verdeckt auf die Stabilisierung des „alten Musters“ ein. Als außenstehende Personen – und in diesem Zusammenhang bezeichne ich all jene als Außenstehende, die nicht die Magersüchtige selbst repräsentieren, demnach auch die Eltern – haben wir keinen Zugriff auf evtl. der Magersüchtigen bewusste, aber gezielt verdeckte Motive. Wir als Außenstehende (Eltern, Freunde, Lehrer, Therapeuten, etc..) können uns demnach nicht direkt auf diese verdeckten Steuerungsmechanismen beziehen, zumal wir nicht wissen können, ob und in welcher Form solche Motive bei der Hungernden überhaupt vorkommen. Dennoch sollten wir diesen Aspekt – genauso wie den Aspekt unbewusster Anteile – immer als potenzielle Möglichkeit in Betracht ziehen. Indem wir uns bewusst machen, welche Wirkungen das Hungern auf den verschiedenen Ebenen des familiären und außerfamiliären erzielt werden, können wir als Außenstehende Vermutungen darüber konstruieren, was ggf. als „Vorteil“ oder „Gewinn“ für die Magersüchtige erfahrbar wird. So haben wir unter Umständen die Möglichkeit, die Erfahrung dieser positiven Aspekte zu verstören und aus dem alten Muster auszusteigen.

Die Familie verfügt mitunter über ein „Wissen“, welches mit dem des Betroffenen nicht übereinstimmt. Dies wird die Regel sein. Doch selbst wenn dies hinsichtlich einer bestimmten Behauptung (wie bspw. „X ist magersüchtig“) der Fall sein sollte, wie oben in unserem Beispiel dargestellt, gibt es immer Aspekte der Wahrnehmung und Wirklichkeitskonstruktion, die sich von Akteur zu Akteur unterscheiden. Unabhängig davon, ob sich diese Differenzen auf Unterschiede im Machtgefüge oder auf unterschiedliche Vorgänge beziehen, die aus einem unbewussten Trieb oder Begehren wirken, ob es sich um interpersonelle beziehungsweise individuelle Auffassungen, Erfahrungen oder Glaubenssätze handelt – es gibt ausgehend vom Standpunkt des Einen immer ein Anderes, welches sich durch eine Unterscheidung definiert. Diese Unterscheidungen fließen ein in Denk- und Verhaltensmuster jedes einzelnen Akteurs, dessen Denken und Handeln auf das System (in unserem Fall ist es die Familie) einwirkt und in diesem Sinne zwischenmenschliche Prozessabläufe beeinflusst werden. So bezieht sich das Verhalten des Einen auf das Verhalten des Anderen, welches wiederum das Verhalten des Einen beeinflusst und so fort.

Ich habe diese komplementäre Verhaltensspirale weiter oben im Diskurs des Unbewussten bereits etwas näher beleuchtet. Diese Nicht-Übereinstimmung erzeugt ein „Ungleichgewicht“ auf der Beziehungsebene, welches erst die Grundlage für die Entwicklung und Aufrechterhaltung von Problemmustern im allgemeinen und Magersucht im Besonderen schafft. So mag der Betroffene die Vorteile, die ihm die Krankheit verschafft, bewusst wahrnehmen und er wird, um diese Vorteile nicht zu verlieren, das Krankheitsbild (begründet durch Scheinargumente) weiter aufrecht erhalten. Er „weiß“ jedoch, dass es sich bei der Behauptung eben dieser Scheinargumente, nicht oder nur teilweise um die Wahrheit handelt. Das gezielte Verdecken und Verheimlichen dieses „Wissens“ befördert den Betroffenen gegenüber seiner Familie in eine machtvolle Position. Die Voraussetzung für die Aufrechterhaltung von Magersucht ist meines Erachtens ein Ungleichgewicht sowohl im Wissens- als auch im Machtdiskurs.

Wissen dient uns nicht nur im Bereich der Wissenschaft, sondern auch in unserer Lebenswelt in Form von Viabilität als Orientierung – in Bewertungen, Denkrichtungen und Beziehungsgestaltung.

Im Diskurs der Beziehungswirklichkeit (der sich immer auch in den Diskursen von Macht, Unbewusstem und Wissen findet), greife ich die systemische Auffassung auf, dass Beziehungen keine linearen Abfolgen von Ursache und Wirkung darstellen, sondern dass es sich hier um zirkuläre Prozesse handelt, die sich gegenseitig beeinflussen, bedingen und sich unter Umständen verstärken.

Bestandteile einer jeden Beziehungswirklichkeit sind die Konstruktionsleistungen des Menschen, die überhaupt erst die Art und Weise bestimmen, nach der wir unsere Wirklichkeit wahrnehmen, ordnen und gestalten. In Kapitel 2.1.2 wurden kurz die von Reich entwickelten Konstruktionsleistungen des Menschen vorgestellt, die sich auf Konstruktionen im nicht-physischen Bereich beziehen: Symbolisches, Imaginäres und Reales. Diese drei Aspekte sind immer Bestandteil einer jeden Beziehungswirklichkeit, weswegen ich sie hier als allgemeine Kriterien im Diskurs des Wissens noch einmal aufnehme. Betrachten wir einmal diese drei Aspekte mit Blick auf Magersucht.

Beginnen wir unsere Betrachtung mit der Beziehung zwischen dem Krankheitsbild Magersucht und dem Imaginären. Aus Sicht des Betroffenen, der unter Magersucht leidet, hat der Einstieg durch die Vorstellung stattgefunden, durch Gewichtsverlust an Attraktivität zu gewinnen beziehungsweise von Anderen als attraktiver wahrgenommen zu werden. Anfangs imaginiert der Betroffene ein lineares Verhältnis zwischen Gewichtsabnahme einerseits und Attraktivität andererseits. Ggf. erhält er durch seine Umwelt noch Bestätigung, indem die Gewichtsabnahme noch lobend erwähnt wird („Das steht Dir aber gut“, „Toll, wie konsequent

Du abgenommen hast“, „Ach, jetzt kannst Du auch dies und jenes wieder anziehen, das sieht jetzt richtig gut aus“, „Ich würde ja auch gerne ein paar Kilo weniger wiegen, aber ich schaff das einfach nicht“, etc..)

Beflügelt durch den sichtbaren und ggf. auch verbal geäußerten Erfolg seines Umfeldes fühlt sich die Betroffene motiviert, weiterzumachen und ihren bisher erfolgreich eingeschlagenen Weg weiter zu gehen. Sie setzt diese Disziplin als Erfolg gleich und fühlt sich doppelt belohnt – einerseits durch den Erfolg des Gewichtsverlustes, andererseits durch positives Feedback ihres Umfeldes und durch das Gefühl, mit Willen und Disziplin etwas erreicht zu haben, was nicht jeder schafft. Irgendwann jedoch beginnt dieses Konstrukt, brüchig zu werden. Die Umwelt fängt ab einem gewissen Punkt an, die Abmagernde nicht mehr mental zu unterstützen, sondern sie äußert Bedenken und Kritik. Und genau hier kommt der Aspekt der Autonomie zum Tragen. Die Betroffene imaginiert weiterhin, dass Erfolg mit Gewichtsverlust gleichzusetzen ist. In den letzten Wochen oder Monaten hat sich dieses Bild schließlich immer wieder bestätigt. Die Betroffene fühlt sich autonom in ihrer disziplinären Ausführung, um ihrem Ziel näher und näher zu kommen. Diesen Erfolg, der ggf. zu diesem Zeitpunkt bereits auf rigorose Weise erreicht wurde, scheint gerade die Familie jetzt gefährden zu wollen, indem sie Bemühungen startet, zum Essen zu animieren.

Das Krankheitsbild der Magersucht zeichnet sich durch eine Vielgestaltigkeit aus. Die Komplexität und die Paradoxie, die mit diesem Krankheitsbild eng verknüpft sind, zwingen uns immer wieder neu, auch andere Beobachterperspektiven in den Blick zu nehmen.

Durch das Hungern der Jugendlichen wirkt Magersucht auf sämtliche Beziehungsgeflechte innerhalb und außerhalb der Familie. So kann die Hungernde feststellen, dass die ggf. zuvor schwache Bindung der Eltern sich durch die gemeinsame Sorge um die Tochter verstärkt, da beide nunmehr ein gemeinsames Ziel verfolgen: Die Genesung ihres Kindes. Die Eltern sehen sich nun beide gleichermaßen in der Pflicht, gemeinsam eine Lösung zu finden, um ihr Kind zum Essen zu bewegen. Sie bilden nunmehr eine Einheit im Kampf gegen die Krankheit. Auch dies wären mögliche Erklärungsmuster, die im Falle von Magersucht als Triebfeder gelten könnten. Wichtig an dieser Stelle bleibt der Hinweis, dass sich gerade im Krankheitsbild Magersucht vielschichtige Erklärungsmodelle durch Perspektivenwechsel herausarbeiten lassen, die durch Ambivalenzen und Widersprüche gekennzeichnet sind. Es gibt nicht *ein* Erklärungsmuster für die Entstehung und Aufrechterhaltung dieses Krankheitsbildes. Als Beobachter sind wir immer wieder gefordert, Perspektiven zu wechseln und offen zu bleiben für alternative Erklärungsmuster. Wir sind gefordert, unseren Blick offen zu halten und nicht in einer einmal „gefundenen“ Erklärung zu verharren.

Schauen wir jetzt auf den Bereich des Imaginären, wie er sich auf Seiten der Familie darstellt: Die Eltern nehmen wahr, dass die Betroffene entgleitet und allen Argumenten standhält, die darauf abzielen, sie wieder zum Essen zu bewegen. Die Familie imaginiert keine bewusste Entscheidung, sondern eine Krankheit, für die die Hungernde nicht zur Verantwortung gezogen werden kann. Nach G. Reich (2003) ist es jedoch so, dass die Magersucht auf einem Entschluss beruht. Sowohl die Familie als auch die Hungernde selbst sehen die Krankheit eher losgelöst von einer willentlichen Handlung. Wenn der Magersucht eine Willensentscheidung vorausginge, könnte dies auf Konflikte hindeuten. Dies wäre jedoch im Wertemuster vieler Familien und auch im weiblichen Rollenmodell, in dem eigene Autonomiewünsche häufig konfliktbehaftet sind, eher unerwünscht.

Die Reaktion vieler Eltern mit einer magersüchtigen Tochter besteht häufig darin, die Bindung wieder herzustellen und die Kranke mehr zu umsorgen, um eine „Heilung“ zu ermöglichen. Die hier zugrunde liegende Sorge führt zu verstärkten Bindungsbemühungen. Durch die Bemühungen der Familie tritt jedoch keine Besserung ein, was zu noch mehr Bemühungen und Sorgen führt. Imaginiert wird hier, dass vermehrte Bindungsbemühungen

letztlich für den Hungernden positive Effekte haben werden. Dieser Effekt bleibt jedoch aus, was letztlich zu Schuldgefühlen auf Seiten der Eltern führen kann. Diese Schuldgefühle werden jedoch immer mit einem Zuwenig an elterlicher Fürsorge imaginiert, nicht mit einem Zuviel. Gehen Familien mit einem hohen Bindungsmodus doch davon aus, dass eine überaus starke familiäre Bindung immer als gut zu bewerten sei.

„Eine engagierte Mutter wird sich dafür verantwortlich fühlen, dass ihre Tochter im Rahmen ihrer Erziehungsbemühungen Selbstbewusstsein, Konfliktfähigkeit, soziale Kompetenzen, psychische Stabilität usw. erwirbt. Wenn sie aber glaubt, dass ihre Tochter gerade deswegen erkrankt ist, weil sie diese Kompetenzen nicht erworben hat, wird sie sich dies als ihr Versäumnis oder Versagen zuschreiben.“ (Kunze 2006, S. 76)

Und weiter:

„Am schlimmsten waren die Schuldgefühle und das Erkennen, dass ich nicht in der Lage gewesen war, ein Kind so großzuziehen, dass es dabei seelisch gesund blieb. Ich hatte versagt; auch die ersten zwölf Jahre meiner Tochter mussten – rückblickend – als fehlgeschlagen angesehen werden.“ (Kunze 2006, S. 77)

Doch wie äußert sich Magersucht im Bereich des Symbolischen? Wie wird auf sprachlicher Ebene das Verhalten der massiven Essensverweigerung argumentiert? Welche „symbolischen Übertragungen“ auf anderen Ebenen sind denkbar?

Beginnen wir mit der Sichtweise, dass Magersucht ein (unsichtbares) seelisches Störungsbild ist, was sich deutlich sichtbar auf körperlicher Ebene manifestiert. Verstehen wir den Körper als fest verbunden mit der Psyche, liegt die parallele Schlussfolgerung zwischen körperlichem und seelischem Hunger nahe. Man könnte ableiten, dass der Anorektiker seinem seelischen Hunger Ausdruck verleiht und ihn somit sichtbarer und greifbarer macht. Denkbar wäre hier der Hunger nach Anerkennung, Autonomie oder die Akzeptanz um seiner selbst willen, selbst wenn der Betroffene in manchen Punkten gegen das Familiencredo verstößt, indem er eigene Werte und Ziele vertritt, die nicht von allen Familienmitgliedern geteilt werden mögen. Auch ein Streben nach Macht wäre denkbar in einem Umfeld, in dem dieses nicht offen gezeigt oder akzeptiert werden kann.

Denkbar ist auch eine gegenteilige Sichtweise: Die Vorstellung, dass Zuwendung und Fürsorge verweigert werden. Grundlage eines solchen Denkansatzes wäre dann nicht eine dahinterstehende Sehnsucht nach etwas, sondern eine Ablehnung von etwas. Ablehnung der elterlichen Fürsorge, Ablehnung elterlicher Fesseln, die die Entfaltung der eigenen Persönlichkeit und Positionierung behindern, Ablehnung elterlicher Aufträge, die ggf. gar nicht oder nur schwer erfüllt werden können oder wollen. Ablehnung gesellschaftlicher oder auch familiärer Anforderungen und/oder Überforderungen. Auf der Verhaltensebene des Betroffenen steht dann (Bindungs-) Verweigerung und Abgrenzung im Vordergrund.

Auf sprachlicher Ebene, die ebenfalls symbolisch ist, wird nach außen hin auf das Hinstreben eines gesellschaftlich geltenden Schönheitsideals verwiesen. Der hier imaginierte Leitsatz lautet: Schlank ist schön und noch schlanker ist noch schöner. Ein „Ankommen“ im Ideal wird hingegen nicht möglich, da selbst dann, wenn die Schlankheit nahezu als Karikatur ihrer Selbst durch das massive Untergewicht ad absurdum geführt wurde, noch immer eine weitere Gewichtsabnahme als Fokus der Aufmerksamkeit (zumindest nach außen hin) gilt.

Die Krankheit selbst wird möglicherweise als Ereignis des Realen auf die Magersüchtige einwirken: Ihre Disziplin, ihr Durchhaltevermögen, ihre Leistung wird nun als Krankheit deklariert, was aus Sicht der Hungernden eine mögliche Kränkung darstellen mag (ich habe diesen Punkt weiter oben in dieser Arbeit bereits aufgegriffen). Dies war nicht erklärtes Ziel der Hungernden: Krank zu werden, sich in eine Sucht zu verstricken. So mag die Diagnose mitunter zumindest anfänglich etwas Unheimliches oder Schreckliches darstellen:

„Das Reale schauen wir immer erst im nachhinein. Es drängt uns, in die diskursiven Zirkel zurückzukehren und über die Wahl des Einen sogleich Differenzen oder Beziehungen zu organisieren, die vermittels Konstruktionen den Platz der Wirklichkeit wieder sicher machen.“ (Reich 1998, Bd. 2, S. 323)

Anders verhält es sich aus Sicht der Familie. Hier zeigt sich das Reale aus Sicht der Familie als belastender, negativ empfundener Beziehungsaspekt. Täglich wird der Familie vor Augen geführt, dass ihr krankes Kind immer weiter abmagert und alle Bemühungen um Heilung fehl schlagen. Der Familie zeigt sich das Reale in Form der Krankheit Magersucht unerbittlich negativ. Die Familie fühlt Erfolglosigkeit in all ihren Bemühungen, Ängste um ihr Kind, Verzweiflung und Druck. Erschwerend kommt hinzu, dass als ständige Bedrohung der Tod als Imagination vorhanden ist. Die Familie imaginiert den Tod der Kranken bei Nicht-Erfolg all ihrer Bemühungen, was Druck und Belastung – gerade über einen relativ langen Zeitraum – massiv erhöht.

Im Falle schonungsloser Offenheit könnten aus meiner Sicht folgende Argumente aus Sicht der Kranken zum Tragen kommen:

Ich verweigere das Essen, weil ich mich dadurch gegen Euch abgrenzen kann. Ich verweigere das Essen, weil mir dies erlaubt, wichtige Entscheidungen aufzuschieben. Ich verweigere die Nahrungsaufnahme, weil ich mir und Euch dadurch immer wieder neu beweisen kann, dass ich alleine über mich bestimme. Ich verweigere, weil ich nicht will, dass Ihr Euch trennt. Ich verweigere, weil mir das Eure Aufmerksamkeit sichert. Ich esse nicht, weil ich im Verharren dieser Haltung eine Form von Sicherheit erhalte. Ich wehre mich gegen die Anforderungen und Widersprüchlichkeiten, die meine Weiblichkeit mit sich bringen. Ich will keine Entscheidung treffen und daraus resultierende negative Folgen in Kauf nehmen. Solange ich hungere, habe ich eine Schonfrist und werde weder von Euch noch von der Gesellschaft mit Anforderungen konfrontiert, für die ich jetzt noch nicht bereit bin. Solange Ihr mein Verhalten der Krankheit zuordnet, bin ich sicher vor Euren Vorwürfen und Anforderungen und kann mir Eurer Unterstützung sicher sein. Sobald Ihr meinen Handlungen aber eine willentlich gesteuerte Absicht unterstellt, würde sich Eure Haltung und Euer Verhalten mir gegenüber ändern. Denn ich verstoße gegen Euer Familiencredo, indem ich meine Bedürfnisse über die Euren stelle. Das würdet Ihr nicht billigen und aufs Schärfste verurteilen.

Möchten wir auf therapeutischem Wege eine Änderung der Aspekte auf zwischenmenschlicher Ebene herbeiführen, die das Krankheitsbild von Magersucht in Entstehung und Aufrechterhaltung begünstigen, dann sollten wir die zentrale Bedeutung familieninterner und individueller Bewertungskriterien stärker in das Blickfeld nehmen. Betrachten wir den Punkt Delegation - die letztlich die Entstehung einer Symptomatik von Magersucht begünstigen - und Wissen, haben wir in erster Linie zu berücksichtigen, dass jeder Akteur, der direkt oder indirekt am Delegationsgeschehen beteiligt ist, in Abhängigkeit seiner Sichtweise über unterschiedliche Perspektiven und demzufolge auch Wissen verfügt, welches in seine Bewertungen und Handlungen einfließt. Wir haben zuvor schon gesehen, dass eine Voraussetzung für die Symptombildung einer Magersucht gelten kann, dass die familieninternen Akteure zwingend unterschiedlichen Wahrnehmungen und Bewertungen unterliegen müssen, damit die Wechselseitigkeit der Verhaltensspirale sich gegenseitig überhaupt stabilisieren kann. Hätte die Familie den gleichen Einblick wie die Symptomträgerin, würde das Verhaltenssystem in Folge der Auflösung von Wertemustern, die hier bisher stabilisierend gewirkt haben, auseinanderbrechen. Magersucht funktioniert und erhält ihren Wirkungsgrad ausschließlich im Status der Gegenseitigkeit, die in einer malignen Verklammerung der Familienmitglieder gipfeln.

Hier wirken als Triebfedern familiäre und individuelle (insbesondere seitens des Symptomträgers) Zuschreibungen und Wertekonstrukte, die – wirken sie zusammen – als Konfliktpotenzial fungieren.

Betrachten wir nun die Aspekte Delegation und Wissen, beleuchten wir Aspekte auf der Ebene zwischenmenschlicher Verhaltensweisen. Hier nehmen wir das Bewusste und Gewusste unterschiedlicher Rollen und Beobachter in den Fokus unserer Aufmerksamkeit und betrachten diese Aspekte einmal aus der Perspektive der Symptomträgerin, der Familie und des Therapeuten, dem letztlich die Aufgabe zufällt, vorhandene Denk- und Handlungsschemata zu ver-stören, damit Raum entstehen kann für eine Neukonstruktion, die eine Heilung unterstützt. Bei Magersucht liegt häufig ein eher Starres Schema von Normen und Werten vor, welches sich bspw. in der Verzichtleistung besonders weiblicher Familienmitglieder bei Magersuchtsfamilien zeigt:

„Frau Landmann steht eher für Opferbereitschaft, Familienbindungen, Dasein für andere, Verzichtleistung. [...] Die Töchter stimmen zu, dass der Vater lebenslustiger sei als die Mutter. Als wir einmal in einer Frage implizieren, die Mutter habe auch ein Recht, mehr für sich selbst zu sorgen, reagiert diese ärgerlich: „Ich bin doch nicht auf der Welt, um für *mich* dazusein.“ [...] Wie die Großmutter mütterlicherseits könne die Mutter anderen gegenüber sehr großzügig sein, aber sich selbst gönne sie wenig. Jutta übe Verzicht, indem sie sich selbst diszipliniere und eine asketische Haltung vertrete. Petra schränke sich auch ein, quäle sich aber nach dem Motto <Soll ich oder soll ich nicht?>“ (Weber/Stierlin 2003, S. 24)

Werte und Muster, die rigide verfolgt werden und wenig Varianzen erlauben, werden schnell zu einem „stagnierendem System“, was sich mitunter im Sinne einer negativen Gegenseitigkeit äußern kann, da die familieninterne Anforderung besteht, Bedürfnisse und Neigungen wenig nachgeben zu dürfen. Nach Stierlin (1982) hat dies Einfluss auf das zwischenmenschliche Konfliktverhalten:

„Die Erschließung von Welt und Lokalisierung von Konflikten misslingt daher einmal, wenn wir zu wenig differenzieren und abgrenzen. Dann nivelliert sich unsere Welt, wird konturlos, und Konflikte bleiben verborgen, im Untergrund. Die korrekte Lokalisierung von Konflikten misslingt aber auch, wenn wir zu starre und grobe Abgrenzungen und Unterscheidungen schaffen oder festhalten. Dann gerinnt diese Welt gleichsam zu harten Blöcken mit schroffen Konturen, die sich nicht mehr verschieben, nicht mehr bearbeiten, sich nicht mehr in Frage stellen lassen. Unterscheidungen wie etwa die zwischen gut und schlecht, bewusst und unbewusst, abhängig und unabhängig, mächtig und ohnmächtig, werden nun absolut gesetzt, werden ein für alle mal bestimmten Menschen oder Wesenheiten zugeschrieben.“ (Stierlin 1982, S. 166)

Positive Gegenseitigkeit äußert sich in gegenseitiger Anerkennung, die auf zwischenmenschlicher Ebene Konfrontation und auch Versöhnung mit einschließt. Bei der negativen Gegenseitigkeit steht eher die wechselseitige Missachtung und eine fehlende Wertschätzung verschiedener Standpunkte oder Bewertungen einem gelingenden Dialog im Wege.

Dialoge werden oft nur noch durch Machtkämpfe bestimmt, die einer malignen Verklammerung immer wieder neue Anstöße geben. Diese maligne Verklammerung macht einen großen Bestandteil innerhalb der Beziehungsstrukturen in Familien mit Magersucht aus, was sich darin äußert, dass beim Gegenüber Gefühle von Hilf- und Machtlosigkeit, verbunden auch mit Schuldgefühlen, erzeugt werden. Dies geschieht besonders effektiv durch das Einsetzen von Symptomen der Schwäche, mit dem Ausweichen von Eigenverantwortung, dem Ausspielen subtiler Macht-, Verunsicherungs- und Abwertungstaktiken.

Eine Fähigkeit zum Dialog scheint zu diesem Zeitpunkt kaum noch möglich, zumal wir im Falle von Magersucht davon ausgehen, dass ein wichtiger Aspekt die Abgrenzung ist, die jedoch in Familien mit einem hohen Bindungsmodus schwer offen artikuliert werden kann, da hier die ethischen Orientierungen innerhalb der Familie das Streben nach *eigenen* Wünschen tendenziell eher untersagt.

Betrachten wir Delegation mit ihren möglichen Folgen auf einer Wissensebene, haben wir meiner Ansicht nach mindestens drei Perspektiven zu berücksichtigen:

- 1) Das Wissen aus Sicht der Symptomträgerin
- 2) Das Wissen aus Sicht der Familie und des Systems (Freunde, Schule, etc...), in dem sich die Symptomträgerin bewegt
- 3) Das Wissen aus Sicht des Therapeuten

Diese drei Wissenskonstrukte treten zueinander in Beziehung und wirken in das System ein – entweder symptomstabilisierend, oder symptomstörend. Während die Wissenskonstrukte zwischen der Symptomträgerin und der Familie sich die Aufrechterhaltung des bestehenden, konfliktbeladenen Zustandes sichern (was sich in der Regel auf der Ebene des Unbewussten vollzieht), befindet sich der Therapeut eher in der Rolle des Beobachters, der aus der Metaperspektive verhaltensstabilisierende Impulse entschlüsselt und diese den emotional verstrickten Akteuren transparent machen kann.

An dieser Stelle haben wir jedoch besonders zu berücksichtigen, dass die Symptomträgerin – wie wir weiter oben bereits gesehen haben – mitunter ggf. über Wissen verfügt, welches aus ihrer Sicht gar nicht transparent gemacht werden kann oder *soll*, da die mit der Krankheit verbundenen Vorteile, die seelisch stabilisierend wirken, infolgedessen nicht mehr aufrecht erhalten werden könnten. Der Therapeut hat somit damit zu rechnen, dass therapeutische Maßnahmen von Seiten der Kranken in vielen Fällen nicht uneingeschränkt befürwortet werden dürften, was eine erfolgreiche Therapie verhindert.

Die folgende Tabelle bildet die verschiedenen Wissenskonstrukte der einzelnen Akteure ab. Hierbei obliegt es dem Beobachter, wann er wem die Rolle des Akteurs beziehungsweise Beobachters zuordnet. Grundsätzlich sind in einer malignen Verklammerung eher Akteure als Beobachter beteiligt. Die Kranke und deren Familie sind von daher eher als Akteure zu betrachten. Aufgabe von Therapie ist es, die Beteiligten aus der Rolle der Akteure in die Rolle des Beobachters zu bringen, um aus der Aktion her austreten zu können. Sind die Akteure in der Lage, ihr Verhalten aus einer übergeordneten Perspektive zu betrachten und die entsprechenden verhaltensstabilisierenden Maßnahmen zu erkennen, in welche sie verstrickt sind, kann Raum geschaffen werden für positive Veränderungen.

Die Rolle des Therapeuten hingegen wechselt. Er befindet sich einmal in der Rolle des Beobachters, indem er – losgelöst von langjährigen familieninternen Verstrickungen – praktisch aus einer Metasicht heraus die sich selbst stabilisierenden Muster erkennen kann. Tritt er im therapeutischen Rahmen mit der Familie in Kontakt, wechselt er von der Rolle des Beobachters in die Rolle des Akteurs. Als Therapeut wirkt er ein und ist somit Beobachter, Teilnehmer und Akteur in einer Person.

Jugendkrisen aus systemisch-konstruktivistischer Sicht unter besonderer Berücksichtigung der Magersucht

| Wissen der Symptomträgerin | Wissen der Familie | Wissen des Therapeuten |
|--|--|---|
| Es bestehen von Seiten der Familie Anforderungen, die ich nicht erfüllen kann, selbst wenn ich möchte. | Unser Kind ist krank, wir machen uns große Sorgen. Gemeinsam müssen wir die Krankheit besiegen. | Ich betrachte die malignen Verstrickungen innerhalb der Familie und erkenne Verhaltensmuster, die das Krankheitsbild stabilisieren. |
| Ich leide unter dem Druck, der hiermit verbunden ist. | Zusammenhalt in der Familie wird umso wichtiger, je mehr jemand aus der Familie in Bedrängnis gerät. | Es müssen verschiedene Wissens- und Wertekonstrukte auf Seiten der Kranken einerseits und auf Seiten der Familie andererseits vorhanden sein, um die maligne Verklammerung aufrecht erhalten zu können. |
| Ein offener Dialog ist nicht möglich, da ich mich hierdurch offen gegen Dinge stellen würde, die meiner Familie so wichtig sind. | Wir müssen unsere Anstrengungen erhöhen, um eine Heilung günstig zu beeinflussen. | Ein Kernproblem innerhalb dieser Familie wird Bindung vs. Ablösung sein. |
| Ich bin wirklich krank. Ich kann nichts für meine Verweigerung, zu essen, ich kann nicht verantwortlich gemacht werden für meine Krankheit | Kranke benötigen besonders viel Zuwendung. | Ich verfüge über therapeutische Methoden, um hier ggf. positive Veränderungen anstoßen zu können. |
| Die Krankheit schützt mich, sie bietet mir auch Vorteile - ein Moratorium. | Die Kranke kann nichts für ihr Leiden, wir dürfen ihr keine Vorwürfe machen. | Eine Veränderung beziehungsweise Erweiterung bestehender Wertekonstrukte könnte die Herausführung aus dieser Krankheit und der familiären Verstrickung begünstigen. |
| Ich empfinde dadurch eine seelische Entlastung, der unerträgliche Druck, den ich zuvor empfunden habe, wird erträglicher. | Wir leiden unter Schuldgefühlen, weil wir es nicht schaffen, die Kranke zum Essen zu bewegen. Die Krankheit hat keinerlei Vorteile, ist nicht bewusst gesteuert und belastet unsere Familie. | Ich weiß, dass die ganz genauen Beweggründe der Kranken mitunter verborgen bleiben, weil die Kranke sich schützen möchte und nicht aus dem Moratorium heraustreten will. |
| Entfällt die Krankheit, entfallen alle damit verbundenen Vorteile. | Wir müssten/könnten uns um andere Probleme kümmern. | Das bisherige Scheitern des Dialogs ist eine Voraussetzung für die Entstehung/Aufrechterhaltung von Magersucht. Das wieder in Gang bringen des Dialogs ist demnach als wichtiger Prozess zu sehen. |

(Schaubild 23: Differente Sichtweisen im Diskurs des Wissens)

Ich fasse den Wissensdiskurs im Rahmen der hier vorliegenden Arbeit so auf, dass Aspekte des Wissens immer auch im alltäglichen Tun und Lassen eine orientierende Rolle spielen. Wovon ich ausgehe, beziehungsweise was ich zu wissen glaube, steuert meine Bewertungen und mein Handeln. Genau wie in den anderen Diskursen zuvor setze ich auch hier voraus, dass zwischen den agierenden Personen unterschiedliche Bewertungen und Annahmen die Ausgangsbasis dafür bilden, dass sich die aufeinander bezogenen Verhaltensmuster immer wieder neu anfachen und dadurch gefestigt werden. Immer sorgen hier die Triebfedern unterschiedlicher Grundannahmen für die Aufrechterhaltung der Verhaltensdynamik.

Aus der Perspektive des Wissensdiskurses stellt sich nun die Frage, wie sich eine Problematik – wie die der Magersucht – über einen so langen Zeitraum hinweg aufrecht erhalten kann. Ich habe im Verlauf dieser Arbeit immer wieder in Teilen aufzuzeigen versucht, wie sich aus Sicht der verschiedenen Diskurse bestehende Problematiken immer wieder neu manifestieren. An dieser Stelle möchte ich noch einmal grundsätzliche Annahmen hinsichtlich Problemdefinition und –entstehung zusammenfassend darstellen, um dann grundsätzliche Annahmen noch einmal im Hinblick auf Problemkonstrukt und –lösung herauszuschälen. Diese Vorgehensweise soll in Teil 4 als Ausgangsbasis für die Erweiterung therapeutischer Maßnahmen dienen, die zum Ziel haben, die Betroffenen beim Verlassen der alten Verhaltensspirale zu unterstützen.

Meiner Meinung nach lässt sich der Rückschluss ableiten, dass sich nur dann ein Problem dauerhaft aufrecht erhalten kann, wenn gewisse Stabilisierungsfaktoren vorhanden sind, die das bestehende Problem immer wieder neu anfachen. Welcher Art solche Stabilisierungsfaktoren sein können, habe ich im Rahmen der letzten drei Unterkapitel mehrfach dargestellt. Als entscheidend sehe ich im Rahmen dieser Dynamik folgende Aspekte:

Jedem Problem liegen gewisse Zuschreibungen und Bewertungen zugrunde, die es erst einmal überhaupt ermöglichen, von einem „Problem“ zu sprechen. Ein Verhalten oder ein Zustand wird nur dann als problematisch definiert, wenn eine Vorstellung darüber besteht, was als problematisch und was als unproblematisch gilt. So trivial diese Tatsache auch auf den ersten Blick erscheinen mag, so stellt diese Bewertungsgrundlage die Basis für Problemdefinitionen erst dar. Mitunter gibt es identische Situationen, die für einige Menschen ein Problem darstellen, für Andere jedoch nicht. Für Eltern mag es ein Problem sein, wenn ihr Kind wiederholt die Schule schwänzt. Sie sehen durch hohe Fehlzeiten ggf. einen erfolgreichen Abschluss oder die Versetzung in die nächste Klasse gefährdet und somit schlechte Chancen für einen späteren Berufseinstieg. Für den schwänzenden Jugendlichen hingegen mag das Problem gar nicht so ersichtlich sein. Er mag sich ggf. sagen, dass das Versäumte auch wieder nachgeholt werden kann und dass er rechtzeitig dafür sorgen wird, doch noch einen Abschluss zu erhalten. Oder er sieht einen Schulabschluss möglicherweise gar nicht als so wichtig an.

Oder ein anderes Beispiel: Geht ein Partner innerhalb einer festen Partnerschaft wiederholt fremd, mag dies für manche Paare ein Problem darstellen. Es droht mitunter das Ende der Beziehung, wenn das Problem des Fremdgehens nicht gelöst werden kann und das verlorene Vertrauensverhältnis wieder hergestellt wird. Für andere Paare hingegen mögen wiederholte Seitensprünge nicht unbedingt ein Problem darstellen, ganz im Gegenteil. Ggf. ziehen andere Partnerschaften aus dieser Art von Offenheit einen Gewinn.

Immer besteht ein Problem in Abhängigkeit von Bewertungen, Zuschreibungen, Imaginationen und Vorstellungen davon, wie „etwas sein sollte.“ Erst wenn ich eine Abweichung von einem imaginierten „Sollzustand“ feststelle, kann ich mit Fug und Recht behaupten, ein Problem zu haben.

Diese Zuschreibungen und Bewertungen bestehen jedoch nicht unabhängig und losgelöst von anderen Systemen. In ein Problem fließen immer auch mich umgebende Systeme – auf reale oder imaginäre, auf passive oder aktive Weise – mit ein. Demnach kann kein Problem losgelöst von Systemen, in denen sich ein Individuum bewegt, Bestand haben. Ich habe ein Problem niemals nur für mich alleine. Immer bewerte ich dieses im Hinblick auf mehr oder weniger fest definierte Systeme, in denen ich mich bewege. Ein Alkoholproblem habe ich nicht nur für mich selber, indem ich meine Gesundheit gefährde, ich beeinflusse durch meinen regelmäßigen Alkoholgenuss auch die Qualität meiner zwischenmenschlichen Beziehungen. Ich erlebe die Traurigkeit und Hoffnungslosigkeit meiner Depression nicht nur innerpsychisch, sondern immer auch bspw. in Abhängigkeit mit meiner Familie, meiner Arbeit oder meines Freundeskreises.

Ein „stabiles“ Problem zeichnet sich flankierend hierzu aber auch noch durch zwei weitere Aspekte aus:

Habe ich für mich erkannt, dass eine Abweichung von einem gewünschten Sollzustand besteht, dann empfinde ich in der Regel einen mehr oder weniger starken Leidensdruck. Normalerweise werde ich versuchen, den unerwünschten Ist-Zustand dem imaginierten Soll-Zustand anzugleichen. Manchmal wird dies gelingen und das Problem wäre damit gelöst. In einigen Fällen wird es sich jedoch so verhalten, dass ich feststelle, dass mein Problem nicht so ohne weiteres lösbar ist. Ich erlebe Leidensdruck und sehe mich trotz vielfacher Versuche nicht in der Lage, diesen Zustand zu beenden. Ich erkenne, dass alle meine Bemühungen, mein Problem zu lösen, entweder ins Leere laufen oder aber den Zustand mitunter sogar noch verschlimmern.

Wie im Verlauf meiner Arbeit mehrfach betont, liegt in solchen Fällen meines Erachtens eine Dynamik vor, die – angetrieben von mindestens zwei Systemen – das Problem wieder und wieder gegenseitig stabilisiert. Diese Systeme, die naturgemäß unterschiedliche Imaginationen und Bewertungen vertreten, stabilisieren sich gegenseitig in ihrem gewohnten Verhaltensmuster. So erleben wir es auch im Falle von Magersucht, wo die Eltern – angetrieben durch die berechtigte Sorge um ihr Kind – alles daran setzen, die Essenaufnahme wieder anzukurbeln. Gerade diese Bemühungen stabilisieren jedoch die Abgrenzungsbestrebungen der Tochter, die durch ihr konsequentes Durchhalten ihrer Verweigerung ihr Bedürfnis nach Abgrenzung ständig erneuert.

Um ein Problem als ein solches zu erkennen und wahrzunehmen, müssen also mehrere Aspekte greifen:

- Ein zugrundeliegendes Wertesystem, vor dessen Hintergrund mir erst eine Bewertungsmöglichkeit von „richtig“ und „falsch“ gegeben ist sowie mehr oder weniger genaue Vorstellung eines Sollzustandes, der von einem bestehenden Ist-Zustand abweicht.
- Die Beteiligung (imaginär oder real, aktiv oder passiv) von mindestens zwei Systemen, die sich durch ihre unterschiedlichen Imaginationen in aufeinander bezogenen und abgestimmten symbolischen Verhaltensmustern wiederfinden, die eine zugrunde liegende Problemdynamik immer wieder neu entfacht.
- Versuche, das Problem zu lösen, laufen mitunter ins Leere oder verschlimmern den unerwünschten Ist-Zustand noch.

Ich habe weiter oben bereits dargestellt, dass eine sich aufeinander beziehende Verhaltensdynamik nur dann funktioniert, wenn beide Seiten von unterschiedlichen Wahrnehmungen und Zuschreibungen ausgehen. Es muss nach meiner Einschätzung ein Ungleichgewicht bestehen, welches immer wieder für neuen Antrieb des eigenen gewohnten Verhaltens führt. Dieses Ungleichgewicht kann in unterschiedlichen Auffassungen,

Bewertungen, Zielen, verdeckten Wünschen und/oder Bestrebungen begründet sein, es kann ein Ungleichgewicht in der Vorstellung von Gewinnen und Verlieren, von Macht und Ohnmacht, von richtig und falsch sein. Die Positionierung der eigenen Konstrukte, die naturgemäß als richtig empfunden werden, spielt im zwischenmenschlichen Miteinander eine große Rolle. Vergegenwärtigen wir uns an dieser Stelle bspw. noch einmal die Inhalte des Machtdiskurses im Kontext von Magersucht, so agieren beide Seiten (Eltern und Jugendliche) komplementär zueinander. Je mehr die Eltern in Richtung Nahrungsaufnahme insistieren, desto mehr zieht sich die Hungernde zurück. Je mehr sich die Hungernde zurückzieht, desto mehr hat sie das Gefühl von Autonomie. Genau dieses positive Gefühl von Autonomie und Kontrolle auf der Seite der Hungernden führt zu noch mehr Bindungsbestrebung auf der anderen Seite. Beide Seiten reagieren komplementär auf das Verhalten des Anderen.

Die Beteiligten agieren im Diskurs des Wissens nach der gleichen Logik. Es müssen auf der jeweiligen Seite der agierenden Personen unterschiedliche Annahmen und Wissenskonstrukte vorliegen, die das eigene Handeln jeweils als richtig erscheinen lassen und das Handeln des Anderen als falsch. Dadurch, dass die Unterschiedlichkeit der Wissenskonstrukte jedoch im Regelfall der anderen Seite verborgen bleiben, wird gerade hierdurch eine weitere Stabilisierung der Problemspirale gesichert.

So weiß die Magersüchtige um ihre „neue Identität“ als starke Persönlichkeit, die sich von anderen, „normalen Mitmenschen“ unterscheidet. Sie zeichnet sich aus durch enorme Willensstärke, die sich Autonomie und Kontrolle täglich neu beweist. Sie beschäftigt sich detailliert mit Kalorientabellen und hat ein umfangreiches Wissen darüber, welche Nahrungsmittel wie viele Kalorien beinhalten. Ein Großteil des bewussten Denkens einer Magersüchtigen beschäftigt sich mit Themen rund um Kalorienzufuhr und -vermeidung. Das ganze Sein dieser Persönlichkeit ist auf Essen und Gewicht ausgerichtet. Nach und nach bildet sich eine „Magersuchtsidentität“ heraus, die sich das Besondere auf die Fahne geschrieben hat: sich von Anderen Menschen im „positiven Sinn“ abzuheben.

Dieses Identitätsbewusstsein entwickelt eine ungeahnte Dynamik im zwischenmenschlichen Bereich, die sich immer weiter in sich selbst stabilisiert. Diese Stabilisierung der Problemdynamik zu durchbrechen ist das erklärte Ziel von Therapie. Diesem Aspekt werde ich mich in Teil 4 zuwenden.

Im Diskurs des Wissens verzichte ich bewusst darauf, zur Veranschaulichung noch einmal anhand Beispielszenarien das Spannungsverhältnis darzustellen. Entgegen der Logik, die ich in Teil 2.2.1, 2.2.2 und 2.2.3 herangezogen habe, kann ich dieses Spannungsverhältnis nicht in die Werte „Bindung und Harmoniebestreben“, „Opferbereitschaft“ sowie „Ambivalenzlosigkeit“ untergliedern, da sich meiner Ansicht nach die Wissenskonstrukte der Hungernden weniger auf der Ebene der hier benannten konkreten Werte manifestieren. Vielmehr gehe ich davon aus, dass sich das positive sowie das negative Erleben von Jugendlichen, die sich auf verschiedene Art und Weise massiv gegen etwas stellen im Allgemeinen und Magersüchtigen im Speziellen im Wissensdiskurs auf identitätsrelevante Kriterien stützen, da Jugendliche in der Regel nicht in einen klassischen Wissensdiskurs über das Thema ihrer Krise (ob es nun ums Ausreißen geht, um Drogenmissbrauch, Gewalt oder Magersucht) mit Familie und/oder Freunden eintreten dürfte.

Wir stehen nun am Ende der Betrachtung unserer vier Diskurstheorien und haben das Bild der Magersucht aus vier verschiedenen Perspektiven der Interaktionistischen Diskurstheorie beleuchtet. Viele der Aspekte, die ich hier am Beispiel Magersucht betrachtet habe, lassen sich in Teilen ebenfalls auf Jugendkrisen im Allgemeinen anwenden. An dieser Stelle möchte ich noch einmal festhalten, dass die dahinterstehende "Logik der Konfliktspirale" sich immer im Beziehungsdiskurs manifestiert, egal, um welchen Konflikt es inhaltlich geht. Konflikte

sind stets in Abhängigkeit bestimmter (geschlechtsneutraler und -spezifischer) Werte und Normen zu denken, die jedoch niemals "nur" als richtig oder "nur" als falsch zu beurteilen sind. Die Tabellen der Spannungsverhältnisse, die ich im Kontext der beispielhaften Wertkonstrukte einer (nach Stierlin u.a.) "typischen Magersuchtsfamilie" herangezogen habe, lassen sich beliebig erweitern und bleiben nicht auf das Krankheitsbild Magersucht beschränkt. Sobald durch die wertbehaftete Vorstellung von etwas "Gutem" oder "Richtigem" Handlungsoptionen gewünscht oder gefordert werden, so müssen zwangsläufig andere Handlungsoptionen zurückgestellt werden. Häufig ist es jedoch so, dass sich das Sollen vom Wollen unterscheidet. Somit muss bei der Umsetzung eines als "richtig" bewerteten Tuns in vielen Fällen auch gegen eigenes Wollen und Wünschen gehandelt werden.

Auch unbewusste Anteile manifestieren sich immer und überall, wo Menschen miteinander in Kontakt treten. Dies ist kein spezieller Aspekt von Magersucht - nicht einmal ein spezieller Aspekt von Krisen - sondern wirkt im Verborgenen auf allen Ebenen menschlichen Seins. Aspekte von spontaner Viabilität mögen sich in vielen Formen von Jugendkrisen einstellen. Selten ist eine Krise Ergebnis bewusster Planung. Unerwartete Dynamiken, die sich auf zwischenmenschlicher Ebene manifestieren und ungeplante Vorteile in sich bergen, werden sich im Falle anderer Krisen ebenfalls ergeben. Meiner Ansicht nach basieren Jugendkrisen in vielen Fällen auf Konflikte, die sich aus der Balance zwischen Ablösung und Bindung ergeben. Auch im Falle von Ausreißerkulturen, auf die ich in Teil 3.4 noch näher eingehen werde, spielen nach Stierlin (1980) Aspekte, die sich um Bindung und Ablösung drehen, eine elementare Rolle. Jugendkrisen im Allgemeinen können meiner Ansicht nach mögliche Bewältigungsstrategien wahrgenommener Ambivalenzen darstellen. Unbewusste Motive manifestieren sich weniger im Denken - sie treten eher im Bereich des Fühlens und Handelns in Erscheinung. Dies ist ein weiterer Aspekt, der nicht nur auf Magersucht beschränkt bleibt, sondern sich auf Krisen im Allgemeinen übertragen lässt.

So können sich meiner Ansicht nach durch diffuse Empfindungen, die auf das Handeln einwirken, unerwartete Reaktionen oder Folgen ergeben, die nicht geplant waren, sich jedoch spontan als positiv beziehungsweise viabel zeigen (Aspekt spontaner Viabilität). Hierdurch kann ein Bedeutungswechsel stattfinden. Das Symptom wird möglicherweise zum Steuerungsmechanismus auf zwischenmenschlicher Ebene, so wie wir es an unserem Beispielfall der Magersucht gesehen haben. In vielen Fällen kann das Symptom auch als Identitätsstütze fungieren. So fungieren Krisen als hilfreiche Bewältigungsstrategien zum (Schein-) Ersatz für nicht bewältigte Entwicklungsschritte. Die Krise wird möglicherweise zur Identitätsdefinition, wie wir es mancherorts am Beispiel der Magersuchtsidentität erleben. Ausreißer imaginieren durch ihr Fernbleiben von zu Hause Unabhängigkeit und Freiheit - also auch eine Form von Autonomie.

Ich vertrete die These, dass Jugendkrisen, die immer auch im Kontext bestimmter Werte und Normen auftauchen, auf identitätsrelevante Konflikte verweisen, die vom Jugendlichen als nicht lösbar erlebt werden. Die Krise wird als Ergebnis spontaner Viabilität zur Stützfunktion eigener Persönlichkeitskonflikte, die sich in einem Spannungsverhältnis zu Normen und Werten der Systeme befinden, in denen sich der oder die Jugendliche bewegt.

Im folgenden Teil wird es nun darum gehen, ergänzend zu den Beobachterperspektiven der Interaktionistischen Diskurse das Thema Jugendkrisen noch einmal gesondert im kulturellen und emotionalen Wertekontext zu betrachten.

Teil 3: Werte und Muster bei Jugendkrisen in kulturellen und emotionalen Kontexten

Einleitung zu Teil 3

Meine Hypothese ist, dass Magersucht ein Krankheitsbild ist, welches in hohem Maße auf Wertkonstrukten beruht. Daher werde ich mich in diesem Kapitel in erster Linie noch einmal auf die Wirkung normativer Werte und Normen fokussieren, die meiner Ansicht nach eine Jugendkrise im allgemeinen und Magersucht im Besonderen entscheidend mitbestimmen. Wie ich im Verlauf dieser Arbeit immer wieder aufgezeigt habe, beeinflussen grundlegende Werte unser Denken, unsere Orientierung und letztlich unsere Handlungen, die im zwischenmenschlichen Interagieren einen großen mitbestimmenden Anteil haben. Sie spielen demnach auch im Falle von Krisen meiner Ansicht nach eine entscheidende Rolle. Konflikte sind in diesem Sinne immer auch Handlungskonflikte, die sich auch auf Werte als ein Kriterium für Handlung stützen. Es handelt sich meiner Ansicht nach im Falle von Krisen immer auch um Interessen- und Bedürfniskonflikte zwischen Erwartungen und Anforderungen, die von außen (in Form kultureller, gesellschaftlicher, familiärer, beruflicher, schulischer, etc.) an den Einzelnen herangetragen werden und den Wünschen und Bedürfnissen des Individuums, welche in Konflikt mit eben diesen Anforderungen stehen. In diesem Sinne können Werte und daraus resultierende Handlungsmuster, die als verbindlich erlebt werden, meiner Ansicht nach auch Symptome auslösen, wie dies bspw. im Falle einer Magersucht der Fall sein kann.

Ich beginne in Teil 3.1 mit dem Befähigungsaspekt im Sinne Martha Nussbaums und Amartya Sen. Dieser Aspekt setzt sich mit der Frage auseinander, welche „positiven Möglichkeiten“ beziehungsweise Befähigungschancen dem Einzelnen im Rahmen eines sozialen Gefüges eingeräumt werden können und sollen, so dass der Einzelne die grundsätzliche Möglichkeit erhält, Optionen zu nutzen, die ihm ein „gutes“ beziehungsweise „gelingendes“ Leben ermöglichen. Diese Befähigungen werden als ein Bündel von Optionen und Möglichkeiten verstanden, die dem Einzelnen zur Verfügung stehen. Daran ist jedoch keine eindeutige Handlungsvorgabe gesetzt. Dem Einzelnen steht eine Auswahl möglicher Aspekte zur Verfügung, die sich hinsichtlich der eigenen Lebensgestaltung als relevant erweisen - er behält jedoch immer die Freiheit, autonom zu entscheiden, ob und was er aus diesem Spektrum auswählen möchte.

Da ich die Entwicklung in eine Jugendkrise immer auch als Ausdruck von Hilflosigkeit und empfundener Ohnmacht, d.h. somit auch als Verengung von Handlungschancen begreife, sehe ich in der Ausbildung und Entwicklung bestimmter Fähigkeiten die Chance, Jugendliche darin zu befähigen, konfliktbehaftete Situationen anders zu lösen, als in einer lang anhaltenden Krise zu verharren. Ich werde in Teil 3.1 die Grundlagen des Befähigungsansatzes untersuchen, um diese Grundlagen dann weiterführend in Teil 3.2 auf den Beispielfall Magersucht anzuwenden. In Teil 4 greife ich diesen Aspekt dann nochmals auf.

Ich habe weiter oben bereits beleuchtet, dass die Ausbildung einer persönlichen Identität vor allem eine „Leistung“ ist, die aktiv vollzogen werden muss (vgl insbesondere Teil 1 dieser Arbeit). Hierzu ist ein bestimmtes Portfolio an Kompetenzen und Fähigkeiten nötig, da Identitätsentwicklung sonst nicht gelingen kann. Um eine Entwicklung an Identität in der Phase des Jugendalters leisten zu können, bedarf es bereits eines relativ hohen Maßes an Konfliktfähigkeit und Zielstrebigkeit. Meines Erachtens ist es nicht erstaunlich, dass in dieser Lebensphase des Umbruchs viele junge Menschen in eine Überforderung geraten und oftmals schwer aus ihrer Krise herausfinden. Darüber hinaus begreife ich Jugendkrisen immer auch

als Ausdruck von Wertekrisen oder –konflikten, wie ich bereits an anderer Stelle beschrieben habe. Der Capability-Approach greift den philosophischen Aspekt einer Werteorientierung auf und bringt ihn im Rahmen einer Tabelle in eine normative Form.

In Teil 3.3 möchte ich den Aspekt der „spontanen Viabilität“, den ich weiter oben bereits angerissen habe, noch einmal aufgreifen, da er mir gerade im Hinblick auf Problementstehung besonders wichtig erscheint. In Teil 3.4 betrachte ich das Bild einer Jugendkrise einmal in Abhängigkeit elterlicher Entwicklungsaufgaben, um herauszuarbeiten, welche Lebensthemen von Eltern und Kindern in einem besonderen Spannungsverhältnis zueinander stehen können. Die Verstrickung verschiedener Lebensthemen kann unter Umständen konfliktverstärkend in elterliche und jugendliche Entwicklungsaufgaben einwirken, was noch einmal mehr unser Verständnis für betroffene Familien vertiefen kann.

Die verschiedenen Blickwinkel mögen verdeutlichen, in welche vielfältige Kontexte junge Menschen eingebunden sind und inwieweit es in Abhängigkeit mit diesen Kontexten zu Problementstehung und –stabilisierung kommen kann. All dies dient zur Vorbereitung auf Teil 4, in dem wir uns dann mit möglichen Lösungen und Auswegen beschäftigen werden.

Teil 3.1 Jugendkrisen im kulturellen Wertekontext - Der Capability-Approach

Der Capability Approach (nachfolgend: CA) ist ein Ansatz, der die Idee einer „gelingenden guten Lebensführung“ beziehungsweise den Begriff eines „guten Lebens“ in den Mittelpunkt der Betrachtung stellt. Die generelle Unterschiedlichkeit von Menschen hat differente Denk- und Handlungsformen zur Folge. Der CA setzt sich mit der Frage auseinander, was der Mensch benötigt, um ein „gutes“ beziehungsweise „gelingendes“ Leben zu führen. Amartya Sen betrachtet das „gute Leben“ unter dem Aspekt der Freiheit des einzelnen, seine Chancen zur Verwirklichung eines als erstrebenswert betrachteten Lebens, umsetzen zu können (vgl. Otto/Ziegler 2010, S. 9). Sen sieht eine zentrale Ursache für politische und soziale Konflikte in dem Versuch einer „Verkürzung des Menschen“. Immer wieder ist man als Mensch dazu geneigt, sich Erklärungen zu konstruieren, das menschliche Verhalten in Raster und Muster, in gut und böse, kurz: in Polaritäten zu dichotomisieren, um so etwas wie eine Orientierung, einen Wegweiser für das Leben, eine Art „Landkarte“ zu erschaffen, vor deren Hintergrund ich meine eigene Persönlichkeit definieren und meine Position verdeutlichen kann.

„Viele der Konflikte und Grausamkeiten in der Welt beruhen denn auch auf der Illusion einer einzigartigen Identität, zu der es keine Alternative gibt. Die Kunst, Hass zu erzeugen, nimmt die Form an, die Zauberkraft einer vermeintlich überlegenen Identität zu beschwören, die andere Zugehörigkeiten überdeckt, und in einer entsprechend kriegerischen Form kann sie auch jedes menschliche Mitgefühl, jede natürliche Freundlichkeit, die wir normalerweise besitzen mögen, übertrumpfen. Das Ergebnis ist dann entweder krude elementare Gewalt oder heimtückische Gewalt und Terrorismus im globalen Maßstab.“ (A. Sen 2010, S. 11).

Diese „Verkürzung des Menschen“ (Begriff nach Sen), indem man ein bestimmtes Merkmal isoliert betrachtet und in starre Bewertungen presst, birgt die Gefahr in sich, durch die Reduzierung auf ein einziges Merkmal den Menschen nicht nur zu reduzieren, sondern auch über ihn richten zu dürfen. Dies ist eine starke Triebfeder für potenzielle Konflikte in der heutigen Welt. Der CA nach Sen betrachtet als zentrales Kriterium individuelle Freiheiten beziehungsweise damit verknüpft die Verwirklichungschancen des Menschen, sich für ein „gutes Leben“ entscheiden zu können. Diese Verwirklichungschancen beziehen sich auf *Möglichkeiten*, die dem Einzelnen zur Verfügung stehen sollten, damit er die Freiheit hat, eine Wahl zu treffen. Im Sinne Sens soll der CA dazu beitragen, die soziale Gerechtigkeit zu erhöhen, den Wohlstand und Lebensstandard des Einzelnen zu sichern. Menschen sollten nach Sen *befähigt* werden, ihre Lebensqualität positiv zu beeinflussen. Da jeder einzelne sich in unterschiedlichen Kontexten bewegt und in differente soziale Zusammenhänge eingebunden ist und darüber hinaus noch über persönliche Präferenzen und individuelle Neigungen verfügt, sind nach Sen auch die Verwirklichungschancen für jeden einzelnen verschieden.

Nussbaum sieht jedoch als zentralen Aspekt des von ihr entwickelten CA-Ansatzes die Würde von Lebewesen sei, die allein für sich genommen bereits Respekt und Achtung erfordert.

„Man fange mit dem Menschen an – mit den Fähigkeiten und Bedürfnissen, die allen Menschen jenseits der Schranken von Geschlecht und Klasse, von Rasse und Nation gemeinsam sind. Für jemanden, dem die Gleichheit und Würde [...] ein wichtiges Anliegen ist, scheint dieser Ansatz durchaus vielversprechend. Denn er lenkt unsere Aufmerksamkeit auf das, was alle Menschen teilen, und nicht auf die Privilegien und Errungenschaften einer herrschenden Gruppe, auf die Bedürfnisse und grundlegenden Fähigkeiten und nicht auf Macht oder Status.“ (M. Nussbaum 1999, S. 177).

Nussbaum geht davon aus, dass es trotz aller sozialer, individueller und kontextbezogener Unterschiedlichkeiten, denen Menschen unterworfen sind, möglich sei, universell gültige Grundwerte herauszufiltern, die es erlauben, ein „gehaltvolles“ (flourishing) Leben zu führen. So gelten für Nussbaum solche Grundbedingungen wie die Möglichkeit, Hunger und Durst stillen zu können oder die Gesundheit als übergeordnete Grundbedürfnisse, die für alle Menschen gleichermaßen Gültigkeit besitzen. Eine derartige Konzeptualisierung eines „guten Lebens“ hat dem CA jedoch auch Kritik eingebracht. Die Kritik richtet sich gegen die Grundannahme von Sen und Nussbaum, was überhaupt als ein „gutes“ oder „gelingendes“ Leben zu gelten habe. Die Grundfrage lautet, ob es generell möglich sei, allgemeine Kriterien auszumachen, nach denen beurteilt werden kann, ob jemand ein gutes, erfülltes Leben lebt. Nach welchen Kriterien kann man ein Leben als „lebenswert“ oder als „gelingen“ bewerten und wann kann man feststellen, dass ein Leben diese wünschenswerten Kriterien nicht erfüllt?

„Es sei, so argumentiert Martha Nussbaum, die wesentliche öffentliche Aufgabe, jedem Bürger „die materiellen, institutionellen sowie pädagogischen Bedingungen zur Verfügung zu stellen, die ihm einen Zugang zum guten menschlichen Leben eröffnen und ihn in die Lage versetzen, sich für ein gutes Leben und Handeln zu entscheiden [...] Allerdings zielt der Capabilities-Ansatz weder darauf, den AkteurInnen von außen zu oktroyieren, was sie als das Gute zu verstehen hätten, noch darauf, ihren Handlungs- und Daseinsfreiraum auf dieses Ziel hin zu verengen, noch befürwortet er (staatlichen) Zwang [...]“ (Otto/Ziegler 2010, S. 10f.)

Weiter oben habe ich mehrfach erwähnt, dass ich davon ausgehe, dass Jugendkrisen immer auch einen Werteaspekt beinhalten. Oder anders: Ich gehe davon aus, dass Jugendkrisen immer auch Wertekrisen sind. Das Aufstellen dieser Behauptung erfordert eine Definition dessen, auf welche Wertegrundlage ich mich beziehe. Der CA von Sen und Nussbaum bietet mir an dieser Stelle eine Möglichkeit, mich in Anlehnung an die von Nussbaum entwickelten Grundbefähigungen anzulehnen. Ich komme gleich darauf zurück.

Sen und Nussbaum legen dem Capabilities-Ansatz eine pragmatistische Ethik zugrunde,

„die im „tugendhaften Charakter“ eine wesentliche Bedingung zur Führung eines solchen guten Lebens sieht.“ (Otto/Ziegler 2010, S. 9).

Dieser ethische Ansatz nach der Interpretation Nussbaums versteht Befähigung nicht individualisiert, sondern bindet den Staat als Verantwortungsträger mit ein. Dieser schafft für den Einzelnen erst Rahmenbedingungen, vor dessen Hintergrund sich individuelle Fähigkeiten erst entwickeln können. Nussbaum postuliert eine Liste menschlicher Wesensmerkmale und Grundbefähigungen, die als Kriterium eines gelingenden und guten Lebens zur kulturübergreifenden Betrachtung herangezogen werden kann (vgl. Martha Nussbaum: *Human Capabilities, Female Human Beings*, in: Martha Nussbaum/Jonathan Glover (Hrsg.): *Women, Culture, and Development*. Oxford University Press 1995, 74-75). Eine Abbildung dieser Liste finden Sie auf Seite 206 dieser Arbeit. Nussbaum zählt anhand dieser Liste zentrale menschliche Fähigkeiten und Tätigkeiten auf, die Formen des menschlichen Tuns und Seins darstellen. Die grundlegende Fragestellung dieser Auflistung lautet: „Was sind die charakteristischen Tätigkeiten des Menschen?“ und „Welche Formen des Tuns und des Seins konstituieren die menschliche Lebensform und heben sie von anderen tatsächlichen oder vorstellbaren Lebensformen wie denen von Tieren und Pflanzen einerseits und von den unsterblichen Göttern der Mythen und Legenden andererseits ab [...]?“ (vgl. Nussbaum 1999, S. 187).

Diese Liste von Nussbaum ist ein Versuch, nach einem möglichst allgemeinen Bild menschlicher Erfahrungen das typisch menschliche zu definieren. Der Fokus liegt auf den Merkmalen, an denen sich Menschen als Menschen erkennen – ungeachtet ihrer Herkunft,

sozialer Einflüsse, historischer Bedingungen, etc. Nussbaum versteht ihre Liste als universal, d.h. als „vorläufig“ und „offen“. Sie möchte Raum und Möglichkeit lassen, die eine Erweiterung, Anpassung oder Überarbeitung der Liste von vornherein einschließt. Nussbaum räumt ein, dass es bei den von ihr genannten Komponenten unterschiedliche Konstruktionen in Abhängigkeit von Kultur, Gesellschaft und sozialem Einfluss gibt. Jedoch geht Nussbaum davon aus, dass das Maß an Überschneidungen dieser Konstruktionen ausreicht, um sie auf einen tragfähigen politischen Konsens zu bringen. Die Liste enthält einerseits Grenzen, denen wir Menschen uns gegenübergestellt sehen, als auch Fähigkeiten, die nach Entfaltung streben. Dies impliziert einen Grundsatz des Menschen, der einerseits sowohl mit seinen Grenzen als auch mit Bedürfnissen und Fähigkeiten konfrontiert wird.

Wenn ich in Anlehnung an Grundmann den Befähigungsansatz in einen sozialisationstheoretischen Kontext stelle, so werden die von Sen und Nussbaum definierten Handlungsbefähigungen, die teilweise auch im Zusammenhang mit humankapitalistischen Perspektiven gesehen werden, in einen individuelleren Bezug gesetzt. Auf diese Weise wird es möglich, den Befähigungsansatz sozialisationstheoretisch auf Handlungsoptionen hin zu überprüfen (vgl. Grundmann in: Otto/Ziegler 2010, S. 131).

„Zu diesem Zweck wird die im Capability-Ansatz vorherrschende instrumentelle Herleitung von Handlungsbefähigung sozialtheoretisch aufgebrochen. In Anlehnung an die Agency-Forschung (Sewell 1992; Bandura, 1995) wird Handlungsbefähigung über das Erleben von Handlungswirksamkeit und Selbstbestimmtheit in konkreten sozialen Handlungsbezügen einer Person bestimmt. Darüber hinaus lässt sich Handlungsbefähigung auch als ein pragmatisches Handlungswissen definieren, dass sich in konkreten Lebenssituationen bildet.“ (Grundmann zitiert nach: Otto/Ziegler 2010, S. 131).

Eine sozialisationsrelevante Frage hinsichtlich persönlicher und individueller Befähigungen lautet: „Wie wirken sich Bedingungen des Aufwachsens auf die individuelle Entwicklung und erworbene Befähigungen aus?“

Matthias Grundmann, der eine sozialisationstheoretische Perspektive der Handlungsbefähigung an Nussbaum beleuchtet hat, hält weiterhin folgendes fest:

„Durch die Verbindung von Humankapitalansatz und Interaktionsansatz richtet sich die Analyse von Handlungsbefähigung auf die Vermittlung lebensweltlicher Erfahrungen und systemischer Handlungsimperative. [...] Diese jedoch entwickeln sich nur in solchen Handlungskontexten, in denen sich Akteure als handlungswirksam erfahren, in denen klare Handlungsorientierungen vorherrschen und die so gestaltet und ausgestattet sind, dass eine alltägliche Lebensbewältigung möglich ist.“ (Grundmann zitiert nach: Otto/Ziegler 2010, S. 140)

Für die Entwicklung allgemeiner Handlungskompetenz spielt nach Grundmann der Faktor Selbstwirksamkeit eine entscheidende Rolle. Bandura (1995) stellt fest, dass die Einschätzung eigener Selbstwirksamkeit von eigenen Erfolgs- und Misserfolgserfahrungen abhängt. Darüber hinaus spielen auch Überzeugungen und Erwartungen des Umfeldes an den Einzelnen eine wichtige Rolle. So wird z.B. Kindern und Jugendlichen aus bildungsfernen Schichten wenig Zutrauen entgegengebracht, dass sie sich für klassische Musik interessieren oder sogar ein entsprechendes Instrument beherrschen. Auch Geschlechtsspezifika hinsichtlich Erwartungen und sozialer Zuschreibungen spielen hier naturgemäß eine große Rolle. Demnach haben nach Grundmann (2010) auch Bezugspersonen aus dem nahen Umfeld Einfluss darauf, inwieweit sich jemand als selbstwirksam erlebt.

„Daraus aber folgt, dass die Einschätzung der eigenen Handlungswirksamkeit von den Sozialbeziehungen und sozialen Kontexten abhängt, in die Personen eingebunden sind. Im Kontext der Familie ist die Erfahrung von Handlungswirksamkeit an das Maß der Reziprozität in der Partnerbeziehung beziehungsweise den Eltern-Kind Beziehungen gebunden (wer wirkt wie auf wen?), in der Gleichaltrigenbeziehung an die Möglichkeiten der ko-konstruktiven Gestaltung einer Beziehung unter Gleichen (wer trägt was zum Gelingen der gemeinsamen Interaktion bei?) und im Leistungskontext der Schule an der Fähigkeit, den Leistungserwartungen zu entsprechen (kann ich leisten, was von mir als Schüler verlangt wird?). *In allen Fällen sind die Beziehungen durch die Einschätzung des Handelns vor dem Hintergrund spezifischer – meist normativer – Erwartungshaltungen geprägt [Hervorhebung von mir].*“ (Grundmann zitiert nach: Otto/Ziegler 2010, S. 134)

Da die enge Verknüpfung von Handlungswirksamkeit eng mit sozialen und lebensbereichsspezifischen Faktoren verknüpft ist, kann Handlungsbefähigung der Aspekt der Handlungsbefähigung und das Erreichen eben dieser nicht generalisiert werden. Ich greife diesen Aspekt weiter unten noch einmal auf, wenn ich in Anlehnung an interaktionistische Beobachtertheorien ein vereinfachtes Modell entwerfe, welches dem Einzelnen und dem sozialen Umfeld eine Erweiterung der Perspektiven hinsichtlich einer Jugendkrise ermöglichen soll. Jetzt soll es erst einmal darum gehen, uns den Grunderfahrungen und Grundbefähigungen im Sinne Nussbaums zuzuwenden.

Im Kontext dieser Arbeit verschiebe ich also den (im Nussbaumschen Sinne allgemeinen) Fokus. Ich verlasse die Sicht auf den Umfang des gesamten Lebens und stelle diese in einen Bezug zur Jugendkrise. Aus diesem Grund werde ich die linke Spalte „Wesensmerkmale des Menschen“ in der nachfolgenden Tabelle vernachlässigen. Ich konzentriere mich an dieser Stelle auf die rechte Spalte „Grundbefähigungen“ und greife die Aspekte heraus, die meines Erachtens im Zusammenhang mit jugendlicher Entwicklung als Einflussfaktoren krisenhafte Entwicklungen in besonderem Maße beeinflussen können. Aspekte der Nussbaumschen Liste wie „kognitive Fähigkeiten“, „ökologische Verbundenheit“, „Freizeitgestaltung“ und „starke Vereinzelung“ spielen im Rahmen menschlicher Entwicklung zwar auch eine Rolle, jedoch meines Erachtens keine so tragende im Zusammenhang mit einer Krisenentwicklung.

Jugendkrisen aus systemisch-konstruktivistischer Sicht unter besonderer Berücksichtigung der Magersucht

| Grunderfahrungen und Grundbefähigungen bei Martha Nussbaum | |
|---|--|
| Wesensmerkmale des Menschen | Grundbefähigungen |
| Sterblichkeit (mortality) Alle Menschen wissen um ihre Sterblichkeit und haben unter normalen Umständen eine Abneigung gegen den Tod | Leben (Life) Fähigkeit, ein lebenswertes Leben zu leben und nicht vorzeitig sterben zu müssen |
| Körperlichkeit (human body) - <i>Hunger und Durst</i> : Unabhängig von der Form braucht der Mensch Ernährung und einen gesunden Körper - <i>Bedürfnis nach Schutz</i> : der Mensch braucht Schutz vor Natureinflüssen (Hitze, Regen, Wind, Kälte) aber auch vor Übergriffen anderer Menschen - <i>Sexuelles Verlangen</i> : Der Sexualtrieb kann zwar unterdrückt werden, ist aber Grundlage der Fortpflanzung - <i>Mobilität</i> : Ihr Fehlen wird als Behinderung aufgefasst | Körperliche Integrität (bodily integrity) -Fähigkeit, sich guter Gesundheit zu erfreuen und sich ausreichend zu ernähren -Fähigkeit, eine angemessene Unterkunft zu haben und gegen Gewalt oder sexuelle Übergriffe geschützt zu sein -Möglichkeit zur sexuellen Befriedigung und zur Reproduktion -Möglichkeit, sich an einen anderen Ort zu bewegen |
| Freude und Schmerz (capacity for pleasure and pain) Alle Menschen haben das Gefühl von Freude und Schmerz, erleben sie aber kulturabhängig unterschiedlich | Gefühlserfahrung (emotions) Fähigkeit, unnötigen Schmerz zu vermeiden und freudvolle Erlebnisse zu haben sowie ohne traumatische Erlebnisse zu leben |
| Sinne, Vorstellung und Denken (senses, imagination and thought) Ohne Wahrnehmung, Vorstellung und Denken könnte der Mensch sich nicht in der Welt orientieren | Kognitive Fähigkeiten (cognitive capacities) Fähigkeit, sich seiner fünf Sinne, seiner Phantasie und seiner intellektuellen Fähigkeiten zu bedienen einschließlich des Zugangs zur Bildung und des Rechts auf die eigene Religion |
| Frühkindliche Entwicklung (early childhood development) alle Menschen entwickeln sich aus Bedürftigkeit und Abhängigkeit als Säugling in einem Prozess zu einer eigenständigen Person | Vertrauen (trust) Fähigkeit zur Bindung an Dinge oder Personen, zur Liebe, Trauer, Dankbarkeit oder Sehnsucht |
| Praktische Vernunft (practical reason) Es gehört zum Wesen des Menschen, Situationen zu bewerten und seine Handlungen zu planen | Vorstellung des Guten (imagination of goodness) Fähigkeit eine Auffassung des Guten, und eines guten Lebens zu entwickeln, das eigene Leben zu planen und kritisch zu reflektieren |
| Verbundenheit mit anderen Menschen (affiliation) Menschen leben immer auf andere bezogen, benötigen Anerkennung und haben das Gefühl der Anteilnahme und des Mitleids | Sozialität (Concern for other Humans) Fähigkeit zur sozialen Interaktion, sich mit anderen zu identifizieren und das Gefühl, die Achtung anderer zu haben (Schutz vor Diskriminierung, Gerechtigkeitssinn, Freundschaft) |
| Verbundenheit mit anderen Arten und der Natur (dependence on and respect for other species and nature) Die Umwelt flößt Respekt ein und der Mensch hat das Bedürfnis, mit ihr und anderen Lebewesen pfleglich umzugehen | Ökologische Verbundenheit Fähigkeit zur Anteilnahme für und in Beziehung zu Tieren, Pflanzen und zur Welt der Natur zu leben |
| Humor und Spiel (play) Wenn Kinder nicht lachen oder spielen, gilt das als Zeichen einer Störung Der Mensch strebt nach Erholung | Freizeitgestaltung Fähigkeit, zu lachen, zu spielen und erholsame Tätigkeiten zu genießen |
| A: Getrenntsein (Separateness) Jeder Mensch ist ein Individuum, mit eigenen Gefühlen und individuellen Merkmalen und Selbstachtung | Vereinzlung Fähigkeit, das eigene Leben und nicht das von jemandem anderen zu leben (Autonomie) |
| B: Starkes Getrenntsein (strong separateness) Der Mensch hat das Bedürfnis zur Abgrenzung, zur Unterscheidung von "mein" und "nicht-mein" und möchte diese Differenz im Verhältnis zu anderen regeln | Starke Vereinzlung Fähigkeit, auf seinen sozialen Kontext (politisch) Einfluss zu nehmen (Bürgerrechte, Redefreiheit, Versammlungsfreiheit, Schutz vor staatlicher Willkür), durch eigene Leistung sein Leben zu gestalten (Recht auf Arbeit) und über das Geschaffene verfügen zu können Eigentumsrechte |

(Martha Nussbaum: Human Capabilities, Female Human Beings, in: Martha Nussbaum/Jonathan Glover (Hrsg.): Women, Culture, and Development. Oxford University Press 1995, 74-75 (Anmerkung: Eine aktuellere Darstellung dieser Tabelle finden Sie in M. Nussbaum (2006), Frontiers of Justice – Disability, Nationality, Species Membership. Cambridge/London (Harvard University Press))

(Schaubild 24: Grunderfahrungen und –befähigungen bei M. Nussbaum)

Wichtig an dieser Stelle ist noch ein Hinweis auf die obige Liste. Unter dem Punkt „Starke Vereinzelung“ nennt Nussbaum noch das „Recht auf Arbeit“. Dieser Aspekt entfällt in den aktuelleren Darstellungen. Ich habe mich dafür entschieden, im Kontext meiner Arbeit nicht auf die aktuellste Fassung der Nussbaumschen Liste zurückzugreifen, da sich die hier dargestellte Liste aufgrund von Form und Inhalt im Kontext meiner Arbeit als die passendere erwiesen hat.

Ich betrachte nun im folgenden die Erscheinungsform einer Jugendkrise im Allgemeinen und Magersucht im Besonderen und lege die Grundbefähigungen der Liste von M. Nussbaum zugrunde. Eine Jugendkrise tangiert meiner Ansicht nach folgende Grundbefähigungen: Leben, Körper, Gefühl, Vertrauen, Vorstellung des Guten, Sozialität und Vereinzelung. Ich greife diese Punkte einmal gesondert heraus und betrachte sie im Kontext einer Jugendkrise.

Leben: Die Fähigkeit, lebenswert zu leben und nicht vorzeitig sterben zu müssen

Einleitend führe ich Angaben des statistischen Bundesamtes ein. Im Jahre 2010 lag die Sterbeziffer durch Suizid für männliche Jugendliche in der Altersgruppe zwischen 15 und 20 Jahren bei 6,6. Die weibliche Sterbeziffer durch Suizid der gleichen Altersgruppe lag bei 2,2. Auffällig ist, dass die Sterbeziffer durch Suizid im Vergleich zwischen männlichen und weiblichen Personen in etwa bei 2/3 zu 1/3 liegt. Dieser Wert zeigt sich durch einen Großteil der Altersklassen hindurch. Männliche Personen neigen demnach eher dazu, sich das Leben zu nehmen, als weibliche (Quelle: Statistisches Bundesamt [Destatis] 2011).

Nach Oerter/Montada (1995) ist Suizid im Jugendalter die zweithäufigste Todesursache. Hier besteht der Vergleichswert zwischen männlichen und weiblichen jungen Menschen bei 3:2 der „erfolgreichen“ Suizidhandlungen und bei 1,5:3 der Suizidversuche. Frauen und Mädchen unternehmen demzufolge häufiger den Versuch, sich zu töten, während Jungen und Männer häufiger den Suizid „erfolgreich“ durchführen. Nach Angaben Jugendlicher selbst werden als Gründe für Suizid (-versuche) soziale Konflikte mit den Eltern, Liebeskummer und Partnerprobleme angegeben (vgl. Oerter/Montada 1995, S. 359).

Im Sinne Nussbaums steht Suizid grundsätzlich der Befähigung entgegen, ein lebenswertes Leben zu leben und nicht vorzeitig sterben zu müssen. Während im Falle einer schweren körperlichen Erkrankung der Tod in der Regel keine Folge einer autonomen Entscheidung ist, verhält es sich im Falle von Suizid genau anders herum. Weiterleben scheint von außen betrachtet prinzipiell möglich zu sein, allerdings steht einem Weiterleben pure Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit und vor allem Ausweglosigkeit entgegen. Gehen wir mit Oerter/Montada und fassen Suizid als zweithäufigste Todesursache Heranwachsender auf – die „Versuche“, die häufig als Hilferuf zu verstehen sind, nicht mitgerechnet – wird klar, dass die Schwere und die Tragweite, die Krisen im Jugendalter entwickeln können, nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Körper: Die Fähigkeit, sich guter Gesundheit zu erfreuen und sich ausreichend zu ernähren

Bezüglich allgemeiner Jugendkrisen sehe ich diesen Aspekt im Zusammenhang mit diversen Essstörungen (neben Magersucht sind dies verschiedene Formen der Adipositas, Binge-Eating-Störung sowie Bulimie). Der Aspekt der „guten Gesundheit“ ist bei Krisen wie Drogenmissbrauch und Ausreißern (die oftmals auf der Straße leben) definitiv nicht gegeben.

Nach Erikson ist es möglich, dass man die Radikalität der Krise als „notwendige Abwehr gegen ein Gefühl der Identitätsdiffusion“ in einer Situation versteht,

„[...] in welcher der Körper seine Proportionen radikal ändert, die geschlechtliche Reifung Körper und Vorstellungswelt mit allerlei Trieben überschwemmt, der Umgang mit dem anderen Geschlecht herannaht, gelegentlich sogar dem jungen Menschen aufgezwungen wird, und in der das Leben mit einer Vielfalt von widersprechenden Möglichkeiten vor ihm liegt, unter denen er wählen soll.“ (Erikson 1995, S. 111)

Meiner Ansicht nach sind es insbesondere die Essstörungen, die dem Jugendlichen mitunter als vermeintliche „Lösung“ erscheinen können, da sie ggf. als „Seelentröster“ dienen, leicht und schnell zugänglich sind und dafür sorgen können, dass unangenehme Gefühle durch das Essen vorübergehend erträglicher gemacht werden.

So sehe ich mit Roth (2011) eine Gefahr darin, dass unangenehmen Gefühlen und Empfindungen durch Essstörungen – ob man nun zu viel isst oder zu wenig - begegnet.

„Zwanghaftes Essen ist eine Taktik, mit der wir auf Abstand gehen zu einer Realität, die nicht so ist, wie wir sie gerne hätten.“ (Roth 2011, S. 45)

Der kulturelle Druck auf das heute gültige Schlankkeitsideal lässt unter Umständen gerade bei Frauen einen Kreislauf entstehen zwischen unangenehmen Empfindungen und dem unbewussten Versuch, diese Empfindungen durch ein bestimmtes Muster ihres Essverhaltens scheinbar erträglicher zu machen. Ich habe weiter oben bereits dargestellt, welchen Herausforderungen sich gerade weibliche Heranwachsende in Bezug auf ihre Identitätsentwicklung gegenübergestellt sehen. Ob Frauen nun versuchen, tiefer liegende Konflikte, die ggf. mit einem Gefühl von Identitätsdiffusion (Erikson 1995) in direktem Zusammenhang stehen, durch ein Zuviel oder Zuwenig an Nahrung zu kompensieren – in beiden Fällen handelt es sich um eine „Problemverschiebung“, die der Auseinandersetzung mit dem zentralen Kern des Leidens und somit auch einer möglichen Lösung entgegensteht. Bauman bestätigt meine Annahme. Der kulturelle Druck, der auf den Einzelnen einwirkt, ist immens und setzt Ängste frei. Nach Bauman (2008) sind unsere Zukunftsaussichten schwankend:

„Unsere Arbeitsplätze und die Unternehmen, die sie bereitstellen, unsere Partner und Freundeskreise, unsere gesellschaftliche Stellung sowie die Selbstachtung und das Selbstvertrauen, die damit verbunden sind. [...] Um die überschüssige Existenzangst abladen zu können, die ihrer natürlichen Ventile beraubt ist, suchen wir uns *Ersatzziele*.“ (Bauman 2008, S.19f.)

Und weiter:

„Der grundlegende Unterschied zwischen heutigen Erscheinungsformen von Ängsten und denjenigen, mit denen Menschen in vorangegangenen Epochen vertraut waren, ist vielleicht die Loslösung angstinspirierter Handlungen von jenen existenziellen Erschütterungen, die die Angst erzeugen, die unseren Handlungen zugrunde liegt. Anders ausgedrückt: Die Verdrängung der Angst aus den Spalten und Rissen der menschlichen Existenz, in denen das „Schicksal“ ausgebrütet und geformt wird, in jene Lebensbereiche hinein, die mit der eigentlichen Quelle unserer Besorgnis kaum mehr in Beziehung stehen. [...] So erklärt sich, dass sich der Teufelskreis aus Angst und angstgetriebenen Handlungen ungebremsst weiterdreht – und doch seinem angeblichen Ziel nicht näher kommt.“ (Bauman 2008, S. 23)

Dieser Aspekt greift meines Erachtens gerade im Falle von Jugendkrisen, die sich häufig in Handlungen manifestieren, die den zentralen Aspekt des zugrundeliegenden Kernkonfliktes

umgehen. Meiner Ansicht nach geht es bei Jugendkrisen in den meisten Fällen um zentrale Identitätsfragen, die sich in mindestens zwei sich gegenüberstehenden Polaritäten dem Jugendlichen als unlösbar darstellen. Diese zwei Polaritäten können bspw. differente Aspekte von Wollen und Sollen darstellen, wie z.B. bei Magersucht durch Nähe und Abgrenzung. Im letzten Teil greife ich diese Problematik noch einmal detailliert auf.

Gefühl: Die Fähigkeit, unnötigen Schmerz zu vermeiden und freudvolle Erlebnisse zu haben

In jedem Falle sind Jugendkrisen leidvolle Erfahrungen, die Schmerz und größtes Unbehagen mit sich bringen. Ob sich die Krise dadurch zeigt, dass körperliche und verbale Gewalt sich gegen Eltern, Geschwister, Lehrer, etc.. richtet und somit massiv gegen äußere Konventionen rebelliert wird, ob die Krise einen kompletten Rückzug des Jugendlichen zur Folge hat, die Eltern und andere Bezugspersonen ausschließt oder ob eine der oben genannten Krisen gelebt wird – das einhergehen von Leid und Kummer ist eine zwingende Begleiterscheinung.

„Er (der Jugendliche, Anmerkung von mir) ist in manchmal krankhafter, oft absonderlicher Weise darauf konzentriert herauszufinden, wie er, im Vergleich zu seinem eigenen Selbstgefühl, in den Augen anderer erscheint und wie er seine früher aufgebauten Rollen und Fertigkeiten mit den gerade modernen Idealen und Leitbildern verknüpfen kann.“ (Erikson 1995, S. 106)

„Manche Mutter betont ausdrücklich, dass die Tochter vor der Essstörung durchaus vielfältige Kontakte zu Gleichaltrigen hatte, und bedauert den Rückzug ihrer Tochter. Meist sprechen die Mütter von einem allmählichen Sichzurückziehen der Töchter, denn die Kontakte werden mehr und mehr eingeschränkt.“ (Kunze 2006, S. 30)

Die Mutter einer Tochter, die sich in einer dramatischen Krise befand, beschreibt es so:

„Ich habe mich persönlich von ihr bestraft gefühlt, durch all ihr Stehlen, Lügen, Abstreiten, Nichtredenwollen, Nichtredenkönnen, es war und ist schlimm gewesen. Unser Familienleben glich einem von einem Lufrangriff völlig zerstörten Haus. Alles kaputt.“ (Kunze 2006, S. 32)

Eine Jugendkrise geht (fast) immer mit Konflikten, Verletzungen und schmerzhaften Erfahrungen im zwischenmenschlichen Kontext einher. In diesem Stadium geht es häufig um Rebellion (gegen Normen, Werte, Konventionen), was den Aspekt der Bindung ggf. beeinflusst, wenn die Kriterien, gegen die der Heranwachsende rebelliert, von eben den Bezugspersonen gelebt werden, zu denen bislang eine enge Bindung bestand. Diese wird häufig gerade im Rahmen einer akuten Jugendkrise sehr strapaziert.

"Im Anfangsstadium einer anorektischen [...] Essstörung kaschiert die Betroffene das veränderte Essverhalten sowie ihre damit zusammenhängenden Gedanken und Grundüberzeugungen auch vor sehr nahe stehenden Personen. Irgendwann ist das jedoch nicht mehr durchzuhalten. [...] Spätestens dann beginnt meist der Streit übers Essen. Die Betroffenen verteidigen bisweilen geradezu "verbissen" ihren Stand, da dieser eng mit ihrem Selbstwert und ihrer Intimität verbunden ist. Manchmal sind diese Konflikte so kräftezehrend, dass das Zusammenleben sehr schwer wird." (Fichter 2009, S. 11f.)

Zwar bestehen Bindungen auch weiterhin, jedoch verschiebt sich im Jugendalter der Fokus eher weg von der Familie, hin zu den Peergroups und den Vertretern, die den Werteaspekten des Jugendlichen eher entsprechen.

Vertrauen: Fähigkeit zur Bindung an Dinge oder Personen, zur Liebe, Trauer, Dankbarkeit und Sehnsucht

„[...] ich habe darzustellen versucht, dass die in der Kindheit gesammelten Ich-Werte in die *Ich- Identität* münden. Das Gefühl der Ich-Identität ist also das angesammelte Vertrauen darauf, dass der Einheitlichkeit und Kontinuität, die man in den Augen anderer hat, eine Fähigkeit entspricht, eine innere Einheitlichkeit und Kontinuität (also das Ich im Sinne der Psychologie) aufrechtzuerhalten.“ (Erikson 1995, S. 107)

Genau dieser Aspekt kann bei einer Krise erschwert sein. Nach Erikson steht nach erfolgreicher Bewältigung der Jugendkrise ein stabiles Selbstwertgefühl, das neu bestätigt wurde. In der Krise selbst ist das Selbstwertgefühl jedoch eher als wankend und instabil zu bezeichnen.

„Die Antithese von Identität ist *Identitätskonfusion* (beziehungsweise Identitätsdiffusion, Anmerkung von mir), offenbar eine normative und notwendige Erfahrung, die aber eine Kernstörung verursachen kann, die durch eine pathologische Regression verschärft werden und die gleichzeitig verschärfend wirken kann.“ (Erikson 1988, S. 95)

So muss nach Erikson das (Selbst-) Vertrauen erst neu entfaltet und entwickelt werden, bevor aus einem jungen, vorübergehend instabilen und rebellierenden Jugendlichen eine Persönlichkeit entstehen kann, die als stabil bezeichnet werden kann. Für die Identitätsbildung kann es nützlich sein, bestimmten Rollen und Werten mit Widerstand zu begegnen, um den eigenen Standpunkt klarer definieren zu können.

Wenn ich an dieser Stelle Bauman einführe und die Fähigkeit zu Bindung an Dinge oder Personen nach postmodernen Kriterien im Sinne Baumans interpretiere, zeigt sich ein weiteres Bild. Schaff (2009) merkt hierzu folgendes an:

„In den flüchtigen, unsteten Bindungen der spätkapitalistischen Konsumgesellschaft, von Bauman als „liquid love“ bezeichnet, verpflichten sich die ProtagonistInnen zwar dauerhaft der romantischen Liebe, nicht mehr jedoch der/dem PartnerIn und bleiben, genauso wie die/der TouristIn, ortlos. Liebesbeziehungen sind in der Postmoderne grundsätzlich ambivalent, zerbrechlich, und auf schwankendem Grund gebaut.“ (Schaff in: Hochreiter/Stoller [2009], S. 22)

Nach Bauman werden auch Liebesbeziehungen und menschliche Bindungen postmoderner Gesellschaften über Konsum definiert. Zwischenmenschliche Bindungen können keine Verlässlichkeiten mehr garantieren. Postmoderne Beziehungen sind durch Instabilität und Brüchigkeit gekennzeichnet. Flüchtige Interessen, die das postmoderne Individuum meist begleiten, richten sich nach Kurzlebigkeit und schnellstmögliche Bedürfnisbefriedigung. Nach Bauman werden Bindungen dann gelöst, sobald sie keine Befriedigung mehr verschaffen. Zwischenmenschliche Bindungen der Postmoderne sind durch Zerbrechlichkeit gekennzeichnet.

„Verbunden mit dem Konsum ist der Abfall, das Residuum, das uns abstößt und das entsorgt werden muss. Liebe dagegen ist mit Sorge und Fürsorge verbunden, mit dem Wunsch zu erhalten, ja mit dem Wunsch sich auszudehnen, zu entgrenzen. Das Begehren will konsumieren, die Liebe besitzen und bewahren – diesem unauflöselichen Paradox sieht sich der Mensch in der Spätmoderne ausgesetzt, beides kann er nicht haben. In den flüchtigen, unsteten Bindungen der spätkapitalistischen Konsumgesellschaft verpflichten sich die ProtagonistInnen zwar dauerhaft der romantischen Liebe, die jedoch nur noch als Konsumgut gilt und nicht mehr dem Partner. In letzter Konsequenz werden sie dadurch ortlos und entfremdet. [...]

Wenn Liebe als konsumierbar verstanden wird, muss sie laut Bauman scheitern, aber in den fluktuierenden spätmodernen Gesellschaften, in denen Familienstrukturen und Verwandtschaft erodieren, gibt es keine Möglichkeiten mehr, Garantien für dauerhafte emotional stabile Beziehungen zu erhalten.“ (Schaff in: Hochreiter/Stoller [2009], S. 26)

Demzufolge wäre nach Bauman der Wert des Vertrauens, der von Nussbaum als Kriterium eingeführt wird, in Zeiten der Postmoderne als Grundlage nicht gegeben. Nach Bauman müssen Menschen in der Postmoderne ständig neue, meist aber provisorische Bindungen eingehen, die sich durch Unverbindlichkeit auszeichnen. Qualität in Beziehung wird durch Quantität ersetzt.

Vorstellung des Guten: Fähigkeit, eine Auffassung des Guten und eines guten Lebens zu entwickeln, das eigene Leben zu planen und kritisch zu reflektieren

Erikson sieht eine psychologische Notwendigkeit für eine gelingende Identitätsentwicklung in geltenden Idealen, nach denen sich Jugendliche orientieren können

„Ferner muss unsere Demokratie den Jugendlichen Ideale bieten, die von jungen Menschen der verschiedensten Herkunft geteilt werden können und auf Autonomie in Form von Unabhängigkeit und Unternehmungslust ausgerichtet sind. [...] Es ist daher klar, dass wir uns intensiv bemühen müssen, unseren jungen Männern und Frauen greifbare und glaubwürdige Versprechungen zu machen, dass auch sie wieder die Möglichkeit haben werden, das Leben zu führen, für das die Geschichte ihres Landes und ihre eigene Kindheit sie vorbereitet hat. Dies gehört mit zu unseren Verteidigungsaufgaben.“ (Erikson 1995, S. 112, 113)

Wie bedeutend die Vorstellung des Guten beziehungsweise eines Ideals für die Identitätsbildung sein kann, habe ich im Verlauf dieser Arbeit in verschiedenen Kapiteln immer wieder gezeigt. Fehlen diese Orientierungspunkte, kann Orientierungsverlust drohen und motivationsmindernd wirken. Mit Bauman (1999, 2007, 2008) habe ich die Herausforderungen postmoderner Kulturen für die Identitätsentwicklung bereits in Teil 1.1 aufgegriffen. Um eine bestehende Jugendkrise mit all ihren Unsicherheiten, Wirrungen und Konflikten jedoch erfolgreich zu bewältigen, sollte meiner Ansicht nach eine Vorstellung dessen, was nach der Krise kommen soll, nicht unterschätzt werden. Genau dies sind die Zugpferde, die dabei helfen, aus der Krise auszutreten.

Sozialität: Fähigkeit zur sozialen Interaktion

Davon ausgehend, dass ein Bestehen sozialer Beziehungen auch die Fähigkeit einschließt, im Rahmen zwischenmenschlicher Interaktion Konflikte angemessen zu lösen, ist dieser Punkt meines Erachtens ebenfalls von Bedeutung. Unter einer „angemessenen Konfliktbewältigung“ verstehe ich die Fähigkeit, unter Respektierung der Bedürfnisse Anderer auch meine eigenen Wünsche zu berücksichtigen. Die Balance zwischen meinen eigenen Bedürfnissen und den Neigungen Anderer setzt neben einem bewussten Wahrnehmen auch voraus, dass ich in der Lage bin, sowohl meine eigenen Bestrebungen zugunsten Anderer zurückzustellen. Genauso wichtig ist es jedoch, meine eigenen Bestrebungen auch mitunter gegen den Willen Anderer zu behaupten und ggf. mit den Konsequenzen zu leben. Das Aushalten von „Spannungen“ im Rahmen sozialer Interaktion macht meiner Ansicht nach einen entscheidenden Teil von Konfliktfähigkeit aus. Da es im Rahmen eines zwischenmenschlichen Konfliktes immer um verschiedene Sichtweisen, individuelle Deutungen und Situationen geht, muss der Einzelne von Fall zu Fall entscheiden, ob er seine eigenen Bedürfnisse zugunsten Dritter zurückstellt,

sie durchsetzt, oder ob ein Konsens gefunden werden kann. Solange eine Balance zwischen diesen Möglichkeiten existiert und nicht immer nur eine Seite Berücksichtigung findet, kann man von einem Gleichgewicht im sozialen Beziehungsgefüge sprechen.

Stellt jedoch eine Seite eigene Bedürfnisse zugunsten Anderer aus Angst vor Konflikten auf der zwischenmenschlichen Ebene zurück, kommt es langfristig oft zu einer Schiefelage, die den Einzelnen in manchen Fällen dazu veranlassen, ihre Bedürfnisse auf einer anderen Ebene auszudrücken. Oder mit anderen Worten: Enge zwischenmenschliche Bindungen unterliegen mitunter einem „Spannungsverhältnis“, welches die Fähigkeit zur Konfliktlösung erfordert. Wenn ich weder meine eigenen Interessen und Bedürfnisse immer zurückstellen, noch rücksichtslos durchboxen möchte, habe aber andererseits auch nicht die Fähigkeit, konstruktiv beziehungsweise „angemessen“ mit diesem Konflikt umzugehen, indem ich unter Wahrung der Interessen Anderer auch meine eigenen Bedürfnisse nicht auf Dauer außer Acht lasse, dann kann es geschehen, dass dieser Konflikt sich auf anderer Ebene zeigt, wie z.B. in Form einer psychosomatischen Symptomentwicklung.

Da ich davon ausgehe, dass Jugendkrisen mitunter auch die Antwort auf einen zwischenmenschlichen Konflikt sein können, sehe ich im Sinne Nussbaums bei einem Jugendlichen, der in einer dramatischen Krise steckt, nur eine eingeschränkte Fähigkeit, Bindungen beziehungsweise Bindungskonflikte auf eine konstruktive Weise zu lösen, bei der weder Gesundheit noch Wohlergehen der Protagonisten zu beklagen sind.

Um die für den Jugendlichen validen, nützlichen und sinnvollen Werte klar von anderen Werten und Glaubensrichtungen unterscheiden zu können, lehnen viele junge Menschen all das massiv ab, was nicht in das eigene Wertesystem passt. Dies stärkt das Gefühl der eigenen Sicherheit. Die von Erikson bezeichnete „Rollen-Zurückweisung“ dient der Stabilisierung der eigenen Persönlichkeit und richtet sich häufig gegen „gängige“ und „übliche“ Konventionen, die in vielen Fällen das soziale Umfeld der Heranwachsenden bilden. Auflehnung gegen das bisher Übliche und Widerstand gegen bislang gültige Normen kann dann in der Phase der Jugendkrise zu einem Konfliktherd im Kontext sozialer Interaktionen werden.

„Rollen-Zurückweisung hilft somit die eigene Identität abzugrenzen und wenigstens versuchsweise Loyalitäten zu beschwören, die dann durch die geeigneten Ritualisierungen oder Rituale „bestätigt“ und dauerhaft integriert werden. Ohne eine gewisse Rollen-Zurückweisung ist auch der sozietale Prozess nicht denkbar, denn eine ständige Neuanpassung an sich verändernde Umstände kann oft nur mit Hilfe treuer Rebellen aufrechterhalten werden, die sich „den Bedingungen anzupassen“ weigern und eine Entrüstung im Dienste einer erneuerten Ganzheit der Ritualisierung kultivieren, ohne die die psychosoziale Evolution verloren wäre.“ (Erikson 1988, S. 97)

Die Abgrenzung Jugendlicher „konventionellen“ Werten, Normen und/oder Rollenmustern gegenüber hat heute jedoch durch den Mangel an klaren Vorgaben an Möglichkeit und Wirkung eingebüßt. Bauman schreibt hierzu:

„Muster und Konfigurationen sind heute nicht mehr vorgegeben, geschweige denn selbstverständlich. Es gibt zu viele davon, die sich widersprechen, in Konflikt geraten, mit der Folge, dass jedes einzelne Orientierungsmuster deutlich an Verbindlichkeit und Kraft zur sozialen Nötigung verliert. Auch sehen diese Muster heute anders aus, sie müssen neu geordnet werden: Sie sind zu Aufgabenbeschreibungen im Pflichtenheft individueller Selbstverwirklichung geworden. Sie sind nicht mehr das Gerüst, in dem sich ein Lebensplan entfaltet, sie werden nach diesem Lebensplan geformt, sie erwachsen aus ihm und werden wieder und wieder umgebaut.“ (Bauman 2003, S. 14)

Vereinzelung: Fähigkeit zur Autonomie

Dieser Punkt knüpft an den vorherigen an, insofern er ergänzend eine „andere Seite“ der sozialen Interaktion betrachtet. Obgleich der Mensch ein soziales Wesen ist und somit immer auch in einen sozialen Kontext eingebunden, ist der Einzelne jedoch auch ein Individuum mit eigenen Bestrebungen, Wünschen und Bedürfnissen. Dieser Punkt zielt meines Erachtens sehr auf die Entwicklung einer eigenen autonomen Persönlichkeit ab. Den Aspekt der Identitätsentwicklung habe ich in Teil 1 bereits u.a. vor dem Hintergrund der Magersucht beleuchtet. Bei der Erscheinungsform einer Jugendkrise ist der Aspekt der Vereinzelung meines Erachtens ebenfalls ein entscheidendes Kriterium.

Meiner Meinung nach kreisen Jugendkrisen – unabhängig davon, über welchen Weg sie sich äußern – häufig um Autonomiebestrebungen. Der Jugendliche steht an einem Punkt im Rahmen seiner persönlichen Entwicklung, in der er sich einerseits für eine (wenn auch ggf. nur vorübergehende) Perspektive in seinem Leben aussprechen, und sich andererseits gegen etwas anderes behaupten muss. Die Balance zwischen Autonomie und Verbundenheit wird in diesem Entwicklungsprozess häufig empfindlich gestört (vgl. insbesondere Erikson 1988, 1995 sowie Stierlin 1982, 1989, 2007). War die Verbundenheit in der kindlichen Lebensphase eher auf Verbundenheit ausgerichtet, folgt nun die notwendige Abgrenzung, aus der dann das Gefühl gewonnen werden kann, autonom handeln und denken zu können und sein Leben eigenverantwortlich in die Hand zu nehmen.

Diese Eigenständigkeit muss errungen werden und ist in den meisten Fällen nicht konfliktfrei zu erlangen. Die Jugendkrise ist demnach in besonderem Maße von Ablöseprozessen und Autonomiebestrebungen durchwirkt,

„[...] weil ihre ganze Erziehung, und damit die Entwicklung einer gesunden Persönlichkeit, auf einen gewissen Grad von *freier Wahl*, die Hoffnung auf eine individuelle *Chance* und den Glauben an freie Selbstbestimmung gegründet ist.“ (Erikson 1995, S. 112)

Die von mir herausgegriffenen Grundbefähigungen nach Nussbaum stehen meiner Ansicht nach in einem engen Zusammenhang mit Jugendkrisen. Die hier aufgeführten Grundbefähigungen implizieren immer auch einen Werteaspekt, der im Falle einer dramatischen Jugendkrise nicht gelebt wird beziehungsweise nicht gelebt werden kann. Man kann also sagen, dass diese Werte im Falle einer beharrlichen Jugendkrise zumindest „empfindlich gestört“ seien.

Lege ich das Beurteilungskriterium von Sen und Nussbaum zugrunde, dann ergibt sich für die Erziehungswissenschaft die Aufgabe,

„eine relationale Perspektive zu entwickeln, die es erlaubt, den materiell, kulturell und politisch-institutionell strukturierten Raum *gesellschaftlicher Möglichkeiten* in Beziehung zum *akteursbezogenen* Raum der *individuellen Handlungs- und Selbstaktualisierungsfähigkeiten* ihrer AdressatInnen zu setzen. Diese Ermöglichkeiten und Befähigungen zusammen bestimmen die objektiven Chancen auf Wohlergehen im Sinne eines guten, gelingenden oder „glückseligen“ Lebens.“ (Otto/Ziegler [Hrsg.] 2010, S. 12)

Im nächsten Teil werde ich den allgemeinen Aspekt der Jugendkrise durch das Beispiel der Magersucht etwas mehr konkretisieren und die einzelnen Punkte nochmals aus der Perspektive der Magersucht beleuchten, um diese an einem anschaulichen Beispiel zu vertiefen.

3.2 Der Capability-Approach im Kontext der Magersucht

Kriterien des CA bei Nussbaum bei Magersucht

Im vorherigen Kapitel habe ich einige Kriterien in Anlehnung an die Tabelle von Martha Nussbaum, in der sie Grunderfahrungen und Grundbefähigungen auflistet, herausgestellt und diese in den Kontext der Jugendkrise gebracht. In diesem Teil soll es nun darum gehen, diese Vorgehensweise am konkreten Beispiel der Magersucht näher zu spezifizieren. Ich greife demnach nochmals die Aspekte von Nussbaum auf, die mir in Bezug auf Jugendkrisen besonders relevant erscheinen und setzen sie in den Kontext der Magersucht.

Leben: Die Fähigkeit, lebenswert zu leben und nicht vorzeitig sterben zu müssen

Da Magersucht eine Krankheit ist, die ab einem gewissen Punkt nicht „nur“ die Gesundheit, sondern schließlich auch das Leben bedroht, fehlt der Magersüchtigen nach der Definition von Sen und Nussbaum die Fähigkeit, ein „lebenswertes“ Leben zu leben, da sie dieses zugunsten ihrer Krankheit aufs Spiel setzt. Inwieweit die Hungernde bewusst über die Möglichkeit des Sterbens als Folge der Krankheit reflektiert oder diese Tatsache verleugnet und nicht wahrhaben möchte, ist sicherlich von Fall zu Fall unterschiedlich. Die Bedrohung des Lebens bleibt jedoch bestehen, unabhängig davon, ob die Magersüchtige aus einer reflektierten Bewusstheit heraus handelt oder unbewusst.

Körper: Die Fähigkeit, sich guter Gesundheit zu erfreuen und sich ausreichend zu ernähren

Diese Grundbefähigung ist bei unserem Beispielfall der Magersucht definitiv nicht gegeben. Obwohl in ausreichendem Maße Nahrung zur Verfügung steht, wird sie so beharrlich verweigert, bis in letzter Konsequenz der Tod eintritt, sofern es der Betroffenen nicht gelingt, aus der Magersucht herauszufinden.

„Wenn wir einem Menschen begegnen würden, der wirklich weder Hunger noch Durst hätte *oder keinen Wert darauf legen würde, seinen Hunger und Durst zu stillen*, (Hervorhebung von mir) würden wir von diesem Wesen [...] sagen, dass es „dem Menschen überhaupt ferne“ ist. (M. Nussbaum 1999, S. 192)

Magersucht ist eine Erscheinungsform, die sich – zumindest anfänglich – durch „Freiwilligkeit“ auszeichnet. Ab einem bestimmten Punkt scheint dieser Grad der Freiwilligkeit zumindest sehr eingeschränkt zu sein, was auch die Bezeichnung „Magersucht“ widerspiegelt. Allerdings gehe ich davon aus, dass man als Betroffener auch im Rahmen eines Suchtkontextes einen gewissen Handlungsspielraum hat.

Dass Magersüchtige menschliche Wesen sind, wird niemand bestreiten, auch wenn diese nach außen hin keinen Wert darauf legen mögen, ihren Hunger oder Durst zu stillen. Sie haben das Empfinden von Hunger, kämpfen jedoch mit all ihrer Kraft gegen den Willen an, in ausreichendem Maße Nahrung zu sich zu nehmen.

Gefühl: Die Fähigkeit, unnötigen Schmerz zu vermeiden und freudvolle Erlebnisse zu haben

Magersüchtige suchen nicht in erster Linie nach Vermeidung des Schmerzes oder des Leidens. Die Leidensfähigkeit ist meiner Meinung nach gerade im Falle von extremen

Jugendkrisen sehr stark ausgeprägt – sie muss es sein, sonst könnte der Zustand permanenter Rebellion gar nicht aufrecht erhalten werden.

Die Aufrechterhaltung der Magersucht ist nicht ohne ein hohes Maß an Leiden denkbar. Sowohl die Jugendlichen selbst als auch das soziale Umfeld werden mit Gefühlen wie Hilflosigkeit, Verzweiflung, Angst, Ohnmacht – kurz: mit Gefühlen, die Leiden verursachen, konfrontiert. Meiner Meinung nach scheint es wahrscheinlich, dass die Jugendlichen zum Zeitpunkt des Krankheitsverlaufs über wenig Kompetenzen verfügen, einen anderen „Lösungsweg“ als den eines extremen Ausbruchs aus der Norm zu erkennen, wie es auch im Falle von Magersucht der Fall ist.

Ich habe bereits weiter oben am Beispiel der Magersucht mehrfach aufgezeigt, dass ich die Ursache für dieses Krankheitsbild nicht bloß darin begründet sehe, einem gültigen Schönheitsideal näher zu kommen. Meiner Ansicht nach verbirgt sich hinter Magersucht immer auch ein Konfliktfeld im Rahmen zwischenmenschlicher Bindungen beziehungsweise Beziehungen. Magersucht kann in manchen Fällen als „Lösungsversuch“ konfliktbeladener Beziehungen interpretiert werden. Wird Magersucht als Lösungsversuch verstanden, ist dies ein Weg, der mit viel Leid verbunden ist. Demzufolge fehlt der Magersüchtigen die Fähigkeit, unnötigen Schmerz im Sinne Nussbaums zu vermeiden.

Vertrauen: Fähigkeit zur Bindung an Dinge oder Personen, zur Liebe, Trauer, Dankbarkeit und Sehnsucht

Stierlin beschreibt Familien mit Kindern, in denen Magersucht auftaucht, als besonders wachsam und fürsorglich. Stierlin geht davon aus, dass Kinder in Magersuchtsfamilien häufig auch dann noch behütet und bewacht werden, wenn es bereits angebracht wäre, ihnen mehr Verantwortung und Eigenständigkeit zuzugestehen. Nach Stierlin übernehmen diese Kinder in vielen Fällen die elterlichen Ängste und zeigen sich in der Folge gehemmt, zurückhaltend und übervorsichtig.

„Die Eltern Magersüchtiger haben oft gute Gründe, besonders wachsam zu sein. Verschiedenste vergangene Ereignisse oder zumindest ihre Sicht davon bestätigen ihnen, dass die Außenwelt gefährlich ist und man daher auf die Kinder in besonderem Maße aufpassen muss.“ (Stierlin 2003, S. 109)

In Anlehnung an die Interpretation Stielins müsste behauptet werden, dass der Aspekt des Vertrauens in Magersuchtsfamilien nicht sehr ausgeprägt sein dürfte. Die Fähigkeit zu Bindung hingegen ist in hohem Maße vorhanden, wie ich im Verlauf dieser Arbeit immer wieder gezeigt habe.

Vorstellung des Guten: Fähigkeit, eine Auffassung des Guten und eines guten Lebens zu entwickeln, das eigene Leben zu planen und kritisch zu reflektieren

Da magersüchtige Mädchen häufig als besonders leistungsorientiert und zielstrebig gelten (vgl. hierzu u.a. Stierlin 2003 sowie Mara Selvini Palazzoli 1982), darf ich meines Erachtens mit hoher Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, dass magersüchtige Mädchen in vielen Fällen durchaus eine positive Vorstellung ihrer Zukunft haben werden. Die imaginär vorhandenen zukünftigen Ziele werden jedoch durch die Magersucht ein Stück weit vereitelt, da sowohl Gesundheit als letztlich auch das Leben selbst bedroht werden. Der von Nussbaum genannte Aspekt der eigenen Lebensplanung und die kritische Reflexion des eigenen Handelns dürften mit Blick auf die lebensbedrohliche Sucht wohl eher verneint werden.

Sozialität: Fähigkeit zur sozialen Interaktion

Wir haben im Verlauf dieser Arbeit immer wieder gesehen, dass Magersucht in komplexer Weise immer auch auf zwischenmenschliche Beziehungen einwirkt. Gerade wenn die Magersüchtige inzwischen ein Stadium erreicht hat, in dem diese Krankheit nicht mehr zu übersehen ist, färbt der offensichtlich psychisch und physisch bedrohliche Zustand der Magersüchtigen immer auch auf die Form und den Verlauf interaktiver Beziehungsgestaltung. Die Fähigkeit der Magersüchtigen zur sozialen Interaktion ist durchaus vorhanden, jedoch immer auch durch das Krankheitsbild beeinflusst. Diese Einflussfaktoren sind vielschichtig und immens komplex. Das Ausbalancieren zwischen Nähe und Distanz, Selbst- und Fremdbestimmung, Bindung und Autonomie sind Aspekte, die im Rahmen zwischenmenschlicher Beziehungen gerade im Jugendalter eine große Rolle spielen (vgl. hierzu bspw. Erikson 1995, 1998).

Im Rahmen eines sozialen Gefüges spielen aber auch noch andere Aspekte eine Rolle, wie zum Beispiel die Anforderung, sich ab einem bestimmten Zeitpunkt für eine berufliche Laufbahn entscheiden zu müssen, seinen eigenen Platz im sozialen Gefüge gesellschaftlicher Anforderungen, Rechte und Pflichten zu finden. Der Zugzwang, eine Entscheidung treffen zu müssen, die richtungsweisend sein wird, kann Ängste auslösen und ggf. den Wunsch wecken, die (vorläufige) Endgültigkeit eines Entschlusses, der nachhaltige Konsequenzen nach sich ziehen wird, noch eine gewisse Zeit aufzuschieben.

In diesem Sinne kann Magersucht auch als Lösung im Sinne einer „Verschiebung“ verstanden werden.

Vereinzelung: Fähigkeit zur Autonomie

Stierlin geht davon aus, dass Familien, in denen Magersucht auftaucht, tendenziell vermehrten Bindungsbestrebungen folgen als Familien, in denen dieses Krankheitsbild keine Rolle spielt (vgl. Stierlin 1982, 2003). Folgen wir der Argumentation Stierlins, kann Magersucht für ein junges Mädchen einen Versuch darstellen, eine Distanz herzustellen zwischen ihr und der stark gebundenen Familie. Eine mangelnde Fähigkeit zur Bindung scheint in diesem Zusammenhang auf den ersten Blick nicht den zentralen Konflikt auszumachen – es scheint aus dieser Perspektive betrachtet eher so zu sein, dass die Ablösung aus der engen Bindung als konfliktbehaftet erlebt wird.

„So lässt sich etwa Fürsorglichkeit sowohl als Ausdruck wie auch als Folge einer starken Bindung verstehen. Man kann sagen: sie erwächst aus Bindung und schafft noch mehr Bindung. Das wiederum bedeutet, dass einzelne Mitglieder und Untersysteme innerhalb der Familie – insbesondere der Untersysteme der verschiedenen Generationen – sich immer weniger klar voneinander abgrenzen, vielmehr Verschmelzungstendenzen zeigen.“ (Stierlin 2003, S. 46)

Die Balance zwischen Bindung auf der einen Seite und Ablösung auf der anderen Seite scheint im Falle von Magersucht nicht gegeben zu sein. Ggf. kann die aus Sicht der Jugendlichen als zuviel erlebte Bindung eher einengend und individuationsfeindlich erlebt werden. So kann sich die Magersüchtige dazu angehalten sehen, ihre Autonomie durch das Verweigern des Essens immer wieder neu nach innen und außen zu bestätigen.

„Da die magersüchtigen Mädchen besonders zerbrechlich erscheinen und sich in der Regel von allen Geschwistern am meisten für den Familienzusammenhalt zuständig fühlen, wird ihre Individuation am ehesten gehemmt, bleiben sie am stärksten gebunden.“ (Stierlin 2003, S. 109)

Gerade das Thema Autonomie spielt bei Magersucht offensichtlich eine tragende Rolle, wie wir bereits an verschiedenen Stellen dieser Arbeit feststellen konnten. Nach Nussbaum verweist der Aspekt der Vereinzelung auf die Fähigkeit, das eigene Leben zu leben und nicht das eines anderen. Magersucht kann ein Versuch sein, sich ein Gefühl der Selbstbestimmtheit zu erschließen. So berichtet bspw. Lawrence, die als Therapeutin Magersüchtige behandelt, genau von diesem Phänomen, welches sie im Zusammenhang mit Magersucht erkannt hat. Ich möchte einen Beispielfall einer Patientin von Lawrence – Andrea – vorstellen, bei dem dieser Aspekt meiner Ansicht nach besonders gut beschrieben wird:

„Sie (die magersüchtige Patientin: Anmerkung von mir) hatte keine Ahnung, wo der Grund für ihre Probleme liegen könnte. Sie beschrieb ihre Familie als sehr fürsorglich. [...] Sie sagte mir, sie wolle Grundschullehrerin werden. In Geschichte und Geographie habe sie zwar besonders gute Noten, aber sie glaubte, für sie sei es am besten, wenn sie die ersten Klassen unterrichten würde. (...) Oberflächlich gesehen hörte es sich so an, als sei sie eine nachdenkliche, vernünftige junge Frau, die wusste, was sie wollte. Aber als ich sie fragte, was ihr an der Arbeit mit kleinen Kindern so gefiel, geriet sie in Verlegenheit. Ich sagte, ich würde kleine Kinder manchmal ziemlich langweilig finden. Andrea sah völlig verwirrt aus. Nicht die Frage selbst, *was* ihr an dieser Arbeit so besonders gefiel, hatte sie durcheinandergebracht. Sie hatte sich überhaupt noch niemals gefragt, *ob* sie ihr überhaupt gefiel. [...] Was gefiel ihr im einzelnen so sehr an Geographie und Geschichte? In Wirklichkeit hatte sie auch darüber niemals nachgedacht. [...] Da saß also eine junge Frau vor mir, deren Leben sich vollkommen ihrem Einfluss entzog. Alles ging gut, aber nicht sie war es, die darüber bestimmte. Ihr Leben verlief nach Plan, auch ihre Zukunft war geplant – aber von wem? Das einzige, worüber sie selbst bestimmen konnte, war ihr Körper. Ihr Dünnssein war ihre eigene Leistung.“ (M. Lawrence 1989, S. 112f.)

Im Folgenden möchte ich in Anlehnung an die Aspekte, die ich der Tabelle von M. Nussbaum (vgl. Schaubild 24) selektiv entnommen habe, nun eine Tabelle entwerfen, die diese Problematik nochmals aufgreift und in einem weiteren Schritt einen möglichen Lösungsansatz vorschlagen. Ich werde die Aspekte, die nach Nussbaum ein gelingendes Leben einschränken und meiner Ansicht nach einen Bezug zu Jugendkrisen aufweisen, betrachten und in Anlehnung daran mögliche Einflüsse auflisten, die eine Entwicklung von Problemspiralen im Jugendalter möglicherweise begünstigen. Diesbezüglich haben wir mehrere Ebenen, in denen der Mensch lebt und wirkt, zu betrachten. Da der Mensch sich in verschiedenen Kontexten und Strömungen, in unterschiedlichen Rollen und Erwartungen bewegt, er sich in zwischenmenschlichen Beziehungen und damit verbundenen Konflikten wiederfindet und er darüber hinaus ein Individuum ist, welches mit zutiefst eigenen und individuellen Schwierigkeiten und Konflikten zu kämpfen hat, werden wir eine vielschichtige Betrachtung benötigen, um das Konstrukt einer Jugendkrise auf verschiedenen Ebenen beleuchten zu können. Wir haben sowohl gesellschaftliche Gegebenheiten unserer postmodernen Zeit zu berücksichtigen (Bauman), familiäre Aspekte (Stierlin), als auch die persönliche Identitätsentwicklung (Erikson). Die hier genannten Autoren habe ich bereits in Teil 1 behandelt. Die folgende Tabelle wird sich ausgehend der von mir ausselektierten fünf Aspekte von Nussbaum der Frage widmen, in welchem Zusammenhang die dahinterstehenden Werte mit den von mir in Teil 1 vorgestellten Aspekten stehen.

Die von mir herausgegriffenen Grundbefähigungen nach Nussbaum stehen meiner Ansicht nach in einem engen Zusammenhang bei Jugendkrisen. Die hier aufgeführten Grundbefähigungen implizieren immer auch einen Werteaspekt, der im Falle einer dramatischen Jugendkrise nicht gelebt wird beziehungsweise nicht gelebt werden kann. Man kann also sagen, dass diese Werte im Falle einer beharrlichen Jugendkrise zumindest „empfindlich gestört“ seien.

Wenn ich das Beurteilungskriterium von Sen und Nussbaum zugrunde lege, dann ergibt sich für die Erziehungswissenschaft die Aufgabe,

„eine relationale Perspektive zu entwickeln, die es erlaubt, den materiell, kulturell und politisch-institutionell strukturierten Raum *gesellschaftlicher Möglichkeiten* in Beziehung zum *akteursbezogenen* Raum der *individuellen Handlungs- und Selbstaktualisierungsfähigkeiten* ihrer AdressatInnen zu setzen. Diese Ermöglichkeiten und Befähigungen zusammen bestimmen die objektiven Chancen auf Wohlergehen im Sinne eines guten, gelingenden oder „glückseligen“ Lebens.“ (Otto/Ziegler [Hrsg.] 2010, S. 12)

In Teil 4 werde ich mich der zentralen Frage widmen, welche Auswege aus dem Zustand einer Jugendkrise an dem Beispiel Magersucht ggf. denkbar wären. An späterer Stelle werde ich die Ergebnisse der folgenden Tabelle nochmals aufgreifen und sie in Rahmen eines Lösungsszenarios betrachten. Es wird uns zu diesem späteren Zeitpunkt die Fragestellung beschäftigen, welche Aufträge sich für die Erziehungswissenschaft (konkret: Eltern, Lehrer, Erzieher, kurz: für Personen, die möglicherweise in einer zwischenmenschlichen Bindung zum Jugendlichen stehen und zu einem Ausweg aus der Krise beitragen könnten) daraus ergeben können. An dieser Stelle greife ich ein Stück weit vor, da ich in Teil 4 den Aspekt der möglichen Handlungsalternativen für das soziale Umfeld der Betroffenen untersuche.

Die hier vorgestellten Kriterien sind weder als ausschließlich noch als unbedingt richtungsweisend hinsichtlich einer Jugendkrise im Allgemeinen oder der Magersucht im Besonderen zu verstehen. Obwohl ich im Rahmen meiner Arbeit an anderer Stelle darauf hingewiesen habe, dass gerade das Erscheinungsbild Magersucht schlecht vereinheitlicht werden kann, sei dieser Aspekt an dieser Stelle nochmals deutlich hervorgehoben. Ich möchte *Möglichkeiten* aufzeigen, wie es sich in einigen Fällen verhalten *könnte*.

Betrachten wir nun erst einmal die Aspekte und Werte nach Nussbaum, die im Zusammenhang mit einer Jugendkrise und/oder Magersucht stehen. Die Tabelle auf der folgenden Seite greift ebenfalls noch einmal den Wertaspekt auf, der meines Erachtens im Rahmen einer Jugendkrise immer eine entscheidende Rolle spielt. An dieser Stelle noch ein kurzer Hinweis zur Tabelle: In der Darstellung wird die Tabelle optisch in vier einzelne Dokumente unterteilt. Dies war aus Formatierungsgründen nicht anders möglich. Ich bitte den Leser darum, die als vier getrennte Dokumente dargestellte Tabelle als zusammenhängend zu begreifen.

Jugendkrisen aus systemisch-konstruktivistischer Sicht unter besonderer Berücksichtigung der Magersucht

| Der Capability-Approach im individuellen und sozialen Kontext bei Magersucht (1) | | | | | | |
|--|--|---|--|---|---|---|
| Aspekte des CA nach M. Nussbaum | Persönliche Identitätsentwicklung (Erikson) | Familiäre Werte (Sierlin) | Postmoderne gesellschaftliche Anforderungen (Bauman) | Leitbilder/ Ideologien | Mögliche unbewusste oder bewusste Motive des Jugendlichen für die Magersucht | Mangel an Fähigkeiten im Sinne des CA |
| Leben | Zentraler Lebensmittelpunkt in der Adoleszenz ist die Entwicklung und Festigung der eigenen Persönlichkeit. Ähnlich wie bei Sierlin steht nach Erikson hier die Balance zwischen Zugehörigkeit und Abgrenzung im Vordergrund. Eine gelingende Identitätsentwicklung setzt ein bestimmtes Maß an Sicherheit voraus, vor dessen Hintergrund erst Denk- und Handlungsoptionen entworfen werden können | Familien, in denen Magersucht vorkommt, erwarten häufig Leistungen und Erfolg seitens der Heranwachsenden. Disziplin, feste Regeln und Normen haben oftmals gerade in diesen Familien einen hohen Stellenwert. | Der Wählende hat die Freiheit und die Verantwortung, sein Leben mehr denn je eigenverantwortlich zu gestalten. Er muss hierbei aber offen bleiben für immer neue Lebenskonstrukte und zahlt dafür häufig den Preis der (zeitweiligen) Orientierungslosigkeit | Die Vorstellung dessen, wie das Leben später einmal sein könnte, gestaltet Denken, Handeln und Fühlen richtungsweisend mit. Gerade das Jugendarter zeichnet sich durch die Hoffnung auf eine positive persönliche Zukunft aus. Da dem Einzelnen mit Blick auf die Zukunft noch viele Wege offen stehen, erhalten Ideologien gerade im Jugendarter für die Ausrichtung auf ein (Lebens-)ziel eine besondere Bedeutung. | Hier dominiert ggf. das Gefühl des Heranwachsenden, möglichen hohen Anforderungen von außen (familiär oder gesellschaftlich) entweder nicht entsprechen zu können oder zu wollen, da sie ggf. in einem Spannungsverhältnis zu zentralen Punkten der Identitätsentwicklung stehen. Die Vorstellung des eigenen Lebensweges des Jugendlichen prallt unter Umständen mit der Vorstellung des familiären und / oder sozialen Umfeldes aufeinander. Der Drang, sich dagegengustellen, um sich selbst zu behaupten, kann ggf. so groß sein, dass die Rebellion als solche wichtiger erscheint als das eigentliche Ziel. | 1) Die wirkliche Motivation für eine Jugendkrise wird ggf. nicht erkannt. So kann es z.B. im Falle von Magersucht grundsätzlich darum gehen, einen Konflikt im Spannungsverhältnis von Nähe und Distanz auszuräumen, im Fokus der Betrachtung steht jedoch "nur" der Aspekt des noch schlanker werdens. In diesem Falle bleibt der Kern des Problems unentdeckt, ein Ausweg aus der Krankheit bleibt unwahrscheinlich. 2) Möglicherweise erkennt die Hungernde den Kernkonflikt, sieht sich jedoch nicht in der Lage, diesen auf eine andere Weise zu lösen. Punkt 1 verweist auf einen Mangel an bewusster Aufmerksamkeit, Punkt 2 auf einen Mangel an Konfliktfähigkeit. |
| Körper | Das Hungern ist eine gezielte Aktion, die sich gegen körperliche Bedürfnisse wendet. Hungern kann als eine Form gezielter Abgrenzung familiärer Zuwendung verstanden werden, da die familiäre Zuwendung, die sich auch in Form eines Nahrungsangebots äußert, aktiv abgelehnt wird | Mitunter wird Nahrungsaufnahme mit dem Gefühl des Umsorgtwerdens im familiären Rahmen gleichgesetzt. Die Verweigerung von Nahrung kann in manchen Fällen stellvertretend für die Ablehnung familiärer Bindung und / oder Nähe sein. | Bauman greift im Zusammenhang mit dem Begriff der Körperlichkeit den Begriff der Fitness auf. Hier zeigen sich auf den zweiten Blick Werte und Einstellungen, die sich mit denen Magersüchtiger in Teilen decken können. | Gültiges Schönheitsideal kann als Einstieg in die Magersucht dienen, ist jedoch in E. kein hinreichender Erklärungsgrund für das jahrelange Aufrechterhalten der Krankheit. Leistung und Erfolg werden von jungen Menschen angestrebt. Diese beiden Faktoren werden im Fall von Magersucht bis auf's äußerste vorangetrieben | Offene oder verdeckte Rebellion gegen nahestehende Personen und deren Forderungen, Erleben von Einfluss und Macht sich selbst und dem Umfeld gegenüber | Es fehlt die Fähigkeit, einen wahrgenommenen Konflikt auf eine Weise zu lösen, die selbstverletzendes und / oder fremdverletzendes Verhalten ausschließt. |

| Der Capability-Approach im individuellen und sozialen Kontext bei Magersucht (2) | | | | | | |
|--|---|--|---|---|--|---|
| Aspekte des CA nach M. Nussbaum | Persönliche Identitätsentwicklung (Erikson) | Familiäre Werte (Sierlin) | Postmoderne gesellschaftliche Anforderungen (Bauman) | Leitbilder/ Ideologien | Mögliche unbewusste oder bewusste Motive des Jugendlichen für die Magersucht | Mangel an Fähigkeiten im Sinne des CA |
| Gefühl | Die Magersüchtige agiert aus einer von ihr empfundenen Notsituation heraus. Der Versuch der Vermeidung von dem Schmerz, der alternativen Lösungen (wie die offene Konfliktbenennung gegenüber am Konflikt beteiligten Personen) nach sich ziehen würde, kann richtungsweisend für Magersucht sein. Vorherige Lösungsversuche blieben ohne Erfolg. Jugendliche imaginieren die Verbindung zwischen Krise und Lösung der gefühlten Problematik. | Laut Sierlin müssen in denen Magersucht vorkommt, eigene Gefühle, Wünsche und Sehnsüchte zugunsten anderer zurückstehen. Das Wohl der Anderen hat vor allem für weibliche Familienmitglieder hinter den Bedürfnissen weiterer Familienmitglieder zurückzubleiben. | Als einen zentralen Aspekt des Gefühls nennt Bauman die Angst. Hierbei geht es um die Angst, den gesellschaftlichen Erwartungen und Anforderungen nicht entsprechen und in der Konsumgesellschaft künstlich erzeugte Bedürfnisse nicht befriedigen zu können. Diese Ängste können zu einem Teufelskreis von Ängsten und angstgetriebenen Handlungen führen, die jedoch einer „wirklichen“ Konfliktlösung gegenläufig ist. | Sind Heranwachsende erst einmal im Konstrukt einer Magersucht gefangen, steht als angestrebtes Ziel eine weitere Gewichtsabnahme im Vordergrund. Doch auch auf den ersten Blick verborgene Ideologien und/oder Wünsche spielen eine Rolle. Wie z.B. der Wunsch, eine Freundin, Schwester, Cousine (etc.) an Gewicht zu unterbieten und damit auszuüben, dass man den Wettkampf um mehr Willenskraft, Disziplin und Durchhaltevermögen gewonnen hat. | Das Gefühl der Ausweglosigkeit geht einer dramatischen Jugendkrise wie die der Magersucht voraus. Das Suchen nach Möglichkeiten, einen bestehenden Konflikt zu lösen, blieb bislang erfolglos. Ein Stück weit sind demnach auch Empfindungen von Verzweiflung und Resignation bei der Entstehung von Magersucht maßgeblich mitgestaltend. | Die Fähigkeit, unnötigen Schmerz zu vermeiden, liegt im Falle von Magersucht nicht vor. Das Bestreben, schwierige Konflikte im Rahmen zwischenmenschlicher Interaktion so zu lösen, dass niemand zu Schaden kommt, ist hier nicht gegeben. Alle Beteiligten leiden massiv unter der Krise und betroffene Jugendliche riskieren im Falle von Magersucht zuerst Gesundheit und schließlich ihr Leben. Gleichzeitig haben in den meisten Fällen alle Beteiligten ein Gefühl von Ohnmacht und Hilflosigkeit. Das Hungern schließt bewusst eigenes Leiden und das Leid nahestehender Personen mit ein. |
| Vertrauen | Der Aspekt des Vertrauens zeigt sich bei Erikson in der Phase des Säuglingsalters (Ur-Vertrauen vs. Ur-Misstrauen). Das sichere Gefühl des Ur-Vertrauens bildet die Grundlage für weitere Entwicklungsschritte. | Nach Sierlin ist der Vertrauensaspekt bei Familien, in denen Magersucht vorkommt, nicht besonders ausgeprägt. Damit ist weniger ein Misstrauen zwischen den Familienmitgliedern gemeint als eher ein Grundvertrauen darauf, dass sich letztlich alles zum Guten fügen wird. Einige Familien versuchen, das mangelnde Vertrauen durch besondere Vor- und Umsicht zu kompensieren. | Das Vertrauen in organisatorische Strukturen hat in Zeiten der Postmoderne keinen Bestand mehr, da Organisationen heute durch wirtschaftliche Unwägbarkeiten instabil sind. Für den Einzelnen bedeutet dies ein Mehr an Unsicherheit in der Lebensplanung. Ungewissheit ist der ständige Begleiter des Einzelnen. | Ersehnt wird von vielen Jugendlichen das Vertrauen in die eigene Selbstwirksamkeit. Viele Jugendliche leiden unter mangelndem Selbstvertrauen, welches sie daran hindern kann, autonome Bestrebungen umzusetzen. | Mangelndes Vertrauen wirkt entwicklungshemmend, da Ängste in vielen Fällen einen freien und offenen Umgang mit schwierigen Situationen blockieren. Fehlendes Selbst- oder Grundvertrauen führt ggf. eher zu Rückzugsverhalten – tendenziell zu einem „weg von“ statt zu einem „hin zu“. Krisen können hierdurch begünstigt werden. Im Falle von Magersucht reagieren viele Mädchen durch Rückzug von Familie und vom Freundeskreis, nehmen in vielen Fällen weniger Verabredungen wahr und isolieren sich. | Im Sinne Nussbaums ist die Fähigkeit eines gesunden Selbstwertgefühls und von Selbstwirksamkeit nicht ausreichend entwickelt. Dies trägt dazu bei, dass eine Krise wie die Magersucht begünstigt wird, da viele hungernde Mädchen darüber berichten, dass sie das massive Hungern als autonomes Handeln und sich selbst als etwas Besonderes erleben. Das Hungern wird so mit Erfolg und einer hohen Selbstwirksamkeit gleichgesetzt. Im Kontext dieser Betrachtung muss der Beginn der Essensaufnahme einem Scheitern gleichkommen. |

Jugendkrisen aus systemisch-konstruktivistischer Sicht unter besonderer Berücksichtigung der Magersucht

| Der Capability-Approach im individuellen und sozialen Kontext bei Magersucht (3) | | | | | | |
|--|--|---|--|---|--|--|
| Aspekte des CA nach M. Nussbaum | Persönliche Identitätsentwicklung (Erikson) | Familiäre Werte (Stierlin) | Postmoderne gesellschaftliche Anforderungen (Bauman) | Leitbilder/ Ideologien | Mögliche unbewusste oder bewusste Motive des Jugendlichen für die Magersucht | Mangel an Fähigkeiten im Sinne des CA |
| Vorstellung des Guten | Nach Erikson spielen Vorstellungen des Guten und Werte gerade in der Phase der Adoleszenz eine zentrale Rolle. Nach Erikson benötigt der Jugendliche eine Grundlage ideologischer Vorstellungen, um sich im Rahmen der Identitätsbildung orientieren zu können. | Vorstellungen des Guten - beschreiben wir sie als Werte – haben in Magersuchtsfamilien einen sehr hohen Stellenwert. Werteorientiertes Handeln wird als wichtig und zentral erachtet, ein konformes und leistungsorientiertes Verhalten in vielen Familien erwartet. | Das Gute zu erreichen und das Erstrebenswerte zu realisieren wird nach Bauman in Zeiten der Postmoderne häufig den Fähigkeiten oder dem Versagen des Einzelnen zugeschrieben. Dies erhöht den Druck auf die eigene Person enorm. | Leitbilder und Ideologien, die für den Einzelnen eine Vorstellung des Guten und somit eine Zielrichtung für das Denken und Handeln bedeuten, bekommen im Rahmen von Magersucht eine besondere negative Dynamik, die doppelt wirkt. Einerseits Verstärkung des Schlankheitswahns, andererseits Auflehnung gegen das „gute“ Funktionieren. | Es sind die Vorstellungen von Erfolg und Selbstwirksamkeit, die Assoziation von Autonomie und Hungern, die eine Magersüchtige daran hindern können, wieder zu essen. | Die Fähigkeit, sich positive Vorstellungen von der Zukunft zu machen, ist bei magersüchtigen Mädchen in der Regel zwar gut entwickelt, doch liegt das Problem hier in der irigen Annahme, dass der Erfolg zu einem Großteil im weiteren Hungern liegt. Die Vorstellung, dass weiteres Hungern das Gute bewirkt, wenn Gesundheit und Leben in Gefahr sind, kollidiert mit dem „Guten“. Ich behaupte in diesem Zusammenhang, dass im Falle von Magersucht eine „falsche Vorstellung des Guten“ vorliegen dürfte. |
| Sozialität | Dem Heranwachsenden ist es in dieser Lebensphase wichtig, neue, alternative Denk- und Handlungsmuster auszuprobieren. Wird dies im sozialen Kontext, in den der Jugendliche eingebunden ist, gar nicht oder nur schwer geduldet, kann Rebellion die Folge sein. Diese kann offen (Aggressivität, Drogenmissbrauch, das beharrliche Verweigern der Schule) oder aber verdeckt (wie im Falle von Magersucht, oder durch „heimliche“ Aktionen) geschehen. | Nach Stierlin sind mitunter Familien Magersüchtiger besonders bestrebt, Konflikte zu vermeiden und Harmonie im Kreise der Familie walten zu lassen. Dies erschwert es Heranwachsenden, Konfliktfähigkeit zu entwickeln und dies dann im Rahmen der Familie zu erproben. | Die Gesellschaft stellt an den Einzelnen die Anforderung, sich in einem sozialen Kontext angemessen zu verhalten. Andernfalls wird die Gesellschaft dies mit sozialen Regulationen beantworten (wie z. B. Ausgrenzung, Missbilligung, das Ausbleiben sozialer positiver Verstärkungen - wie z. B. Anerkennung, Lob). | Das Spannungsverhältnis von Anforderungen, die seitens der Familie oder des sozialen Umfeldes an die Jugendlichen gestellt werden auf der einen Seite und der Wunsch, eigenen Wünschen und Bedürfnissen nachzukommen, kann Leidensdruck verursachen, wenn eigene Wünsche und äußere Anforderungen aufeinanderprallen. Es besteht Unsicherheit, welchen Werten und Normen entsprochen werden soll. | Ein Jugendlicher kann durch offene oder verdeckte Rebellion für sich ein Moratorium erkämpfen und sich ggf. orientieren. | Die Fähigkeit zur „angemessenen Konfliktlösung“ wurde (noch) nicht oder nur sehr eingeschränkt entwickelt. |

| Der Capability-Approach im individuellen und sozialen Kontext bei Magersucht (4) | | | | | | |
|--|---|---|--|---|--|---|
| Aspekte des CA nach M. Nussbaum | Persönliche Identitätsentwicklung (Erikson) | Familiäre Werte (Stierlin) | Postmoderne gesellschaftliche Anforderungen (Bauman) | Leitbilder/ Ideologien | Mögliche unbewusste oder bewusste Motive des Jugendlichen für die Magersucht | Mangel an Fähigkeiten im Sinne des CA |
| Vereinzelung | Der Heranwachsende ist gefordert, seine eigene Identität zu entwickeln. Hierfür ist es notwendig, sich abzugrenzen und autonome Bestrebungen zu entwickeln. Dies muss jedoch oftmals mit einem Gefühl der Unsicherheit einhergehen, denn Sicherheit kann zu diesem Zeitpunkt noch nicht in hohem Maße vorhanden sein. So steht er in dem Spannungsverhältnis, dass er einerseits einen gewissen, wenn auch nur minimalen Grad an Sicherheit als Grundlage für seine Entscheidungen nutzen kann. | Abgrenzung und Autonomiebestreben ist im familiären Kontext mitunter schwer tolerierbar. Ggf. können Eltern dazu neigen, Autonomiebestrebungen des Heranwachsenden offen oder verdeckt zu blockieren. | Individualisierung ist nach Bauman heute zu einer „Leistung“ geworden, die der Persönlichkeit des Einzelnen zugeschrieben wird. Identitäten werden nicht mehr vererbt oder mitgegeben, sie müssen entwickelt, entfaltet und erarbeitet werden. Was aus uns wird, liegt in unseren Händen. Individualisierung kann gelingen oder auch scheitern. Der Einzelne kann sich nicht allzu sehr nach gültigen Normen und Regeln orientieren, denn diese können sich morgen schon als überholt erweisen. Gefordert ist ein ständiges Ausharrieren zwischen Sicherheit und Risiko. | Als Erstrebenswert gilt meist die Entwicklung einer autonomen Persönlichkeit, die eigene Ziele und Bestrebungen entwickeln und verwirklichen kann und Sicherheit aus sich selbst bezieht. Daher wird Rebellion ggf. als positiv erlebt, weil sie Autonomie und Stärke suggeriert. | Jugendliche können schließlich bei ihren Autonomiebestrebungen ins Extrem verfallen, da sie sich offen und deutlich ihrer Umwelt und sich selber beweisen müssen, dass sie eben nicht im Sinne der Familie handeln, sondern aus eigener Motivation heraus. | Im Falle von Magersucht fehlt in manchen Fällen die Fähigkeit einer „angemessenen Vereinzelung“, die zwar einerseits das Bedürfnis nach Autonomie erkennt und dies auch umsetzt, ohne damit aber nachhaltig die zwischenmenschliche Verbindung nahestehender Personen zu gefährden. |

(Schaubild 25: Jugendkrisen im Kontext von M. Nussbaum)

Ich lege nun die Bewertungskriterien von Sen und Nussbaum zugrunde und beleuchte nachfolgend insbesondere noch einmal die letzte Spalte (der Mangel an Fähigkeiten). In diesem Sinne stellt sich die Frage, welche Schlussfolgerungen sich für eine Erziehungswissenschaft daraus ergeben.

„Als ethisch fundiertes Maß wird hier der Ansatz für eine Betrachtung des menschlichen Lebens und der Lebensumstände genutzt, insbesondere bezogen auf die Bedingungen des Aufwachsens von Kindern und Jugendlichen. [...] Mit dem Ansatz wird eine positive Auffassung von Freiheit begründet, an die sich die Forderung anschließen lässt, Kinder und Jugendliche in die Lage zu versetzen, ihren subjektiven Vorstellungen von einem guten Leben nachzugehen.“ (N. Oelkers, M. Schrödter zitiert nach: Otto/Ziegler 2010, S. 143).

Wird der Mangel an Fähigkeiten einmal gesondert betrachtet, so ergibt sich gerade im Kontext von Jugendkrisen, dass Jugendliche dahingehend zu stärken sind, einerseits ihre als wichtig empfundene Autonomie zu leben und zu erfahren, jedoch andererseits ergänzend auch in ihren sozialen Bindungen zu stärken sind. Die Aufgabe für die Erziehungswissenschaft ist es demnach, Bedingungen für den Jugendlichen zu schaffen, die es ermöglichen, bestimmte Fähigkeiten auszubilden. Eine Durchsetzung eben dieser Möglichkeiten jedoch wäre nicht zulässig, insoweit sie das Recht und die Freiheit der Selbstbestimmung Jugendlicher konterkarieren würde. Der Kernaspekt, auf den sich die Erziehungswissenschaft im Sinne des CA konzentriert, richtet sich demnach ausschließlich auf die Ermöglichung von Entwicklung spezieller *Befähigungen*, nicht aber auf konkrete Funktionen.

Wie wir weiter oben bereits gesehen hatten, ist das Jugendalter durch eine Phase des Umbruchs geprägt. Alte, frühere Verhaltens- und Orientierungsmuster können nicht weiterhin Gültigkeit beanspruchen und müssen angepasst werden, Lebensplanung (Beruf, Abnabelung vom Elternhaus, wirtschaftliche Unabhängigkeit, ggf. Familienplanung) muss langsam konkret werden und verlangt ein höheres Maß an Eigenverantwortung, um relevante Entscheidungen treffen zu können. Das Gefühl von Unsicherheit macht das Treffen relevanter Entscheidungen nicht leichter und verursacht zusätzlich Stress. Je mehr Veränderungen in einer bestimmten Lebensphase notwendig sind, umso höher kann der Stress empfunden werden (vgl. Aronson, Wilson, Akert 2004, S. 531). Es sind jedoch weniger die objektiven Faktoren, die als belastend empfunden werden.

„Ein Ereignis ist für den Menschen nur dann mit Stress besetzt, wenn er oder sie es als stressig interpretiert; somit lässt sich Stress definieren als die negativen Gefühle und Überzeugungen, die entstehen, wann immer Menschen sich außerstande sehen, den Anforderungen ihrer Umwelt gerecht zu werden (Lazarus & Folkman, 1984).“ (Aronson, Wilson, Akert 2004, S. 533).

Entscheidend ist also die Interpretation eines Ereignisses und weniger das Ereignis an sich, welches Gefühle von Stress und Unwohlsein hervorruft. Während für manche Jugendlichen die Berufsorientierung durch Freude und Tatendrang begleitet ist, löst für andere junge Menschen dieses Ereignis Unsicherheit, Angst und Hilflosigkeit aus.

Ein elementarer Aspekt für das Stresserleben ist die Wahrnehmung, ob eine Situation als kontrollierbar empfunden wird oder nicht. In Teil 1.1 habe ich mit Bauman gemeinsam postmoderne kulturelle Aspekte beleuchtet, die als Stressverursacher wahrgenommen werden können. Das Gefühl, entscheidende Faktoren für das eigene Leben selbstverantwortlich gestalten zu können, ist ein elementarer Baustein für eine gelingende Identitätsentwicklung und die Voraussetzung für eine positive Zukunftsgestaltung.

Die sogenannte „Selbstwirksamkeit“ – also die Überzeugung, dass man entscheidenden Einfluss hat auf ein gewünschtes Ziel – ist also ein entscheidender Faktor, um sich handelnd

auf seine Mitgestaltung der Zukunft zu beziehen. Im Umkehrschluss bedeutet dies: Wenn das Gefühl der Selbstwirksamkeit nur schwach ausgeprägt ist, dann ist ein aktives, positives Einwirken auf das eigene Leben kaum oder nur schwer möglich.

Als ein wichtiges Kriterium für die Bewältigung einer schwierigen Lebenssituation kann die soziale Unterstützung genannt werden.

„In einer ganzen Reihe von Untersuchungen konnte festgestellt werden, dass soziale Unterstützung – die definiert ist als die Wahrnehmung, dass andere Menschen auf die eigenen Bedürfnisse reagieren und eingehen – ausgesprochen wichtig ist im Umgang und der Verarbeitung von Stress (Cohen & Wills, 1985; Dunkel-Schetter, Sagrestano Feldman & Killingsworth, 1996; Helgeson, 1993; Helgeson & Cohen, 1996; Hobvoll & Vaux, 1993; House, Landis & Umberson, 1988; Sarason, Sarason & Pierce, 1990; Stroebe & Stroebe, 1996; Uchino, Uno & Holt-Lunstead, 1999)“ (vgl. Aronson, Wilson, Akert 2004, S. 548).

Oder an anderer Stelle:

„Selbstwirksamkeit ist zukunftsorientiert, „eine kontextspezifische Erfassung der eigenen Kompetenz, eine bestimmte Aufgabe zu meistern“ (Pajares, 1997, S. 15). Selbstkonzept ist ein globaleres Konstrukt, das viele verschiedene Selbstwahrnehmungen umfasst, darunter auch die Selbstwirksamkeit. Das Selbstkonzept entwickelt sich als Ergebnis der externen und internen Vergleiche, indem andere Personen oder mehrere Aspekte des Selbst als Bezugsrahmen gesetzt werden.“ (Woolfolk 2008, S. 406).

Andere Personen, die sich in unserem sozialen Umfeld bewegen, werden demnach als Bezugsrahmen herangezogen, vor deren Hintergrund sich unsere Bewertungen hinsichtlich des Selbstkonzeptes bilden (vgl. an dieser Stelle auch Kap. 3.1 dieser Arbeit). Reich (2003) sieht einen Zusammenhang zwischen einer gestörten Einstellung zum Essen (wie im Falle von Magersucht) und zur eigenen Person. So liegt z.B. nach Reich bei jungen Frauen, die eine Essstörung entwickeln, häufig das Erleben eigener Ineffektivität zugrunde. Eine Verbindung zwischen geringem Selbstwertgefühl und Magersucht wird u. a. auch bei Bruch (2004) und Selvini-Palazzoli (1982) wahrgenommen. Ein Ohnmachtserleben geht einer anorektischen Störung häufig voraus.

Der bedeutende Aspekt des sozialen Umfeldes wird uns in Teil 4 noch einmal konkreter begegnen, wenn ich dann mit Omer und von Schlippe konkrete Schritte aus diesen Erkenntnissen ableite. An dieser Stelle sei die Bedeutung des sozialen Umfeldes jedoch nur angedeutet. In der Phase des Jugendalters liegt der Schwerpunkt

„in der Planung zukünftiger schulischer, beruflicher sowie privater Handlungsoptionen.“ (Otto/Ziegler 2010, S. 133)

Die hierdurch erlebten Erfahrungen können einerseits das Gefühl von Handlungswirksamkeit nach sich ziehen, andererseits jedoch auch Gefühle von Handlungsohnmacht hervorrufen. Die Einschätzung der eigenen Handlungsbefähigung ist eng verzahnt mit Erfolgs- und Misserfolgserfahrungen. Die *Bewertung* des eigenen Handelns, die auch durch die Sozialbeziehungen, in denen sich der Einzelne befindet, mitgestaltet wird, kann als zentraler Aspekt für das Erleben von Selbstwirksamkeit herangezogen werden.

Der Kernaspekt des Capability-Approach bezieht sich auf Handlungsbefähigung und das Erleben des Einzelnen hinsichtlich seiner Handlungswirksamkeit. Befähigung und

Wirksamkeit des eigenen Handelns stehen in einem engem Verhältnis von Selbstbestimmtheit in konkreten Handlungskontexten.

Der Capability-Ansatz nach Sen und Nussbaum konzentriert sich in erster Linie auf Ressourcenausstattung, Lebenslagen und damit verbundene Lebenschancen, die in engem Zusammenhang mit Handlungsbefähigungen stehen. Die gesellschaftspolitische Perspektive des Capability-Ansatzes korreliert im Sinne Sen und Nussbaum mit der Verwertbarkeit „gesellschaftlich wertgeschätzter Ressourcen“ (vgl. M. Grundmann in: Otto/Ziegler (Hrsg.), (2010), S. 132). Ausgehend von dieser gesellschaftspolitischen Perspektive haben wir im Kontext dieser Arbeit die Blickrichtung zu ändern und den Blick auf die Sozialisationsforschung zu richten, um zu erkennen, in welchem Sinne Aspekte des CA für uns maßgeblich und richtungsweisend sein könnte.

„Aus sozialisationstheoretischer Perspektive steht demnach nicht so sehr die Frage im Zentrum, wie sich die Ressourcenausstattung einer Person auf ihre Wohlfahrt auswirkt, sondern die Frage, wie Individuen ihre Lebensverhältnisse erleben und deuten und welche Handlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten sich daraus ergeben.

Die Fruchtbarkeit einer solchen Forschungsperspektive wird deutlich, wenn wir Handlungsbefähigung über die Erfahrungen bestimmen, die Menschen in ihren sozialen Lebensräumen machen. [...] Gefragt wird in der entsprechenden Forschung danach, ob und in welchem Ausmaß eigene Handlungen durch äußere Umstände [...] oder Eigeninitiative [...] beeinflusst werden können und wie sich diese Einschätzung auf die Leistungsfähigkeit auswirkt.“ (M. Grundmann zitiert nach: Otto/Ziegler [Hrsg.] 2010, S. 132 f.)

Meines Erachtens lässt sich hieraus ableiten, dass im Falle einer extremen Jugendkrise eher das Gefühl von Handlungssohnmacht vorherrscht. Die Fähigkeit, sein Leben hinsichtlich schulischer, beruflicher oder privater Handlungsoptionen autonom und vorausschauend zu planen, ist in der Phase des Jugendalters möglicherweise noch nicht in dem Maße entwickelt, so dass häufig das Gefühl von Handlungssohnmacht entstehen kann. Nach Grundmann zeigt die Sozialisationsforschung auf, dass Kinder, die die Möglichkeit hatten, viele Alternativen erproben zu können, eher das Empfinden von Handlungsfähigkeit oder -wirksamkeit haben als Kinder, denen diese Möglichkeiten verschlossen waren. Das bedeutet, dass Betroffene die Ressourcen ihrer Wirksamkeitserfahrung mit persönlichem Gelingen oder Scheitern gleichsetzen.

Das Gefühl von Selbstwirksamkeit, welches zu einer stabilen Identitätsentwicklung gehört, steht dem Gefühl von Handlungssohnmacht konträr gegenüber. Selbstwirksamkeit kann sich durch zielgerichtetes Handeln, welchem ein Gelingen folgt, einstellen. Bspw. dann, wenn ich ein bestimmtes Ziel anstrebe, entsprechende Maßnahmen plane und einleite und am Ende ein Gelingen folgt. Dieser Aspekt führt mich jedoch noch einmal auf den Begriff der spontanen Viabilität zurück, die ich im Verlauf dieser Arbeit weiter oben bereits mehrfach angerissen habe. Im kommenden Teil werde ich mich der spontanen Viabilität noch einmal in etwas vertiefter Form zuwenden, da mir dieser Aspekt im Falle von Jugendkrisen als sehr relevant erscheint.

3.3 Die Jugendkrise als Ergebnis spontaner Viabilität

Ich will mich nun einem weiteren Aspekt zuwenden, der meines Erachtens einen relevanten Punkt bei Jugendkrisen ausmacht – die spontane Viabilität. Was genau ist damit gemeint? Menschliches Verhalten geschieht immer im Rahmen gewisser Kontexte und Interaktionen, innerhalb dessen sich eine bestimmte Verhaltensweise bewerten und beurteilen lässt. Bewertungen wie „gut“ oder „schlecht“, „richtig“ oder „falsch“, jegliches Gelingen oder Misslingen vollziehen sich immer nur situativ und im Hinblick auf Absichten und Wirkungen der Umwelt Sinn und Unsinn werden immer vor dem Hintergrund einer gewissen Absicht deutlich. Täglich bewegen wir uns interaktiv im Austausch mit Anderen. Ob wir uns dessen bewusst sein mögen oder nicht, unsere Handlungen ziehen immer Wirkungen, oft auch Bewertungen nach sich.

Die Ausrichtung nach Werten, die innerhalb einer sozialen Gruppe unter anderem als *ein* Orientierungs- und Bewertungskriterium gelten, macht einen Aspekt der Grundlage für Urteilsbildung aus. Die Ausrichtung nach gültigen Werten einer Gruppe, der ich angehören möchte (eine bestimmte Peer-Group) oder naturbedingt angehöre (Familie oder soziale Kultur) ist ein unverzichtbarer und nicht wegzudenkender Bestandteil unseres Menschseins. Wir sind demnach ständig mit der Frage konfrontiert, ob unser Verhalten, unsere Äußerungen, unser beruflicher Status, unsere Ausdrucksweise dazu beitragen, von der jeweiligen sozialen Gruppe akzeptiert und aufgenommen zu werden beziehungsweise weiterhin dazugehören zu dürfen. Die Vorstellung darüber, welches Verhalten akzeptiert wird und welches nicht, entsteht im Verbund mit Anderen.

Wir haben also eine relativ klare Vorstellung davon, welche Verhaltensweisen welche Wirkungen oder Bewertungen bei Anderen hervorrufen können. Diese Vorstellungen müssen sich jedoch nicht immer mit der Realität decken. Unsere Irrtümer hierüber ereilen uns dann in Form des Realen (Begriff nach Reich 2005) und wir sind dazu angehalten, unsere Wirkungen und/oder Verhaltensweisen zu überdenken. Dass wir aber eine (richtige oder falsche) Vorstellung imaginieren, die unser Verhalten lenkt und steuert, scheint als sicher vorausgesetzt gelten zu können.

„Die bekannteste Theorie zur Vorhersagbarkeit von geplantem Verhalten anhand von Einstellungen ist die Theorie des geplanten Verhaltens von Icek Ajzen und Martin Fishbein – eine Theorie, die besagt, dass die besten Prädiktoren für geplantes, überlegtes Verhalten die Einstellungen gegenüber spezifischen Verhaltensweisen, subjektive Normen und die wahrgenommene Verhaltenskontrolle sind.“ (Aronson u.a. 2004, S. 254)

Doch gehen unseren Handlungen wirklich immer klar definierte Ziele voraus? Sind all unsere Taten geplant und verfolgen eine bestimmte Wirkungsabsicht? Im Idealfall sind die Vorstellungen von den Handlungen, die eine Person ihrem Ziel näher bringen soll, valide und sie passen mit der Realität dahingehend überein, dass die gewählten Verhaltensweisen mit einer hohen Wahrscheinlichkeit zum gewünschten Ergebnis führen. Nicht immer jedoch verhält es sich so einfach, dass beabsichtigte Handlungen die gewünschten Wirkungen erzielen. Darüber hinaus ist noch ein weiterer Aspekt denkbar, den ich an dieser Stelle hervorheben möchte, da er mir gerade auch in Bezug auf Jugendkrisen wichtig erscheint: Wir vollziehen eine bestimmte Handlung und erzielen möglicherweise ein Ergebnis, was gar nicht in der Absicht unserer Handlungen lag. Scheint uns das Ergebnis wenig befriedigend oder wird von uns als unwichtig eingestuft, werden wir es vermutlich nicht wiederholt anstreben und das entsprechende Verhalten mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht noch einmal gezielt einsetzen. Offenbart sich uns jedoch ein – vorerst unbeabsichtigter – Vorteil, so lernen wir, dass diese eine Verhaltensweise sinnvoll eingesetzt werden kann. Dieser Aspekt kann möglicherweise auch unser Gefühl von Selbstwirksamkeit positiv beeinflussen, wie es im

Fälle von Magersucht häufig vorkommt (hier werden die Wirkungen des massiven Hungerns im Verlauf der Krankheit durch einen Bedeutungswechsel plötzlich identitätsrelevant, was nicht das Ergebnis bewusster Planung war, sondern sich spontan als viabel gezeigt hat). Ich bezeichne dieses Erleben als „spontane Viabilität“. Ohne gezielte Absicht tritt eine Wirkung ein, die uns ungeplant als Vorteil erscheinen mag. Wir sind dann eher dazu geneigt, diese Verhaltensweise öfter zu zeigen und künftig die unverhofft vorteilhaften oder positiven Reaktionen der Umwelt darauf zu erwarten. Hieraus können dann Verhaltensmuster innerhalb zwischenmenschlicher Interaktionen entstehen, die immer wieder abgerufen werden und bei näherer Betrachtung offensichtliche oder verdeckte Vorteile in sich bergen. So „lernt“ eine Jugendliche bspw., dass ihr durch Hungern vermehrte Aufmerksamkeit entgegengebracht wird.

Magersucht wird nicht geplant, sie entsteht durch ein komplexes Verwobensein von Interaktionsprozessen, die bereits vor Beginn der Sucht unbeabsichtigte „positive“ Folgen nach sich gezogen haben müssen. Auf diese – möglicherweise als positiv erlebte Folgen - müsste im Falle einer Genesung verzichtet werden, weil die alten Verhaltensmuster - würden sie durchbrochen - diese Vorteile nicht mehr generieren würden. Sind die zufällig entdeckten Vorteile so schwerwiegend, dass ein Verzicht dieser Vorteile große Einbußen nach sich ziehen würden, erhält die Aufrechterhaltung der Magersucht durchaus einen Sinn. Dieser Aspekt greift umso mehr, je verwobener die erlebten Vorteile mit der eigenen Identitätsstruktur verwoben sind. Hat ein magersüchtiges Mädchen erlebt, dass die Krankheit Magersucht ihr ein Gefühl von Autonomie, Macht und Kontrolle vermittelt, erfüllt die Magersucht eine wünschenswerte Funktion. Oder hat ein anorektisches Mädchen entdeckt, dass die Krankheit und Sorge um ihre Gesundheit die Eltern vereint und zusammenschweißt, die zuvor im Streit lagen, so würde mit der Genesung von ihrer Krankheit die Wahrscheinlichkeit steigen, dass die wiederhergestellte Einigkeit der Eltern gefährdet würde. Aus dieser Beobachterperspektive heraus betrachtet kann das Argument der Betroffenen, an Gewicht zu verlieren, höchstens als anfängliches Ziel, als Ausgangsbasis gewertet werden. Das Argument der Gewichtsabnahme kann jedoch aus meiner Sicht alleine nicht den Krankheitsverlauf der Magersucht erklären. Junge Menschen, die an Magersucht leiden, könnten meiner Ansicht nach möglicherweise „Vorteile“ erkennen, die gar nicht mal in erster Linie auf der körperlichen Ebene (das Gefühl, ganz besonders schlank zu sein) ausgerichtet sein müssen. Diese Vorteile könnten sich unter Umständen auf einer ganz anderen Ebene manifestieren: In Interaktionsmustern im Rahmen von Beziehungswirklichkeiten. Magersucht kann meiner Ansicht nach in manchen Fällen somit als eine Reaktion gewertet werden, die immer auch eine Nicht-Passung im Rahmen von Beziehungen offenbart, die kommunikativ aus Sicht der Betroffenen nicht gelöst werden können.

Angelehnt an Stierlin, der Familienterrorismus (zu dem ich Magersucht und eine Vielzahl anderer Jugendkrisen zähle) als eine mögliche Folge aus dem Erlebnis deutet, überfordert, ausgebeutet oder verraten worden zu sein (vgl. Stierlin 1982, S. 201), habe ich in Kapitel 1.2.6 bereits die möglichen Folgen eines misslungenen Dialoges aufgezeigt. Demnach können misslungene Dialoge die Entstehung und Aufrechterhaltung einer Jugendkrise begünstigen. Im Falle von Magersucht liegt meines Erachtens der Rückschluss nahe, dass ein Grund für das Misslingen von Kommunikation darin bestehen kann, dass gewisse Vorteile, die mit Magersucht verbunden werden, nicht offen eingefordert werden können. Dies entweder aus dem Grund, weil diese Vorteile im Widerspruch zu gesellschaftlichen und/oder familieninternen Werten stehen oder ein Wertekonflikt als unlösbar erscheint. Doch was genau ist damit gemeint? Schauen wir hier einmal etwas genauer hin:

Wir haben gerade eben gesehen, dass unsere Handlungen beabsichtigte oder unbeabsichtigte Wirkungen nach sich ziehen können, die unser weiteres Verhalten mitbestimmen. Bisher haben wir jedoch eine Komponente noch nicht betrachtet: das Spannungsverhältnis zwischen

dem subjektiven Wollen und den leitenden Werten unserer kulturellen oder sozialen Umgebung. Aronson u.a. weisen darauf hin, dass es für die meisten Menschen von elementarer Wichtigkeit ist, sich zu anderen Menschen in ihrer Gruppe, zu denen sie sich zugehörig fühlen, konform zu verhalten.

„Wir Menschen sind von Natur aus soziale Wesen. Wenige von uns könnten glücklich als Eremit leben, der nie andere Menschen sieht oder mit ihnen spricht. Durch Interaktionen mit anderen erhalten wir emotionale Unterstützung, Zuneigung und Liebe und machen erfreuliche Erfahrungen. Andere Menschen sind außergewöhnlich wichtig für unser Wohlbefühl. Forschung über Personen, die für lange Zeit isoliert waren, beweist, dass das Ausgeschlossensein von menschlichem Kontakt stressig und traumatisch ist.“ (Aronson u.a. 2004, S. 281)

Verspürt der Jugendliche nun eine Differenz zwischen eigenen Wünschen und den Anforderungen des direkten Umfeldes an ihn selbst, entsteht ein Spannungsverhältnis, welches unter Umständen als sehr belastend empfunden werden kann. Der Einzelne mag etwas erreichen wollen, was sich nicht mit den Vorstellungen oder Verhaltensvorgaben des Umfeldes deckt, in dem sich der Mensch bewegt. Lebt eine junge Frau in einer Familie, in der Werte des Familienzusammenhalts aller Familienmitglieder einen wichtigen Faktor darstellen, werden Bestrebungen von Autonomie vermutlich nur dann möglich, wenn auch gegen die Familienwerte gehandelt wird. Die junge Frau befindet sich in einem Konflikt, der eine innere Zerrissenheit zur Folge haben kann. Folgt sie ihren eigenen Impulsen und lehnt sich offen gegen die Werte auf, die der Familie so wichtig sind und riskiert sie, dadurch in die Rolle derjenigen zu geraten, die das „Glück der Familie“ aufs Spiel setzt? Oder unterdrückt sie ihre eigenen Bedürfnisse und beschneidet hierdurch ihre eigene Weiterentwicklung um den Preis ihres Wohlbefindens? Doch vorsicht: All diese Aspekte spielen sich in der Regel im Bereich des Imaginären ab - in der *Vorstellung* darüber, dass ein bestimmtes Verhalten gewisse Reaktionen hervorruft. Diese Vorstellung muss sich nicht zwingend mit der Realität decken. Eigene Bedürfnisse – sei es nun in dem hier genannten Beispiel von Autonomiebestrebung vs. Familienzusammenhalt oder in anderen Konfliktsituationen – sind jedoch vom Betroffenen nicht immer klar erkennbar und zuzuordnen. So mag sich nur ein diffuses Gefühl von Unbehagen bilden, das sich einem genauem Greifen entzieht und infolgedessen weder genau konkretisiert, geschweige denn besprochen werden kann.

Doch ich gehe noch einen Schritt weiter: Selbst wenn sich der Betroffene sehr wohl darüber bewusst sein sollte, was sein Leiden verursacht und welche konkreten Maßnahmen ihm gut tun würden, wäre der Konflikt nicht automatisch eher lösbar, wenn er sich nicht mit den normativen Grundsätzen des Personenkreises deckt, zu dem eine enge emotionale Bindung besteht. Die Akzeptanz dieses Personenkreises würde in seiner Vorstellung ja in dem Moment bedroht, in dem der Betroffene offen das Ungleichgewicht zwischen Wollen und Sollen zur Sprache bringt. Die Zugehörigkeit beziehungsweise soziale Akzeptanz der eigenen Person würde mitunter gefährdet. Innerhalb eines familiären Rahmens, in der die Zugehörigkeit des Familienmitgliedes eher seltener gefährdet würde, greift die imaginär vermittelte Schuld in besonderem Maße. Das „Familienglück“ gefährdet zu haben, verantwortlich zu sein für den Haussegen, der schief hängt, kann massive Schuldgefühle hervorrufen, denen sich der Betroffene schwer entziehen kann. Selbst wenn also eine Bewusstheit über Problem und zugrundeliegenden Konflikt bestehen sollte, stellt sich die Frage, ob eine offene Kommunikation hier wirklich eine Lösung bedeuten könnte.

An dieser Stelle halte ich fest, dass der Betroffene mitunter eine andere Lösung kreieren muss, die Offenheit ausschließt (sogar ausschließen *muss*) und sich auf die Wirkung seines Verhaltens beschränkt. Weiter oben habe ich kurz angerissen, dass wir mitunter Wirkungen erzielen, die wir vorab weder geplant, noch bedacht haben und dass diese Wirkungen sich möglicherweise innerhalb eines bestimmten Kontextes als sinnvoll und positiv herausstellen.

Solche Wirkungen bestehen in der Regel weiter, solange sich die Zirkularität von erwarteten und bekannten Verhaltensmustern wiederholt. Als Beispiel sei eine Anorektikerin erwähnt, die feststellt, dass ihre Weigerung der Essensaufnahme ihr Autonomie ermöglicht und gleichzeitig eine vermehrte Zuwendung der Familie garantiert.

Die Betroffene sieht sich gewissermaßen „gezwungen“, das Argument Gewichtsabnahme nach außen argumentativ zu verwenden, auch wenn dieses – nach „harten Fakten“ bewertet, keine Gültigkeit mehr besitzt. Die Betroffene muss sich äußern und sieht sich entweder in der Situation, sich der positiven Wirkungen, die sie mit ihrem Verhalten beeinflusst und steuert, nicht in vollem Umfang bewusst zu sein. Oder aber sie ist sich nur allzu klar über die Wirkung und Folgen ihres Verhaltens, was jedoch nicht offen kommuniziert werden darf, da sonst die sich gegenseitig stabilisierenden Verhaltensmuster in sich zusammenfallen würden. In beiden Fällen (im Falle des sich-nicht-bewusst-seins oder des sich-nicht-erklären-könnens von Magersucht einerseits und im Falle des gezielten Einsatzes eines Instrumentes, welches eine bestimmte Wirkung erzielt), kann oder darf das „wahre Motiv“ nicht geäußert werden. In einem solchen Fall wirkt der Wert, der sich für die Magersüchtige in der Wirkung auf der Verhaltensebene äußert, nicht im Vorfeld handlungsorientierend, indem sich darauf ausgerichtet wird, sondern erhält seine Bedeutung erst durch die Reaktionen des Beziehungssystems, in dem sich die Magersüchtige befindet. Der „Gewinn“ liegt in einem solchen Fall auf einer anderen Ebene als der der Körperlichkeit. Solange bei Magersucht aber der Fokus der Aufmerksamkeit vorwiegend auf Ernährung, Essgewohnheiten und Verhaltensänderungen auf körperlicher Ebene gerichtet wird, bleibt die eigentliche Triebfeder für die Aufrechterhaltung der Krankheit stabil. Meiner Ansicht nach könnte dies ein Grund dafür darstellen, dass die Heilungschancen bei Magersucht relativ gering ausfallen. Der Kern, die eigentliche Motivation dieser Krankheit liegt meines Erachtens (in Anlehnung an Stierlin) im Beziehungsgeflecht verborgen und hat mit dem Wunsch, schlank zu sein, nur scheinbar etwas zu tun. Schauen wir tiefer und hinterfragen dieses Konstrukt, können wir meiner Meinung nach Therapieformen bei Magersucht, die sich hauptsächlich auf die Körperlichkeit der Erkrankung beziehen, als lückenhaft bewerten. Wir sind an dieser Stelle gefordert, Therapie für Magersucht neu zu beleuchten beziehungsweise um die Bedeutung der Beziehungsebene zu erweitern. Meiner Meinung nach liegt eine mögliche Antwort auf die Frage, was wir im Falle von Magersucht in den Fokus der Beobachtung nehmen sollten, in der Werteorientierung. Mir stellt sich die Frage, welche Werte die Entwicklung einer Jugendkrise im Allgemeinen und die Magersuchtsproblematik im Besonderen begünstigen und über einen so langen Zeitraum stabilisieren und welche Kräfte sich gegen eine Genesung stellen.

An dieser Stelle möchte ich mich noch einer anderen Thematik zuwenden – der Ausreißerkultur. Nach Stierlin ist der Jugendliche gefordert, einerseits eine Distanz zu den Eltern herzustellen, ohne grundsätzlich die Bindung zu den Eltern zu gefährden (vgl. u.a. Stierlin, 1980, S. 23). Dies scheint – je nach Konstellation der Persönlichkeiten – mitunter ein schwieriges Unterfangen zu sein. Nach Stierlin, der jugendliche Ablöseprozesse im Kontext der US-amerikanischen Gesellschaft beleuchtet, spielen dabei folgende Aspekte eine Rolle:

„Weil ihre Institutionen, Wertvorstellungen und identitätsfördernden Strukturen einer solch rapiden Veränderung unterworfen sind, kann diese Gesellschaft immer weniger einen festen Grund und Bezugspunkt für etwas abgeben, was sich, in Hegels Worten, „an und für sich verändert“ – vor allem die Adoleszenz. Statt einen solchen festen Grund zu bieten, toleriert – und institutionalisiert sogar in einigen Bereichen – diese Gesellschaft eine unbeständige Jugendkultur, oft *Gegenkultur* genannt.“ (Stierlin 1980, S. 24).

Im kommenden Teil werde ich mich in Anlehnung an Stierlin – als ein weiteres Beispiel einer Jugendkrise – einer solchen Jugendkultur zuwenden – der Ausreißerkultur. Somit stellen wir

dem Beispiel Magersucht für eine Jugendkrise noch ein weiteres Beispiel zur Seite. Nach der Nussbaumschen Tabelle kann - im Zusammenhang mit Aspekten der psychosozialen Entwicklung nach Erikson und der in dieser Arbeit vorgestellten Aspekte der Jugendkrisen von Stierlin - festgehalten werden, dass eine noch mangelhafte Entwicklung folgender Fähigkeiten möglicherweise Jugendkrisen begünstigen können: Die Fähigkeiten, eine Krise zu bewältigen, ohne sich selbst (und/oder anderen Personen) Schaden zuzufügen; die Fähigkeit zur gelingenden sozialen Interaktion; die Fähigkeit, Schuld- und Schamgefühle auf eine Weise neu zu bewerten, so dass Abgrenzung eher ermöglicht wird.

3.4 Jugendkrisen im Kontext elterlicher Entwicklungsaufgaben am Beispiel der Ausreißerkultur

Stierlin sieht jugendliche Entwicklungsprozesse immer auch im Kontext mit der Gesellschaft, innerhalb derer sich diese Prozesse vollziehen. Stierlin bezieht sich in seinen Schriften auf die US-amerikanische Gesellschaft (vgl. u.a. Stierlin 1980, 1980, 1989, 2007). Wenn auch signifikante Unterschiede zwischen amerikanischen und europäischen Gesellschaftsformen bestehen, so sind meiner Ansicht nach einige relevante Aspekte, die Stierlin in Amerika untersucht hat, ohne weiteres auf unsere deutsche Kultur übertragbar.

„Diese Gesellschaft, geschüttelt von einem sozialen Umbruch ohnegleichen, wirkt auf vielen Ebenen darauf ein, ob und auf welche Weise der Jugendliche Autonomie erlangt. [...] Weil ihre Institutionen, Wertvorstellungen und identitätsfördernden Strukturen einer solch rapiden Veränderung unterworfen sind, kann diese Gesellschaft immer weniger einen festen Grund und Bezugspunkt für etwas abgeben, was sich [...] „an und für sich verändert“ – vor allem die Adoleszenz. Statt einen solchen festen Grund zu bieten, toleriert – und institutionalisiert sogar in einigen Bereichen – diese Gesellschaft eine unbeständige Jugendkultur, oft Gegenkultur genannt. Diese Jugendkultur verspricht und repräsentiert einen neuen Lebensstil und Wertvorstellungen, die, wenn auch oft nur vage, mit Lebensstil und Wertvorstellungen der Elterngeneration in Konflikt stehen.“ (Stierlin 1980, S. 23f.)

Eine Parallele zwischen der US-amerikanischen Gesellschaft und der europäischen Kultur ist zweifelsohne die Unbeständigkeit von Wertvorstellungen und die „Verflüssigung“ der Moderne. Wir haben in Teil 1.1.2, 1.1.3 mit Bauman die Brüchigkeit verbindlicher Werte und Normen im Kontext europäischer Kultur kennengelernt. An dieser Stelle möchte ich daher nochmals auf den Aspekt der „Verflüssigung“ zurückkommen, den ich weiter oben mit Bauman bereits aufgegriffen habe:

„Flüssigkeiten bewegen sich mit Leichtigkeit. [...] Sie sind im Gegensatz zu Festkörpern nicht leicht aufzuhalten – manche Widerstände umfließen sie, andere lösen sie auf oder werden von ihnen aufgesogen oder sickern durch sie hindurch. [...] Die außerordentliche Mobilität von Flüssigkeiten legt die Assoziation der „Leichtigkeit“ nahe. [...] Bei „Leichtigkeit“ und „Schwerelosigkeit“ denken wir an Beweglichkeit und Ungebundenheit.“ (Bauman 2003, S. 8).

Kulturelle Kontexte, die bei Jugendkrisen eine Rolle spielen, scheinen sich in westlichen Kulturkreisen nur marginal voneinander zu unterscheiden. Die speziellen Herausforderungen, denen Jugendliche sich im Kontext von Identitätsentwicklung gegenübergestellt sehen, scheinen sich prinzipiell ähnlich zu sein. Diese Verflüssigung, Unbeständigkeit oder Flüchtigkeit bildet für Jugendliche den Rahmen, auf dessen Fundament sie eine stabile Persönlichkeit zu bilden haben.

In seiner Schrift „Eltern und Kinder“ (1980) greift Stierlin das Thema Ausreißer auf, um Ablöseprozesse im Jugendalter „in seiner ganzen Bedeutung erforschen zu können“ (vgl. Stierlin 1980, S. 22). Die Magersucht, die ich als eine mögliche Erscheinungsform einer Jugendkrise als Beispiel herangezogen habe, soll in dieser Arbeit nicht als einziges Beispiel bestehen bleiben.

Ablösungsbestrebungen im Jugendalter sind für eine Heranreifung der eigenen Persönlichkeit sowie die Entwicklung individueller Fähigkeiten notwendig.

„Nach dem psychoanalytischen Entwicklungsmodell erlangt der Jugendliche Autonomie und Identität dadurch, dass er Konflikte internalisieren und tolerieren lernt und sich aktiv Partner und Wertvorstellungen außerhalb seiner Familie sucht. Dieser Drang nach Autonomie bezieht seine Kraft und seine Form sowohl aus sozialen Erwartungen wie auch aus psychophysiologischen Reifungsprozessen, die sich auf die gesamte Existenz des Jugendlichen auswirken.“ (Stierlin 1980, S. 22)

Problematiken, die sich im Rahmen von jugendlichen Ablösungsbestrebungen herauskristallisieren können, driften unter Umständen in eine lang anhaltende Krise, wenn es den Akteuren (Jugendlichen, Eltern und wichtigen Bezugspersonen) nicht gelingt, eine alternative Form der Konfliktbewältigung zu entwickeln. Der Jugendliche ist nach Stierlin durch die Folgen seines Reifungsprozesses zunehmend in der Lage, „komplexe reversible logische Operationen“ durchzuführen und sich hierüber Handlungsalternativen zu erwerben. Eine zunehmende Differenzierung von Bewertungen, Einstellungen, Motiven, etc.. bei sich selbst, bei engen Bezugspersonen und anderen Menschen wird möglich. Die Beziehungsebene zwischen Eltern und Jugendlichen wird auf eine neue Ebene gestellt, "alte" und "bewährte" Formen des zwischenmenschlichen Umgangs greifen nun nicht mehr.

„In diesem Stadium der Entwicklung treten auch Verschiebungen und Transformationen der Loyalitätsbindungen auf. Solche Verschiebungen und Transformationen sind relativ. Obwohl der Jugendliche versucht, seinen Eltern treu zu bleiben, muss er eine Distanz zu ihnen gewinnen und die elterlichen Introjekte modifizieren, um sich relativ frei von Schuldgefühlen, Personen und Wertvorstellungen außerhalb seiner Familie zuwenden zu können [...]“ (Stierlin 1980, S. 23)

Eine Form, in der sich eine Jugendkrise manifestieren kann, ist das Weglaufen. Stierlin unterscheidet zwischen *erfolglosen* (Ausreißer in Krisensituationen) und *erfolgreichen* Ausreißern (unbekümmerte Ausreißer). Zu den erfolglosen Ausreißern zählt Stierlin die Jugendlichen, die trotz Ausreißbestrebungen an ihr Zuhause und ihre Familie gebunden bleiben. Sie laufen weg, inszenieren jedoch nach kurzer Zeit eine Situation, die sie wieder zu ihrer Familie zurückführt – sie lassen sich z.B. beim Diebstahl erwischen, so dass sie von der Polizei gefasst und wieder zurückgebracht werden. Auch kommen die erfolglosen Ausreißer nach relativ kurzer Zeit von alleine wieder heim. Nach Stierlin

„sind diese Jugendlichen [...] offensichtlich einander widersprechenden Kräften unterworfen, die von ihren Eltern, aber auch von ihrem eigenen Inneren ausgehen. Diese Kräfte bestimmen die Art und Weise ihrer Unternehmungen.“ (Stierlin 1980, S. 75)

Ausreißer, die in akuten Krisensituationen von zu Hause wegliefen, aber nicht lange bleiben (können), sind vermutlich vermehrt durch ambivalente Werte gebunden, die sie in einen inneren Konflikt stürzen:

„Während sie von zu Hause weg (und doch noch gebunden) sind, scheinen sie oft in einem tiefen Konflikt zu stecken, in dem Konflikt, dass sie ihren Eltern davongelaufen sind, dass sie in der Subkultur der Ausreißer leben, dass sie anderen Schmerzen zufügen, indem sie ihre

eigenen Ziele verfolgen. Ihr Ausreißen reflektiert vor allem eine Krise in ihrem eigenen Leben und dem Leben ihrer Eltern.“ (Stierlin 1980, S. 31)

Nach Angaben des BKA sind im Jahre 2011 (Erfassung bis Mitte Nov. dieses Jahres) in Deutschland 834 Jugendliche im Alter von 14 bis 17 Jahren von zu Hause ausgerissen. Davon waren 361 männlichen und 473 weiblichen Geschlechts. Diese Zahlen beinhalten sowohl die Ausreißer, die innerhalb weniger Tage zurückkehren als auch die, die längere Zeit verschwunden bleiben (Quelle: BKA, Wiesbaden).

Erfolgreiche Ausreißer bleiben mit ihren Familien verbunden und geben ihre – eher halbherzigen – Ausreißversuche bald auf. Stierlin geht davon aus, dass erfolgreiche Ausreißer verschiedene delegierte Aufgaben zu erfüllen haben, die einander widersprechen. Der Jugendliche kann sich aufgrund des hohen Bindungsmodus in der Familie nicht widersetzen. Im Gegensatz zu den Ausreißversuchen, die mit einer relativ schnellen „Heimkehr“ enden, haben die unbekümmerten Ausreißer nach Stierlin wenig Skrupel, von zu Hause lange wegzubleiben. Sie vermitteln eher einen durchsetzungsfähigen Eindruck und scheinen sich somit eher für das Überleben außerhalb der Familie zu eignen. Ihnen gelingt es eher, sowohl längere Zeit von zu Hause fernzubleiben als auch gleichzeitig eine außerfamiliäre Stabilität aus tieferen Beziehungen zu Gleichaltrigen zu ziehen.

Da sich Problemdynamiken immer in Abhängigkeit von Beziehungen entwickeln und stabilisieren, also immer im Rahmen sozialer Interaktion stattfinden – sind auch im Falle des Ausreisens die Gründe hierfür nicht *nur* im Jugendlichen selbst auszumachen. Wir müssen auch hier – wie ich es bereits am Beispiel der Magersucht dargestellt habe – die Abhängigkeiten im Beziehungsgeflecht mit berücksichtigen. Stierlin beleuchtet in diesem Zusammenhang die Rolle der Eltern im Ablöseprozess. Hierbei beleuchtet Stierlin besondere Aspekte der Lebensphasen in denen Eltern sich in der Regel befinden, wenn Jugendliche beginnen, sich von zu Hause zu lösen. Es besteht durch die verschiedenen Lebensthemen, denen sich Kinder und Eltern gegenübergestellt sehen, ein Konfliktpotenzial, welches zu einer Verzerrung des Ablöseprozesses und in eine Jugendkrise hineinführen kann.

„Bei den Eltern finden sich in Bezug auf diese Faktoren Entwicklungstendenzen, die denen der Jugendlichen entgegenlaufen und daher ein Licht auf die Unterschiede zwischen Eltern und Kindern werfen können.“ (Stierlin 1980, S. 34)

Im Folgenden greife ich einige Aspekte dieser Unterschiede auf und stelle sie den Argumenten von Stierlin (1980) folgend anhand einer tabellarischen Darstellung vor. An dieser Stelle möchte ich den Hinweis platzieren, dass sich aus heutiger Sicht die nach Stierlin (1980) klaren Abgrenzungen unterschiedlicher Lebensthemen (Schaubild 26), unterschiedlicher Fähigkeiten (Schaubild 27) und unterschiedlicher Werteorientierungen (Schaubild 28) zwischen Eltern und Jugendlichen teilweise als strittig erweisen. Daher darf die tabellarische Darstellung auf den folgenden zwei Seiten nur als Tendenz aufgefasst und weniger als absolute Aussage verstanden werden.

:

| Unterschiedliche Lebensthemen bei Eltern und Jugendlichen | |
|--|---|
| Eltern | Jugendliche |
| Haben sich gesellschaftlich positioniert | Sind dabei, sich gesellschaftlich zu positionieren |
| Lebenskurve zeigt nach unten | Lebenskurve zeigt nach oben |
| Sexuelle Liebe tritt tendenziell eher in den Hintergrund | Sexuelle Liebe macht ein zentrales Thema im Jugendalter aus |
| Energie und körperliche Kraft lassen langsam nach | Energie und Kraft stehen in vollem Umfang zur Verfügung |

(Schaubild 26: Unterschiedliche Lebensthemen bei Eltern und Jugendlichen)

Neben den Unterschiedlichkeiten der aktuellen Lebensthemen bestehen naturgemäß auch Unterschiede hinsichtlich elterlicher und jugendlicher Fähigkeiten.

| Unterschiedliche Fähigkeiten bei Eltern und Jugendlichen | |
|--|---|
| Eltern | Jugendliche |
| Kognitive Fähigkeiten nehmen langsam ab | Stadium abschließender Entwicklung kognitiver Fähigkeiten |
| Routine steht bei der Alltagsbewältigung im Vordergrund | Ausprobieren ist zentraler Bestandteil des Alltags |
| Bewusstwerdung verpasster Chancen und Konfrontation mit Grenzen in der Lebensplanung | Erleben und Nutzen von Chancen bei gleichzeitiger Möglichkeit eines neuen Versuches oder der Neuorientierung bei Misserfolg |
| Mitunter besteht Wunsch nach Neuanfang im Falle verpasster Chancen | Jugendliche stehen am Anfang |

(Schaubild 27: Unterschiedliche Fähigkeiten bei Eltern und Jugendlichen)

Eltern in den mittleren Lebensjahren müssen nach Stierlin bestehende Loyalitätsbindungen bestätigen, während Jugendliche bestrebt sind, bestehende Werte zu hinterfragen und mit anderen, außerfamiliären Werten zu vergleichen und ggf. zu modifizieren.

„Sie (die Eltern) fragen sich, ob sie ihre Verpflichtungen erfüllt haben und ihrer Verantwortung entsprechend gehandelt haben: als Eltern gegenüber ihren Kindern, als Kinder gegenüber ihren eigenen Eltern, im Beruf und gegenüber ihrer Umgebung. All dies scheint ein Teil jener Suche nach Integrität zu sein, von der Erikson (1966) annimmt, dass sie diesen Lebensabschnitt charakterisiert. [...] Zusätzlich zur Bestätigung bestehender Loyalitäten und Bindungen scheint eine kontemplative Haltung in bezug auf das Leben und die Welt nötig zu sein, sobald man sich unausweichlich auf den Tod hinbewegt.“ (Stierlin 1980, S. 40)

Die Suche nach Integrität und Treue beinhaltet demnach auch eine Orientierung an Werten. Während der Heranwachsende die Werteorientierung als Richtungsweisung braucht für etwas, was noch vor ihm liegt und wohin er sich entwickeln möchte, sehen Eltern die Werteorientierung unter dem Aspekt, wie sie ihr bislang gelebtes Leben beurteilen können. In der Mitte des Lebens besteht prinzipiell die Möglichkeit, einen Teil bislang verpasster Chancen ggf. noch realisieren zu können. Die Frage, vor die sich Eltern gestellt sehen, lautet: Kann ich mit dem bislang Erreichten zufrieden sein? Und falls nicht: Gibt es Möglichkeiten, das Verpasste noch nachzuholen?

| Unterschiedliche Werteorientierungen bei Eltern und Jugendlichen | |
|--|---|
| Eltern | Jugendliche |
| Bestehenden Werten gegenüber besteht hohes Bedürfnis nach Loyalität vor dem Hintergrund, „gut“ und „richtig“ gelebt zu haben | Das persönliche Wertekonstrukt ist in der Entstehung, außerfamiliäre und differenzierte Orientierung ist zentrales Thema dieser Phase |
| Bestehende Werte suchen nach Bestätigung | Bestehende Werte werden hinterfragt, werden mitunter nicht mehr als "zeitgemäß" empfunden |
| Neuorientierungen in mittleren Lebensjahren zwar möglich, aber begrenzt | Viele Wege stehen noch offen |

(Schaubild 28: Unterschiedliche Werteorientierungen bei Eltern und Jugendlichen)

Nach Stierlin spielt der innerfamiliäre Bindungsmodus sowohl bei magersüchtigen Jugendlichen als auch bei Ausreißern eine große Rolle. Das Konzept der Beziehungsmodi beleuchtet das familiäre Zusammenspiel zwischen den Generationen hinsichtlich zentripetaler (bindender), zentrifugaler (ausstoßender) und – bei einem hin- und herpendeln beider Kräfte – delegierender Aspekte, die Stierlin als „verdeckte organisierende Grundmuster“ wahrnimmt (vgl. Stierlin 1980). Diese Grundmuster beeinflussen die Interaktion zwischen Eltern und Kindern (beziehungsweise Jugendlichen) und gestalten somit auch die Bedingungen für Jugendkrisen mit. Diese Beziehungsmodi sind nach Stierlin immer reziprok, die Jugendlichen beeinflussen die zwischenmenschliche Interaktion in gleichem Maße wie umgekehrt. Sie sind jedoch auch transitiv in dem Sinne, dass elterlicher Einfluss das Kind durch die elterliche „stärkere Realität“ prägt.

Bezogen auf die Ausreißerthematik bedeutet dies, dass Stierlin einen Zusammenhang herstellt zwischen Beziehungsmodus und Ausreißerverhalten. Jugendliche, die in der Familie einen starken Bindungsfaktor wahrnehmen, sind die nach Stierlin bezeichneten „erfolglosen“ Ausreißer, die nach kurzer Zeit wieder zurückkehren. Sie schaffen es nicht, sich den harten Bedingungen außerhalb der Familie lange auszusetzen. Zudem werden sie häufig von Schuldgefühlen gequält, weil sie ihrer Familie durch ihr Verhalten Kummer bereiten. Herrscht im familieninternen Klima der Ausstoßungsmodus vor (in diesen Fällen erleben Eltern ihre Kinder überwiegend als Störfaktor und vermitteln dem Kind wenig Zuwendung und Interesse), reagieren Jugendliche unbekümmerter. Sie gehen davon aus, dass sie in der Familie nicht erwünscht sind, empfinden dadurch wenig Schuldgefühle und sehen keinen Grund, wieder zurückzukehren. Das emotionale Klima in diesen Familien unterscheidet sich sehr von der Bindungsfamilie, die ganz im Gegensatz hierzu das andere Extrem lebt: Die Kinder und Jugendlichen haben häufig zu wenig Freiraum, während Heranwachsende aus Familien, die nach dem Prinzip des Ausstoßungsmodus vorgehen, mitunter sehr vernachlässigt werden.

Ich kann im Rahmen der hier aufgeführten Beispielfälle bei Jugendkrisen (Magersüchtige und Ausreißer) festhalten, dass es in beiden Szenarien häufig um Konflikte im Ablöseprozess geht. Sowohl bei Magersucht als auch bei Ausreißern lassen sich Bindung und Ablösung in einer gewissen Weise vereinen. Das Ausleben von ambivalenten Empfindungen, zwischen denen Jugendliche oftmals hin- und herpendeln, scheint demnach eine mögliche Bewältigungsstrategie darzustellen. Sowohl im exzessiven Hungern als auch im Falle der erfolglosen Ausreißer (Ausreißer in Krisensituationen) lassen sich sehr gut die ambivalenten Gefühle und Bestrebungen Jugendlicher erkennen. Das Austarieren gegensätzlicher Empfindungen scheint notwendig zu sein, um letztlich zu einer Balance zu finden. Die

Fähigkeit, ein Gleichgewicht herzustellen, ist bei Jugendlichen erst in der Entwicklung begriffen und kann somit in eine Krise hineinführen.

Nun wird es darum gehen, die Quintessenz meiner Annahmen auf den therapeutischen Kontext zu übertragen. Ich habe nun weiterführend zu fragen, welcher Weg die Wahrscheinlichkeit erhöht, aus dem Dilemma einer Jugendkrise am Beispiel Magersucht ausbrechen zu können. Welche therapeutischen Indikationen könnten hier eine Genesung begünstigen? Wann gerät der Therapeut ggf. selber in den Sog der Stabilisierung, ohne es zu wollen oder ggf. sogar zu merken?

Teil 4: Jugendkrisen und therapeutische Perspektiven

Teil 4.1: Der systemisch-therapeutische Kontext - eine allgemeine Übersicht

Einleitung zu Teil 4.1

Welche Aspekte mit der Sichtweise konstruktivistischer Theorien einhergehen, habe ich bereits in Teil 2.1.1 „Beobachtertheorien und Wirklichkeit“ dargestellt. Des Weiteren habe ich in Teil 2.2.3 den Einflussfaktor normativer Werte aus Sicht der vier Diskurstheorien beleuchtet, die uns noch einmal den Konstruktcharakter von Wertmaßstäben vor Augen geführt haben, die im Rahmen verschiedener Verständigungsgemeinschaften gelten. Eine Allgemeingültigkeit grundsätzlicher Wahrheiten und Wertungen kann in Anlehnung an konstruktivistische Weltanschauungen ausgeschlossen werden:

„In den Interaktionen und Beziehungswirklichkeiten, in den Diskursen und Beobachtungen müssen diese Verständigungsgemeinschaften selbst erst herausfinden, ob und inwieweit diese Sicht zu ihnen passt und was sie damit re/de/konstruieren wollen und können. Sie erkennen an, dass Andere anders sein können. Sie verschleiern nicht die Macht, die sie denen gegenüber ausüben, deren Normen sie nicht teilen. Sie bemühen sich zumindest, den Eigensinn und die Berechnung, die dem eigenen, als passend erscheinendem Handeln zugrunde liegen, zu reflektieren und offen zu legen. Ein paradigmatisches Beispiel dafür ist für mich der Diskurs in der systemischen Therapie. Er zeigt eine Verständigungsgemeinschaft in der Bewegung, die als Basis den Konstruktivismus gut gebrauchen kann, um sich einen Hinter-Grund zu verschaffen, der die Freiheit der Bewegung legitimiert und die Bereitschaft für verändernde Lösungen stimuliert.“ (Reich 1998, Bd. 2, S. 427f.)

Was das im Rahmen von Therapie bedeutet, werde ich im folgenden Teil näher beleuchten. Die Frage, die ich mir nun im vorliegenden Teil dieser Arbeit zu stellen habe, lautet: Welche Konsequenzen hat diese Erkenntnis für uns als Therapeuten? Und auf welcher Basis kann Therapie funktionieren, wenn es keine „übergeordnete Wahrheit“ gibt, auf dessen Fundament Verhaltensweisen als „richtig“ oder „falsch“ klassifiziert werden können?

In Teil 4.1.1 widme ich mich im ersten Schritt der konstruktivistischen Sichtweise systemischer Therapie, die auch eine besondere innere Haltung des Therapeuten einschließt. Hier werden grundlegende Prinzipien und Werkzeuge systemischer Herangehensweisen beleuchtet, die einen Großteil konstruktivistischer Denkmodelle bereits aufgreifen und praxisorientiert umsetzen. Im Anschluss daran folgt in Teil 4.1.2 eine kurze Vorstellung der Reziprozität von Sprache und Konflikt, welche im Rahmen von Therapie eine besondere Bedeutung erhält. In Teil 4.1.3 stelle ich dann einen Auszug spezieller Fragetechniken systemischer Therapie vor und erläutere die dahinterstehende „Logik“ beziehungsweise „Sinnhaftigkeit“ im Kontext von Magersucht. Im Anschluss daran greife ich die Thematik über die emotionale Rahmung von Therapie auf.

4.1.1 Systemische Therapie aus Sicht einer konstruktivistischen Perspektive

Dass ich in meiner Arbeit die Metatheorie einer konstruktivistischen Perspektive als Grundlage meiner Überlegungen heranziehe, ist kein Zufall. Als systemische Therapeutin vertrete ich die Meinung, dass eine konstruktivistische Grundhaltung sowohl in der therapeutischen Arbeit mit Klienten als auch im alltäglichen Umgang mit Menschen oftmals zu Lösungen führen kann.

Die systemische Therapie greift konstruktivistische Annahmen auf und unterscheidet sich somit auf – wie ich finde – sehr eindrucksvolle Weise von herkömmlichen therapeutischen Richtungen.

„Unter <systemischer Therapie> verstehe ich, die Praxis an Systemtheorie und konstruktivistischer Erkenntnistheorie zu orientieren. Wesentlich ist, dass dieser geistige Hintergrund es erlaubt, Therapie als Hilfe für *autonome* Menschen zu begreifen, um mit minimaler Einmischung optimale Veränderung zu ermöglichen.“ (Ludewig 1997, S. 13)

Gehen wir davon aus, dass in vielen Fällen ein wesentliches Thema bei Magersucht die Gewinnung von (insbesondere weiblicher) Autonomie zu sein scheint, dann dürfte der Rückschluss erlaubt sein, dass eine Therapieform, die auf der Grundlage basiert, den Klienten als einen kompetenten Partner bei der Lösungsfindung seines Problems zu betrachten:

„Die zentralen Beiträge des humanistischen Ansatzes zur Entwicklung der Psychotherapie sind: Betonung des Hier und Jetzt (Orientierung an der Gegenwart), Konzentration auf die Eigenarten des Hilfesuchenden (Klientenzentriertheit) und auf die Beziehung zwischen Klient und Therapeut (Interaktionsansatz). Zudem fördert die humanistische Therapie, was ohnehin im Klienten angelegt ist (orientiert sich also an den „Ressourcen“), und berücksichtigt dabei die Autonomie des Klienten („Respekt als Grundhaltung“). (Ludewig 1997, S. 49)

Gehen wir ferner davon aus, dass ein Aspekt, der Magersucht begünstigen kann, in einer nicht gelebten Ambivalenztoleranz liegen mag, macht es Sinn, wenn wir als Therapeuten versuchen, eine ggf. vorherrschende Ambivalenzlosigkeit im Familiensystem „aufzuweichen“. Gerade im Hinblick darauf scheint es von besonders wichtiger Bedeutung zu sein, dass die therapeutische Aufgabe eines Systemikers darin besteht, sich die „Welt des Klienten“ zu erschließen und vorgegebene Ziele beziehungsweise Wertmaßstäbe aufzuweichen, wenn diese mit dem Problem verzahnt sind. Die Haltung des Therapeuten sollte dementsprechend „veränderungsneutral“ sein, d. h. er sollte keine wertende Vorstellung von „richtig“ und „falsch“ in seine Haltung einfließen lassen. (vgl. von Schlippe / Schweizer, 2002) Konsequenterweise besteht die Zielsetzung systemischer Therapie nicht darin, Ziele vorzugeben und eine konkrete Orientierung zu vermitteln, sondern die Muster, die das Problem begleiten und stützen, zu perturbieren, um somit die Handlungsoptionen des Klienten zu erweitern. Es werden mit dem Klienten gemeinsam alternative Werte und Handlungsoptionen erarbeitet und eher selten konkrete Lösungen vorgegeben. Kurz: Systemische Therapeuten sollten stets versuchen, möglichst offen zu bleiben hinsichtlich ihrer eigenen Sinn- und Deutungskonstruktionen.

„Der Fokus systemischer Therapeutinnen richtet sich gegenwärtig weniger auf Technik, als vielmehr auf die Haltung der Therapeutin, die eher selbst-bewusst ist, multi-positional, aufmerksam gegenüber Anknüpfungen [...], realistisch in Hinblick auf die Möglichkeit, Änderungen hervorzurufen und „respektlos“ [...]. Diese Haltungen werden eher in der Aufmerksamkeit der Therapeutin – und in ihrer Neugier – gegenüber ihrer eigenen Teilnahme am beobachteten System gezeigt und in ihrer Bereitschaft, Erklärungen, unterschiedlichen

Perspektiven und möglichen Ergebnissen gegenüber offen zu sein, ohne deswegen überhaupt keine Position einzunehmen.“ (E. Jones 1995, S. 48)

Grundsätzlich unterscheiden sich systemische Denkmodelle und herkömmliche Therapien durch eine andere „Logik“, durch ein anderes „Bewertungskriterium“, welches sich sowohl generell auf das Phänomen „Problem“ bezieht, als auch deren „Behandlungsform“ betrifft. Systemische Therapie kann demzufolge als die methodisch geführte Form der Selbstreflexion bezeichnet werden.

Üblicherweise herrscht die Auffassung bei nicht-systemischen therapeutischen Methoden vor, dass eine „erfolgreiche Problemlösung“ als Therapieerfolg gewertet wird, wohingegen ausbleibende Lösungen oft dem „Versagen“ des Klienten zugeschrieben werden. Hier erfolgt die Bewertung des Klienten über außen stehende Personen, die über das Verhalten der Klienten wertend urteilen. Dieses Modell urteilt nach der Differenz von Ist und Soll und betrachtet die als Problem definierten Verhaltensweisen des Klienten als Störfaktoren, die es zu lösen gilt – es ist demnach defizitorientiert. Konstruktivistische Modelle betrachten hingegen eine Person, die aufgrund von *für sie gültigen Motiven* und vor dem Hintergrund *ihrer* Lebenswelt handelt. Hier ist der Fokus nicht auf den problembelasteten Menschen gerichtet, der im Anschluss an die Anpassung therapeutischer Vorgaben „geheilt“ aus der Beratung entlassen wird, sondern die Interaktion, in der ein Therapeut in die Konstruktion seines Gegenübers eintaucht, um ihn in *seiner* Wirklichkeit zu begreifen und dann mit ihm gemeinsam die Lösungswege aushandelt, die viabel sind im persönlichen und gesellschaftlichen Kontext. Oder mit anderen Worten: das in Therapie gültige Wertekriterium wird nicht durch den Therapeuten definiert, es wird im Rahmen des interaktiven Austausches zwischen Klient und Therapeut gemeinsam erarbeitet. Der Maßstab, der hier als richtungweisend gilt, ist die Wirklichkeitskonstruktion des Klienten – nicht die des Therapeuten. Wirklichkeit ist ein subjektabhängiges Konstrukt. Daher können Therapeutenkonstruktionen nicht den Konstruktionen aufgrund eines höheren beziehungsweise „richtigeren“ Wahrheitsgehaltes der Klienten überlegen sein.

Verfolgt der Therapeut das Ziel, alte Denkmuster seiner Klienten „aufzuweichen“, erzielt er allein durch seine Haltung eine entsprechende Wirkung. Wird bspw. im Rahmen von Therapie vermittelt, dass Bindungsbestrebungen im Kontext von Magersucht durchaus kritisch zu sehen sein können, wird das System Familie sich eher mit der Ambivalenz von Bindung auseinandersetzen, als wenn Bindung seitens des Therapeuten als unhinterfragt erstrebenswert konnotiert wird.

Durch die innere Haltung einerseits und die verbalen Äußerungen des Therapeuten andererseits wird von vornherein eine Atmosphäre geschaffen, die per se schon das Gelingen oder Misslingen von Therapie beeinflusst. Im ungünstigsten Falle kann es geschehen, dass durch entsprechende therapeutische Fragetechniken oder Haltungen Konflikte erst inszeniert werden, die zuvor keine oder nur eine geringe Relevanz im Familiensystem aufwiesen. Durch Sprache können Konflikte im Rahmen von Therapie erst inszeniert werden oder aber eine Lösungsfindung wird verhindert und es erfolgt eine weitere Stabilisierung des Problems. Der Therapeut therapiert mitunter „am Problem vorbei“ und erreicht die Verstärkung des alten Musters, was das Ausbrechen fester Strukturen noch weiter erschwert. Oder mit anderen Worten: Eine vorschnelle Gewissheitsfindung auf Seiten des Therapeuten erschwert zusätzlich die Auflösung starrer Strukturen. Die Gefahr liegt darin, dass Therapeuten entlang ihrer entwickelten Theorien Fragen so formulieren, dass ihre Thesen bestätigt werden beziehungsweise die Klienten in diese Theorie hinein „besprochen“ werden.

Der Therapeut hat sich, will er nicht in diese Falle tappen, ständig zu hinterfragen hinsichtlich seiner eigenen Konstruktionen und der Art und Weise, wie er diese verbal (oder nonverbal) in das therapeutische Setting einfließen lässt.

Im Rahmen systemischen Wirkens kann folgendes festgehalten werden:

„Insgesamt berücksichtigen wir drei miteinander zirkulär vernetzte Ebenen der Organisation: der Ebene der *Grundannahmen* (Bedeutungsgebung, „Landkarten“), die Ebene der *intrapsychischen Prozesse* (Wahrnehmen, Denken, Fühlen bis hin zum Handeln) und die Ebene der *interpersonellen Dynamik* (Beziehungsmuster). Während sich psychodynamisch orientierte Psychotherapien vorwiegend auf die intrapsychischen Prozesse konzentrieren, misst die systemische Therapie der Veränderung von Grundannahmen und Interaktionsregeln mehr Bedeutung zu.“ (Stierlin 2003, S. 79)

Im Rahmen systemischer Therapien geht es vor allem um eines: Immer wieder den Blick auf mögliche Verknüpfungen und Unterschiede zu lenken. Das Ziel besteht eben *nicht* darin, nach einer „wahren Hypothese“ zu suchen. Jede Hypothese, die von der Familie als nicht stimmig zurückgewiesen oder aber bestätigt wurde, verliert in diesem Moment an therapeutischer Relevanz und wird nicht mehr betrachtet. Die dahinter stehende Grundannahme gründet sich auf die Vorstellung, in das bestehende System (wie bspw. die Familie) immer neue Sichtweisen beziehungsweise Informationen einfließen zu lassen, um die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, starre Denk- und Handlungsmuster durch Perspektivenwechsel und Neubetrachtung „aufzuweichen“. Systemische Hypothesen unterscheiden sich in diesem Sinne von wissenschaftlichen Hypothesen, die letztlich verifiziert oder falsifiziert werden. Hier geht es allein um das Einführen neuer Denkkonstrukte, die sich von der bisherigen Sichtweise und Erklärungsmodells des Familiensystems unterscheiden.

Wir, als systemische Therapeuten, vertreten in der Regel die Annahme, dass der Klient der Experte seines eigenen Lebens ist und dass für ihn elementare Gründe vorliegen, eine Situation aktiv aufrecht zu erhalten, die jedoch gleichzeitig als problematisch empfunden wird. Probleme haben einen ambivalenten Charakter – genauso wie deren Lösung. Erinnern wir uns an unser exemplarisches Beispiel der Magersucht, die – je nach Perspektivenwechsel – ihr Erscheinungsbild ändert und auch Vorteile aufweist. Sei es im Rahmen eines interaktiven Beziehungsgeflechtes, sei es hinsichtlich der eigenen Identitätsentwicklung, sei es als „legitimes Moratorium“, um einen Aufschub bestimmter Anforderungen zu erreichen – die empfundenen Vorteile mögen so vielfältig sein wie die Familien, in denen sie aufblitzen. Wir als Therapeuten haben diese Ambivalenzen zu berücksichtigen und kommen nicht umhin, sie aufzugreifen und *mit* ihnen zu arbeiten, möchten wir die therapeutische Erfolgsquote bei Magersucht günstig beeinflussen.

Aber Vorsicht: nicht alles, was ein Mensch für sich aufgrund subjektiver Entwicklung als viabel erachtet, muss auch als gruppenbezogene und gesellschaftlich viable Konstruktion akzeptiert werden. Der Therapeut befindet sich somit ständig in einem Spannungsfeld zwischen der Akzeptanz subjektiver Entwicklungswege einerseits und gesellschaftlicher Ansprüche und sozialer Orientierung andererseits. In unserem Beispiel der Magersucht bedeutet das, dass wir einerseits nach außen eine „Veränderungsneutralität“ zu zeigen haben und uns „wertneutral“ im Rahmen von Therapie bewegen, uns andererseits aber auch einer Verantwortung gegenüber sehen, die ein „konsequentes Eingreifen“ erfordert, sobald die Erkrankung der Magersüchtigen lebensbedrohliche Ausmaße annimmt. Die wertneutrale Haltung des systemischen Therapeuten muss immer dann einem wertenden Verhalten weichen, sobald eine akute Gefährdung des Klienten und/oder seines Umfeldes besteht.

Bevor ich mich im folgenden Teil auf den Zusammenhang von Sprache und Problem im therapeutischen Rahmen zuwende, möchte ich ergänzend zum bisher Geschriebenen noch den Begriff trivialer und nicht trivialer Maschinen aufgreifen, der von Heinz von Foerster geprägt wurde. Die Unterscheidung zwischen trivial beziehungsweise nicht trivial wird nach dem

Grad der Komplexität getroffen. In diesem Sinne gelten Menschen als nicht triviale Maschinen, werden jedoch im zwischenmenschlichen Miteinander oftmals so behandelt, indem wir bestimmte feste Erwartungen an eine Verbindung zwischen Input und Output annehmen. Gemessen werden Erwartungen an Konsequenzen, die entstehen oder ausbleiben. Doch was bedeutet nun diese Feststellung im Rahmen von Therapie und Beratung? Nicht triviale Maschinen erzeugen ihren Output durch „innere Zustände“, über die eine triviale Maschine nicht verfügt. Es gibt eine (relevante) Vergangenheit, Erfahrungen prägen die Gegenwart und die Zukunft, es besteht also eine Vergangenheitsabhängigkeit. Die Vergangenheit beeinflusst die Grundlage, vor der neues Verhalten erzeugt wird (vgl. von Foerster, 1993).

Regeln, nach denen Outputs erfolgen, werden selbst konstruiert (Selbstorganisation) und beziehen sich ausschließlich auf eigene innere Zustände (Selbstreferenz).

In Anlehnung an diese Erkenntnis kann es demnach nicht mehr darum gehen, den „richtigen“ Input zu geben, um den „richtigen“ Output zu erzielen, sondern jetzt lautet die Frage, was für das Gegenüber eine Perturbation darstellt und was eine solche für ihm bedeutet. Immer, wenn sich das Gegenüber auf erwartete Weise verhält, wird mein Bild des Menschen als eine triviale Maschine bestätigt. Erst durch Nicht-Erfüllung meiner Erwartungshaltung tritt die Nicht-Trivialität hervor.

Aus konstruktivistischer Sicht gibt es niemals nur einen richtigen Weg und demnach auch keine alleinige wirkungsvolle Therapie- und Beratungsmethode. Und dennoch erscheint mir gerade im Hinblick auf Pubertätsmagersucht die systemische Familientherapie besonders sinnvoll. Nach Fichter (2009) zeigten Ergebnisse erster kontrollierter und randomisierter Psychotherapiestudien aus den 80er Jahren zu Magersucht und Bulimie, dass

„... bei PatientInnen, deren Essstörung nicht chronisch war und vor dem 19. Lebensjahr begonnen hatte, die Familientherapie wirksamer war als die Einzeltherapie. Die stützende Einzeltherapie war dagegen bei älteren Patienten wirksamer als die Familientherapie.“ (Fichter 2009, S. 4)

Weiter oben habe ich bereits vermerkt, dass ich als einen entscheidenden Auslöser für Magersucht Konflikte oder Schwierigkeiten gerade im Hinblick auf weibliche Identitätsentwicklung vermute. Ist die Persönlichkeit noch nicht gefestigt, erhält nach meiner Ansicht eine Unterstützung der äußeren Systeme (wie Eltern, Geschwister, Erzieher, Lehrer, Freundeskreis und erweiterter Familienkreis) eine besondere Gewichtung. Steht Magersucht in manchen Fällen in direktem Zusammenhang mit der (insbesondere weiblichen) Persönlichkeitsentwicklung, spielt das Umfeld naturgemäß eine zentrale Rolle. Konflikte, die daraus resultieren, dass sie in einem Spannungsverhältnis zwischen eigenen Wünschen und Bestrebungen und den Anforderungen anderer Menschen oder gesellschaftlicher Systeme stehen, bedürfen der Einbeziehung eben dieser Menschen und/oder Systeme, um das empfundene Spannungsverhältnis im Rahmen eines therapeutischen Prozesses zu lösen. Warum sich dies meiner Ansicht nach als besonders erfolgreich erweisen kann, soll insbesondere in Teil vier diskutiert werden.

4.1.2 Die Reziprozität von Sprache und Konflikt im therapeutischen Kontext

Aus konstruktivistischer Sicht kann keine Sichtweise perspektivenunabhängig bestehen. Keine Zuschreibung oder Bewertung kann in sich als konstant gelten. Dies gilt gleichermaßen für Persönlichkeiten als auch für Bewertungen jeglicher Art – einschließlich der Werte, die wir als Orientierung für unser Denken und Handeln heranziehen. Kein Wert,

keine Zuschreibung kann als universell gültig aufgefasst werden, ohne dass zeitliche, kulturelle, soziale und persönliche Einflussfaktoren eine Rolle spielen (vgl. Reich 2005).

Ein Aspekt dieser Arbeit setzt anorektisches Verhalten in einen Kontext, der die Bedeutung von Werten herauschält, die Magersucht begünstigen. Was jedoch bildet überhaupt erst die Grundlage für Bewertungen?

Magersucht wird allgemein hin als ein Problem definiert. Ein Problem, unter dem Betroffene gleichermaßen leiden wie die Familien, die verzweifelt und erfolglos versuchen, die Hungernde wieder zum Essen zu bewegen. Magersucht wird als Problem definiert, welches es zu überwinden gilt. Dies umso mehr, als dass bei der Aufrechterhaltung der massiven Essensverweigerung beim Betroffenen zuerst die Gesundheit und schließlich das Leben bedroht werden.

Der Standpunkt, der unsere Perspektive beeinflusst, wird als Grundlage unseres Bewertungskriteriums angelegt. Die Beurteilung eines Problems bedarf neben der von uns eingenommenen Perspektive noch eines Mittels, um Bewertungen überhaupt erst vornehmen zu können: Dies ist das Mittel der Sprache, die nicht nur unser gesamtes bewusstes Erleben, Denken und unseren Bezug zu unserer eigenen Wirklichkeit definiert, sondern auch als Basis für Problemkonstrukte herangezogen wird.

Konflikte werden stets in Abhängigkeit von Sprache wahrgenommen, erfasst und dargestellt. Sprache und Wirklichkeit hängen somit eng zusammen und bestehen immer in Abhängigkeit zueinander. Der Begriff Sprache schließt in diesem Zusammenhang nonverbale Kommunikation nicht aus, denn auch mittels nonverbaler Signale können sich Konflikte äußern - sie müssen nicht immer zwingend verbalisiert werden. Im therapeutischen Kontext jedoch werden Zustände, die vom Klienten als problematisch wahrgenommen werden, verbalisiert. Erst nachdem der Klient dem Therapeuten einen mehr oder weniger groben Abriss seines Anliegens geschildert hat, kann Therapie überhaupt erst beginnen. Von daher fokussiere ich mich in diesem Zusammenhang auf verbalisierte Konflikte, wohl wissend, dass auch im Rahmen von Therapie Problemdefinitionen und -kontexte auf nonverbaler Ebene stattfinden.

Wir erzeugen unsere Welt, unsere Zuschreibungen, unser Denken und Begreifen durch das Instrument Sprache vorwiegend in einem interaktiven Austausch. Ob jemandem eine bestimmte Situation als Problem erscheint und in welcher Form sich das Leiden unter diesem Problem manifestiert, ist eng verknüpft mit den Zuschreibungen, die der Einzelne sich im Laufe seines Lebens interaktiv im Austausch mit Anderen gebildet hat. Nach Aronson u.a. (2004)

„... gibt es Ereignisse in unserer Umwelt, die man unterschiedlich interpretieren kann und die augenscheinlich nur auf die Menschen einen negativen Effekt haben, die diese Ereignisse auf eine bestimmte Art und Weise verstehen. Für manche Menschen ist ein Strafzettel ein größeres Ärgernis, während andere wiederum dies als nur eine kleine Unannehmlichkeit betrachten. Für manche Menschen ist eine große Veränderung in ihrem Leben, wie eine Scheidung, ein befreiendes Ausbrechen aus einer verletzenden Beziehung, andere sehen eine Scheidung als ein vernichtendes persönliches Versagen. [...] Ein Ereignis ist für den Menschen nur dann mit Stress besetzt, wenn er oder sie es als stressig interpretiert; somit lässt sich **Stress** definieren als die negativen Gefühle und Überzeugungen, die entstehen, wann immer Menschen sich außerstande sehen, den Anforderungen ihrer Umwelt gerecht zu werden (Lazarus & Folkman 1984, Aronson, u.a. 2004, S. 533)

Dass das Erscheinungsbild der Magersucht nicht nur als Problem, sondern auch als Lösungsversuch einer Konfliktsituation aufgefasst werden kann, die sich auf

zwischenmenschlicher Ebene manifestiert, habe ich im Verlauf dieser Arbeit hinreichend erläutert.

„Hier haben wir es mit dem Bereich der sogenannten „weichen“ oder „Beziehungsrealität“ (SIMON u. STIERLIN 1984, S. 41f) zu tun: Ob mich meine Partnerin „wirklich“ liebt oder nur so tut, das wird schwerlich jemand „objektiv“ beurteilen (obwohl es genügend Leute gibt, die solches versuchen). Aber ob das, worauf ich schreibe, ein Tisch ist oder ein Schnitzel, das ist doch eindeutig – oder? [...] Wichtig ist es jedoch, diesen Prozess nicht als einen individuellen, sondern als einen gemeinschaftlichen zu verstehen – Wirklichkeit nicht als Ergebnis eines persönlichen, sogenannten solipsistischen Prozesses, sondern als ein konsensuelles Phänomen zu sehen. Menschen leben nicht allein, sondern immer in sozialen Zusammenhängen. Was wir als „Wirklichkeit“ bezeichnen, entsteht im Dialog, im Gespräch. Das, was wir für wirklich halten, haben wir in einem langen Prozess von Sozialisation und Versprachlichung als wirklich anzusehen gelernt. Systeme konstruieren gemeinsame Wirklichkeiten als Konsens darüber, wie die Dinge zu sehen sind. Die gemeinsame Sichtweise davon, was als „Wirklichkeiten“ in einem System erlebt wird, ist sehr weitgehend bestimmend für Glück oder Unglück, Zufriedenheit oder Unzufriedenheit.“ (von Schlippe/Schweizer 2002, S. 88f)

Die reziprok aufeinander wirkende Beziehungsrealität ist in hohem Maße kultur- und menschenabhängig, folgt demnach weniger einer „harten Realität“. Stierlin (1982) unterscheidet zwischen einer harten Realität und einer weichen Realität. Während sich die harte Realität eher objektiv darstellt und weniger subjektiven Bewertungskriterien unterworfen ist, folgt die von uns wahrgenommene weiche Realität Kriterien von Bewertungen, Einstellungen und Glaubenssätzen, die prinzipiell veränderbar sind. So wäre ein Beispiel für harte Realitätsbedingungen, dass ich Schmerz empfinde, wenn ich mich mit nackten Füßen an einem Tischbein stoße. Diese Tatsache gilt gleichermaßen für alle Menschen - insofern sie über ein „normales“ Schmerzempfinden verfügen (vgl. Stierlin, 1982, S. 170). Ein weiches Realitätskriterium ist bspw. die Einstellung, die ich zu meinem Partner habe. Diese ist prinzipiell veränderbar. Hatte ich zu Beginn unserer Beziehung noch eine durchweg positive Meinung über meinen Partner, so ist diese im Laufe der Jahre durch Erfahrungen und diverser Einflussfaktoren und Erlebnisse einer differenzierten Wahrnehmung gewichen. Mein Bewertungskriterium hat sich nach und nach angeglichen. Mein Bewertungskriterium, welches im Zustand des frisch-verliebt-seins ein anders war als heute nach 13-jähriger Partnerschaft, hat sich verändert.

„[...] die Beziehungsrealität gewinnt in dem Maße an Bedeutung, als Grundbedürfnisse nach Nahrung, Kleidung und Behausung gestillt sind. Sie ist vergleichsweise stärker im Fluss als die harte Realität, lässt sich durch Einstellungsänderungen unseres Objektivs leichter zum Schillern bringen und ist in besonderem Maße menschen- und kulturgeschaffen. Sie ist uns daher weniger ein Gegenstand der Prüfung und Anpassung, als der ständigen intersubjektiven Bestätigung, des gegenseitigen Aushandelns und Bewertens von Wahrnehmungen, Deutungen und der gemeinsamen Festlegung auf verbindliche Werte einschließlich Religionen und Ideologien, des Teilens eines gemeinsamen Aufmerksamkeitsfokus, kurzum, ist Sache des Dialogs, oder, wie ich es auch ausdrücke, einer positiven Gegenseitigkeit.“ (Stierlin 1982, S. 171).

Nach Stierlin wird die Beziehungsrealität aufrechterhalten durch ständige intersubjektive Bestätigung und der gemeinsamen Festlegung auf verbindliche Werte, um nur einen Aspekt der wechselseitigen Beziehungswirklichkeit zu nennen. Wie sich diese Wechselwirkungen gestalten und in welchem Maße sie sich gegenseitig verstärken und eine „Problemspirale“

bilden, hängt von den Bewertungs- und Zuschreibungskriterien ab, aus denen die Beteiligten sich ihre Erklärungsmuster konstruieren.

Schlagen wir den Bogen noch einmal zurück zu der Beziehung zwischen Sprache und Problem. Aus dieser Blickrichtung betrachtet ergibt sich zwangsweise die Frage, inwieweit unsere Konflikte bloß Sache einer (sprachlichen) Perspektive sind, die gewechselt werden kann und inwieweit sie als „real“ gelten? Stierlin (1982) unterscheidet zwischen „realen Konflikten“ (Konflikte, die aus der Natur der Dinge entstehen, in echten Gegensätzen von Bedürfnissen und Interessen begründet sind) und „Pseudokonflikten“ (Konflikte, die sich durch Perspektivenwechsel lösen lassen und somit in sich zusammenfallen).

Wir müssen allerdings festhalten, dass das Leiden des (beziehungsweise der) Betroffenen immer Wirklichkeit der Betroffenen ist. Die Unterscheidungsgrenze zwischen realen Konflikten und Pseudokonflikten kann somit nicht im Empfinden des Betroffenen liegen, sondern muss auf einer anderen Ebene angesiedelt sein – der Ebene der Sprache. Die Sprache fokussiert auf bestimmte Ereignisse, Werte und Einstellungen. Durch das Medium Sprache können jeweils verschiedene Aspekte und Ebenen der Realität und Wirklichkeiten, die uns umgeben, ins Blickfeld gerückt werden, während andere Aspekte ausgeblendet werden. Von Sprache hängt es wesentlich ab, ob und wie sich uns Konflikte darstellen.

Indem ich mich auf eine bestimmte Art und Weise verhalte, verhalte ich mich immer in Bezug „auf Etwas“. Durch das Medium Sprache trete ich in Interaktion. Doch auch ohne Sprache kann ich kommunizieren. Der von Watzlawick ins Leben gerufene Passus: „Man kann nicht nicht kommunizieren“ bildet meines Erachtens nicht den relevanten Aspekt ab, was Kommunikation genau beinhaltet und führt in die Irre. Entgegen der Aussage Watzlawicks gehe ich davon aus, dass ich mich durchaus auch dafür entscheiden kann, nicht zu kommunizieren. Um dies zu erläutern, müssen wir zuerst der Frage nachgehen, was Kommunikation ist beziehungsweise was sie nicht ist.

Kommunikation setzt mindestens zwei Komponenten voraus: Den Sender - also eine Person, die verbale oder nonverbale Signale aussendet (gewollt oder ungewollt, bewusst oder nicht bewusst) (vgl. Schulz von Thun, 2010). Weiterhin bedarf es einer Person, der eben diese Signale sowohl empfängt als auch deutet und aufgrund dieser Deutung in Interaktion tritt. Werden Signale von einer Person ausgesandt, diese werden jedoch nicht empfangen und gedeutet, findet Kommunikation meiner Ansicht nach nicht statt. Korrekterweise müsste es demnach heißen: „Man kann sich nicht nicht verhalten.“ Aus der Kommunikationsebene an sich auszusteigen, ist jedoch möglich. Dies dürfte sich bspw. nicht nur auf pathologischer Ebene im Falle von Schizophrenie zeigen sondern auch im alltäglichen Umgang immer dann, wenn Signale nicht gedeutet werden. Ich kann immer dann *nicht* kommunizieren, wenn niemand anwesend ist, der meine Signale empfängt - wenn ich bspw. alleine in meiner Wohnung Selbstgespräche führe. Obwohl ich spreche, findet Kommunikation dann nicht statt. Wenn ich in der Öffentlichkeit auf einer Parkbank sitze und die Landschaft genieße, kommuniziere ich nicht, verhalte mich jedoch. Ich sende immer Signale aus - ob Kommunikation jedoch stattfindet, hängt vom Empfänger ab, der mein Verhalten beantwortet oder auch unbeantwortet lässt.

Die Bewertung über sprachliche Begriffe kann Fehlinterpretationen oder Missverständnisse nicht ausschließen. Sprache vermag Konflikte so zu beschreiben oder zu konstruieren, dass eine Lösung ermöglicht und gefördert wird. Andererseits kann Sprache eine Konfliktlösung auch erschweren oder vermeiden. Durch Sprache können auch – und dies geschieht mitunter im Rahmen von Therapie – Konflikte erst inszeniert werden, die zuvor aus Sicht des Klienten gar kein Thema waren.

Sprache manifestiert sich aber nicht nur in Form eines gedachten oder gesprochenen Wortes oder im Rahmen von Metaphern oder inneren Bildern. Sie manifestiert sich auch in Form des

Gefühls. So kann sie zu einer jungen Frau sprechen, die an Magersucht leidet: „Wenn Du nicht schlanker wirst, bist und bleibst Du unattraktiv. Du wirst mehr Erfolg haben, wenn Du abnimmst, wirst beliebter und/oder schöner sein. Du bist stärker als Dein Körper und das Verlangen nach Nahrung – beweise Deine Stärke, indem Du widerstehst. Kontrolliere Dein Essverhalten eisern und Du gewinnst.“

Hier wird ein Konflikt konstruiert zwischen Lebensideal und körperlicher Gesundheit, den auf Dauer keine der Konfliktparteien gewinnen kann. Einen Kampf gegen meinen Körper kann ich nicht gewinnen. Würde ich ihn gewinnen, hätte ich letztlich (meine Gesundheit aufs Spiel gesetzt und schlimmstenfalls sogar mein Leben) verloren.

Die Position der unnachgiebigen Entweder-oder-Haltung kann hier keine Lösung ermöglichen. Solange diese harte Logik konstruiert und aufrechterhalten wird, verharrt der Mensch im Stillstand und verhindert das Entwickeln eines gesunden Lösungsansatzes. Dieser Kompromisslosigkeit kann nur entgangen werden, wenn es gelingt, Ambivalenztoleranz gelten zu lassen und die harten, unversöhnlichen Standpunkte aufzuweichen. Meiner Ansicht nach bildet dies den Kernpunkt von Therapie, in der es um das „Aufweichen“ der Werte geht, die von den Betroffenen als unbedingt erstrebenswert empfunden werden.

Als Ursache des Festhaltens an einer Entweder-Oder-Haltung kann die Sehnsucht nach Orientierung herausgestellt werden, wie ich im Verlauf meiner Arbeit vorwiegend mit Bauman in Teil 1.1 bereits dargestellt habe. Kompromissloses Festhalten an konflikterzeugenden Situationen, die keinen sachlich gerechtfertigten Grund erkennen lassen, können darauf hindeuten, dass der Betroffene in eben diesen Werten Orientierung findet. Oft wird das „Aufweichen“ oder der Versuch des Lösens von bestimmten Werten als persönlichkeitsbedrohend erlebt und wird daher vom Klienten in der Regel verteidigt. Es ist die Gewissheit, die das Individuum braucht, um in bestimmten Situationen handlungsfähig zu werden beziehungsweise zu bleiben. Werden psychologisch überlebenswichtige Gewissheiten vom Zweifel bedroht, ist ein unbedingtes Festhalten wollen an bisherigen Orientierungen nur zu verständlich. Das bedingungslose Festhalten an Sinn-Gewissheiten, die sich auf Werte stützen, äußert sich in einer „Verbarrikadierung“ gegen jede Infragestellung. Andernfalls wäre mit der Folge des Sinnverlustes zu rechnen, der (psychologisch betrachtet) vernichtend ist. Und genau hierauf müssen wir als Therapeuten besondere Rücksicht nehmen.

Diese Verbarrikadierung erschwert nun den Prozess der Selbstregulation. Selbstregulation meint nach Stierlin das Ausbalancieren von Ambivalenzen (vgl. Stierlin 1997). Eine gefestigte Persönlichkeit nimmt bestehende Ambivalenzen wahr und akzeptiert ein Sowohl-als-Auch. Sie versucht, *beide* Seiten in Einklang mit ihrer Persönlichkeit zu bringen. Der Anorektiker hingegen berücksichtigt nur eine Seite, wohingegen er die andere Seite ignoriert beziehungsweise bekämpft.

„Ambivalenz, Unentschiedenheit, Konflikte gehören zum menschlichen Leben ganz allgemein dazu. In Systemen, die sich über Probleme definieren, wird oft nur die eine Seite der Ambivalenz formuliert, die andere wird unausgesprochen agiert“ (von Schlippe/Schweitzer 2002, S. 181)

Ambivalenzen werden im Falle von Magersucht nicht oder nur sehr schwer ertragen. Anorektiker lassen sich im Essverhalten rigoros von Idealen leiten, die eine Balance nicht erlauben. Eine zweifelsfrei abgeschottete „Gewissheit“ (oder das Empfinden einer solchen) kann als Voraussetzung dafür gelten, dass Magersucht überhaupt erst entstehen kann. Gerade bei der Identitätsbildung wirkt eine vorschnelle „Gewissheitsfindung“ blockierend für die Entwicklung einer Gesamtpersönlichkeit, da ein Teil der Identität massiv unterdrückt wird. Dadurch, dass nur *ein* Bedürfnis ambivalenzfrei gelebt wird und der andere Teil mit aller Macht gegen „Aufweichungsversuche“ verteidigt wird, wird das ganze Selbst mit all seinen Facetten verklärt. Wie weitreichend die Folgen einer solchen Verklärung sein können, zeigen

uns Beispiele von Anorektikern, die ihr Streben nach einem verklärten Ideal bis zum physischen Tod aufrechterhielten.

Sprache ist ein Instrument, wenn nicht *das* Instrument zur Erzeugung unserer Wirklichkeit. Ohne dieses Mittel der Sprache (verbal und nonverbal) könnten wir nicht in Interaktion treten und keine Wirklichkeit erzeugen.

„Wir operieren in der Sprache, wenn ein Beobachter feststellen kann, dass die Objekte unserer sprachlichen Unterscheidungen Elemente unseres sprachlichen Bereiches sind. Sprache ist ein fortdauernder Prozess, der aus dem In-der-Sprache-Sein besteht und nicht in isolierten Verhaltensbahnen.“ (Maturana/Varela 1984, S. 226)

Soziale Wirklichkeit wird im zwischenmenschlichen Austausch erzeugt, wobei durch Sprache und Kommunikation im weiteren Sinne eine Konstruktion von Wirklichkeit entsteht, die so einzigartig ist wie die Persönlichkeit.

Ich habe in Teil 1.2.3 differente Merkmale zwischen männlichen und weiblichen Geschlechterrollen thematisiert. Dadurch konnte ich signifikante Unterschiede erkennen, die sich von gesellschaftlichen Anforderungen, Werten und Normen hinsichtlich Identitätsentwicklung manifestieren. Die Herausforderungen, mit denen Frauen im Zuge ihrer Persönlichkeitsentwicklung zu kämpfen haben, sind in mehrerlei Hinsicht andere, als die, denen sich junge Männer gegenübergestellt sehen. Ich habe darüber hinaus auch feststellen können, dass Frauen zwar einerseits durch bestimmte Anforderungen an Weiblichkeit gesellschaftlich benachteiligt sind (z.B. indem sie durch das Zurückstellen eigener Wünsche und Bedürfnisse eher die Rolle der Unterstützung anderer Personen einnehmen und eigene Bestrebungen hinten an stellen) – andererseits neigen sie jedoch auch dazu, Chancen, die sich ihnen bieten, nicht zu nutzen. So stellt Seymonds, eine amerikanische Psychiaterin fest, dass sie zahlreiche Frauen, die unter Leistungskonflikten leiden, in ihrer Praxis therapierte. Sie stellt fest, dass talentierte Frauen häufig nicht bereit seien, „in Positionen aufzurücken, die wirkliche Unabhängigkeit mit sich bringen.“ (vgl. Seymonds in: Dowling 1991, S. 41). Sie manövrieren sich häufig selbst ins Abseits, selbst wenn sich ihnen die Möglichkeit bietet, autonom für sich zu entscheiden und eigene Chancen zu verwirklichen.

Im Bereich der Sprache spiegelt sich dieses Bild. So kann Sprache nach Brown Parlee unterschiedliche Machtpositionen nicht nur widerspiegeln, sondern Sprache trägt dazu bei, dass diese Unterschiede entstehen und immer wieder neu manifestiert werden (Brown Parlee in „Conversational Politics 1979 in: Dowling 1991). So stellt Lakoff in ihrer Rolle als Linguistin in diversen Untersuchungen fest, dass sich weibliche Sprache durch folgende Merkmale auszeichnet:

- „+ „Leere“ Adjektive (herrlich, phantastisch, schrecklich, etc.), die wenig oder nichts aussagen und das Gesagte nur ausschmücken. Menschen, deren Ausdrucksweise mit solchen Adjektiven gespickt ist, werden grundsätzlich nicht ernst genommen.
- + Rhetorische Redewendungen nach eindeutigen Aussagen.
(„Es ist sehr heiß heute ... nicht wahr?“)
- + Das Senken oder fragende Heben der Stimme am Ende einer Feststellung, wodurch diese abgeschwächt wird.
- + „Ausweichende“ oder modifizierende Wendungen („etwa“, „ungefähr“, „vermutlich“), die Zögern und Unentschlossenheit suggerieren.
- + „Überkorrekte“ und übertrieben höfliche Sprache (keine Widersprüche äußern oder sorgfältig jeden Anklang von Dialekt vermeiden).“ (Lakoff zitiert nach: Dowling 1991, S. 64)

Bezogen auf die differenten Merkmale zwischen männlichen und weiblichen Herausforderungen im Rahmen von Identitätsentwicklung, sollte im Verlauf der Therapie die Widersprüchlichkeit geschlechterbezogener Sprachkonstruktionen Beachtung finden. Die Bewusstmachung der eigenen Wünsche, das Überprüfen dessen, was sich die Heranwachsende für sich wünscht und in welche (zwischenmenschliche beziehungsweise wertbehaftete) Konflikte sie dadurch hineingerät und das Finden eines Weges, ihren Weg einzuschlagen, um an Autonomie und Verantwortlichkeit sich selbst gegenüber zu gewinnen, dürfte für junge Frauen ein wichtiger Schritt hinaus in ein eigenständiges Leben und einen Schritt weg von der „Krücke“ Magersucht zu gehen.

An dieser Stelle möchte ich noch einmal auf Judith Butler verweisen. Nach Butler ist das Konstrukt Sprache eine Handlungsmacht, die Wirklichkeiten für Identitäten mit gestaltet. Sprache spielt nach Butler bei der Subjektbildung und bei gesellschaftlichen Machtverhältnissen eine entscheidende Rolle (vgl. Butler 1991, 1997). Nach Butler stellt die Kategorie >Frau< immer wieder neu heraus, dass es eine Differenz zwischen den Geschlechtern gibt. Diese Differenz verweist immer auch auf Ausschlussmechanismen. Die Definition der Geschlechter erfolgt im Rahmen eines Diskurses. Hier lehnt Butler sich an Foucault (2007) an, der Diskurse immer auch mit Machtstrukturen verknüpft sieht. Wie weiter oben bereits angerissen, fasst Butler Sprache als performativ auf, d.h. Sprache ist ein Medium, welches Wirklichkeiten und die Wahrnehmung dieser erst strukturiert. Sie vertritt die Ansicht, dass Worte eine Handlungsmacht darstellen, die die Kraft haben, den biologischen Körper als Folge sprachlicher Konstrukte zu erzeugen (vgl. Butler 1997). Folgen wir Butlers Argumentation, könnten wir voraussetzen, dass Diskurse in körperliche Gestalten einfließen. Im weiteren Verlauf meiner Arbeit werde ich den unbestritten interessanten philosophischen Ansatz Butlers nicht weiter vertiefen können, da er sich meiner Ansicht nach weniger als konkreter Handlungsbezug im Rahmen von Therapie eignet. Butler verdient im Kontext einer Arbeit, die sich mit geschlechtsspezifischen Aspekten auseinandersetzt, jedoch unbedingt eine Erwähnung. Der interessierte Leser sei verwiesen auf Butler 1991 und 1997.

Begegnen sich Menschen im Rahmen von Therapie, so kann angenommen werden, dass die Klienten mit einem „Problem“ erscheinen. Dieses Problem ist immer vor dem Hintergrund der eigenen Wirklichkeitskonstruktion, die wiederum im Rahmen eines sozialen Gefüges entstanden ist, zu verstehen. Diese Wirklichkeitskonstruktion vollzieht sich im Rahmen des Imaginären, in Form von Metaphern und Sprache, die das Denken und Handeln des Menschen beeinflussen und steuern. Therapie muss sich demnach zwangsläufig mit der individuellen Imagination des Klienten und *seinem* Bewertungssystem befassen, wenn sie eine Lösung mit dem Klienten zusammen erschließen möchte. Die „Verstörung“ mancher symbolischer Bedeutungen und Imaginationen bedeutet eine Neu-Konstruktion, also eine De-Konstruktion von Wirklichkeit.

Genau darum geht es im systemisch-therapeutischen Kontext, der sich deutlich von der Alltagskommunikation abhebt: Indem diversen Regeln der Alltagskommunikation nicht entsprochen wird beziehungsweise manche therapeutischen Indikationen ggf. gezielt normverletzend sind, werden Erwartungen des Klienten ent-täuscht, in Frage gestellt und teilweise erst ins Bewusstsein gebracht. So erhält der Klient – im günstigen Fall – ein höheres Reflexionspotenzial. Auf welche „therapeutischen Werkzeuge“ sich systemische Therapeuten beziehen, werde ich in Teil 4.1.3 darstellen. Hier soll es jetzt erst einmal darum gehen, sich die „Matasicht“ der systemischen Grundhaltung zu verdeutlichen.

„Für systemische Therapien lässt sich die zu bewältigende Aufgabe formulieren, die je nach der von einzelnen TherapeutInnen abhängigen Ausprägung in der Selbstreflexion,

Veränderung der Problemsicht, kognitiver Umstrukturierung, Umbewertung sowie in der Entwicklung alternativen Verhaltens liegt.“ (Sylvia Roderburg 1998, S. 26)

Eine zentrale Aufgabe therapeutischer Kommunikation besteht darin,

„eine kognitive und emotionale Umstrukturierung und Umbewertung zu bewirken“ (S. 34)

In diesem Sinne gilt Kommunikation als interindividuelle Abgleichung subjektiver Wirklichkeitsentwürfe. Aus Sicht des Konstruktivismus kann Kommunikation nicht als Austausch fest bestehender Inhalte gesehen werden – erst recht nicht, wenn es sich in der Kommunikation nicht um gegenständliche Dinge handelt, sondern um abstrakte Inhalte wie Gefühle, Werte und Denkkonstrukte. Im therapeutischen Rahmen geht es immer um Probleme, die innerhalb eines Systems bestehen und individuell bewertet werden. Ein Weg systemischer Therapie ist es, das Deutungsmuster des Klienten zu verstehen (zu rekonstruieren) und keine Handlungen oder Wertungen als selbstverständlich vorauszusetzen. Im systemischen Ansatz herrscht die Meinung vor, dass das Bestehen eines Problems aus mindestens einer bestimmten Blickrichtung Passung zeigt, also viabel ist. Es erfüllt einen Zweck. Setze ich dies voraus, so ist die „Lösung“ des Problems immer auch ambivalent, weil sie mit dem Risiko verbunden ist, den positiven Aspekt zu gefährden, den eine bestimmte „Störung“ mit sich bringt.

Im therapeutischen Setting findet nun ein Prozess statt, in dem es gelingen kann, Klienten neue Bedeutungen anzubieten, die eine Veränderung günstig beeinflussen beziehungsweise erst den Rahmen für Veränderungen schaffen. Bedeutungsgebungen und Sinnkonstrukte steuern Denken, Handeln und Fühlen. Bestehende Probleme werden immer auch gestützt von eben diesen Konstrukten. Um Verhalten zu verändern gehört es demnach zur therapeutischen Aufgabe, zugrundeliegende Deutungen zu erschüttern und neue Bewertungsmuster anzubieten. Hierdurch erhält der Klient die Chance, fest gefahrene Denk- und Verhaltensmuster aufzubrechen und neue Wege zu gehen.

4.1.3 Spezielle Fragetechniken systemischer Therapie und die Bedeutung emotionaler Rahmung

Im Folgenden werde ich in Kürze einige Fragetechniken systemischer Therapie vorstellen und im Anschluss daran auf die Bedeutung der emotionalen Rahmung von Therapie eingehen. Damit der Leser die therapeutischen Interventionen, die ich in Teil 4.2 vorstellen werde und die einer systemisch-therapeutischen Logik folgen, besser nachvollziehen kann, möchte ich an dieser Stelle eine kurze Übersicht „typischer“ systemischer Interventionsformen vorstellen. Diese Darstellung erhebt jedoch keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sie bietet jedoch einen Überblick der Interventionsformen systemischer Therapeuten, die an dieser Stelle noch einmal die spezielle Haltung des Therapeuten unterstreichen. Bei der Darstellung systemischer Fragetechniken stütze ich mich überwiegend auf Literatur von Stierlin 2002, von Schlippe/Schweizer 2002 sowie Simon/Rech-Simon 2002).

Um den Rahmen nicht zu sprengen, werde ich andere Techniken systemischer Therapeuten (wie bspw. Skulpturarbeit, Familienaufstellungen, Metaphernarbeit u.ä.) nicht betrachten. An dieser Stelle sei nur darauf hingewiesen, dass es über systemische Fragetechniken hinaus noch weitere Methoden gibt, um mit Klienten in einem lösungsorientierten Kontext zu arbeiten.

Alle systemischen Fragen sind von dem Leitgedanken getragen, das Glaubenssystem des Befragten zu erfassen, sich hineinzudenken in sein Wirklichkeitserleben und seine Denkprozesse zu begreifen. Der systemische Therapeut ist auf der Suche nach Wegen, dem

Klienten neue Denk- und Verhaltensmöglichkeiten bereitzustellen, um die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, Veränderungsprozesse und Lösungswege zu finden.

Die Muster und Bewertungen des Klienten hat einen entscheidenden Einfluss auf sein gesamtes Erleben und sein Problemsystem (wir haben das an anderer Stelle dieser Arbeit bereits gesehen). Aus den Überzeugungen der Menschen ergeben sich die Regeln, die ihrem Denken und Handeln zugrunde liegen. Umgekehrt betrachtet bedeutet das, dass jegliches Handeln und Wirken des Einzelnen vor dem Hintergrund seines Glaubenssystems verständlich wird.

Hypothesenbildung:

Im Laufe der systemischen Therapie werden seitens des Therapeuten immer wieder neue Ideen über mögliche Verknüpfungen und Unterschiede als Information in das System (in diesem Fall in die Familie der Magersüchtigen) eingeführt. Hier geht es vor allem darum, dass diese Informationen sich von den bisherigen Denk- und Erklärungsmustern der Familie unterscheiden. Es geht nicht darum, die „eine, richtige“ Hypothese zu finden, sondern darum, gewohnte Denkweisen durch neue Erklärungsmodelle zu „verflüssigen“.

„Das Durchspielen hypothetischer Situationen relativiert die Bedeutungen und das Gewicht, die vergangenen Ereignissen (im Sinne von Fakten) beigemessen werden, und entwirft Zukunftsbilder, die auf die Gegenwart zurückwirken. Damit mobilisiert es Hoffnung und zielgerichtete Aktivität.“ (Weber/Stierlin 2002, S. 86)

In unserem exemplarischen Beispielfall im Kontext der Magersucht kann eine Hypothesenbildung bspw. dazu genutzt werden, um der Familie Aspekte transparent zu machen, die in dieser Form zuvor nicht oder nur unzureichend betrachtet wurden. So kann bspw. die „positive Wirkung“ des Hungerns aufgezeigt werden. Dies kann insofern wirkungsvoll sein, als dass hiermit auch eine „Sinnhaftigkeit des Hungerns“ unterstellt wird. In einem weiteren Verlauf kann dann gezielt nach Wegen geschaut werden, wie diese „positiven Wirkungen“ erzielt werden können, ohne sich des Instrumentes Hungern bedienen zu müssen.

Beispiel einer therapeutischen Hypothesenbildung: „Frau Landmann, hat Petras Hungern eher dazu geführt, dass Sie Ihrer Tochter wieder näher gekommen sind oder beobachten Sie eher eine zunehmende Distanz?“

Positive Konnotation:

Auch als Therapeuten sind wir ständig dazu geneigt, die Verhaltensweisen unserer Klienten mehr oder weniger zu be- beziehungsweise zu verurteilen und im Laufe des Gesprächs tendenziell eher zu einer Seite zu sympathisieren, während wir möglicherweise eine andere Seite eher kritisch betrachten. Dies ist zutiefst menschlich und wird uns auch in unserer Therapeutentätigkeit immer wieder passieren. Durch die Linearität der Sprache sehen wir uns oft gezwungen, zu bewerten und zu urteilen.

Das Bewusstsein dessen, dass sich gerade hierdurch eine Problematik im Rahmen von Therapie entwickeln kann, fordert uns heraus, immer wieder im Gesprächsverlauf eine Metaperspektive einzugehen, um unsere eigenen Empfindungen und Neigungen kritisch zu hinterfragen. Ein guter Hebel, solcherlei Versuchungen zu widerstehen, ist die positive Konnotation. Hierdurch wird der Therapeut gezwungen, sehr konsequent sämtliche Verhaltensweisen seiner Klienten positiv zu bewerten und als konstruktiven Aspekt im Familiengefüge anzuerkennen.

Der Begriff der „positiven Konnotation“ verführt dazu, ihn dahingehend misszudeuten, dass der Therapeut letztlich nach außen hin „alles gut findet“, was geschieht. Dies kann als implizite Beleidigung aufgefasst werden, z.B. wenn die Gefahr besteht, dass die Familie sich

dadurch nicht ernst genommen fühlt. Der Begriff „positiv“ ist hier eher wertschätzend gemeint. Es geht nicht um ein Schönreden aller Verhaltensweisen, sondern um das Bemühen, jeglicher Verhaltensweise eine Sinnhaftigkeit zuzuführen, die letztlich auch eine Bedeutung für das Familiensystem hat, die genutzt werden kann.

So kann in unserem konkreten Beispiel das Hungern bei Magersüchtigen auf Seiten des Therapeuten als „zielführend“ in Bezug auf Beziehungsnähe gewertet werden.

Umdeutung – Reframing:

Die Bedeutungsgebung eines Geschehens hängt immer von einem bestimmten Kontext ab. Bei der Methode der Umdeutung wird einem Ereignis dadurch ein anderer Sinn zugefügt, indem der Rahmen verändert wird – es wird also die Bedeutung einer Kommunikation verändert, auch wenn deren Inhalt sich selbst nicht ändert.

Der Therapeut hat sich also auch bei dieser Methode bei der Problemdarstellung der Klienten zu fragen: In welchem Rahmen generiert das Problem einen Sinn?

„Der systemische Rahmen stellt eine für den Klienten oft überwältigende andere Sicht der Dinge dar: Das Denken in Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen wird mit einer prozesshaften, zirkulären Weltsicht konfrontiert – und zwar in jeder therapeutischen Äußerung!

[...] „Meine Tochter magert immer mehr ab“ – „War das vor oder nach Ihrer Trennung, dass sie sich entschieden hat, nichts mehr zu essen?“ (Prämisse: Das Nicht-Essen ist eine aktive Entscheidung, die auf das innerfamiliäre Beziehungsgeschehen bezogen ist – jedes Verhalten macht Sinn, wenn man den Kontext kennt).“ (von Schlippe/Schweitzer 2002, S. 179)

Ressourcenorientierung:

Durch ressourcenorientierte Fragen wird nahegelegt, dass die Möglichkeiten zur Problemlösung bereits vorhanden ist, bislang jedoch nicht gezeigt wird. Klienten, die sich, wenn sie sich in Therapie begeben, oftmals von ihren Problemen erdrückt fühlen und sich nicht in der Lage sehen, diese eigenmächtig zu lösen, erleben es mitunter als befreiend, wenn wir ihnen wieder in Erinnerung rufen, dass es Lebensbereiche gibt, in denen sie sich überwiegend zufrieden und stark fühlen. Ressourcenorientierte Fragen sind bspw.:

„Was ist so gut in Ihrem Leben, dass Sie es bewahren möchten?“

„Was gefällt Ihnen besonders gut an Ihrer Tochter?“

„Was möchten Sie als Familie gerne beibehalten?“, ect.

Verflüssigen von Eigenschaften:

Sowohl im alltäglichen Umgang des zwischenmenschlichen Miteinanders als auch in Konstellationen, die als problematisch erlebt werden, spielen die persönlichen Eigenschaften der Akteure eine besondere, entscheidende Rolle. Wir schreiben uns selbst und Anderen bestimmte Eigenschaften zu, die wir als angenehm oder unangenehm, belastend oder entlastend, befreiend oder fesselnd, gut oder schlecht klassifizieren.

Diese Bewertungsgrundlage dient uns bei der Auswahl unserer Bekannten und Freunde, sie bestimmt, ob wir gerne mit jemandem Zeit verbringen oder uns lieber distanzieren möchten. Im Rahmen einer Problemkonstellation (um die es im therapeutischen Rahmen immer geht), spielen die besonderen Eigenschaften der Betroffenen eine tragende Rolle, die in unser Bewertungssystem mit einfließen und dadurch zukünftiges Verhalten mitbestimmen. Wir haben weiter oben bereits gesehen, dass Problemkonstellationen durch Zirkularität und Verhaltensdynamiken aufrechterhalten und aktiv stabilisiert werden. Eine Methode, die „festen Zuschreibungen“, die wir Anderen und uns selber zukommen lassen, „aufzuweichen“, besteht in dem Versuch, die Eigenschaften der Personen nicht als „harte Fakten“ zu betrachten.

Wir alle vereinen in uns Gegensätze. Wir zeigen eine uns zugeschriebene Eigenschaft nicht ausschließlich immer und überall. Menschen, die als freundlich bezeichnet werden, sind zuweilen unfreundlich. Auch „mürrische“ Menschen haben fröhliche Augenblicke, als intelligent wahrgenommene Zeitgenossen stehen manchmal „auf dem Schlauch“ und auch geduldigen Menschen platzt manchmal der Kragen.

Warum hebe ich diesen Aspekt so hervor?

Wichtig in diesem Zusammenhang ist das Bewusstsein dafür, dass unsere Zuschreibungen Konstruktionen sind und keine fest stehenden Wahrheiten. Der nächste Schritt besteht nun darin, sich zu vergegenwärtigen, dass ein bestimmtes Verhalten (wie das extreme Hungern) in einem bestimmten Kontext gezeigt wird und nicht nur für sich betrachtet wird. Die Verflüssigungstechniken rufen den Akteuren den Zusammenhang von Verhalten und Kontext, die Wechselwirkung der Agierenden ins Bewusstsein. Starre Eigenschaftsbegriffe werden in einen Verhaltenskontext überführt. Verflüssigungsfragen werden auf beobachtbares Verhalten gerichtet.

Stellen wir also fest: „Frau X ist depressiv“, so beschreiben wir eine Verhaltensweise und verbinden die Depression mit Frau X. Würden wir jedoch sagen: „Frau X zeigt sich depressiv, seit der Sohn das Haus verlassen hat“ oder „Frau X zeigt sich von ihrer depressiven Seite, wenn Y anwesend ist“, so impliziert diese Sichtweise, dass die Depression weniger als feste Eigenschaft einer Person zu betrachten ist, sondern Bestandteil des Verhaltensportfolios von Frau X.

Externalisierung:

Als weitere Form der Verdinglichungstechnik gehören die Externalisierungsfragen zum Portfolio eines systemischen Therapeuten. Hier geht es um die „Personifizierung“ des Problems.

In unserem Beispiel der hungernden Petra widmet sich Petra ihrer Magersucht. In diesem „Dreiecksverhältnis“ Petra, Petras Eltern und die Magersucht, vollziehen sich nun Wirkungen im Familienverhältnis. So sorgt die Magersucht dafür, dass Petra ein größeres Maß an Aufmerksamkeit erhält, sie stiftet Frieden zwischen den Eltern. Sie ermöglicht Petra, erst einmal in ein Moratorium einzutauchen, in dem sie sich vorerst der Problematik einer eigenen Lebensgestaltung entziehen kann.

Das Problem wird somit zu einem Objekt „verdinglicht“ und erleichtert so vielen Klienten, es aus einem gewissen Abstand heraus zu beleuchten. Das Problem wird nach außen verlagert und dadurch fiktiv vom Betroffenen getrennt. Dadurch sollen Klienten in dem Gedanken bestärkt werden, dass eine Trennung vom Problem möglich ist.

Die Wunderfrage:

Die Wunderfrage ist eine in die Zukunft gerichtete Form, nach Ausnahmen zu fragen, die noch gar nicht geschehen sind.

„Angenommen, über Nacht ist ein Wunder geschehen und das Problem wäre plötzlich weg. Woran genau würden Sie das als erstes merken? Was wäre anders? Wer würde es als nächster merken? Woran?, etc.“

Der Zweck liegt darin, den Klienten theoretisch in ein Szenario zu versetzen, in dem das Problem nicht mehr existent ist. Dadurch, dass fiktiv ein „Wunder geschehen ist“, der Klient also nicht aktiv zur Lösung des Problems beigetragen hat, wird er erst einmal von der Verantwortung „entbunden“, für dessen Lösung sorgen zu müssen. Dies erzeugt in vielen Fällen erst einmal eine „imaginäre Freiheit“, innerhalb derer sämtliche Szenarien phantasiert werden können, die ggf. in einem weiteren Schritt auf Ressourcen verweisen. Der Klient wird, verweilt man etwas länger in der theoretischen Wunderkonstruktion – in eine sogenannte

„Lösungstrance“ versetzt. Dies ist umso wünschenswerter, als dass viele Klienten, bevor sie sich in Therapie begeben, oftmals über einen längeren Zeitraum in einer „Problemtrance“ verweilen, die emotional sehr belastend ist. Die Gegenüberstellung eines Lösungsszenarios kann in einigen Fällen Ressourcen aktivieren. Sie hat darüber hinaus jedoch in jedem Fall den positiven Effekt, sich für einige Augenblicke imaginär aus dem Problemkreislauf zu befreien.

Verschlimmerungsfrage:

Verhalten sich Klienten hinsichtlich ihres Problems eher passiv und neigen tendenziell eher zur Ängstlichkeit, können Verschlimmerungsfragen das Ausbrechen aus alten Mustern begünstigen. Ähnlich wie Verbesserungsfragen implizieren Verschlimmerungsfragen den Einfluss des Akteurs auf das Problemszenario. Hier geht es in erster Linie darum, Handlungsoptionen in ein eingefahrenes Muster einzuführen. Hier wird auf die positive Kraft des negativen Denkens gesetzt: Wer sich klar darüber ist, was er tun muss, um seine Situation noch zu verschlimmern, der weiß in der Regel auch, welche Verhaltensweisen er unterlassen sollte, um es zu stabilisieren beziehungsweise seine Situation zu verbessern.

Zirkuläres Fragen:

Das zirkuläre Fragen ist eine Fragetechnik, die es erlaubt, Unterscheidungen zu verdeutlichen. Die Unterscheidung liegt hier auf dem Fokus der verschiedenen Akteure, die alle einen Beitrag zur Aufrechterhaltung des Problemmusters leisten. Ich habe im Verlauf dieser Arbeit aufgezeigt, dass zur Aufrechterhaltung einer Problemspirale als Voraussetzung verschiedene Annahmen und Imaginationen vorhanden sein müssen. Um diese Unterschiedlichkeit hervorzuheben und dem gesamten System (in unserem Fall der Familie einer Magersüchtigen) als Information zuzuführen, eignet sich in besonders gutem Maße die zirkuläre Fragetechnik.

Das Denken in Zirkularität wird hier gefördert, um das einfache Ursache-Wirkungs-Schema zu durchbrechen, in dem sich viele Klienten befinden. Verhaltensweisen werden in Abhängigkeit voneinander in Beziehung gesetzt und werden in Abhängigkeit eines Kontextes betrachtet. Die zirkuläre Fragetechnik versucht, der wechselseitigen Bedingtheit von Verhalten gerecht zu werden, indem sie davon ausgeht, dass jedwedes Verhalten seinen Sinn aus dem jeweiligen Beziehungsgeflecht erhält, in dem es gezeigt wird.

Die Ziele zirkulärer Fragetechniken sind bspw. die Einführung der Außenperspektive, die Aufweichung rigider Wirklichkeitskonstruktionen sowie die Einführung neuer Sichtweisen. Neben anderen systemischen Interventionsformen gilt die zirkuläre Fragetechnik in besonderem Maße als geeignet, einem Beobachter zu erlauben,

„.....Ideen über diejenigen Prozesse zu entwickeln, die dafür sorgen, dass ein System so funktioniert, wie es funktioniert.“ (Fritz B. Simon, Christel Rech-Simon 2002, S. 8)

Die hier in aller Kürze vorgestellten Fragetechniken können – sofern richtig und im entscheidenden Moment angewendet – Lösungsfindungen und –umsetzungen ermöglichen beziehungsweise erleichtern. Die Wirksamkeit einer Technik bestimmt sich weniger aus sich selbst heraus, sondern ist Ergebnis einer „situationsintelligenten“ Anwendung, bei der die Kompetenz des Therapeuten die Steuerung der verschiedenen Techniken bestimmt.

Als ein weiterer wichtiger Aspekt eines gelingenden therapeutischen Prozesses ist die emotionale Rahmung zu nennen, auf die ich nun eingehen werde.

Emotionale Gestimmtheiten sind immer Bestandteil eines Kontextes, in dem sie entwickelt werden und vor dessen Hintergrund sie sich äußern. Wir richten unseren Blick nun auf Empfindungen, die ganz entscheidend beeinflussen, in welchem Umfang Veränderung überhaupt erst möglich wird.

„Wenn es richtig ist, dass die Erzeugung kognitiver Unterschiede festgefahrene Sicht- und Handlungsweisen aufweicht und erweitert, dann muss es genau so richtig sein, dass die Erzeugung von Unterschieden auf der vorsprachlich-affektiven Ebene in Beratungen und Therapien wichtig, vielleicht sogar ausschlaggebend ist.“ (Rosmarie Welter-Enderlin, Bruno Hildenbrand [Hrsg.] 1998, S. 9)

Werte, die unser Denken und Handeln steuern, sind in der Regel emotional hoch besetzt (vgl. insbesondere Teil 1.2 dieser Arbeit). Wir können demzufolge davon ausgehen, dass Emotionen einen sehr entscheidenden Anteil an der Entwicklung und der Aufrechterhaltung einer Jugendkrise haben. Dies umso mehr, als dass sich Krisen oftmals der bewussten Steuerung entziehen und Betroffene selber häufig nicht verstehen, warum sie unter einer psychosomatischen Störung leiden. Ich setze demnach voraus, dass die Emotion (und nicht der Verstand) als Triebfeder für die Entwicklung und Stabilität von Krisen gewertet werden kann.

Ein jeder Mensch bewegt sich täglich innerhalb verschiedener Systeme. Manche überschneiden sich (wie zum Beispiel in manchen Fällen Kollegen- und Freundeskreise), einige sind voneinander getrennt und treten kaum miteinander in Verbindung (wie zum Beispiel das System Familie und Freundeskreis).

Ich gehe davon aus, dass solch ein massives Problem wie Magersucht eine starke emotionale Verbundenheit innerhalb eines mehr oder weniger fest definierten Systems aufweisen muss. Es muss eine hohe emotionale Resonanz innerhalb eben dieses Systems bestehen, um Magersucht entwickeln und aufrecht erhalten zu können. Sowohl die kognitive als auch die affektive Seite werden gerade im Falle von Magersucht bei allen Akteuren des entsprechenden Systems bedient. Ich gehe mit den Annahmen systemischer Betrachtungsweisen konform, dass für menschliche Problemkonstrukte die Bedingung als Voraussetzung gilt, dass sich Handlungen zirkulär aufeinander beziehen und immer vor dem Hintergrund einer Abhängigkeit von Handlungsketten verstanden werden müssen (vgl. z.B. Ludwig 1992; von Schlippe/Schweitzer 2002; Mücke 1998). Wie ich bereits mehrfach angemerkt und mit Hilfe der wechselnden Plätze und Besetzungen der Beobachterkonstrukte in Teil 3 verdeutlicht habe, ist es dabei von entscheidender Bedeutung, dass sich die Imaginationen aller Beteiligten voneinander unterscheiden, um die Dynamik der dahinterstehenden Verhaltensspirale überhaupt aufrecht erhalten zu können.

Die Entwicklung und Aufrechterhaltung einer Problematik ist nach Auffassung des systemischen Ansatzes weniger ein Produkt eines einzelnen Individuums als vielmehr Ausdruck einer interaktiv-zirkulären Handlungskette, die sich immer auch auf Werte und Normen bezieht. Die zirkuläre soziale Bezogenheit vollzieht sich, indem eine Person durch eine andere Person einen Input wahrnimmt, diesen Input für sich selbst entschlüsselt und interpretiert und in einen Verhaltensoutput umsetzt.

So zielführend und innovativ im Vergleich mit anderen therapeutischen Verfahren die Werkzeuge systemischer Therapeuten auch sein mögen - sie vernachlässigen oftmals einen entscheidenden Faktor: Die Emotion beziehungsweise die Abhängigkeit von Affekt und Kognition. Nach Welter-Enderlin (1998) ist die Grundlage alles therapeutischen Verstehens die Emotion. Erst wenn eine „emotionale Bereitschaft“ seitens des Klienten besteht, sich einzulassen auf neue Sichtweisen und Veränderung, kann sich ein effektiver Interaktionsprozess entwickeln, innerhalb dessen Veränderung überhaupt erst möglich wird. Der Begriff der „*Begegnung*“ im Sinne des Meilener Konzeptes beschreibt Interaktionszusammenhänge, vor dessen Hintergrund sich Entwicklungen erst vollziehen können. Für die therapeutische Arbeit bedeutet dies, dass der Therapeut dazu angehalten ist, sich ebenfalls emotional einzulassen. Begegnung bezeichnet die affektive Grundlage

therapeutischen Handelns. Gleichzeitig zum therapeutischem Verstehen muss jedoch andererseits auch eine gewisse kognitive Distanz hinzukommen, da sonst Therapie und Beratung nicht möglich wäre und die Gefahr bestünde, dass sich der Therapeut emotional verstrickt. Erst durch eine gewisse Distanz wird ein Überblick (Metasicht) möglich. Diesen Aspekt bezeichnet das Meilener Konzept als *Fallverstehen*.

Begegnung meint den Aspekt der Nähe in therapeutischen Beziehungen, wohingegen das Fallverstehen die distanzierenden Momente beschreibt. Im Meilener Konzept stehen sich die Aspekte Begegnung und Fallverstehen als Polaritäten gegenüber und bilden somit ein Spannungsverhältnis. Auf der einen Seite verfügt der systemische Therapeut über ein Spektrum an Wissen, aufgrund dessen er überhaupt erst dazu befähigt ist, Klienten therapeutisch zu unterstützen. Auf der anderen Seite wird dieses Wissen im Idealfall jedoch nicht einfach dem individuellen Fall „übergestülpt“ und wie ein Rezept angewendet. Zum allgemeinen Wissen tritt ein fallverstehendes Erkennen hinzu, welches sich auf Individuelles und Spezifisches ausrichtet und das Allgemeine in den Hintergrund treten lässt.

„Die Widersprüchlichkeit auf der Interaktionsebene drückt sich dadurch aus, dass Therapeuten zu den individuellen Problemlagen ihrer Patienten beziehungsweise Klienten erst dann einen angemessenen Zugang finden, wenn sie sich von diesen affektiv anrühren lassen. Diese „Kunst des Verstehens“ (Gadamer) ist die Grundlage für die Entwicklung eines Interaktionsprozesses, innerhalb dessen Veränderung möglich wird.“ (Welter-Enderlin, Hildenbrand [Hrsg] 1998, S. 12)

Bevor wir auf die Bedeutung der Affekte, Gefühle und Emotionen in Therapie eingehen, sollten wir einmal kurz den Aspekt der Begrifflichkeit erörtern. Die klare Abgrenzung dieser Begrifflichkeiten erweist sich als relativ schwierig. In der Literatur findet sich eine enorme Bandbreite diverser Definitionen, die sich marginal voneinander unterscheiden. In aller Kürze kann man jedoch – ohne sich einer differenzierten Definition zu erschöpfen – festhalten, dass Emotionen sich durch ein komplexes Phänomen mit neurophysiologischen, motorisch-expressiven und Erlebniskomponenten auszeichnen. Affekte werden als Mischzustände elementarer Emotionen aufgefasst, während das Gefühl einem subjektiven Erleben zugeschrieben wird (vgl. Welter-Enderlin/Hildenbrand, 1998).

Ab dem Zeitpunkt des Spracherwerbs sind affektive und sprachliche Koordinationen auf unauflösbare Weise verknüpft und ergeben eine Dynamik. Innerhalb zwischenmenschlicher Interaktionen spielen Affekte, Gefühle und Emotionen eine entscheidende Rolle. Letztlich basieren Orientierungen und Wertebewusstsein zu einem Großteil auf emotionaler Eingebundenheit. Therapeutische Prozesse, die sich stets mit affektiv bedeutsamen Ereignissen und Zuständen auseinandersetzen, sollten meiner Ansicht nach umso mehr Bestandteil einer Betrachtungsweise sein, die sich auf affektiv-emotionale Prozesse ausrichtet. Dass dies bislang allenfalls marginal passierte, ist vermutlich auf den Zustand zurückführbar, dass therapeutische Abläufe weniger kontrollierbar werden, sobald die Emotionen der Klienten einen größeren Teil des therapeutischen Ablaufes einnehmen würden. Nichtsdestotrotz kommt gerade der emotionalen Rahmung von Therapie ein entscheidender Anteil zu, der in einem hohen Maße darüber entscheidet, ob Veränderungsprozesse ge- oder misslingen.

„Um erstarrte Konfliktmuster und Sichtweisen in Bewegung zu bringen, ist die Induktion von positiven Affekten und Gefühlen in das therapeutische System Voraussetzung. In erster Linie zielt diese Aussage auf die Bedeutung von *Interesse und Neugier als wichtigstem Basisaffekt* für Veränderungsprozesse. Die systemische Therapie richtet sich mit ihrem Methodenrepertoire genau auf diesen Punkt. Die aktive Haltung des Therapeuten, seine Ressourcenorientierung, die Fokussierung auf das Gelingende und auf symptomfreie „Inseln“ in der Vergangenheit und Gegenwart, positive Konnotationen, Reframing und das für die Beteiligten ungewöhnliche und überraschende zirkuläre Fragen sind Beispiele par excellence

für eine Vorgehensweise, die ein positives lösungsbezogenes Klima herstellen kann, statt mit den Klienten in defizitären Zustandsbeschreibungen zu verharren.“ (Tom Levold zitiert nach: Welter/Enderlin 1998, S. 41)

Die Untrennbarkeit emotionaler Grundlagen von menschlichen Seinszuständen wie kognitiven Prozessen, menschlichen Handlungen, Motivationsbestrebungen und Gedächtnisleistungen jeglicher Art hat Luc Ciompi in seiner Schrift der fraktalen Affektlogik (2005) eindrucksvoll beschrieben. Alle Ebenen menschlichen Lebens und Wirkens sind nach Ciompi von Emotionen durchwoben – ungeachtet dessen, ob der Mensch sich dessen gerade bewusst ist oder nicht. Demnach gibt es keinen Zustand menschlichen Seins ohne ein Eingebundensein einer zugrundeliegenden Affektlogik – ob es sich um das Lösen einer mathematischen Formel handelt oder um zwischenmenschliche Interaktionsprozesse, ob wir gerade damit beschäftigt sind, mit dem Auto von A nach B zu fahren oder die Einkaufsliste vervollständigen – sämtliche Leistungen des Gehirns können ohne steuernde Affekte nicht vollzogen werden. Dieser Aspekt unterstreicht noch einmal meine Annahme, dass ohne die Berücksichtigung der „emotionalen Triebfeder“, die im Rahmen psychosomatischer Störungen meiner Annahme zufolge immer eine Rolle spielt, ein Ausbrechen aus Problemmustern deutlich erschwert werden dürfte.

Um nun ein günstiges Klima für Veränderungen im Rahmen von Therapie zu schaffen, sind systemische Therapeuten in der Regel bemüht, mit ressourcenorientierten Fragen die Aspekte hervorzuheben, die sich für den Klienten in der Vergangenheit bewährt haben. Dies ermöglicht den Klienten, ihren Fokus auf positive und erfolgreiche Bereiche ihres Lebens zu lenken. Zum Anderen versucht der Therapeut, das Anliegen seines Klienten aus *seiner* Wirklichkeit heraus zu verstehen und möglichst wenig zu bewerten beziehungsweise durch therapeutische Bewertungen die Möglichkeit einzuschränken, dass der Klient einen für *ihn* richtigen Weg finden kann. Chancen für mögliche Veränderungen werden oftmals erhöht, wenn der Versuch aufgegeben wird, als Außenstehende in die Veränderungsbereitschaft unserer Klienten aktiv einzuwirken. Wir müssen uns von dem Glauben verabschieden, dass wir als Therapeuten wüssten, was gut für unsere Klienten sei. Wir müssen verstehen, dass wir – trotz unseres therapeutischen Wissens – keine Lösungen für die Probleme Anderer haben. Diese innere Haltung des Therapeuten scheint mir persönlich nicht nur eine bessere Art eines zwischenmenschlichen Umgangs miteinander zu sein – sie reicht weit darüber hinaus. Sie basiert auf einer Art therapeutischer Begegnung, die eine Andersartigkeit der Klienten respektiert. Hierin spiegelt sich das Zugeständnis, dass es individuelle Persönlichkeitsstrukturen gibt, die jeweils andere Lösungen fordern und dass wir alle die Fähigkeiten haben, unser Selbst am besten zu beurteilen. Die Klienten sind Experten ihres eigenen Erlebens und Wirkens. Sie haben ihre Gründe, an ihren gewohnten Strukturen festzuhalten. G. Reich (2003) hält in diesem Zusammenhang folgendes fest:

„Anorektikerinnen kommen häufig in Begleitung ihrer Eltern oder eines Elternteils. Oft werden sie von diesen in die Therapie „geschleppt“. Sie selbst sind häufig widerstrebend, sehen nicht ein, weshalb sie kommen sollen, fühlen sich angeblich wohl mit ihrer Abmagerung. Sie haben kein Problem, das Problem haben die anderen. Wenn die anderen sich nicht so anstellten, wäre alles in Ordnung. Jedenfalls zeigen die Patientinnen derartige Verhaltensweisen oft nach außen. In späteren Behandlungsphasen dagegen räumen sie nicht selten ein, von Anfang an Zweifel gehabt, sich in der Anorexie unter einem Zwang gefühlt und das Abmagern nach außen verteidigt zu haben, um ihre Selbstständigkeit zu wahren und sich vor der Familie oder anderen keine Blöße zu geben.“ (Reich 2003, S. 72f.)

Wir sollten behutsam mit Veränderungsanstößen umgehen und als Therapeuten nur soweit einwirken, wie es unser Klient zulässt. Sobald Widerstand seitens des Klienten auftritt, haben wir als Therapeuten das Signal zu berücksichtigen und uns zu fragen, ob wir nicht zu sehr auf

eine Seite hin (in der Regel die Seite der Lösung) gewirkt haben oder ob wir nicht nach anderen Wegen suchen sollten, therapeutisch zu intervenieren. Therapeutische „Demut“ werte ich als einen wichtigen Aspekt für das Gelingen von Therapie. Wenn Wirklichkeit aus Sicht des Interaktionistischen Konstruktivismus im Kontext von Intersubjektivität erschaffen wird, so ist der Begriff „Wahrheit“ beziehungsweise „Wirklichkeit“ gleichbedeutend mit Überzeugung. Die Aufgabe des systemischen Therapeuten ist es demnach, vorhandene Denkschemata des Klienten zu hinterfragen, als sicher geltende Annahmen zu „verstören“, umzudeuten und Raum zu schaffen für Re-/De-Konstruktionen.

Nachdem ich nun einen kurzen Überblick über die speziellen Werkzeuge systemischer Therapeuten einerseits und die Bedeutung der emotionalen Rahmen in Therapie andererseits gegeben habe, möchte ich noch einmal einen Schritt zurücktreten und zusammenfassen, was diese Erkenntnisse nun bedeuten. Das Erleben der Betroffenen im Rahmen einer Jugendkrise findet sowohl auf kognitiver als auch auf emotionaler Ebene statt. Beide Ebenen gehen fließend ineinander über, sind im Sinne von Reich sowohl auf imaginärer als auch auf symbolischer Ebene angesiedelt. Sowohl die kognitive, als auch die emotionale Ebene beinhalten zum einen bewusste, zum anderen aber immer auch unbewusste Aspekte.

Im Rahmen eines Fragebogens (vgl. Wunderer/Schnebel 2008, CD-Rom zum Buch), mit dem Klienten oft vor Therapiebeginn konfrontiert werden, sind die unbewussten oder auch nicht gezielt herbeigeführten Folgen nur sehr eingeschränkt abfragbar. Auch gezieltes Fragen nach bewusst Verheimlichtem, was nach meiner Annahme bei Magersucht relativ häufig vorkommen dürfte, würde im Fragebogen mit großer Wahrscheinlichkeit meiner Einschätzung nach keine fruchtbaren Ergebnisse herbeiführen. Fragen wie: „Welche positiven Aspekte sehen Sie in Ihrer Erkrankung?“ oder „Welche positiven Effekte erzielen Sie im Rahmen Ihrer sozialen Beziehungen?“ oder „Bin ich bereit, mich den Konflikten zu stellen, die ich bisher durch die Krankheit umgangen habe?“ würden vor Therapiebeginn vermutlich nicht dazu führen, ein verwertbares Ergebnis zu erreichen.

Um aber genau diese Aspekte herauszuarbeiten, sollte im Rahmen der therapeutischen Interventionen ein „Werkzeug“ herangezogen werden, um ggf. bewusst verdeckte (vgl. hierzu nochmals Teil 3.4 dieser Arbeit) oder unbewusste Aspekte zu beleuchten, die eine Genesung massiv erschweren, solange sie im Bereich des Verborgenen bleiben. Denn solange diese Kräfte im Verborgenen (im Unbewussten oder im bewusst Verheimlichten) wirken und nicht offen aufgedeckt werden, behalten sie ihren Einfluss und stehen einer Genesung im Wege. Ich gehe mit Selvini-Palazzoli davon aus, dass viele Magersüchtige dazu tendieren, *nicht* offen und ehrlich über ihr Empfinden zu sprechen, um ihre Krankheit weiterhin zu schützen:

„Ich habe die Erfahrung gemacht, dass viele Patientinnen, was immer sie sagen mögen, nicht *wirklich* davon überzeugt sind, dass ihre skeletthafte Figur vollkommen in Ordnung sei. So weigern sie sich häufig, ausgeschnittene Kleider, Badeanzüge oder andere Kleidungsstücke zu tragen, die ihren abgemagerten Körper enthüllen könnten (wenngleich einige genau das Gegenteil tun, um ihre Mütter zu beschämen). Sei *geben lediglich vor*, normal zu sein, um ihre eingebilddete Angst vor Fettleibigkeit zu kaschieren, was ihnen auch gelegentliche Fressorgien erlaubt.“ (Selvini-Palazzoli 1982, S. 46)

In diesem Sinne dürfte auch der Wahrheitsgehalt der Körperschemastörung, die aussagt, dass magersüchtige junge Mädchen sich noch immer als zu dick empfinden, in einigen Fällen in Frage gestellt werden.

Das zentrale Thema der Therapie von Magersucht ist in der Regel die Essenaufnahme beziehungsweise die Essensverweigerung. Dies wird als notwendig und sinnvoll erachtet, um zum einen das Ausmaß des Konfliktes transparent zu machen und zum anderen neue Verhaltenswege rund ums Essen aufzuzeigen. Erweist sich eine angewandte Therapieform

jedoch über einen längeren Zeitraum als erfolglos, stellt sich zwangsläufig die Frage, ob eine Fokusverschiebung und ein neuer Perspektivenwechsel nicht sinnvoller sein könnten, als weiterhin auf das gängige therapeutische Vorgehen zurückzugreifen.

Nach Wunderer/Schnebel (2008) stellen Fairburn und Harrison (2003) in ihrer Schrift „Eating disorders“ in tabellarischer Form verschiedene Therapieverfahren und deren Wirksamkeit im Überblick dar (vgl. Wunderer/Schnebel 2008, S. 80). Deutlich wird bei der Darstellung dieser Tabelle, dass im Falle von Magersucht die wissenschaftliche Befundlage der Wirksamkeit im Vergleich mit verschiedenen therapeutischen Indikationen nicht sehr hoch ist. Es liegen neben Ergebnissen der systemischen Familientherapie lediglich Daten hinsichtlich kognitiver Verhaltenstherapie, kognitiv-analytischer Therapie, psychodynamischer Psychotherapie sowie Ernährungsberatung vor.

In Anlehnung an diese Tabelle wird die Wirksamkeit der Familientherapie bei Jugendlichen mit dem Krankheitsbild der Magersucht im Vergleich mit den oben genannten anderen Verfahren als „mittelmäßig“ beschrieben, wohingegen andere therapeutische Verfahren lediglich ein „mäßig“ in dessen Wirksamkeit erhielten. Ein therapeutisches Ergebnis, das eine deutliche positive Veränderung (substanziell und anhaltend) aufweisen könnte, liegt nicht vor. Mit allenfalls „mäßigen“ beziehungsweise „mittelmäßigen“ Therapieergebnissen drängt sich die Frage auf, aus welchem Grund die Erfolgchancen nicht höher liegen. Verweist Magersucht wirklich auf ein dahinter stehendes Problem, welches auf zwischenmenschlicher Ebene angesiedelt ist, so dürfte es nicht überraschen, dass therapeutische Bemühungen, die sich überwiegend mit dem Thema Essen und Abnehmen auseinandersetzen, ins Leere laufen dürften. Das wirklich dahinter stehende Kernproblem, die zwischenmenschliche Dynamik, die im Verborgenen wirkt sowie die sich gegenseitig stabilisierende Verhaltensspirale, die der Krankheit immer neuen Schwung verleiht, werden hier *nicht* ans Licht geholt und behalten gerade dadurch ihren großen Einfluss. Die Lösung des Problems Magersucht liegt meiner Ansicht nach nicht wirklich in dem Wunsch verhaftet, immer schlanker zu werden, sondern bezieht ihre Dynamik aus Beziehungsgeflechten, die vom Indexpatienten als konfliktbeladen wahrgenommen werden – ich habe diesen Aspekt im Verlauf meiner Arbeit an mehreren Stellen hervorgehoben. Meiner Annahme zufolge liegt die Ursache einer massiven Abmagerung, die ausgehend von ständiger theoretischer Beschäftigung mit dem Thema Essen über gesundheitlichen Schäden bis hin zum physischen Tod führt, nicht darin, dass ein „imaginiertes Übergewicht“ bekämpft wird. Die Fokussierung auf das Thema Essstörung läuft Gefahr (solange sie ausschließlich erfolgt), am Kernproblem vorbei zu gehen.

Der Widerstand der Klientin, ob er sich verdeckt zeigt oder offen, ist nur allzu verständlich, denn die Störung hat ihre Funktion und Berechtigung, bietet eine Stütze und eine „Lösung“ für ein dahinterstehendes Problem. Solange die Problemlösung in Form von Magersucht nicht als Lösung, sondern als Problem betrachtet wird, dürfte die therapeutische Herangehensweise eine andere sein. Hier bietet es sich an, tiefer zu schauen, einen Blick hinter die Fassade zu riskieren und die Fragestellung zu verändern. Die Frage muss lauten: „Für welches dahinterstehende Problem bietet sich Anorexia nervosa als Lösung an?“ Hiermit wechseln wir die Perspektive beziehungsweise unseren Beobachterstandpunkt.

Ich widme mich nun im folgenden Teilkapitel noch einmal der Bedeutung der Werte – dieses Mal im Kontext von systemisch-therapeutischen Interventionen. In Teil 4.2.1 greife ich diesen Aspekt auf und entwerfe vor dessen Hintergrund therapeutische Fragen, die festgefahrene Denkmuster erschüttern können und somit Eindeutigkeit hinterfragen, um somit Möglichkeiten freisetzen zu können, um alte Verstrickungen aufzulösen und neue Wege zu gehen.

Teil 4.2 Mögliche Auswege aus der Jugendkrise aus Sicht verschiedener Perspektiven

Einleitung zu Teil 4.2

Den Aufbau des Teils 4.2 habe ich bewusst so gewählt, dass ich mich von einer speziellen Krise hin (Magersucht) zu einer allgemeineren Darstellung von Jugendkrisen hervorarbeite, um abschließend ein offenes Konzept vorstellen zu können, welches sämtliche Einflussfaktoren, die Jugendkrisen begleiten, in sich vereint. So habe ich die Möglichkeit, abschließend ein erweitertes Modell vorstellen zu können, welches sich auf sämtliche Formen von Jugendkrisen anwenden lässt. Dieses „offene Modell“ werde ich in Teil 4.2.3 anhand zweier Fallbeispiele darstellen.

Das erste Teilkapitel (Teil 4.2.1) widmet sich in erster Linie noch einmal dem Thema Magersucht - also meinem speziellen Beispielfall einer Jugendkrise. Ich habe in Teil 4.2.1 den Aspekt der Autonomiebestrebung, die meiner Ansicht nach bei Jugendkrisen im allgemeinen und Magersucht im Besonderen als Triebfeder für die Entstehung einer zirkulären Problemspirale dienen kann, in Beziehung zu systemischen Fragetechniken gesetzt. Diese speziellen Fragetechniken, die ich in Teil 4.1.3 schon vorgestellt habe, setze ich in Teil 4.2.1 mit konkreten Normen und Werten in Beziehung und versuche so, eine unter Umständen vorhandene „Wertestarre“, die sich in einigen Familien widerspiegeln mag, auf diese Weise „aufzuweichen“. Um dies durchzuführen, musste ich ein konkretes Beispiel heranziehen und habe mich einmal mehr auf die Familie Landmann, die uns im Verlauf dieser Arbeit immer wieder begleitet hat, gestützt. Die von mir erarbeiteten Fragestellungen greifen einerseits konkrete Wertekonflikte auf (wie ich sie vorbereitend bereits in Teil 3 erarbeitet habe) und stellen andererseits noch einmal das Thema Autonomie in den Fokus. Durch spezielle Fragestellungen wird die Ambivalenz zwischen gültigen Werten und Normen im Rahmen diverser Verständigungsgemeinschaften und sich davon unterscheidende autonome Wünsche und Bedürfnisse des Heranwachsenden noch einmal thematisiert.

In Teil 4.2.1 verlasse ich die therapeutische Perspektive und wende mich dem elterlichen Kontext unter besonderer Berücksichtigung einer neuen Autorität in Anlehnung an Omer und Schlippe (2006, 2008, 2010) zu. Jugendkrisen vollziehen sich immer im Kontext eines familiären oder familienähnlichen Systems, gegen das sich Autonomiebestrebungen richten. Der elterliche Einfluss verliert an Bedeutung und kann in manchen Fällen seitens der Eltern als nicht mehr vorhanden erlebt werden. Welche Einflussmöglichkeiten Eltern noch haben, wie sie eine ggf. komplett verlorene Autorität Schritt für Schritt zurückerobern können und wie es ihnen möglicherweise gelingen kann, die strapazierte Beziehung zu ihrem heranwachsenden Kind wieder zu verbessern, sehen wir in Anlehnung an das Konzept des gewaltfreien Widerstandes von Omer und Schlippe (2006, 2008, 2010). Der Teil 4.2.2 beginnt mit einer allgemeinen Vorstellung der neuen Autorität und des gewaltfreien Widerstandes im allgemeinen Kontext von Jugendkrisen und geht dann über zu konkreten Handlungsalternativen elterlichen Einflusses am Beispielfall Magersucht. Dieses Konzept zeigt Wege auf, wie es gelingen kann, die Hungernde dabei zu unterstützen, die Krankheit zu überwinden. Die Rolle, die das Umfeld (Eltern, Freundeskreis und Lehrer) dabei einnimmt, ist von zentraler Bedeutung, wenn es darum geht, Verhaltensweisen zu erkennen und verändern, die zu einer Stabilisierung der Krankheit beitragen und zu einem neuen Miteinander zu finden. Hier werden Chancen erkennbar, das Festhalten an der Magersucht aufzugeben und andere Lösungen für Konflikte zu entwickeln.

An dieser Stelle sei der Verständlichkeit halber kurz erläutert, aus welchem Grunde ich mich im Rahmen meiner Abhandlung vermehrt der Familie zuwende und diese in den Fokus meiner Betrachtungen rücke:

Begreifen wir die Entwicklung und Aufrechterhaltung der Magersucht als Lösungskonstrukt in einem System auf einer zwischenmenschlichen Beziehungsebene und als Ausdruck dessen, dass innerhalb eben dieses Beziehungsgeflechtes Konflikte empfunden werden, die sich nur verdeckt äußern können oder dürfen, sollte am Anfang einer Therapie folgende Fragestellungen eine übergeordnete Rolle spielen: Ist die Klientin bereit, sich diesen Konflikten auf eine andere Weise zu nähern als über den Weg einer psychosomatischen Erkrankung? Welche Fähigkeiten muss die Klientin entwickeln, um das Risiko einer anderen „Konfliktlösung“ in Kauf zu nehmen? Welche bewusst oder unbewusst verdeckten Ängste und Befürchtungen hielten die Klientin bislang davon ab, alternative Lösungen zu konstruieren? Ist der „Gewinn“, der durch die Magersucht imaginiert beziehungsweise wahrgenommen wird, auch auf anderem Wege zu erlangen? Oder würde eine Genesung zwangsläufig die Situation eintreten lassen, die der Klientin zu Beginn der Magersucht ein hohes Maß an psychischer Belastung zugemutet hat und sie daher den Ausweg über die Erkrankung wählte?

Begreifen wir Magersucht als einen Lösungsversuch im Kontext in einem konfliktgeladenen Beziehungsgeflecht (in diesem Fall im Rahmen der Familie), so erlebt die Indexpatientin ihr Krankheitsbild naturgemäß vor allem als schützenswert. Wir haben als Therapeuten damit zu rechnen, dass ein enormer Widerstand gegen alle „Heilungsbestrebungen“ aufgebaut wird. Da sich jegliches Verhalten immer in einen gewissen Bezug setzen lässt und niemals kontextfrei auftritt, hat jeder der mitwirkenden Akteure die Möglichkeit, familiäre Muster der Verstrickung zu durchbrechen. Konkret bedeutet das für unsere Betrachtungsweise, dass ich davon ausgehe, die Heilungschancen von Magersucht zu erhöhen, wenn mit dem Hungern erlebte Vorteile wegfallen oder zumindest erschüttert werden. Ich werde aufzeigen, anhand welcher Methoden es mir sinnvoll erscheint, den familiären Verstrickungszirkel zu durchbrechen.

Diesen Ansatz führe ich in Teil 4.2.3 fort, indem ich mich hier an das Modell des Interaktionistischen Konstruktivismus nach Reich (1998, 2005) anlehne und dieses in vereinfachter Form de-konstruieren werde. Diese Vereinfachung soll eine Anwendung sowohl für den Jugendlichen selbst ermöglichen als auch für Personen, die dem Jugendlichen zwischenmenschlich verbunden sind (Eltern, Freunde, Angehörige, Lehrer, ect...) Der Gewinn für den Jugendlichen selbst liegt in einem möglichen Erkennen eigener empfundener Konflikte, die unter Umständen in der Form noch gar nicht bewusst reflektiert wurden. Hier könnten zugrundeliegende innerpsychische Spannungsverhältnisse in einem ersten Schritt bewusst werden. Die Dynamik spontaner Viabilitäten und deren Bedeutung für das eigene Identitätsempfinden dürfte vor diesem Hintergrund noch einmal transparenter werden. In abgewandelter Form habe ich dieses Modell in einem weiteren Schritt für nahestehende Personen konstruiert. Der Fokus der Betrachtung ist hier jedoch ein anderer. Hier sollen (eigene) Verhaltensweisen und deren Auswirkungen mehr Transparenz erhalten und ein Erkennen der Muster, die ggf. problemstabilisierend wirken, ermöglicht werden. In einem weiteren Schritt wird somit die Möglichkeit eröffnet, aus festgefahrenen stabilisierenden Verhaltensmustern auszubrechen und somit die Chance für neue Denk- und Handlungsoptionen zu erhöhen. Wie weiter oben bereits erwähnt, werde ich das Modell anhand zweier Fallbeispiele im Kontext von Jugendkrisen vorstellen und überprüfen.

4.2.1 Systemisch-therapeutische Interventionen hinsichtlich der Brüchigkeit stabilisierender Wertekonstrukte bei Magersucht

Weiter oben habe ich die Konflikte, die sich für junge Mädchen in ihrer Identitätsentwicklung hinsichtlich Autonomie in vielen Fällen ergeben, in Anlehnung an Lawrence erläutert. Obwohl ich Magersucht nach wie vor als multifaktoriell verstehe, so teile ich mit Lawrence die Ansicht, dass Weiblichkeit und die damit verbundene Rolle in unserer Gesellschaft als ein entscheidendes Kriterium für Magersucht gelten kann. Wenn ich also davon ausgehe, dass das Streben nach Autonomie und Kontrolle, welches sich für junge Frauen häufig als konfliktträchtiger erweist als für männliche Jugendliche, dann stellt sich zwangsläufig die Frage, welche Schlüsse sich daraus für die Therapie ableiten lassen. Wie ich in dieser Arbeit bereits erwähnt habe, belaufen sich die Heilungschancen bei Magersucht etwa auf 50%, wobei festgehalten werden muss, dass dieser Wert je nach Autor und Studie schwankt. Jedoch ist auffallend, dass die vollständigen Chancen auf Heilung nicht sehr groß ausfallen, zumal viele Magersüchtige nach der Phase der Magersucht häufig auf andere Essstörungen wie Bulimie auszuweichen scheinen (nach Lawrence betrifft dies sieben von neun Frauen). Nun ist die Bulimie zwar auch eine Essstörung, die massive Auswirkungen auf die Gesundheit hat, jedoch gilt diese nicht als lebensbedrohlich. In solchen Fällen gilt die Magersucht zwar als überwunden, jedoch kann die junge Frau noch nicht als vollständig „geheilt“ gelten, da nach wie vor eine Störung (oder je nach Perspektive - ein Lösungsversuch) vorliegt. Wir haben also zu fragen, aus welchem Grund nicht nur die Magersucht im Rahmen von Therapie so schwer aufgegeben kann, sondern warum in relativer Häufigkeit eine „Lösung“ durch eine andere ersetzt wird. So laufen Therapien, die sich „nur“ auf die Gewichtszunahme fokussieren, Gefahr, dass die jungen Frauen auch hier nicht lernen, sich mit ihren Konflikten, die eine Entstehung und Aufrechterhaltung der Magersucht begünstigen, auseinanderzusetzen und sich andere Lösungswege zu erarbeiten.

Im Falle einer akuten Lebensbedrohung sind Ärzte und andere Personen, die in einer helfenden Rolle im System der Magersucht eingebunden sind (wie Therapeuten, Eltern, Personen aus dem näheren sozialen Umfeld) dazu aufgefordert, von außen einzugreifen, um das Leben der Hungernden zu erhalten. In diesem Fall werden von außen (also nicht von der Patientin selbst) Kontrollmaßnahmen eingeleitet, mit dem Ziel, innerhalb einer bestimmten Zeit ein bestimmtes Gewicht zu erreichen. Die Verantwortung, Autonomie und Kontrolle hinsichtlich der Gewichtszunahme wird der Patientin in solchen Situationen nicht zugestanden, was im Falle einer akuten Lebensbedrohung auf den ersten Blick auch schwer möglich erscheint. Das Gefühl von Autonomie wird weiterhin untergraben, Kontrolle während des Klinikaufenthaltes häufig noch abgegeben. Nach der Entlassung aus dem Krankenhaus jedoch zeigt sich einmal mehr, dass diese jungen Frauen noch immer im gleichen Konflikt verhaftet sind: Sie haben noch nicht gelernt, wirklich die Verantwortung für sich selbst zu übernehmen und Autonomie zu entwickeln. Der Weg in eine andere Störung – Bulimie statt Magersucht – scheint aus dieser Perspektive schlüssig zu sein.

Ich habe im Verlauf dieser Arbeit schon an mehreren Stellen hervorgehoben, dass sich Magersucht durch Ambivalenzen und Widersprüche auszeichnet. So können wir davon ausgehen, dass auch der Wunsch nach Genesung für die Betroffene als ambivalent erlebt wird. Stellt das Hungern für die junge Frau *die* Lösung in der Erlangung von Autonomie und Kontrolle im Einklang ihres Erlebens der Weiblichkeit dar, so bedeutet eine Heilung zunächst einmal auch das Wegfallen einer vermeintlichen Lösung ihrer Probleme. Doch gerade das Thema Autonomie wird in der Magersuchtstherapie zu einem weiteren Konfliktherd. Da die Heilung für die Magersüchtige einen ambivalenten Charakter hat, die Therapie jedoch nur auf

einen Teil (und zwar auf den der Gewichtszunahme) reagiert, bleibt die andere Bedürfnisseite der Patientin außen vor:

„Sie (diejenigen, die eine Magersüchtige zum Zunehmen bewegen wollen [Ergänzung von mir]) vermitteln ihr, dass der Teil, der will, dass es ihr gut geht, der richtige sei, der gesunde Teil. Und dass der andere Teil, der sich so eigensinnig an die Magersucht klammert, vielmehr an die Lösung, die die Magersucht für sie darstellt, krank sei, schlecht oder dumm. Und so wird gerade dieser Teil, der Verständnis braucht, der nach Hilfe ruft, der, der Dünnebleiben als einzige Möglichkeit sieht, weiterleben zu können, abgelehnt, ignoriert oder als krank bewertet.“ (Lawrence 1989, S. 88f)

Das Problem der Autonomie zeigt sich auch hier: Jemand „von außen“ will über ihr Gewicht bestimmen. Die Stimmen, die ihr sagen, dass sie zunehmen muss, werden lauter. Liegt eine akute Lebensbedrohung vor, muss die Hungernde zwangsernährt werden, was das Gefühl von Autonomie noch weiter untergräbt. Der Teufelskreis zwischen Autonomie und das Untergraben eben dieser im Rahmen von Therapie ist schwer zu durchbrechen. Therapie sollte demnach diesen Aspekt berücksichtigen und die Patientin so weit es geht, in Entscheidungsprozesse einbeziehen, zumal nach Hilde Bruch (2004) eine Therapie nur dann überhaupt Erfolg aufweisen kann, wenn keine gravierende Unterernährung mehr besteht, da die Hungernde zumindest in der Lage sein muss, neue Informationen aufzunehmen und zu verarbeiten. Bei extremem Untergewicht ist die Patientin häufig rein physisch dazu nicht in der Lage:

„Wenn eine solche Erste-Hilfe-Maßnahme wirklich notwendig ist, sollte man alles versuchen, um das *Selbstwertgefühl* der Frau zu *stärken*, anstatt es herabzusetzen. Sie sollte aufgefordert werden, soweit es ihr möglich ist, an den Entscheidungen, die sie betreffen, teilzuhaben. Wird bei der Behandlung in der Klinik *empfindlich* und *individuell* auf sie eingegangen, wird sie nicht versuchen, möglichst schnell möglichst viel zuzunehmen.“ (Lawrence 1989, S. 91)

Helfer werden vielfach von der Magersüchtigen als diejenigen gesehen, die versuchen, ihre Autonomie zu untergraben. Dies wirkt sich auf den Therapieerfolg naturgemäß nachteilig aus. Die in erster Linie als weiblich geltende Neigung, anderen gefallen zu wollen und sich an den Erwartungen Anderer zu orientieren, ist nach Lawrence ein zentraler Aspekt von Magersucht. So kann sich im Rahmen der therapeutischen Behandlung ein Machtkampf entfalten, bei dem von der Magersüchtigen sämtliche Behandlungsversuche boykottiert werden. Der Kampf um Autonomie kann im Rahmen von Therapie also auch als Triebfeder gelten. Andererseits gibt es jedoch nach Lawrence auch junge Frauen, die sehr schnell nachgeben und vordergründig mit allem einverstanden scheinen. Doch auch hier kann sich unter Umständen ein weiterer Konflikt manifestieren:

„Wenn eine junge Frau sich bereitwillig einer Auffütterungsbehandlung unterwirft und ihre eigenen, inneren Konflikte, die dadurch ausgelöst werden, verleugnet, ersetzt sie eine „Lösung“, nämlich die Magersucht, durch eine andere, die dieser aber nur zu ähnlich ist. Sie befolgt das, was ihr als vernünftig dargestellt wird und unterdrückt die Empfindungen, die die Gewichtszunahme begleiten. So kommt es, dass sie ihren eigenen Gefühlen zu misstrauen lernt, wenigstens soweit sie das Essen und ihr Körpergewicht betreffen. Was sie selbst empfindet, hat für sie keine Geltung: Dumm sind diese Gefühle, sie müssen begraben und vergessen werden! In Wirklichkeit aber äußert sich in ihnen etwas, das *angenommen* und, im Zusammenhang mit anderen Aspekten ihres Daseins als Frau, *verarbeitet* werden muss. [...] Eine solche Behandlung trägt eher noch dazu bei, dass diese Frauen immer tiefer in Schwierigkeiten geraten, weil sie die Vorstellung über das, was Gesundheit sei, *von anderen* zu übernehmen haben.“ (Lawrence 1989, S. 93f.)

Bleibt die Frage, welche Maßnahmen aus dieser Haltung abzuleiten sind. Nach Lawrence hat eine Beratung Magersüchtiger mehr Erfolg, wenn das Thema der Gewichtszunahme nicht Bestandteil der Beratung ist. Sobald der Berater von der Magersüchtigen als jemand angesehen wird, der Zwang ausübt, kann dies als ungünstige Voraussetzung für einen Beratungserfolg angesehen werden. Es gilt, das Selbstwertgefühl und die Autonomie der jungen Frauen zu stärken. Dies kann nicht unter Zwang geschehen. Da die junge Frau eine für sich funktionierende Lösung durch die Magersucht geschaffen hat, wird sie in der Regel durch die Vorstellung der Genesung stark verunsichert. Lawrence befürwortet eine Verteilung der Verantwortung. Die Verantwortung für die Ernährung und die Gewichtszunahme der Klientin überlässt sie in der Rolle als Beraterin (beziehungsweise Therapeutin) bei der Klientin beziehungsweise der stationären Institution, die verpflichtet ist, das Leben der Hungernden zu erhalten. Die Beratung als solche sollte sich davon losgelöst vollziehen.

„Wenn eine Klientin mit mir arbeiten und den Versuch unternehmen will, die Gründe für ihre Schwierigkeiten aufzudecken, dann muss *sie* wenigstens für das notwendige Minimum an körperlicher Gesundheit sorgen. Wenn *sie* an irgendeinem Punkt den Eindruck hat, sie könne das ohne Hilfe nicht schaffen, dann muss *sie* auch Hilfe in Anspruch nehmen. Stellt sich heraus, dass sie ins Krankenhaus muss, um ihre Gesundheit so weit wiederherzustellen, dass *sie* mit der Therapie fortfahren kann, dann muss *sie* auch darauf vorbereitet sein. Außerhalb der Therapie stehen mir keinerlei Sanktionsmöglichkeiten zur Verfügung. Ich habe nur die Möglichkeit, die Therapie abzubrechen, wenn meine Klientin drastisch abnimmt und zu schwach ist, um Nutzen aus ihr zu ziehen. [...] Ich vermittele der betreffenden Frau, dass *ausschließlich sie selbst* die Verantwortung über ihren Körper hat und niemand sonst.“
(Lawrence 1989, S. 102f.)

Auf diese Weise werden die jungen Frauen in die Verantwortung hineingebracht, statt ihr diese abzunehmen. Die Ambivalenz zwischen „gesund werden“ und „krank bleiben“ muss im Rahmen von Therapie zunächst einmal wahrgenommen und angenommen werden, ohne dass die Berater diese Entscheidung für die Betroffene treffen. Alle Seiten der Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen sollten in der Therapie offen thematisiert werden. Die Verantwortung der Entscheidung muss jedoch bei der Magersüchtigen selbst bleiben. Auf diese Weise wird die Möglichkeit erhöht, sich aus ihrem verstrickten Kampf um Autonomie zu befreien. Da Magersucht häufig auftritt, während die junge Frau noch zu Hause wohnt und auch räumlich noch relativ eng mit der Familie verbunden ist, sollten wir bei der Behandlung von Magersucht die Familie einbeziehen. Wie wir im Verlauf dieser Arbeit immer wieder gesehen haben, hat die Familie in vielen Fällen einen Einflussfaktor bei der Aufrechterhaltung beziehungsweise der Genesung von Magersucht und sollte in die Behandlung eingebunden werden. Doch auch die Stärkung der Autonomie der Patientin sollte im Rahmen von Therapie eine zentrale Rolle spielen. Da sich Magersucht immer auch im Rahmen eines sozialen Gefüges manifestiert, kommen wir nun zu einem weiteren Aspekt möglicher therapeutischer Maßnahmen, die sich m.E. in den meisten Fällen auch unter Einbeziehung der Familien vollziehen sollten – zumindest dann, wenn die Hungernde noch bei der Familie lebt.

Wenn Muster und Werte einen so großen Einfluss auf die Magersuchtsthematik ausüben, (worauf auch G. Reich in seiner Abhandlung über Essstörungen im Jahr 2003 festhält), so sollte der Wertekonstruktion im Rahmen von Therapie eine besondere Rolle zukommen. Das „Aufweichen“ familiärer werteorientierter Denkstrukturen kann meines Erachtens entscheidend zu einer Lösungsfindung im familiären Kontext beitragen. Ich stelle die Aspekte, die ich im Kontext dieser Arbeit bereits herausgeschält habe, nun in einen therapeutischen Rahmen. Die Bedeutung der Muster sowohl bei der Entstehung als auch bei der Aufrechterhaltung des Konstruktes Magersucht nimmt im Rahmen von Therapie bisher einen geringen Stellenwert ein. Gerade die Kräfte, die im Verborgenen wirken und eine

Heilung so erschweren, sind oftmals auf ein Wertekonstrukt zurückführbar, welches sich gegen eine Lösung stellt und somit jeden Versuch auf Heilung konterkariert.

Therapeutische Ansätze, die sich auf die Körperlichkeit von Magersucht beschränken und die Beschäftigung mit gesunder Ernährung in den Fokus stellen, greifen hier in der Regel zu kurz. Die Problematik vollzieht sich auf einer anderen Ebene. Wenn eine Heilung oder Besserung über einen längeren therapeutischen Zeitraum nicht erkennbar ist, stellen sich nach meiner Überzeugung Kräfte dagegen, die im Verborgenen wirken und zu denen bislang kein Zugang gefunden wurde. Der Werteaspekt stellt meiner Ansicht nach eine ganz entscheidende Weichenstellung dar, der interpersonelles Verhalten in einer Form mitbestimmt, der ich bislang zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet haben.

Gehen wir davon aus, dass die rigorose Werteorientierung einen entscheidenden Hebel für Magersucht ausmacht, so können wir als Therapeuten meiner Ansicht nach nur dann in der Familie für eine positive Veränderung sorgen, wenn wir uns nicht gegen diese Werte stellen, sondern in der Wertelogik der Familie bleiben und aus dieser heraus argumentieren. Würden wir als Therapeuten das Wertekonstrukt der Familien als solches offen hinterfragen, wäre die Familie zwangsläufig dazu angehalten, dieses Konstrukt massiv zu verteidigen. Wir müssen uns vor Augen halten, dass ggf. über Generationen hinweg diese Werte nicht nur einen hohen Stellenwert im familiären Kontext eingenommen haben, sondern dass die Entwicklung der Persönlichkeiten, die der Familie angehören, eng mit diesen Werten verknüpft sind. Das Infragestellen der Werte käme mit hoher Wahrscheinlichkeit im Empfinden der Familie zwangsläufig einer Infragestellung der familieninternen Persönlichkeiten gleich. Wie wichtig Orientierung für die Bildung der eigenen Identität ist, habe ich in Teil 1 bereits erläutert. Wir haben also als Therapeuten zu berücksichtigen, dass wir nur dann etwas bewirken können, wenn wir uns in der Logik der Familie bewegen.

Die Werte „Bindung beziehungsweise Harmoniebestreben“, „Opferbereitschaft“ und „Ambivalenzlosigkeit“ habe ich in Teil 3 in Zusammenhang mit den vier Diskursen „Beziehungswirklichkeit“, „Macht“, „Unbewusstes“ und „Wissen“ gestellt. Ich habe die Verbindung der hier genannten Werte mit den vier Diskursen beleuchtet und eine Gegenüberstellung der positiven (von der Familie angestrebten) Wirkungen ihrer Werte erarbeitet. Im Rahmen einer dialektischen Betrachtung habe ich einen Aspekt dagegen gestellt, der sich als *negative Auswirkung* verstehen lässt. Diese negativen Auswirkungen werden von den Familien in der Regel nicht bewusst wahrgenommen oder aber negiert. Hierdurch wollte ich verdeutlichen, dass die „negativen“ Aspekte beziehungsweise die unerwünschten Begleiterscheinungen, die bei dem Versuch auftreten, sich ständig und immer wertekonform zu verhalten, in Widerspruch stehen zu Wertekonstrukten, die unsere Familien ebenso verfolgen. Kurz gesagt: Aus meiner Sicht ist die Wertekonstruktion an sich niemals ambivalenzfrei, denn wenn ich versuche, kompromisslos einen bestimmten Wert umzusetzen, negiere ich zwangsläufig einen anderen.

Vor dem Hintergrund des dritten und dritten Teils möchte ich nachfolgend versuchen, die Starre des gelebten Systems am Beispiel einiger systemischer Techniken „aufzuweichen“ beziehungsweise zu diskutieren. Ich beginne diese Betrachtung zunächst einmal mit einer Darstellung der verschiedenen Wissensdiskurse, in denen sich die Akteure befinden. Wissen wird in diesem Zusammenhang mit Bewusstheit gleichgesetzt, Nicht-Wissen mit Unbewusstheit.

Die Magerstüchtigen, die Familie und der Therapeut treten mit unterschiedlichen Wissenskonstrukten in Kontakt. Diese Unterschiedlichkeiten erzeugen Dynamiken. Sowohl im familiären Beziehungsgefüge als auch im Klienten-Therapeuten-Verhältnis. Ich habe im Verlauf meiner Arbeit aufzuzeigen versucht, wie differente Wahrnehmungen, Glaubenssätze, Annahmen und Wissenskonstrukte, kurz: unterschiedliche Imaginationen seitens der Akteure

dazu beitragen, ein Problemsystem entstehen zu lassen und in der Folge aufrecht zu erhalten. Die Unterschiedlichkeit der Wissenskonstrukte zwischen Therapeut und Klient kann meiner Ansicht nach ebenso das Verhaltensmuster der Magersucht stabilisieren, wie dies in den meisten Fällen auch im Familiengefüge geschieht. Dies kann insbesondere dann der Fall sein, wenn der Klient ganz andere Motive verfolgt als der Therapeut sich vorstellt. Als Beispiel seien die Fälle herangezogen, in denen Therapie auf die Nahrungsaufnahme fokussiert und an der Wahrnehmung des Körperbildes arbeitet, jedoch zwischenmenschliche Dynamiken nicht betrachtet.

Ich gehe von folgender Annahme aus: Wenn über einen längeren Zeitraum bestimmte therapeutische Methoden *nicht* zur Heilung geführt haben, macht es meiner Meinung nach wenig Sinn, nach dem gleichen therapeutischen Konzept vorzugehen. Dann sind wir als Therapeuten gefordert, andere Wege zu gehen und nicht das gleiche Muster zu verfolgen wie zuvor. Wir sind als Therapeuten ebenso gefordert, unsere Sichtweise zu verändern, wie wir dies von unseren Klienten erhoffen. Wir haben uns also zu fragen:

Welche stabilisierenden Verhaltens- und Denkstrukturen aus Therapeutensicht könnten hier stabilisierend wirken? Könnte hier ggf. ein Loslassen therapeutischer Interventionen, um die Essensaufnahme zu fördern, ggf. in die falsche Richtung wirken?

Könnte ein Fallenlassen gewohnter therapeutischer Maßnahmen und familiärer Maßnahmen ggf. eine Veränderung begünstigen?

Vergegenwärtigen wir uns einmal folgende Rahmenbedingungen:

Allein die Hungernde selber weiß über Insiderinformationen bei Magersucht sowie über die Gestaltung einer eigenen Magersuchtsidentität, die es ihr ermöglicht, sich als Mensch „richtig“ zu fühlen beziehungsweise als erfolgreich zu erleben. Sie hat den größten Wissensvorsprung über ureigene Gefühle und Ambitionen.

Liegen diese Ambitionen nicht, wie vordergründig argumentiert, in dem Bestreben, weiterhin an Gewicht zu verlieren, um an Attraktivität zu gewinnen, sondern liegen die „wahren Motive“ im zwischenmenschlichen Beziehungsgeflecht oder in einer empfundenen Widersprüchlichkeit, die für die junge Frau zu einem unlösbaren Konflikt heranwächst, so ist die Hungernde „gezwungen“, zu verschleiern, zu verdecken und die Akteure in ihrem Spiel in die Irre zu führen. Sie genießt in einem solchen Falle auf einer anderen Ebene Vorteile, die sie nur dann offen äußern könnte, wenn sie bereit wäre, sie aufzugeben, d.h. wenn sie bereit wäre, sich den Konflikten, die sie erlebt und unter denen sie leidet, auf andere Weise zu stellen. Da diese Konflikte jedoch – davon gehe ich aus – von der Hungernden als massiv belastend erlebt werden und andere Lösungsmöglichkeiten entweder gescheitert sind oder aber nicht als Option wahrgenommen werden, ist das Verdecken der eigentlichen Antriebskraft des Hungerns die logische Schlussfolgerung. Ich gehe somit davon aus, dass eine verdeckte Kommunikation in einigen Fällen zum Krankheitsbild gehört. Bleiben wir in dieser Logik, sind therapeutische Interventionsmöglichkeiten per se begrenzt. Wenn Verschleiern zur Magersuchtsidentität gehört, laufen therapeutische Interventionen ins Leere. Die Hungernde ist als Wissensträgerin ihrer Krankheit in der machtvollen Position, mit Wissen und Nicht-Wissen von Therapeut und Familie „zu spielen“ und alle beteiligten Akteure im System (einschließlich der Therapeuten) in die Irre zu führen, um sich beziehungsweise die Vorteile der Krankheit zu schützen. Sie verfügt über den größten Wissensvorsprung hinsichtlich ihrer Motive und ihres Krankheitserlebens, über ureigene Gefühle und Ambitionen.

Die folgende Tabelle soll noch einmal die unterschiedlichen Wissenskonstrukte der Akteure hervorheben beziehungsweise verdeutlichen:

| Unterschiedliche Wissenskonstrukte im Rahmen von Therapie | | |
|---|--|--|
| Wissen des Therapeuten | Wissen der Familie | Wissen der Indexpatientin |
| <p>Therapeut sieht das Erscheinungsbild der Indexpatientin und die Familie aus Sicht einer Außenperspektive. Er sieht ggf. sich stabilisierende Verhaltensmuster, „Vorteile“ für die Magersüchtige, sich stabilisierende Wertestrukturen und Verhaltensdynamiken zwischen Patientin und Familie, etc...</p> | <p>Die Familie sieht die Hungernde aus einer Außenperspektive, ist jedoch durch die Eingebundenheit innerfamiliär verstrickt. Die Familie erkennt das Problem der Magersucht und seine Dringlichkeit. Die emotionale Betroffenheit ist sehr groß, da die Gesundheit und später auch das Leben der Hungernden auf dem Spiel stehen.</p> | <p>Die Indexpatientin ist diejenige, die in Bezug auf ihre Krankheit über das höchste Maß an Wissen verfügt. Sie verfügt über das meiste Wissen darüber, wie entscheidend sie die Vorteile erlebt, die sie dazu veranlassen, am Hungern festzuhalten. Sie weiß, was sie ggf. gezielt verschleiern möchte, wo sie ggf. in die Irre führen möchte, um ihre Magersuchtsidentität zu schützen. Sie weiß um die dahinterliegenden Konflikte, die ein weiteres Hungern für sie rechtfertigen. Sie weiß über die „Entlastungen“, die das Hungern ihr schenkt. Die Magersüchtige ist diejenige in der Zirkularität der Akteure, die sowohl die Innenperspektive der Familie als auch ihre eigene erlebt.</p> |

(Schaubild 29: Differente Wissenskonstrukte im therapeutischen Kontext)

Das kann für Therapie folgendes bedeuten: Die Familie vermehrt in den Fokus der Therapie nehmen – in einigen Sitzungen sogar unter Ausschluss der Hungernden. Ich halte es für sinnvoll, zu versuchen, die innerfamiliären stabilisierenden Verhaltensverstrickungen auflösen, um der Klientin die Vorteile zu entziehen, die sie mit dem Hungern möglicherweise für sich wahrnimmt. Dies greift naturgemäß nur dann, wenn die empfundenen Vorteile im Beziehungsgeflecht der Familie begründet sind. Ich gehe jedoch davon aus, dass dies ein relativ häufig auftretendes Szenario bei Magersucht darstellen dürfte.

Die implizite Forderung an Klienten, im therapeutischen Kontext mitzuwirken, um eine Heilung zu ermöglichen, sehe ich gerade in vielen Fällen von Magersucht als nahezu unerfüllbar. Berücksichtigen wir die Bestrebungen der Erkrankten, ihre Krankheit zu verteidigen, haben wir zu fragen, welche Hebel wir als Therapeuten nutzen könnten, um dennoch eine Dynamik in den Prozess des Hungerns zu bringen, der eine Heilung begünstigen könnte. Die Antwort hierauf liegt nahe – sie lautet: Wir sollten versuchen, die „Vorteile“ des Systems der Magersüchtigen so genau wie möglich durch zirkuläre Fragetechniken zu erforschen, um dann im Anschluss daran die Aspekte, die von der Familie unbewusst beigetragen werden, um das Hungern aufrecht zu erhalten – zu beleuchten. In einem weiteren Schritt sollte die *Familie* Informationen darüber erhalten, welchen Einfluss sie auf das Erscheinungsbild Magersucht ausübt, um das bisherige Muster zu durchbrechen. Da die

Familie in der Regel diejenigen Akteure darstellen dürften, die für sich selbst wenig bis gar keine Vorteile durch das Hungern erkennen, kann hier am ehesten davon ausgegangen werden, dass die Bestrebungen einer Genesung hier weniger Ambivalenzen und Widerstand hervorrufen dürfte als bei der Indexpatientin selbst.

Ich werde nun etwas konkreter und stelle mir vor, wie dieses Vorhaben in die Praxis umgesetzt werden könnte. Fügen wir nun einmal folgende Aspekte zu einem „großen Ganzen“ zusammen und leiten daraus entsprechende Schlussfolgerungen ab:

In Teil 3 habe ich drei gültige Muster- und Wertekonstrukte, die im Rahmen von Magersuchtsfamilien gehäuft auftreten, an einem exemplarischen Beispiel herausgegriffen und habe den positiven Aspekten gleichermaßen negative Auswirkungen gegenübergestellt. Kurz: Ich habe das Spannungsverhältnis aufgezeigt, welches die Eindeutigkeit einer wertenden Zuschreibung konterkariert.

In Teil 4.1.3 habe ich diverse therapeutische Interventionsformen dargestellt, die besonders geeignet erscheinen, um festgefahrene Problemmuster zu verstören. Ich werde nun im Folgenden die drei Wertekonstrukte „Bindung beziehungsweise Harmoniebestreben“, „Opferbereitschaft“ und „Ambivalenzlosigkeit“ als exemplarisches Beispiel heranziehen, um anhand einiger von mir entworfenen Fragen, die ich aus weiter oben vorgestellten systemischen Fragetechniken abgeleitet habe, die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, das derzeit gelebte Verhaltensmuster der Familie zu verstören. Die Veränderung eines bestehenden Interaktionszirkels kann von jedem der beteiligten Akteure „verstört“ werden. Die Lösung eines Problems muss demnach nicht zwangsläufig durch den Indexpatienten erfolgen – zumindest nicht im ersten Schritt. Sein Verhalten ist im Kontext eines bestehenden Systems zu betrachten. Haben wir als Therapeuten keinen oder nur sehr schweren Zugang zum Indexpatienten, kann es sinnvoll sein, sich dem System zuzuwenden, in dessen Kontext ein problematisches Verhalten gezeigt wird – in unserem Fall ist dies die Familie. Erst wenn diese im Bilde darüber ist, was sich hinter dem massiven Hungern verbergen kann und welche Mechanismen der Stabilisierung dienen, hat diese eine Chance, aus diesem bestehenden Interaktionszirkel auszusteigen. Die Frage, die sich hier stellt, lautet: Welche systemischen Werkzeuge beziehungsweise konkreten Fragen sind geeignet, den bestehenden Interaktionszirkel zu verstören, der die Erscheinungsform der Magersucht begünstigt und stabilisiert?

Für die folgende Betrachtungsweise ziehe ich Wertevorstellungen als Grundlage heran, die sich an unseren bereits bekannten Beispielfall der Familie Landmann anlehnen. Die Familie Landmann steht hier stellvertretend für viele Familien, die durch Magersucht betroffen sind und typischerweise häufig bestimmte Wertemuster und –konstellationen aufweisen. Die hier darzustellenden Aspekte dienen mir als Leitfaden, an dessen Anlehnung ich verschiedene Fragestellungen vor dem Hintergrund entwerfe, die Familie in die Therapie nicht nur einzubinden, sondern – darüber hinausreichend – die Familie als möglichen „Lösungsanker“ für das Erscheinungsbild der Magersucht heranzuziehen.

Ich stelle mir nun einen therapeutischen Kontext vor, der eher die Familie der Magersüchtigen in den Fokus nimmt. Ob die Indexpatientin bei dem Gespräch anwesend ist oder nicht, spielt hier erst einmal eine untergeordnete Rolle.

Die Umdeutung:

Im Regelfall geht die Familie davon aus, dass die Triebkraft für das Hungern der Tochter darin begründet liegt, weiterhin an Gewicht zu verlieren, um an Attraktivität zu gewinnen. Wenn wir als Therapeuten jedoch davon ausgehen, dass es sich bei Magersucht um ein dahinterliegendes Problem handelt und das Hungern nur als Mittel zum Zweck eingesetzt

wird, um etwas zu erreichen, was sich im Kontext des Familiengeschehens ereignet, haben wir die Aufgabe, die Wahrnehmung der Eltern auf etwas anderes zu richten.

Bei der Technik der Umdeutung haben wir zu fragen, in welchem Kontext das Hungern einen Sinn erzeugt. Weiterhin haben wir die Familienwerte „Bindung beziehungsweise Harmoniebestreben“, „Opferbereitschaft“ und „Ambivalenzlosigkeit“ in einen Kontext zu setzen, der einen anderen Sinn erkennen lässt als das offen erklärte Ziel einer weiteren Gewichtsabnahme.

Die Begrifflichkeit der Umdeutung erklärt im systemischen Rahmen die Kontextualisierung, wie wir bereits gesehen haben. Ich möchte die Begrifflichkeit der Umdeutung in diesem Zusammenhang jedoch dahingehend erweitern, dass ich den von der Familie bisher als positiv empfundenen Werte einen negativen Aspekt hinzufüge, um die Eindeutigkeit zu erschüttern. Die negativen Aspekte positiver Werte haben wir im vierten Teil bereits kennen gelernt. Fragen, die dieses Bild „verstören“ und die Familie veranlassen, die Ausschließlichkeit ihrer Werteerfüllung zu hinterfragen, sind:

„Wenn Bindung in Ihrer Familie eine sehr große Rolle spielt – wie kann es Petra gelingen, sich mehr abzugrenzen und sich gut dabei zu fühlen?“

Hierdurch wird konkretisiert, dass Abgrenzung einerseits ein Prozess ist, der vom Therapeuten als selbstverständlich vorausgesetzt wird und gleichzeitig dieser Prozess für die Jugendliche erschwert scheint. Der Passus „...und sich gut dabei zu fühlen“ impliziert eine Zerrissenheit, der die Hungernde ausgesetzt ist.

„Wenn Abgrenzung für Sie als Eltern so belastend empfunden wird – welche Möglichkeiten hat Petra, ihre Abgrenzungswünsche umzusetzen, ohne sich schlecht und schuldig zu fühlen?“

Diese Frage geht in eine ähnliche Richtung, hier werden jedoch die Eltern als ganz konkrete „Bremsen“ des Ablöseprozesses dargestellt. Dies soll den direkten Zusammenhang des elterlichen Empfindens und Erlebens einerseits und das Mitwirken am Problem andererseits hervorheben.

„Glauben Sie, dass es Petra gelingen kann, Ihnen gegenüber ganz offen und ehrlich zu sein, ohne Gefahr zu laufen, Sie zu verletzen?“

Hierdurch wird die „Notwendigkeit“ einer möglichen verschleierte beziehungsweise verdeckten Kommunikation hervorgehoben. Offenheit kann beziehungsweise darf nicht stattfinden, wenn das Gefühlserleben der Eltern geschont werden soll.

„Wenn Opferbereitschaft eine Tugend ist, die gerade die weiblichen Personen in Ihrer Familie anstreben – wie kann es dann den Frauen gelingen, eigene Wünsche umzusetzen, ohne als egoistisch gesehen zu werden?“

„Opferbereitschaft ist ein Wert, den gerade die Frauen in Ihrer Familie umsetzen. Kann das Hungern von Petra ggf. als Opfer zum Erhalt des Familienwohles gesehen werden? Und wenn ja: Welche Opfer bringen die anderen Familienmitglieder, um Petra von ihrer Last zu befreien?“

Mit dieser Frage wird die Verantwortlichkeit für Petras Hungern vorübergehend an die Familie delegiert. Wenn Petra sich aufopfert für Andere – wo ist dann die Verantwortlichkeit der Anderen Petra gegenüber?

„Welche „Opfer“ der anderen Familienmitglieder könnten es Petra erleichtern, aus ihrer Opferrolle herauszukommen?“

Diese Frage kann als Fortführung der vorherigen gesehen werden. Die Opferbereitschaft wird als Wert betrachtet, der sich in erster Linie an die weiblichen Familienmitglieder richtet. Mutter und Schwester von Petra sind also implizit aufgefordert, ihrerseits dem geltenden Wert zu entsprechen.

„Wenn das Familiencredo lautet, die eigene Person zugunsten anderer Familienmitglieder zurückzustellen und diese Forderung Probleme erzeugt – könnte dann ein möglicher Ausweg

darin bestehen, gerade den weiblichen Mitgliedern der Familie mehr Egoismus zu „verschreiben?“

Das Paradoxon der Opferbereitschaft könnte dadurch aufgelöst werden, dass der „Kranken“ zuliebe mehr egoistische Tendenzen erlaubt und gelebt werden.

Verflüssigung von Eigenschaften:

Bei der Verflüssigung von Eigenschaften rufen wir den Akteuren den Zusammenhang von Verhalten und Kontext noch einmal ins Bewusstsein. Konkret bedeutet dies: Das Hungern wird in einem bestimmten Kontext gezeigt und vollzieht sich im Rahmen der Interaktion aller Akteure. Wir fokussieren hier in diesem Zusammenhang auf beobachtbares Verhalten.

„Gab es eine Zeit, in der das Hungern von Petra besonders extrem auftrat beziehungsweise wann war es besser?“

Hier soll ein Zusammenhang hergestellt werden zwischen einem besonderen Ereignis und Petras Hungern.

„Frau Landmann – wenn Petra hungert, wie verändert sich dann die Beziehung zwischen Ihnen und Ihrer Tochter?“

„Herr Landmann – welche Veränderungen an Ihrem eigenen Verhalten bringen Sie mit Petras Hungern in Zusammenhang?“

„Jutta – wie hat sich die Beziehung zwischen Petra und Ihnen verändert, seit Petra immer mehr abmagert?“

Diese drei Fragen implizieren, dass Petras Hungern in direktem Zusammenhang mit den Verhaltensweisen der Familienmitgliedern stehen. Im Regelfall haben die Familien diesen Aspekt zuvor noch nicht beleuchtet.

Externalisierung:

Bei der Externalisierung wird die Magersucht als „Familienmitglied“ betrachtet, die eine gewisse Funktion im familiendynamischen Geschehen wahrnimmt. Gerade im Hinblick auf Familienwerte können Externalisierungsfragen einen hohen Wirkungsgrad erzielen.

„Stellen Sie sich vor, die Magersucht wäre eine Person und würde sich hier im Raum befinden. Wenn ich die Magersucht nun fragen würde, welche Rolle sie bei Petras Abgrenzungsversuchen spielt – was glauben sie, würde sie antworten?“

Bei dieser zirkulär eingeführten Externalisierung sind die Eltern gefordert, sich mit der Funktion der Magersucht auseinanderzusetzen. Hier kann Raum entstehen für umfassende Interpretationen, die eine neue Bewertung des Krankheitsbildes erlauben.

„Ist die Magersucht eine Person, die eher ein hohes Maß an Opferbereitschaft verkörpert oder eher ein geringes Maß an Verzicht darstellt?“

Die Magersucht als Funktion bei der Erfüllung beziehungsweise Nicht-Erfüllung der Familienwerte zu begreifen, kann ebenfalls ein hohes Maß an Reflektionspotenzial freisetzen und den Eltern erlauben, eine Funktion im Hungern zu erkennen.

„Was glauben Sie – hat die Magersucht nur eine negative Seite oder auch für Petra eine positive Funktion?“

Durch die Eröffnung einer positiven Funktion der Magersucht wird der für die Familie ausschließlich als schlecht geltende Krankheit eine andere Sichtweise beigelegt.

„Wenn Petra sich nun entscheiden würde, ihren eigenen Weg zu gehen und sich vermehrt vom Elternhaus abzugrenzen – würde die Magersucht sie darin eher bestärken oder behindern?“

Hier wird eine direkte Verbindung zwischen Ablösebestrebungen von Petra und der Magersucht zugeschrieben.

„Wann würden Sie Petra mehr Vorwürfe machen – wenn sie erkrankt und dadurch eine Form von Abgrenzung auslebt oder wenn sie sich im gesunden Zustand bewusst entscheidet, ihre eigenen Wege zu gehen?“

Hier wird die vorherige Frage noch einmal konkretisiert. Der Magersucht wird durch den Therapeuten die Funktion zugeschrieben, Petra in ihren Abgrenzungsbestrebungen zu unterstützen.

„Welche Rolle spielt die Magersucht in Ihrer Wahrnehmung als Eltern, was ihre eigene Partnerschaft betrifft?“

Durch diese Frage wird verdeutlicht, dass die Magersucht Auswirkungen auf sämtliche Ebenen des familiären Interaktionsgefüges hat und dass die Auswirkungen durchaus auch positive Aspekte aufweisen.

Verschlimmerungsfrage:

Es klingt paradox – doch durch das Einsetzen von Verschlimmerungsfragen wird eine Situation oftmals verbessert. Hier geht es in erster Linie darum, die Handlungsoptionen der Akteure zu vergrößern, indem ihnen ihr Anteil, das Problem weiterhin zu stabilisieren, bewusst gemacht wird. Ein Problem definiert sich auf zweierlei Weise. Zum einen besteht ein Problem dadurch, dass Verhaltensweisen gezeigt werden, die besser unterlassen würden. Dies geschieht zum Beispiel dann, wenn ein Alkoholiker immer wieder zur Flasche greift – also eine Verhaltensweise zeigt, die er in der Regel besser unterlassen sollte. Zum Anderen besteht ein Problemszenario dann, wenn eine Verhaltensweise unterlassen wird, die besser gezeigt werden sollte. Dies ist zum Beispiel bei Anorexia nervosa der Fall. Das Essen wird unterlassen, wird jedoch als wünschenswertes beziehungsweise „normales“ Verhalten gefordert.

Wer nun eine recht genaue Vorstellung davon hat, wie er eine bestehende Problemsituation gezielt verschlimmern kann, weiß gleichzeitig auch um die Aspekte, die dazu führen, eine Situation zu verbessern. Oder deutlicher: Wenn die Eltern der Hungernden sich ihres Anteils am Problem bewusst werden und darüber informiert sind, wie sie es anstellen können, dass die Tochter noch mehr hungert und weiterhin die Essenaufnahme verweigert, ist der Umkehrschluss nicht weit. Entsprechende Fragestellungen hierzu lauten:

„Frau Landmann – angenommen, Sie wollten unter allen Umständen verhindern, dass Ihre Tochter in den kommenden zwei Wochen einen Happen isst – welche Verhaltensweisen müssten Sie dann besonders deutlich zeigen? Würden Sie dann den Druck auf Petra eher erhöhen oder eher verringern?“

„Herr Landmann – wenn Petra nun erreichen wollte, dass sich die Beziehung zwischen Ihnen und Ihrer Frau wieder mehr distanziert – würde Petra dann eher hungern oder wieder beginnen zu essen?“

„Jutta – wenn Du und Deine Schwester Eure Rivalitäten untereinander schüren wolltet – würde das eher gelingen, wenn Petra weiterhin hungert oder die Essenaufnahme wieder aufnimmt?“

„Herr und Frau Landmann – angenommen, Sie wollten, dass Petra in den kommenden Monaten weitere fünf Kilo verliert – wie könnten Sie es schaffen, ihre Tochter weiterhin zum Hungern zu animieren? Wie könnten Sie die zwischenmenschlichen Konflikte zwischen Ihnen und Ihrer Tochter weiter vorantreiben?“

Zirkuläres Fragen:

Zirkuläre Fragetechniken sind wohl die populärsten im Rahmen systemischer Therapie. Sie verdeutlichen Unterschiedlichkeiten der Akteure im Denken, Erleben und Wahrnehmen und verdeutlichen die Zirkularität, die einem Verhaltensmuster zugrunde liegt. Da die Entstehung

und Aufrechterhaltung einer Problemspirale immer differente Imaginationen der Akteure voraussetzt, gilt die Technik der zirkulären Fragen als entscheidendes Hilfsmittel, um Informationen darüber zu erhalten, wie andere Familienmitglieder bestimmte Situationen bewerten.

Beispiele zirkulärer Fragetechnik sind:

„Petra, wenn ich Deine Mutter fragen würde, wie sich durch Dein Hungern die Beziehung zu Deinem Vater verändert hat – was würde sie sagen?“

Die größte Effektivität wird naturgemäß dann erzielt, wenn die Personen im Raum sind, über die andere Familienmitglieder befragt werden. In diesem Fall würde Frau Landmann Informationen darüber erhalten, wie Petra die Beziehung ihrer Eltern wahrnimmt und welche Rolle das Hungern dabei spielt.

„Herr Landmann, wenn ich Ihre Tochter Petra fragen würde, ob sie durch das Hungern mehr oder weniger Aufmerksamkeit erhält – was würde sie antworten?“

„Frau Landmann, wenn ich Ihren Mann fragen würde, wie er die Chancen auf Petras Heilung einschätzt – was würde er antworten?“

„Herr Landmann – wenn ich Petra fragen würde, wie es ihr gelingen könnte, sich weiterhin die ungeteilte Aufmerksamkeit ihrer Mutter zu sichern – was würde sie dazu sagen?“

„Frau Landmann – angenommen, Ihre Tochter hat Wünsche und Bestrebungen, die so gar nicht im Einklang mit den bisher gelebten Familienwerten stehen – würde sie Ihnen dies eher offen sagen oder sähe sie sich gezwungen, ihre Wünsche auf anderem Wege einzuführen?“

Eine zentrale Aufgabe von Therapie bei Magersucht muss darin liegen, den Kommunikationsfluss zwischen den Familienmitgliedern wieder zu ermöglichen, damit ein Klima geschaffen wird, offener mit Konflikten umzugehen. Solange sich die Hungernde gezwungen sieht, empfundene und belastende Lebenssituationen im Kreise der Familie nur verdeckt in Form einer psychosomatischen Erkrankung auftreten zu lassen und daraus Vorteile für sich gewinnt, wird eine Heilungschance sehr erschwert. Solange sich die Patientin genötigt sieht, bestimmte Motive bewusst zu verheimlichen, um ihre Magersuchtsidentität zu schützen, werden therapeutische Interventionen ins Leere laufen.

Ein Phänomen von Magersucht scheint es zu sein, dass sich alle Akteure zu einem gewissen Grad „machtlos“ fühlen. Doch schauen wir genauer hin, hat jeder von ihnen eine Chance, gewohnte Verhaltensverstrickungen zu lösen.

Um dem Krankheitsbild Magersucht angemessen zu begegnen und die Chancen einer Heilung zu erhöhen, ist es meiner Meinung nach unumgänglich, Dynamiken und Bestrebungen offenzulegen, die bislang im Verborgenen gewirkt haben. Dieser Aspekt impliziert jedoch folgende Schwierigkeiten: Zum Einen können Dinge, die unbewusst sind, nicht so ohne weiteres ins Bewusstsein geholt werden. Mitunter weiß die Patientin gar nicht, welche Steuerungsmechanismen sie anwendet. Sie mag ggf. Vorteile wahrnehmen, jedoch ohne ihr gezieltes Zutun bewusst zu registrieren.

Zum Anderen – und sehe ich als noch gravierender – dürften sich viele Personen, die an Magersucht leiden, gezwungen sehen, ihre Magersuchtsidentität zu schützen. Ist dies der Fall, sieht sich die Hungernde versucht, nach außen hin Motive, Bestrebungen, erlebte Vorteile zu verdecken. Die Wahrscheinlichkeit ist hoch, Thesen des Therapeuten nicht anzuerkennen, zu vereiteln und ihn mehr oder weniger gezielt in die Irre zu führen.

Wenn die Hungernde ihre erlebten Vorteile nicht als Irrweg erkennt, dann müssen sämtliche therapeutischen Ansätze ins Leere laufen.

In diesem Teil habe ich mich ausschließlich mit dem exemplarischen Fallbeispiel der Magersucht in Bezug auf systemisch-therapeutische Interventionen auseinandergesetzt. Die grundsätzliche Logik der hier vorgestellten Methoden wäre jedoch auch auf andere Krisen im Jugendalter übertragbar. An dieser Stelle sehe ich jedoch davon ab, eine Analogie dieser

Methoden zu anderen Krisen herzustellen, da mir der Mehrwert dieser Darstellungsform eher eingeschränkt erscheint. Wie ich bereits an anderer Stelle geschrieben habe, werde ich in Teil 4.2.3 das Thema Jugendkrisen gesondert anhand zweier Fallbeispiele diskutieren und somit einen erweiterten Rahmen im Kontext von Jugendkrisen herstellen. Dafür werde ich mich einer weiteren, von mir entwickelten Vorgehensweise bedienen, die ich in Anlehnung der Modelle des Interaktionistischen Konstruktivismus nach Reich (1998) in Teil vier gesondert entwickeln und darstellen werde.

Ich verlasse nun den therapeutischen Kontext und betrachte das Thema Jugendkrise noch einmal aus Sicht der Familie. Diese sollte (gerade im Falle von Magersucht) meiner Ansicht nach vermehrt in den Fokus der Aufmerksamkeit gestellt werden. Familien - hauptsächlich die Eltern - dürften im Falle krisengeplagter Jugendlicher, die in vielen Fällen unter dem Einfluss von ambivalenten, noch nicht klar abgegrenzten Zielen, Bestrebungen und Anforderungen stehen, einer Problemlösung weniger ambivalent gegenüberstehen. Ich habe weiter oben schon mehrfach den Aspekt einer "weiblichen Zerrissenheit" beleuchtet, der meiner Ansicht nach einen zentralen Punkt bei Magersucht ausmachen dürfte. Diese innere Zerrissenheit spiegelt sich auch in der ambivalenten Haltung der jungen Frauen hinsichtlich ihrer Genesung wider. Die Eltern hingegen dürften der Gesundheit ihres Kindes weniger ambivalent gegenüberstehen. Die Eltern in den Prozess einer Jugendkrise mehr einzubeziehen, könnte sich in vielen Fällen sicherlich positiv auf eine Krisenbewältigung auswirken. Aus diesem Grunde stelle ich im folgenden Teil noch einmal die Eltern im Kontext einer Jugendkrise in den Fokus der Betrachtung.

4.2.2 Eltern im Kontext von Jugendkrisen - die Perspektive aus Sicht einer neuen Autorität

Im Falle von Jugendkrisen, die sich immer auch im Rahmen eines sozialen Gefüges vollziehen, ist es nicht zuletzt auch die Umwelt, die möglicherweise dafür sorgt, dass ein entstandenes Verhaltensmuster wieder und wieder stabilisiert wird.

Genau diesen Aspekt möchte ich in Teil 4.2.2 in Anlehnung an das Konzept des gewaltfreien Widerstandes von Grabbe, Omer und von Schlippe (vgl. Omer/Schlippe 2010 sowie von Schlippe/Grabbe 2010) aufgreifen und Möglichkeiten für das soziale Umfeld Betroffener aufzeigen, aus diesen stabilisierenden Mustern auszusteigen. Bevor wir im folgenden Unterkapitel etwas konkreter werden können, möchte ich an dieser Stelle die allgemeinen Prinzipien des gewaltfreien Widerstandes vorstellen.

Jugendkrisen stellen naturgemäß eine Belastungsprobe der Beziehung zwischen Eltern und Jugendlichem dar. Nach Omer fühlen sich viele Eltern ihren Kindern (oder den „problematischen Verhaltensweisen“ der Kinder) hilflos ausgeliefert. Ob es um Jugendliche geht, die durch Gewalttaten auffällig werden, ob es um Schulverweigerung geht, um das offene Rebellieren gegen einen Großteil elterlicher Anforderungen oder ob eine Jugendliche sich so mager hungern, dass sie ihre Gesundheit beziehungsweise ihr Leben riskiert – Eltern fühlen sich in solchen Situationen nicht selten völlig hilflos und verzweifelt. Das Gefühl, den Heranwachsenden nicht mehr „zu erreichen“, herrscht bei vielen Eltern vor. Sie erleben ein Gefühl des Verlustes ihrer elterlichen Präsenz (vgl. Omer/von Schlippe, 2010). Das Konzept der neuen Autorität zielt darauf ab, die verlorene elterliche Präsenz wieder herzustellen und die Beziehung zwischen Jugendlichen und Eltern zu verbessern. Dafür ist es von besonderer Bedeutung, Eskalationsspiralen zu durchbrechen, die oftmals zum Alltag der Eltern-Kind-Beziehung gehören, jedoch nicht zur Lösung führen. Eine akute Krise im Jugendalter strahlt in der Regel auf das familiäre System aus. Eltern fühlen sich häufig herausgefordert, zu

handeln und ihr Kind darin zu unterstützen, „den richtigen Weg“ einzuschlagen. Im Falle von Ausreißern wird es darum gehen, dass die Eltern versuchen werden, ihr Kind nach Hause zu holen. Schulverweigerer werden von ihren Eltern dahingehend beeinflusst, wieder regelmäßig die Schule zu besuchen, Magersüchtige werden dazu angehalten, endlich wieder etwas zu essen. Bei einem Jugendlichen, der sich in einer akuten Krise befindet, wird das familiäre System mit beeinflusst. Je nach Krise und wirklicher oder vermeintlicher Bedrohlichkeit nimmt die Krise des Kindes im Rahmen der Familie einen großen Raum ein. Schon bewegt sich die Familie in einer komplementären Verhaltensdynamik, die sich gegenseitig stabilisiert (vgl. Teil 1.2 sowie Teil 3 dieser Arbeit). Gelingt es den Eltern, aus dem bisherigen Beziehungsmuster auszusteigen und dem Verhalten des Kindes (nicht dem Kind selber) mit gewaltfreiem Widerstand auf der Handlungsebene zu begegnen, bricht ein stabilisierender Faktor, der die Krise unter Umständen mit begünstigt, weg. Gleichzeitig kann es gelingen, strapazierte Beziehungsgefüge wieder zu entlasten. Dies kann dann gelingen, wenn es den Eltern glückt, ihr eigenes Verhalten wieder autonomer zu erleben und zu gestalten. Hierzu ist jedoch eine veränderte innere Haltung notwendig. Der Dualismus des Gewinnens und Verlierens (im Sinne von: „Wenn wir unserem Kind das Weglaufen, Schule schwänzen oder Hungern durchgehen lassen, hat es gewonnen und wir haben verloren“) muss durchbrochen werden. Dies setzt eine *Veränderung der Eltern* voraus, bevor sie weitere Schritte in die Handlungsebene übertragen können. Die Verstrickungen, die aus der Gewinner-Verlierer-Sicht entstehen, können nur dann aufgelöst werden, wenn zumindest einer der beiden Akteure aus diesem Spiel austritt. So bleibt das Kind „ohne Spielpartner“, wenn der Erwachsene sich nicht mehr in diese Spirale hineinziehen lässt. Diese neuen Maßnahmen des Erwachsenen sind wiederholte Einladungen an den Jugendlichen, sich dem Veränderungsprozess anzuschließen. Dem Jugendlichen bleibt die Autonomie, zu entscheiden, ob und wann er sich dazu entschließt, ebenfalls eine Veränderung einzuleiten. Fichter (2009) rät:

"Häufig gibt es bei einem Machtkampf letztlich nur Verlierer. [...] Nachgeben verlangt Großmut, Beherrschung und ist oft ein Risiko, aber es ist es weit besser, als in einen aussichtslosen Krieg zu ziehen. Für den Alltag bedeutet das: Sprechen Sie an, wenn Sie merken, dass Sie in einen Machtkampf verstrickt sind. Versuchen Sie den anderen davon zu überzeugen, dass es für Sie beide besser wäre, diesen Machtkampf nicht bis zum Ende auszutragen. Machen Sie den ersten Schritt." (Fichter 2009, S. 74)

Die Wahrscheinlichkeit, dass dies passiert, ist umso größer, je mehr der Einzelne das Gefühl hat, nicht gedrängt zu werden und autonom zu entscheiden. Ich habe im Verlauf dieser Arbeit im Hinblick auf die Magersucht bereits die hohe Bedeutung von Autonomie herausgearbeitet. Meiner Ansicht nach kann das Thema Autonomie jedoch in vielen Fällen von Jugendkrisen eine sehr große Rolle spielen. Magersucht ist nur *eine* von vielen möglichen Autonomiebestrebungen, die im Jugendalter auftreten können. Schulverweigerer, Ausreißer, Drogenmissbrauch und andere Spielformen einer Jugendkrise dürften meiner Ansicht nach ebenfalls den Begriff der Autonomie und Selbstbestimmtheit zum Thema haben. Letztlich scheint der Dreh- und Angelpunkt einer Jugendkrise sich meistens um das zentrale Thema „Abgrenzung“ zu drehen. Elterliche Versuche, hier einzuwirken, sollten demnach dem Jugendlichen stets vermitteln, in seiner Wahl frei zu sein, wenn diese nicht in eine negative Verhaltensspirale münden sollen.

„Explizit geht in die Überlegungen des gewaltlosen Widerstandes die Vorstellung ein, dass man keinerlei Verfügung über den anderen hat, sondern nur über sich selbst. Nur dann ist man unabhängig vom Verhalten des anderen.“ (von Schlippe/Grabbe 2010, S. 22)

Verhaltensstrukturen, die familiäre Eskalationen bei Jugendkrisen begünstigen, gilt es aufzulösen, um die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, aus festgefahrenen Mustern

herauszutreten. Was jedoch genau sind Verhaltensweisen, die eine Eskalation überhaupt begünstigen? Neben der dualistischen Auffassung von „Gewinnen und Verlieren“ sind es vor allem elterliche Predigten, Erklärungen und Bitten, die eine komplementäre Eskalation verstärken. Von einer komplementären Eskalation spricht man dann, wenn seitens des Jugendlichen Forderungen an die Eltern gestellt werden, woraufhin die Eltern mit Nachgeben reagieren. Die Folge ist nicht etwa eine Lösung des Konfliktes, sondern immer weitere Forderungen, die sich letztlich über die Grenzen „üblicher Forderungen“ hinwegsetzen.

Neben der komplementären Eskalation steht die symmetrische Eskalation, die aus einem Teufelskreis zusammensetzt, der gegenseitige Feindseligkeiten zwischen Eltern und Jugendlichen nach sich zieht. Elterliche Diskussionen, Drohungen und Beschuldigungen fördern dieses Eskalationsmodell. Aus beiden – aus der komplementären sowie aus der symmetrischen Eskalation – gilt es auszusteigen.

Weiterhin kann sich die Interaktion zwischen Eltern und Jugendlichen dahingehend verengt haben, dass nur noch das problematische Verhalten des Jugendlichen im Fokus der Betrachtung steht. Auch dies fördert weiterhin Eskalationsschleifen, die das unerwünschte Verhalten stabilisieren. Der Versuch, den jeweils Anderen von seiner Meinung zu überzeugen, schränkt die eigene Handlungsfreiheit ein. Man verstrickt sich in Diskussionen und neigt dazu, das eigene Handlungspotenzial nicht auszuschöpfen, weil die Überzeugungsarbeit im Vordergrund steht. Das Konzept einer neuen Autorität möchte helfen, sich aus diesen Situationen zu befreien.

Eine neue Autorität setzt voraus, dass eine Kontrolle über andere Personen nicht möglich ist. Wenn diese Erkenntnis sich bei den Eltern durchsetzt, wird eine Veränderung der eigenen Sichtweise sowie der eigenen emotionalen Reaktionen möglich. Die Erkenntnis, dass jeder Einzelne im Rahmen seiner eigenen Begrenzungen nur selber ändern kann, kann befreiend sein, denn so wird es leichter, sich auf sein eigenes Handeln zu konzentrieren und sich von den Vorstellungen zu befreien, durch Vorhaltungen, Verbote oder Zwänge das Verhalten des Jugendlichen verändern zu können. Die Autonomie, die Eltern hinsichtlich der Auflösung verstrickter Verhaltensweisen erlangen müssen, ist notwendig, um das alte Muster zu durchbrechen und aus der Eskalationsspirale auszusteigen. Das Prinzip der Gewaltlosigkeit impliziert, dass die Person, die das Konzept der neuen Autorität vertritt, nicht nur selber prinzipiell keine Gewalt anwendet, sondern aktiv nach Wegen sucht, um Eskalationen zu vermeiden. Das Durchbrechen des Teufelskreises, in dem sich Familienmitglieder oftmals befinden, die ineinander in einer Problemspirale verstrickt sind, ist eine aktive Aufgabe des gewaltfreien Widerstandes. Als Ziel gilt, die unerwünschten Verhaltensweisen des Kindes und Jugendlichen durch Widerstand zu blockieren, ohne weitere Eskalationen zu fördern.

„Im Konzept des Coachings im gewaltlosen Widerstand (Omer u. von Schlippe, 2004) lernen die Klienten kontinuierlich, sich innerlich in einem deeskalierenden Modus zu halten (z.B. durch den inneren Satz: „Ich lasse mich nicht hineinziehen!“), in welche Verwicklungen sie auch hineingezogen werden mögen. [...] Es geht gerade nicht darum, den anderen zu ändern, sondern die eigene Entschiedenheit zu demonstrieren, sich destruktiven Entwicklungen entgegenzustellen, ohne bereits vorab zu wissen, in welche Richtung die Entwicklung gehen müsse.“ (von Schlippe/Grabbe 2010, S. 22)

Als eine beispielhafte Maßnahme des gewaltfreien Widerstandes möchte ich an dieser Stelle das Sit-in erwähnen. Nach Omer und von Schlippe stellt das Sit-in auf eindrucksvolle Weise Widerstand, Beharrlichkeit und Standhaftigkeit dar (vgl. Omer, von Schlippe 2010). Es hat nicht die Funktion einer disziplinarischen Maßnahme oder Machtdemonstration seitens der Eltern. Es ist eine Maßnahme, die aktiv zur Deeskalation beiträgt. Die ethische Grundhaltung des Sit-in basiert auf dem Prinzip der Gleichwertigkeit von Eltern und Jugendlichen. Gerade im Hinblick auf den Versuch des Jugendlichen, Autonomie zu erlangen, kann es einen wichtigen Baustein darstellen, um die zwischenmenschliche Beziehung zu verbessern. Der eigene

elterliche Standpunkt kann über die Maßnahme des Sit-in klar ausgedrückt werden. Gleichzeitig wird dem Jugendlichen jedoch Raum und Möglichkeit eigener Autonomie zugestanden. Auf diese Weise wird sowohl die Autonomieentwicklung des Jugendlichen gefördert und elterliche Autonomie (zurück-) erobert.

Das Sit-in ist eine Maßnahme, in der die Eltern für einen vorher festgelegten Zeitrahmen (mindestens 30, höchstens 60 Minuten), das Zimmer des Jugendlichen betreten und sich so platzieren, dass der Ausgang versperrt ist. Das Sit-in kann von einem oder beiden Elternteilen durchgeführt werden. Die körperliche Präsenz der Eltern im Zimmer des Jugendlichen ist für viele Familien bereits ungewöhnlich und stellt die Eltern-Kind-Beziehung auf eine neue Ebene. Nachdem die Eltern Platz genommen haben, wird in klaren Worten formuliert, dass das derzeitige Verhalten der Jugendlichen (bspw. Schuleschwänzen) nicht mehr akzeptabel ist. Die Eltern weisen darauf hin, dass sie hier sind, um einen Weg zu finden und fragen die Jugendlichen dann nach einem Lösungsvorschlag. Vorschläge oder Vorgaben seitens der Eltern bleiben aus. Die Eltern schweigen und warten auf die Vorschläge des Jugendlichen. Auf eventuelle Bedrohungen, Beschuldigungen oder Forderungen seitens des Pubertierenden sollten die Eltern nicht eingehen und sich nicht in Erklärungen, Rechtfertigungen und Diskussionen einlassen. Dies würde der beabsichtigten Botschaft des Sit-in entgegenlaufen. Das Sit-in ist auf Taten ausgerichtet und nicht auf den Versuch, vorhandene Probleme auf verbale Art zu lösen. Jegliche Diskussion würde eine klare Haltung „verwischen“. Konfliktbehaftete familiäre Eskalationsspiralen werden häufig durch den Versuch einer verbalen Klärung immer wieder angestachelt. In solchen Fällen kann es deeskalierend wirken, sich nicht weiter auf Rechtfertigungen, Erklärungen und die Diskussion konträrer Standpunkte einzulassen. Das schweigende Sitzen bleiben der Eltern, die auf Lösungsvorschläge warten, hat eine eindrucksvollere Wirkung als sämtliche Erklärungsversuche. Sobald ein positiver Vorschlag seitens der Jugendlichen erfolgt ist, kann das Sit-in beendet werden. Wenn kein Vorschlag erfolgt, so wird das Sit-in nach einer Stunde beendet, ohne Vorwürfe oder Vorhaltungen. Falls ein oder mehrere weitere Sit-ins nötig sein werden, sollten diese nicht angekündigt werden.

„Ein Sit-in kennt weder „Sieg“ noch „Niederlage“. Das Ziel des Sit-in ist das Vermitteln der Botschaft der elterlichen Präsenz und des gewaltfreien Widerstands.“ (Omer/von Schlippe 2010, S. 152)

Ob ein Jugendlicher, der sich in einer akuten Krise befindet, letztlich einen Vorschlag macht oder nicht, ist gar nicht mal die entscheidende Bedeutung. Die Botschaft der Eltern wurde trotzdem übermittelt und Präsenz gezeigt. Dies wird in den meisten Fällen schon eine Wirkung haben, auch wenn diese bei der Jugendlichen nicht gleich offen zu Tage tritt. Es geht hauptsächlich um eine neue Umgangsform im Rahmen familiärer Beziehung. Die Beziehung zwischen Eltern und Jugendlichen soll verbessert werden. Es geht nicht um Kontrolle, nicht um Zwang, nicht um Macht. Es geht darum, dass Eltern ihre Initiative, ihrem Kind bei der Gesundung zu helfen, verändern. Es sollte Raum geschaffen werden, so dass der Jugendliche sich nicht wieder und wieder gezwungen sieht, Autonomie zu beweisen, indem er genau das *nicht* tut, was die Eltern von ihm erwarten. Der Erfolg des Sit-in hängt nur vom inneren elterlichen Standpunkt ab. Das Sit-in unterstützt auf diese Weise eine Autonomie des Kindes.

„Das Sit-in liefert Eltern die Erfahrung der Standhaftigkeit in einer bedrängenden und herausfordernden Situation, in der sie einen überzeugenden, aber nicht aggressiven Standpunkt einnehmen. Die Bewältigung dieser Aufgabe verleiht den Eltern anstelle eines Gefühls der Hilflosigkeit und des Vergeltungszwanges das gute Gefühl, ohne Gewalt beharrlich zu sein.“ (Omer/von Schlippe 2010, S. 154)

Für einen Jugendlichen, der seit geraumer Zeit an einer Krise leidet, dürfte sich die Erfahrung des Sit-in deutlich von den bisherigen elterlichen Bemühungen, auf ihn einzuwirken, unterscheiden. Bisher haben die Eltern in der Regel durch Druck und Zwang, durch gutes Zureden und/oder Überzeugungsarbeit versucht, ihr Kind zum Essen zu bewegen. Das Verhalten des Kindes stößt nun zwar auf den Widerstand der Eltern, der jedoch nicht – wie bisher – den Widerstand des Kindes herausfordert, sondern an seine Autonomie appelliert. Dies stellt eine gute Möglichkeit dar, die negative Eskalationsspirale zu durchbrechen, denn es demonstriert ruhige Präsenz.

Doch vorsicht: Obwohl meiner Ansicht nach das Sit-in in vielen Fällen ein sehr wirkungsvolles Instrument darstellen kann, so beschränkt sich seine positive Wirkung jedoch auf ein bestimmtes Spektrum von Jugendkrisen. An dieser Stelle erscheint mir der Hinweis wichtig, dass ich bspw. im Falle von Magersucht die Wirkung des Sit-in bezweifeln würde. Da das Thema Magersucht in betroffenen Familien ohnehin einen immensen Sog ausübt und sich die Eltern wie die Magersüchtige selbst in einem massiven Verstrickungsgefüge befinden, in dem sich so gut wie alles nur noch um das Thema Essen (beziehungsweise nicht Essen dreht), würde ich aus heutiger Sicht eher von einem Sit-in abraten. Dieses wäre im Kontext von Magersucht betroffener Familien lediglich ein weiterer Aspekt, der das Handeln und Denken rund ums Essen nur noch um einen Faktor erweitern würde. Omer und Schlippe haben das Sit-in im Rahmen ihrer Erläuterungen vor allem dann als wirkungsvoll beschrieben, wenn die Problematik der Jugendlichen sich in erster Linie um Gewaltbereitschaft dreht. In diesen Fällen kann die Autorität, die viele Eltern in hohem Maße einbüßen, sofern ihre Kinder ihnen gewaltbereit und nicht mehr zugänglich begegnen, mit Hilfe des Sit-ins Schritt für Schritt zurückerobert werden. Mücke (1998) sieht folgende Auswirkungen im Beziehungsgefüge im Falle von Gewaltbereitschaft:

"Interindividuell bewirkt gewalttätiges Verhalten, dass man durch seine Androhung oder Ausübung bestimmte Reaktionen bei den anderen hervorrufen kann, welche die anderen gefügig macht, wodurch man die eigenen Bedürfnisse und Interessen durchsetzen kann und gleichzeitig von den anderen viel Raum eingeräumt bekommt." (Mücke 1998, S. 420)

Um sich seitens der Eltern aus diesen Dynamiken zu entziehen und sich selbst auf gewaltlose Art wieder Raum zu schaffen hinsichtlich elterlicher Präsenz, kann das Sit-in eine hervorragende Maßnahme darstellen.

Gerade dort, wo die innere Haltung einem Verhalten vorausgehen muss, bekommt das Thema Werte noch einmal eine besondere Gewichtung. Hier, wo die Verbesserung der Beziehung in den Fokus genommen wird, besteht

„diese Beziehungsarbeit in einer gelebten und vorgelebten Vermittlung von Werten wie Achtung, Be-achtung, Achtsamkeit, Würde, Pflicht und Ehre. Damit wird eine Dimension positiver Orientierung und werteorientierter Gesinnung respektvoll in die pädagogische Alltagsarbeit eingeführt, die vielfach illustriert, dass aller menschlicher Umgang, der diese Beziehung verdient, seine Grundlage in einer mutig gelebten Beziehungsethik findet.“ (Omer/von Schlippe 2010, S. 10)

Omer spricht im Zusammenhang mit seinem Konzept von einer „neuen Autorität“. Der Autoritätsbegriff ist gerade im deutschsprachigen Raum eher negativ besetzt, denken wir im Zusammenhang des „alten“ Autoritätsverständnisses eher an Macht, körperliche Strafen, die einer kindgerechten Entwicklung im Wege stehen. Die Werte einer „neuen Autorität“, wie Omer und von Schlippe sie begreifen, ermöglichen hingegen eine „Führung“ beziehungsweise „Orientierung“ des Kindes und Jugendlichen im Einklang mit Werten wie Respekt, Achtung, Akzeptanz und Gewaltlosigkeit. Sowohl auf Seiten des Jugendlichen als auch auf Seiten der

Eltern kann so die Chance entstehen, autonomer in seinen Handlungen zu werden, Stärke zu entwickeln und alte Verstrickungen aufzulösen. Autorität wird in diesem Sinne durch Nähe und Präsenz umgesetzt und nicht durch den Wunsch, den Anderen besiegen zu wollen. Hier wird die eigene Person zum Ziel der gewünschten Veränderung und nicht der/die Andere. Als Grundbaustein der „neuen Autorität“ legen Omer und von Schlippe Präsenz zugrunde. Die Haltung der Eltern soll auf Autonomie und Stärke gegründet sein und von Beharrlichkeit geprägt und nicht auf Gewalt (weder psychisch, noch physisch) basieren. Diese Form von Autorität gestaltet sich im Einklang mit Werten, denen die meisten Eltern folgen können. Entgegen des herkömmlichen Autoritätsbegriffes, wo Autorität mit Distanz und Unzugänglichkeit gleichgesetzt wurde, setzt die neue Autorität gerade auf Verbundenheit und Nähe.

„Autorität, die auf Präsenz basiert, das heißt auf der Botschaft „Ich bin da!“ (als Mutter/Vater und auch als Person), ist dabei viel akzeptabler, konstruktiver und menschlicher als eine Autorität, die auf Preisen, Strafen oder gar Ehrfurcht basiert. Die Botschaft „Ich bin da!“ entspricht gleichfalls dem Blick auf die elterliche Rolle aus den verschiedenen Blickwinkeln der verhaltens-, humanistischen und systemischen Schulen. Damit kann „elterliche Präsenz“ als ein integrierender Begriff verstanden werden.“ (Ursula Engelking zitiert nach: von Schlippe/Grabbe, 2010, S. 141)

Der Wesentliche Aspekt der neuen Autorität besteht darin, dass die Handlungen, die die Eltern im Einklang mit ihren Werten vollziehen, den entscheidenden Faktor darstellen und nicht die unmittelbare Reaktion des Kindes beziehungsweise des Jugendlichen. Ziel des gewaltlosen Widerstandes ist eine Veränderung des Verhaltens durch die Verbesserung der Beziehung. Weiter oben in meiner Arbeit habe ich mehrfach herausgestellt, dass ich davon ausgehe, dass die Ursachen des Hungerns in zwischenmenschlichen Konflikten liegt. Im Rahmen einer persönlichen positiven Beziehungsstruktur lassen sich persönliche Veränderungen leichter umsetzen. Dabei ist es von besonderer Bedeutung, dass sich die Eltern zwar entschieden gegen das Verhalten ihres pubertierenden Kindes stellen, jedoch nicht gegen das Kind selbst.

Ich habe in Teil 4.2.1 den therapeutischen Kontext beleuchtet und versucht, anhand verschiedener systemisch-therapeutischer Fragetechniken für die Familie neue Sichtweisen zu eröffnen, so dass Veränderungen eher gelingen können. Doch welche Handlungsalternativen können sich nun aus dem gewaltlosen Widerstand ergeben, auf die Eltern zurückgreifen können, um aus der Eskalationsspirale auszusteigen und somit den Weg „frei zu machen“ für den Jugendlichen, sich seinerseits der Veränderung anzuschließen. Um hier konkret werden zu können, greife ich das Erscheinungsbild der Magersucht als exemplarisches Beispiel einer Jugendkrise heraus.

Insbesondere in Teil 3 habe ich die Bedeutung der Werte im familiären Beziehungsgefüge beleuchtet. Inwieweit Werte im Kontext einer Familie mit einem magersüchtigen Jugendlichen eine Rolle spielen, haben wir bereits gesehen. Gerade im Hinblick auf „Magersuchtsfamilien“ kann das Konzept des gewaltfreien Widerstandes zur Problemlösung beitragen. Wie ich im Verlauf dieser Arbeit immer wieder aufgezeigt habe, hat Stierlin bei Magersuchtsfamilien ein bestimmtes "Wertemuster" erkannt. Obgleich ich bereits darauf hingewiesen habe, dass heute eher die Annahme vorherrscht, dass es "die typische" Magersuchtsfamilie nicht gibt, so können die Werte, die Stierlin als typisch hervorgehoben hat, dennoch als Beispielwerte gelten. Die Werte an sich, denen sich betroffene Familien mit Magersucht verschreiben, mögen variieren. Letztlich ist der konkrete Wert an sich nicht das entscheidende Kriterium, sondern der *Umgang* mit eben diesen Werten ist es, der sich meiner Ansicht nach problemförderlich auswirken kann. Aus diesem Grunde ziehe ich noch einmal die von Stierlin hervorgehobenen Werte als Beispiel heran. Dazu gehören

Bindungsbestrebungen (einschließlich eines guten Eltern-Kind-Verhältnisses), Strebsamkeit, Erfolg, Beliebtheit sowie ein hohes Maß an Leistungsbereitschaft. Viele dieser elterlichen Imaginationen sind sehr gut mit dem Konzept einer neuen Autorität vereinbar, in dem gerade die Verbesserung der Eltern-Kind-Beziehung ein wesentliches Ziel ausmacht. Der Aspekt der elterlichen Präsenz, der an die Umsetzung der Werte auf der Verhaltensebene der Eltern abzielt, hakt genau an diesem Punkt ein. Eine neue Autorität ermöglicht (auch) den Eltern von Magersüchtigen, ihre Autonomie wiederzuerlangen und dem empfundenen Ohnmachtsgefühl aktiv zu begegnen. Elterliche Imaginationen wie „Wenn ich nur genug insistiere, wird es gelingen, mein Kind zum Essen zu bewegen“ oder „Wir können versuchen, unser Kind mit (vernünftigen) Argumenten zu überzeugen, so dass künftig das Hungern eingestellt wird“ oder „Meine Tochter benötigt mehr Aufmerksamkeit, das Hungern muss thematisiert werden“ erhalten somit einen anderen Stellenwert. Sie dienen nicht mehr als Triebfeder für ineinander verzahntes Verhalten, in dem das Verhalten des Einen (die Eltern insistieren dahingehend, das Kind zum Essen zu bewegen) und das Verhalten des Anderen (das Kind sieht sich umso mehr gezwungen, Autonomie unter Beweis zu stellen, indem es die elterlichen Versuche ins Leere laufen lässt) komplementär aufeinander bezogen ist.

Die parentale (elterliche) Hilflosigkeit und das Ohnmachtsgefühl, welches Eltern oftmals empfinden, wenn ihr heranwachsendes Kind in einer Krise steckt und demzufolge offen oder verdeckt massiv rebelliert, führt oftmals zu einem Verlust der elterlichen Präsenz (vgl. von Schlippe, Grabbe (2010), S. 47). Präsenz ist in diesem Sinne gleichbedeutend mit „Einfluss“. Eltern erleben sich im Zusammenhang mit ihrem hungernden, rebellierendem und/oder gewalttätigen Kind ohnmächtig. Sie erleben, dass alle elterlichen Bemühungen ins Leere laufen, um ihr Kind zum Essen zu bewegen. Das von Schlippe und Grabbe herausgegebene Buch „Werkstattbuch Elterncoaching“ richtet sich an die Eltern, in deren Familien langfristige Problem- und Eskalationsdynamiken bestehen. Das Elterncoaching hat das Ziel,

- Selbstkontrolle über das eigene Verhalten zu gewinnen,
- Protest und Widerstand gegen das bisherige kindliche Verhalten auszudrücken,
- Versöhnungsgesten anzubieten und
- soziale Unterstützung zu aktivieren (vgl. von Schlippe/Grabbe 2010, S. 49)

Hierbei sind vor allem Ausdauer und Beharrlichkeit seitens der Eltern notwendig, um die Möglichkeit eines langfristigen Erfolges zu optimieren. Richten Eltern nunmehr ihren Großteil ihrer Aufmerksamkeit darauf aus, ihr eigenes Verhalten zu ändern und sich nicht mehr in Eskalationen ziehen zu lassen, hat dies nicht nur den positiven Aspekt, dass sich die Familienbeziehungen wieder verbessern können. Es geschieht darüber hinaus noch etwas Anderes: Die Eltern erlangen das Gefühl zurück, der Situation nicht hilflos gegenüberzustehen und erlangen dadurch wieder mehr Autonomie, Stärke und persönliche Sicherheit und Präsenz.

„Mit der Arbeit an der eigenen Präsenz ist die Auseinandersetzung mit dem eigenen Verhalten eine notwendige Voraussetzung in der Nutzung des gewaltfreien Widerstands. Alle Schritte, die zu einer Eskalation führen könnten, werden systematisch vermieden.“ (M.Lemme, R. Tillner, A. Eberding zitiert nach: von Schlippe/Grabbe 2010, S. 194).

Doch wie genau kann es Eltern gelingen, aus dem Teufelskreis der familiären Verstrickungen zu entkommen und an Autonomie zu gewinnen?

- „Eltern, die sich häufiger in Auseinandersetzungen mit ihren Kindern hineinziehen lassen, neigen dazu, viel zu reden, zu diskutieren, zu drohen, zu entschuldigen, zu rechtfertigen, zu schreien, zu überzeugen und sich zu revanchieren.
 - Jede dieser Reaktionen bedeutet ein Hineingezogenwerden.
 - Jede dieser Formen des Hineingezogenwerdens führt zur Eskalation.
 - Zuviel reden entspringt der Hilflosigkeit, doch es wirkt eskalierend.
 - Dagegen führen Äußerungen eines klaren Verbotes zu weniger Eskalationen als die Versuche zu überzeugen, zu predigen und zu debattieren.
 - Das Stellen von Bedingungen („Wenn..., dann...“) sollte vermieden werden.
- (B. Ollefs, von Schlippe zitiert nach: von Schlippe/Grabbe 2010, S. 68)

Das Thema Essen, was bei vielen Familien mit Magersüchtigen in der Regel dominiert, indem dieser Aspekt ständig thematisiert wird, sollte nur in ganz bestimmten Situationen aufgegriffen werden. Im alltäglichen Miteinander sollten die Themen Hungern, Essen, gesundheitliche Konsequenzen, u.a. weniger bis gar kein Gewicht mehr bekommen. Dies würde lediglich der Stabilisierung alter Verhaltensmuster dienen, die durchbrochen werden sollen. Das alltägliche Miteinander sollte weniger um das Phänomen Magersucht kreisen, sondern wieder Raum bekommen für andere Themen. Die zentrale Stellung der Erkrankten, um die sich alles dreht, die im Fokus der Beobachtung steht und die Druck erfährt, sollte die Hungernde nicht weiter innehaben. Das Thematisieren der Krankheit bestärkt meiner Ansicht nach das Verharren in alten Mustern.

Auffallend ist, dass magersüchtige Mädchen oftmals dazu neigen, sich selber mit der Thematisierung dieser Erkrankung bei verschiedenen Anlässen selbst in den Fokus zu rücken. Bei meinen eigenen privaten Kontakten zu Magersüchtigen konnte ich erfahren, dass schon beim ersten Kennenlernen von den Mädchen aktiv ins Gespräch gebracht wurde, dass sie an Magersucht erkrankt sind oder waren. Entsprechende Reaktionen der Gesprächspartner unterstützen dies, indem sehr starkes Interesse bekundet wurde, Hilfe und Unterstützung angeboten wurde und die Ansicht der Hungernden, dass die Schuld bei den Eltern beziehungsweise der Mutter lag, unhinterfragt übernommen wurde. Meine Erfahrung bestätigt, dass es Magersüchtigen gelingt, sich Zuwendungen zu sichern, unabhängig davon, wie eng die zwischenmenschlichen Bindungen sind. Das Thema Magersucht bindet Aufmerksamkeiten und weckt Verständnis, was als positiver zwischenmenschlicher Aspekt gewertet werden kann und somit krankheitsstabilisierend wirkt. Meiner Meinung nach sollte die Bindung von Aufmerksamkeit über die Schiene Magersucht gestoppt werden, um nicht weiterhin das Hungern mit Vorteilen zu besetzen. Auch im familiären Rahmen ist das Thema ständig präsent. Ich gehe davon aus, dass es bei der hungernden Jugendlichen eine Wirkung haben dürfte, wenn sie beim gemeinsamen Abendessen keine elterlichen Vorhaltungen hören würde, wenn die Familie die Verweigerung nunmehr nicht mit Druck oder Verzweiflung, Erklärungen oder Bitten beantworten würde, sondern mit Schweigen oder der Thematisierung anderer Dinge.

Als eine weitere Maßnahme aktiver Deeskalation kann das Prinzip der Ankündigung genannt werden, welches ich im Kontext von Magersucht als erfolgversprechend werten würde. Hierbei formulieren die Eltern die Botschaft, welche neue Art der Präsenz sie künftig ausüben möchten, welches Verhalten seitens des Jugendlichen nicht weiter akzeptabel ist und was sie künftig ändern möchten. Inhaltlich umfasst die Ankündigung die Bereitschaft der Eltern, aus der Eskalationsspirale auszutreten und die elterliche Selbstkontrolle und Souveränität wiederzuerlangen. Auf dieser Basis fundiert eine neue Haltung zum Kind. Die Ankündigung alleine wird zwar in der Regel nicht direkt eine Verhaltensänderung seitens des Kindes auslösen (dies ist auch nicht das Ziel), sondern dient als Instrument, aus dem Machtkampf zwischen Eltern und Jugendlichen auszubrechen.

„Der Sinn der Ankündigung kann den Eltern wie folgt erklärt werden:

- als Ritual für einen neuen Anfang – die Ankündigung markiert den Beginn eines neuen Prozesses;
- im Sinne der Deeskalation bereitet die Ankündigung das Kind darauf vor, was sich konkret verändern wird;
- sie stellt eine Musterunterbrechung dar, weil sie die „Wortfülle“ und Wortgefechte eindämmt.“ (B. Ollefs, A. von Schlippe zitiert nach: von Schlippe/Grabbe 2010, S. 73)

Übertragen auf unseren Beispielfall der Magersucht könnte eine Ankündigung folgendermaßen formuliert werden:

„Als Deine Eltern legen wir Wert darauf, dass wir in unserer Familie einander zuhören, respektvoll miteinander umgehen und Schwierigkeiten so lösen, dass niemand sich zurückgesetzt fühlt. Wichtig ist uns vor allem auch eine gute Beziehung zu Dir. In letzter Zeit haben die Situationen jedoch zugenommen, wo Spannungen und Konflikte unser Familiengeschehen dominieren. Für uns ist es unerträglich, dass Du immer weiter hungerst, denn wir fürchten um Deine Gesundheit/Dein Leben. Du verweigerst die Essenaufnahme und gibst vor, Dich zu dick zu fühlen. Wir machen uns Sorgen und haben entschieden, selbst etwas zu verändern, denn wir möchten so nicht mehr weitermachen. Wir werden nicht mehr zulassen, dass das Hungern unseren Familienalltag bestimmt und andere Dinge verdrängt, die uns wichtig sind. Wir möchten den Streitigkeiten nicht mehr so viel Raum geben und nicht zulassen, dass Dein Hungern den Alltag komplett beherrscht. Wir haben uns weiterhin entschieden, Hilfe von außen zu holen und somit etwas Unterstützung zu bekommen. Dass wir Dich nicht verändern können, ist uns bewusst. Wir wollen Dich nicht besiegen und auch nicht mehr weiter auf die herkömmliche Art kämpfen. Wir sind aber entschlossen, uns dem zu widersetzen, was wir nicht einfach hinnehmen können, denn Du bist uns viel zu wichtig, als Dich aufgeben zu können. Letztlich ist es jedoch Deine Entscheidung, in welchem Maße Du Hilfe annehmen kannst und willst.“

Diese Ankündigung enthält zum einen die Botschaft, dass die Eltern sich gegen eine bestimmte Verhaltensweise aussprechen, nicht jedoch gegen die Jugendliche selbst. Sie enthält das elterliche Vorhaben, aus der Eskalation auszusteigen, die ohnehin keine Heilung begünstigt, ganz im Gegenteil. Sie enthält den Wunsch, wieder eine bessere Beziehung zur Jugendlichen aufzubauen und die Bereitschaft, vorhandene Konflikte auf andere Art und Weise lösen zu wollen. Sie enthält ferner den Aspekt, dass die Eltern sich Hilfe von außen holen, um Unterstützung zu erhalten. Diesen Punkt werde ich weiter unten noch einmal beleuchten.

Da sich der gewaltlose Widerstand deutlich dadurch auszeichnet, dass er sich gegen *Verhalten* richtet und nicht gegen *Personen*, ist es sinnvoll, wenn seitens der Eltern Gesten angeboten werden, die als Ziel die Verbesserung der Beziehung in den Fokus stellen. Dies sind Gesten der Wertschätzung und der Liebe, die der Jugendlichen noch einmal verdeutlichen sollen, dass sich jeglicher elterlicher Widerstand ausschließlich gegen das Hungern richtet. In der Regel sind die familiären Beziehungen zwischen Eltern und Kind im Falle von Magersucht stark strapaziert, was eine positive Bindung zu diesem Zeitpunkt sehr schwer erscheinen lässt. Die Verbesserung einer positiven Eltern-Kind-Beziehung jedoch kann den Ausstieg aus der Magersucht deutlich begünstigen, wenn die Ursachen für das Hungern in einigen Fällen im familiären Beziehungsgefüge zu finden sein dürften, wie ich im Verlauf meiner Arbeit bereits mehrfach aufgezeigt habe (vgl. insbesondere Teil 1.2 sowie Teil 3 dieser Arbeit). Die

sogenannten *Versöhnungsgesten* sollten nicht im Zusammenhang mit dem Verhalten der Jugendlichen stehen, sondern unabhängig vom Essverhalten von den Eltern angeboten werden (vgl. von Schlippe/Grabbe (2010), S. 74).

Welcher Art diese Versöhnungsgesten sein sollten, hängt vom Kind ab. Es könnten positive, wertschätzende Äußerungen sein, das spontane Mitbringen einer Zeitschrift oder eines begehrten Kleidungs- oder Musikstückes, das Begleiten oder das Unterstützen eines Hobbys der Jugendlichen, etc.

Diese Versöhnungsgesten sollten auf Dauer angelegt sein und sich nicht auf einmalige Ausnahmen beschränken. Eltern sollten sich darauf einstellen, dass anfangs möglicherweise die Gesten von Seiten des Kindes zurückgewiesen werden könnten. Dies sollte jedoch nicht dazu führen, diese Gesten dann komplett einzustellen. Hier gilt es, gelassen zu reagieren und die Gesten einige Tage später zu wiederholen.

Ein weiterer wichtiger Aspekt des gewaltlosen Widerstandes liegt darin, aus der „familiären Isolation“ herauszutreten. Familien, in denen Jugendliche ein auffälliges Verhalten an den Tag legen, neigen häufig dazu, sich zu isolieren, um die innerfamiliären Schwierigkeiten möglichst geheim zu halten. Eltern erleben oftmals Gefühle von Scham, da sie es nicht schaffen, den innerfamiliären Konflikten so zu begegnen, dass eine Lösung erkennbar wird. Sie erleben in der Folge Gefühle von Versagen und Unfähigkeiten, die sie nur noch weiter in die Isolation treibt. Das Vorhaben, die Isolation zu durchbrechen und sich Hilfe von außen zu holen, indem das soziale Netzwerk der Jugendlichen aktiv eingebunden werden, stellt für Eltern häufig die größte Herausforderung dar. Jedoch ist der Effekt, der damit letztlich beim Jugendlichen erreicht wird, nicht zu unterschätzen. Für Heranwachsende hat die „Außenwelt“ eine enorm wichtige Bedeutung. Sie gilt in der Zeit, in der Jugendliche beginnen, sich von der Familie zu lösen, als wichtigstes Orientierungskriterium. Die (von den Heranwachsenden imaginierte) Meinung der Außenwelt, insbesondere des Freundeskreises, hat einen enorm hohen Einflussfaktor. Das Aufbrechen der innerfamiliären Isolation kann somit als enorm wichtiger Aspekt im Rahmen des gewaltlosen Widerstandes hervorgehoben werden. Die Aktivierung eines sozialen Unterstützungssystems stärkt die Eltern darüber hinaus in ihrer Bereitschaft, neue Verhaltensmuster zu erproben. Das ursprüngliche Konzept des gewaltfreien Widerstandes wendet sich in erster Linie an Eltern, deren Kinder aggressives und gewaltbereites Verhalten an den Tag legen. In diesen Fällen hat das Einbinden anderer sozialer Netze die Funktion, die – in der Regel von der Familie verheimlichten – Aktionen des Jugendlichen nach außen zu tragen und somit eine Musterunterbrechung der Gewalttaten zu bewirken. Im Falle von Magersucht sehe ich die „Öffnung nach außen“, die Lehrer, Freunde und Familie einbezieht, als einen weiteren wichtigen Faktor. Auch hier steht die Musterunterbrechung im Vordergrund. Jedoch glaube ich, dass die Einbeziehung eines sozialen Netzes hier bestimmten Kriterien folgen sollte, um nicht den gegenteiligen Effekt zu erreichen.

Weiter oben habe ich bereits darauf hingewiesen, dass viele magersüchtige Mädchen dazu neigen, sich selbst durch das Mittel des Hungerns in das Zentrum der Aufmerksamkeit zu stellen. Dies kann in vielen Fällen krankheitsstabilisierend wirken, da die Sicherung der Aufmerksamkeit offensichtlich häufig als positiver Nebeneffekt des Hungerns erlebt wird. Meinen eigenen Erfahrungen im privaten Bereich zufolge steht das Hungern und das Gewicht der Betroffenen ständig im Fokus sozialer Gespräche. Die Betroffenen selbst neigen häufig dazu, sich über das Erscheinungsbild der Magersucht zu definieren. Die Aktivierung eines sozialen Netzes impliziert demnach die Gefahr, genau hier noch krankheitsunterstützend zu wirken. Um diese unerwünschte Folge zu vermeiden, kann es – im Gegensatz zum ursprünglichen Konzept des gewaltlosen Widerstandes - nicht allein darum gehen, aus der familiären Isolation herauszutreten. Ich sehe es als besonders wichtig an, die bisherigen Reaktionen, die eine Hungernde bislang von Freunden, Lehrern oder Familienangehörigen

erhalten hat, zu überprüfen und kritisch zu hinterfragen. In diesen Fällen sind Eltern gefordert, nach außen nicht nur ihre Hilflosigkeit einzugestehen (was für betroffene Eltern oftmals sehr schwierig ist), sondern auch hinsichtlich zukünftigen Verhaltens des sozialen Netzwerkes betroffener Mädchen zu insistieren. Konkret bedeutet dies, dass...

- jegliche Versuche der Hungernden, ihr Essverhalten zum Gesprächsthema zu machen, aktiv unterbunden werden sollten (hier können Aussagen wie: „Ich möchte nicht über Dein Gewicht/Dein Essverhalten/Dein Hungern/Dein Gefühl, zu dick zu sein, sprechen“, eine Hilfe sein. In erster Linie sind hier Freunde/Bekannte der Hungernden zu nennen, aber auch Familienangehörige und/oder Lehrer, die die Erfahrung machen, dass die Magersüchtige ihr Hungern zum zentralen Gesprächsthema macht
- bei einer Weigerung, die Magersucht zum Thema werden zu lassen, andere alternative Beziehungsangebote erfolgen sollten, um deutlich werden zu lassen, dass die Ablehnung sich gegen das Verhalten und nicht gegen die Person richtet
- Lehrer versuchen sollten, schulische Leistungen oder andere Stärken der Betroffenen hervorzuheben, ohne das Thema Hungern zu thematisieren
- Freunde deutlich signalisieren sollten, dass ihnen viel an der Freundschaft zu der Person gelegen ist, jedoch das Essverhalten (erst einmal) keinen Platz im täglichen Umgang hat, um eine Musterunterbrechung zu begünstigen
- Familienangehörige ggf. als „Vermittler“ zwischen Jugendlichen und Eltern zur Verfügung stehen, um bei Konflikten zur Deeskalation beizutragen

Das soziale Netz hat in seiner Unterstützerfunktion einerseits die Aufgabe, die Eltern zu stärken und sich gemeinsam mit ihnen gegen das Verhalten des Kindes zu stellen. Andererseits kann das soziale Netz dazu beitragen, das Kind selbst zu stärken und Hilfe bei Konflikten anzubieten beziehungsweise als „Vermittler“ zu fungieren, wenn die häusliche Situation zwischen Eltern und Jugendlichen extrem angespannt ist.

Das Konzept des gewaltlosen Widerstandes greift insbesondere die Stellung und die Bedeutung der Lehrkörper heraus.

„Das hier beschriebene Modell baut auf die Anwesenheit und Wirksamkeit der anleitenden Erwachsenen auf. Während es in Familien damit um die „elterliche Präsenz“, einem zentralen Begriff in dem Modell Omers, geht, erscheint es sinnvoll, in der Schule die „professionelle und persönliche Präsenz“ des Lehrers in den Mittelpunkt zu rücken. Die Präsenz der Lehrer hat für die Kinder eine ebenso große Bedeutung, wie die der Eltern. Zum einen gestalten Lehrer einen großen zeitlichen Teil der Kindheit und Jugend mit, zum anderen erleben wir in Gesprächen mit Kindern und Jugendlichen, welche große Bedeutung Lehrer als Vorbild oder auch Gegenbild darstellen.“ (M.Lemme, R. Tillner, A. Eberding zitiert nach: von Schlippe/Grabbe 2010, S. 192).

Meiner Meinung nach kann die Zusammenarbeit zwischen Eltern und Lehrern auch im Hinblick auf Magersucht sehr erfolversprechend sein, um dem problematischen Essverhalten der Jugendlichen zu begegnen. So hätten Lehrer hier die Möglichkeit, das Gespräch mit der Hungernden zu suchen und sich als „Vermittler“ anzubieten. Weiterhin könnten Lehrer die Schüler, die in Kontakt mit der Hungernden stehen, ergänzend zu den Eltern darüber informieren, wie sich die Reaktionen der Freunde und Mitschüler auf den Krankheits- und Heilungsverlauf auswirken können. Artikel in einer Schülerzeitschrift, die genau diese Thematik aufgreifen, könnten hier ergänzend geschaltet werden. Wichtig ist auch hier, stets im Fokus zu behalten, dass es nicht darum gehen darf, die Hungernde als Person auszugrenzen, indem bestimmte Gesprächsthemen boykottiert werden, sondern gleichzeitig zu signalisieren, dass die Person selber von Bedeutung ist und dass sie als solche wahrgenommen wird. Hier sollte die Frage im Vordergrund stehen: „Wie kann jeder

Einzelne, der in Kontakt mit der Hungernden steht, dazu beitragen, das Krankheitsbild nicht weiter zu stabilisieren?“

Zusammenfassend betrachte ich davon aus, dass Magersucht ein Erscheinungsbild ist, welches sich multifaktoriell gestaltet und dass das Zusammenspiel verschiedener Faktoren die Entstehung und vor allem Aufrechterhaltung dieses Phänomens begünstigt. Begegnet das Umfeld diesem Erscheinungsbild so, als würde es sich nicht um eine Krankheit handeln, steigt die Möglichkeit, Ressourcen zu mobilisieren, um aus den sozialen Verstrickungen, die Magersucht fördern, auszubrechen. Die Einbeziehung der Eltern, Freunde und Lehrer bei der Problemlösung ist meines Erachtens gerade im Fall von Magersucht angebracht, da die empfundenen Vorteile, die möglicherweise durch das Umfeld geliefert werden, nicht mehr als Stabilisator wirksam sind.

Ich werde im kommenden Teil in Anlehnung an das Modell des Interaktionistischen Konstruktivismus nach Reich genau diesen Aspekt aufgreifen und näher beleuchten.

Teil 4.2.3 Die Bedeutung des Interaktionistischen Konstruktivismus im Kontext von Jugendkrisen

In Teil 2 habe ich mich thematisch mit dem Interaktionistischen Konstruktivismus auseinandergesetzt. In diesem Teil möchte ich die Bedeutung des Interaktionistischen Konstruktivismus nach Reich (1998, 2005) für Jugendkrisen sowohl in einem Allgemeinen Kontext als auch am Beispiel Magersucht im Speziellen thematisieren.

Eine Stärke des Interaktionistischen Konstruktivismus sehe ich in der „Lebendigkeit des Modells“. Dieses Modell ist kein starres, welches sich nur im Kontext gewisser Systeme als viabel erweisen mag – es ist variabel, ermöglicht Perspektivenwechsel und dient einer erweiterten Möglichkeit eigener Erkenntnisgewinne. Durch die Zirkularität wechselnder Plätze und Besetzungen können verschiedene Perspektiven beleuchtet werden und gleichwertig nebeneinander bestehen. Die Perspektiven bleiben sichtbar in der „Wirklichkeit eines Einzelnen“ verhaftet. Alle Sichtweisen beanspruchen ein gleichberechtigtes Maß an Wahrheit – nämlich der Wahrheit des Individuums. Mit Hilfe der Perspektivenwechsel kann es gelingen, eher starre Denkkonstrukte aufzulösen und zu verflüssigen, so dass fest bestehende Problemmuster, die sich vor dem Hintergrund eines starren Normen- und Wertesystems manifestieren, durch neue Sichtweisen für Lösungskonstrukte eröffnet werden können. Bevor wir uns nun der Fragen nähern, wie wir das Modell von Reich sinnvoll auf Jugendkrisen anwenden können, sind noch einige einleitende Gedankenkonstrukte zu thematisieren.

Ich habe im Verlauf dieser Arbeit bereits gezeigt, dass im Diskurs der Beziehungswirklichkeit die Wahrheit auf dem Platz der Konstruktion sitzt. Dies verdeutlicht aus meiner Sicht noch einmal anschaulich die „Logik“ der Konfliktspirale, die sich im Diskurs der Beziehungswirklichkeit manifestiert. Ich habe mit Hilfe der Beispielfamilie Landmann in tabellarischer Form das symbolische und imaginäre Erleben in eine Übersicht gebracht. Hierdurch wird m.E. besonders deutlich, dass Vorstellungen vom anderen meine eigenen Handlungen beeinflussen und somit auch wirklichkeitserzeugend und –gestaltend wirken. Vorstellungen über meine eigene Person und die „Wirklichkeit des Umfeldes“ erfolgen immer vor dem Hintergrund geltender Werte in Verständigungsgemeinschaften. Beziehungswahrheiten sind immer Konstruktionen und keine festen Größen. Dieser Aspekt ist insbesondere dann zu berücksichtigen, wenn versucht wird, das Modell von Reich herausgelöst aus einem wissenschaftlichen Diskurs im Alltag anzuwenden. Meiner Ansicht nach haben wir für diesen Fall einige Begrifflichkeiten anzupassen. Begriffe aus dem

Diskursmodell wie „Wahrheit“ oder „Wissen“ sollten im Rahmen einer Anwendung innerhalb eines privaten Kontextes eher nicht verwendet werden, da durch die Wahl dieser Begrifflichkeit eher eine Verengung auf die eigene Sichtweise gefördert wird. Eigene Vorstellungen von „Wahrheit“ und „Wissen“ hätten sich dann gegen Wahrheiten und Wissenskonstrukte Anderer zu behaupten und durchzusetzen. Im Kontext eines Beziehungsgefüges, welches im Rahmen einer bestehenden Problemspirale manifestiert ist, sollten Gegensätze aber tendenziell eher aufgeweicht als gegeneinander verteidigt zu werden. Hier geht es eben nicht darum, den eigenen Standpunkt gegen andere zu behaupten, hier soll es in erster Linie darum gehen, eine Versöhnung gegensätzlicher Standpunkte zu erzielen und die Spannungsverhältnisse zu beleuchten, die Jugendliche im Rahmen ihrer Identitätsfindung und Wirklichkeitskonstruktionen durchleben. Weiterhin sollen Handlungseffekte und stabilisierende Faktoren, die aus gewissen (gut gemeinten) Motiven heraus Problemstrukturen noch (ungewollt und meist unbewusst) stabilisieren, transparenter gemacht werden. Es geht vielfach um Ängste, Wünsche, Emotionen, Befürchtungen, Gefühle – all jene Begriffe, die im Kontext von Wissenschaft nicht oder schwer greifbar sind und im zwischenmenschlichen Gefüge manifestieren, welches sich lediglich aus familiärer Bindung und/oder Sympathie (im Falle von Freundschaften oder Vorbildern) speist und nicht durch Reglementierungen einer institutionellen Struktur, in der Wirklichkeits- und Beziehungswahrheiten schon stringent hinsichtlich Beziehungsgestaltung beeinflusst ist. Diesem Gedanken Rechnung tragend habe ich also in Anlehnung an Reichs Modell spezielle Anpassungen vorzunehmen, um dieses in einem anderen Rahmen (und nicht in einem wissenschaftlichen) zu beleuchten.

Um das Modell des Interaktionistischen Konstruktivismus nach Reich aus einem klassischen Wissensdiskurs, wie er bspw. an Universitäten stattfindet, herauszulösen und in den Alltag von Familien zu integrieren, bedarf es zunächst einer Vereinfachung. Diese Vereinfachung soll in erster Linie die Anwendung in Familien ermöglichen, die sich in familiären Problemstrukturen festgefahren haben und in denen sich Jugendliche im Kontext ihrer Identitätsentwicklung in einer Krise befinden. Die Gründe, die einer Jugendkrise zugrunde liegen können, sind vielschichtig. Das Modell, welches sich an das von Reich anlehnt und weiter unten vorgestellt wird, ermöglicht ein besseres Verständnis der Beweggründe, die in eine Krise hineingeführt haben. Jugendliche, die dieses Modell für sich nutzen, haben hierdurch die Chance, einerseits die Spannungsverhältnisse, in denen sie sich befinden, zu erkennen und sich darüber hinaus zu verdeutlichen, welche (Wechsel-) Wirkungen bestimmte Denk- und Verhaltensmuster nach sich ziehen können. Hieraus resultierende Erkenntnisse ermöglichen unter Umständen einen Ausstieg aus alten Verhaltensmustern, die bisher möglicherweise eine Problemlösung verhindert haben.

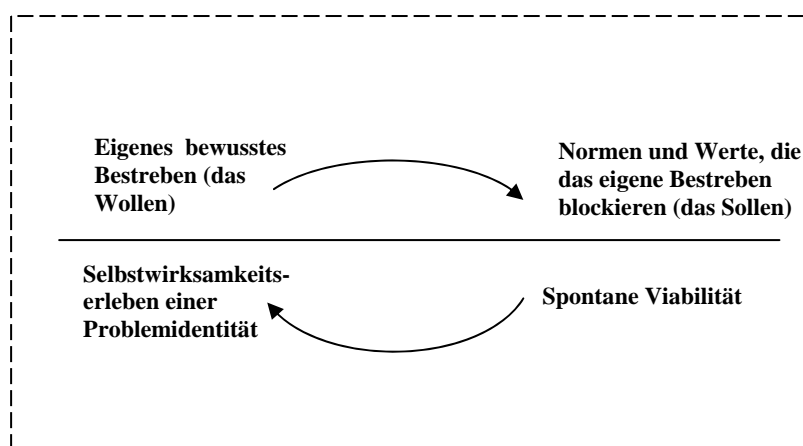
Auch für nahestehende Personen des Jugendlichen (anwendbar für Eltern, Freunde, Erzieher, kurz: für alle Personen, die in einem engen Verhältnis zum Heranwachsenden stehen) habe ich eine Abwandlung des Modells von Reich konstruiert. Sowohl für das Modell des Jugendlichen als auch für das anderer Bezugspersonen dient mir das Modell der Beziehungswirklichkeit als Ausgangsbasis (vgl. Schaubild 7, S. 135 dieser Arbeit). Natürlich sind Machtstrukturen, Wissenskonstrukte und unbewusste Anteile, denen Reich gesonderte Modellausführungen zugesteht, nicht komplett auszugrenzen, da auch diese beziehungsgestaltende Wirkungen nach sich ziehen. Jedoch möchte ich in diesem Rahmen davon Abstand nehmen, verschiedene Modelle nebeneinander zu stellen. Vielmehr habe ich zu berücksichtigen, dass Aspekte von (offenen oder verdeckten) Machtstrukturen und unbewusste Anteile sich immer auch in meinem vereinfachten Modell der Beziehungswirklichkeit widerspiegeln. Auch Wissenskonstrukte fließen immer in interaktive Beziehungsmuster ein, diesen wird jedoch in einem alltäglichen zwischenmenschlichen Umgang (z.B. im familiären Kontext oder im Freundeskreis) in einem geringeren Ausmaß Bedeutung beigemessen als in einem wissenschaftlichen Diskurs. Die Herausforderung wird

nun sein, diese Anteile des Unbewussten und vorhandener Machtstrukturen in einer abgewandelten Form auf das Modell der Beziehungswirklichkeit zu übertragen. Die folgenden vereinfachten Modelle dienen zur Auseinandersetzung mit der jeweiligen Jugendkrise, die meiner Ansicht nach immer sowohl auf bestehenden Normen- und Wertekonstrukten einerseits und auf identitätsrelevante Entwicklungsthemen andererseits verweist.

Ich habe in Teil 2.2 das Diskursmodell nach Reich dargestellt und zwei Schaubilder dargestellt, die Selbstbeobachter in ihren Verständigungsgemeinschaften abbilden (vgl. [Schaubild 6/7, S. 132/135 dieser Arbeit] nach Reich 1998, Bd. 2, S. 310, 347). Im Diskurs der Beziehungswirklichkeit lege ich analog zu Teil 2.2 wieder Schaubild 7 (vgl. S. 135 dieser Arbeit) zugrunde.

Die Zuschreibungen, die den einzelnen Plätzen und Besetzungen klassischerweise nach Reich zugeführt werden, habe ich weiter oben gezeigt (vgl. Teil 2.2.1 dieser Arbeit). Diese brauchen an dieser Stelle nicht wiederholt zu werden. Ich habe nun an dieser Stelle andere Besetzungen zu wählen, die ich in Schaubild 30 (siehe unten) an einem Modell zur Veranschaulichung einer Jugendkrise aufzeige. Dieses soll einem Jugendlichen dazu dienen, sich Gedanken über Spannungsverhältnisse und Abhängigkeiten in Bezug auf ihr Denken, Fühlen und Handeln zu machen und deren Auswirkungen zu erkennen. Ich dekonstruiere nun Reichs Modell einmal in vereinfachter Form im Diskurs der Beziehungswirklichkeit am Beispiel einer Jugendkrise (Magersucht) und versuche, Aspekte von Macht und Unbewusstem zu integrieren. Im Anschluss daran wird das Modell in einer weiteren abgewandelten Form für eine elterliche Sicht herangezogen. Zunächst einmal dekonstruiere ich die Plätze des allgemeinen Diskursmodells.

Modell zur Veranschaulichung einer
Jugendkrise



(Schaubild 30: Veranschaulichung einer Jugendkrise)

Als Ausgangspunkt des vereinfachten Modells stehen oben links die eigenen Wünsche und Bestrebungen und Sehnsüchte der Person, die an der Krise leidet, in unserem Beispielfalle wäre dies die Magersüchtige. Dieser Platz wird durch das „Wollen“ besetzt. Nicht immer ist das Wollen eindeutig. Meist wird dies als ambivalent erlebt. So besteht evtl. der Wunsch nach mehr Autonomie und Freiheit in Bezug auf die eigene Lebensgestaltung und -planung,

obgleich dieses Mehr an Eigenverantwortung auch einen gewissen Teil an Freiheit wieder einschränken mag.

Eine Magersüchtige wird hier möglicherweise den Wunsch formulieren, einerseits autonom ihr Leben zu planen und zu gestalten und auch als autonom wahrgenommen zu werden, andererseits mag sie jedoch die letzte Eigenverantwortung scheuen, die immer auch mit der Auseinandersetzung und ersten Festlegung ihrer konkreten Lebensplanung und der Ausbildung ihrer weiblichen Identität verbunden ist, die immer auch Fehlentscheidungen und Opfer bedeuten.

Das „Wollen“ steht im Falle einer akuten Jugendkrise immer auch in einem Spannungsverhältnis zu Normen und Werten (dem Sollen), die diese Bestrebungen (oder Teile davon) blockieren und sich auf dem Platz gegenüber den eigenen Wünschen und Bestrebungen befinden. Diese Blockierungen und Widerstände, die sich dem Wollen entgegenstellen, zeigen sich möglicherweise in empfundenen Ambivalenzen, Ängsten und Widerständen, die den Heranwachsenden davon abhalten, die eigenen Bestrebungen ungehindert und frei auszuleben. Diese Widerstände können bspw. im Jugendlichen selbst bestehen oder von außen an den Jugendlichen herangetragene Erwartungen durch nahestehende Personen, institutionelle Zwänge oder andere Form „sozialen Drucks“ bestehen.

Dem vermehrten Wunsch nach Autonomie und persönlicher Freiheit stehen möglicherweise auch Ängste vor vermehrter Eigenverantwortung gegenüber, die konsequente und direkte Autonomiebestrebungen unterbinden. Ggf. mögen es auch elterliche Impulse sein, die Autonomiebestrebungen ihrer Tochter mitunter unterbinden. Manchmal scheint der empfundene Druck durch konventionelle Normen und Werte (vermittelt über Gesellschaft, Erzieher oder Eltern) so groß zu sein, dass der Einzelne nach Wegen sucht, diesem Spannungsverhältnis zu entgehen. Diese Wege sind häufig unbewusst und gründen sich mitunter auf spontan viable Erfolgserlebnisse. Der Einzelne wird aus diesem Grund dazu „verführt“, auf eine unbewusste Ebene zu wechseln und einer direkten Umsetzung auszuweichen. Diesen Aspekt finden wir dann unterhalb der Normen und Werte, auf unbewusster Ebene. Hier zeigen sich die Aspekte, die ich weiter oben in dieser Arbeit schon mehrfach angeführt habe: Spontane Viabilitäten, Bedeutungswechsel (die Verschiebung von einem zentralen Problem auf eine andere Ebene, wie z.B. Problem von Autonomie auf massives Hungern), Wirksamkeitserleben auf anderer – in der Regel beziehungsgestaltender – Ebene.

Das Hungern wird zu einer „Lösung“. Hier können sich unter Umständen Ambivalenzen zwischen Autonomie und Bindung vereinen lassen, hier können sich zwischenmenschliche Machtgefüge zugunsten der Magersüchtigen verschieben. Der Wunsch nach Autonomie wird über das Hungern erfüllt, das Hungern wird als Mittel zum Zweck eingesetzt, um etwas zu erreichen, was auf direktem Wege verschlossen scheint. Das Problem wurde zur (Schein-) Lösung für etwas anderes.

Diese spontane Viabilität kann in einem weiteren Schritt zu dem Erlebnis einer „Problemidentität“ führen, wie z.B. die Bildung einer Magersuchtsidentität, die von der Jugendlichen selbst in sich als stabil und viabel empfunden wird. An dieser Stelle sei kurz angemerkt, dass der Begriff „Problemidentität“ ggf. auf Missfallen stoßen wird. Er suggeriert eine Stigmatisierung bestimmter Gruppen von Jugendlichen, die in einer Konfliktspirale gefangen sind. Ich habe mich dennoch dazu entschlossen, die Begrifflichkeit „Problemidentität“ im Kontext dieser Arbeit zu verwenden, da er zu einer Verdeutlichung der Theorien, die ich in dieser Arbeit vertrete, beiträgt. Da eine Stigmatisierung der Menschen,

die sich in Problemspiralen befinden, nicht meiner Absicht entspricht, mache ich darauf aufmerksam, dass die Begrifflichkeit im Kontext öffentlicher Arbeit angepasst werden sollte.

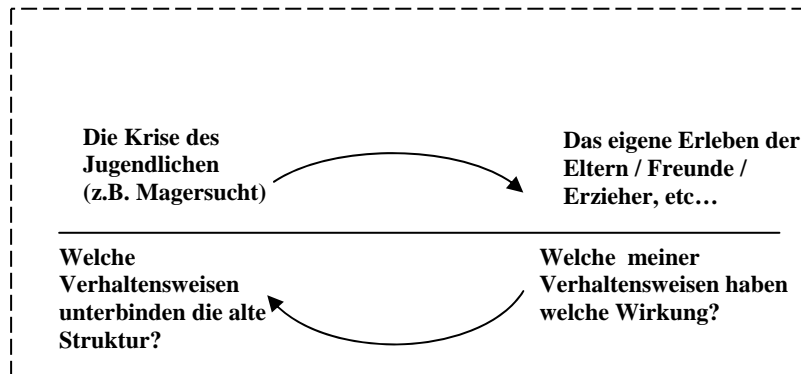
Die erlebte Selbstwirksamkeit führt zu einer Stabilisierung der Problemspirale, die Vorteile der „Magie des Hungerns“ ermöglichen ein Durchhalten, sei es auch noch so schwer. Mitunter werden bestimmte Denkweisen, Empfindungen und Ziele, die in direktem Zusammenhang mit dem Hungern stehen, bewusst verheimlicht, um das Erleben spontaner Viabilität nicht zu gefährden. Durch das Erleben spontaner Viabilität kann meiner Ansicht nach ein identitätsstabilisierender Bedeutungswechsel stattfinden. So kann bspw. das Hungern, welches anfangs noch ausschließlich dem Zweck diene, an Gewicht zu verlieren, als Mittel „erkannt“ werden, sich gegen elterlichen Einfluss abzugrenzen und sich selbst und anderen Personen Autonomie zu beweisen. Während es bei der anfangs bewusst gesetzten Zielsetzung der Gewichtsabnahme lediglich um das äußere Erscheinungsbild geht, führt das Erleben spontaner Viabilität auf interaktiver und beziehungsgestaltender Ebene häufig zu dem Erlebnis von Wirksamkeit identitätsrelevanter Kriterien. So erlebt die Magersüchtige durch das Hungern ein Gefühl von Stärke, Macht und Selbstwirksamkeit. Das spontane Erleben von Selbstwirksamkeit, welches sich meiner Ansicht nach häufig mit einem Bedeutungswechsel auf zwischenmenschlicher Ebene vollzieht, dürfte gerade im Jugendalter, in dem Identitätsfindung und –definition im Vordergrund stehen (vgl. hierzu insbesondere Teil 1.1 meiner Arbeit in Anlehnung an Erikson 1988, 1995, 1998) für das Erleben des eigenen Gestaltungsspielraums auf interaktiver Ebene einen besonderen Reiz ausmachen.

Das Problem verursacht positiv erlebte Wirkungen, die zu einer (vermeintlich) positiven Zuschreibung der eigenen Persönlichkeit führen können. Die Magersucht ist etwas, worauf man stolz sein kann – beweist sie doch in einem extremen Maße Disziplin und Willenskraft: „Ich bin diejenige, die es schafft, zu verzichten, wo andere scheitern...“ Die Identität wird greifbar und ist mit einem Gefühl sehr hoher Selbstwirksamkeit verbunden, was den Reiz erhöht, dass dieses Identitätskonstrukt aufrecht erhalten wird.

Das obige Modell zur Veranschaulichung einer Jugendkrise (1a) richtet sich an den Jugendlichen selbst und fokussiert in erster Linie auf innerpsychische Dynamiken. Wenden wir uns nun einem Modellkonstrukt zu, welches sich eher an Eltern und nahestehende Personen, die sich im direkten Umfeld der Magersüchtigen befinden, richtet (1b). Hier soll der Fokus weniger auf innerpsychischen Dynamiken des Jugendlichen liegen, sondern sich auf die zwischenmenschlichen Auswirkungen beziehen, die beziehungsgestaltende und ggf. stabilisierende Wirkungen nach sich ziehen. Das Ziel wäre dann, problemstabilisierende Verhaltensweisen, die sich im zwischenmenschlichen Erleben und Wirken manifestiert haben, in einem ersten Schritt mit Hilfe des Modells bewusst zu machen und in einem zweiten Schritt eben diese Stabilisatoren möglichst zu unterlassen, so dass Veränderungen und neue Wege ermöglicht werden. Unbewusste Aspekte im Beziehungsgefüge wirken mitunter problemstabilisierend, da sich Reflexionen über Ursachen und Wirkungsketten nur im Bereich des Bewussten vollziehen können. Solange Handlungen und deren Wirkungen unbewusst, unerkannt und unentdeckt bleiben, können diese ungehindert fortbestehen. Nur wo Bewusstsein besteht, kann Änderung möglich und auch das Gefühl erlebter Selbstwirksamkeit gestärkt werden. Mit anderen Worten: Wir haben im Verlauf dieser Arbeit anhand von Beispielen mehrfach gesehen, dass in vielen Fällen sämtliche elterliche Bemühungen, ihre hungernde Tochter wieder zum Essen zu bewegen, genau das Gegenteil bewirken und eine in sich geschlossene Problemspirale bilden. Wären Eltern sich dieses Effektes bewusst gewesen, hätten sie ihr Verhalten mit hoher Wahrscheinlichkeit verändert, um das Problem Magersucht nicht noch zu verstärken. Das nachfolgende Modell soll genau dies ermöglichen und die

Verhaltensweisen und –muster der Personen, die in einem engen Kontakt zum Jugendlichen stehen, der sich in einer akuten Krise befindet, bewusst machen.

Modell zur Veranschaulichung
zwischenmenschlicher Dynamiken



(Schaubild 31: Veranschaulichung zwischenmenschlicher Dynamiken)

Den Ausgangspunkt bildet immer die individuelle Krise des Jugendlichen. Dieser Punkt dient als Ausgangspunkt der Betrachtung interaktiver Wechselwirkungen.

Die erste Frage, die sich eine Person, die in enger Verbindung zum Jugendlichen steht, fragen sollte, ist: Wie erlebe *ich selbst* die Krise und was löst diese *bei mir* aus? Ziehen wir in unserem Beispielfall klassischerweise einmal die Eltern eines hungernden Mädchens heran, so dürften Sorge, Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit und Ohnmachsterleben die zentralen Empfindungen sein, die in direktem Zusammenhang mit der Krise der Magersüchtigen stehen (vgl. hierzu insbesondere Kap. 1.2.7 dieser Arbeit, in dem die Perspektive betroffener Mütter dargestellt ist). Das eigene Empfinden und Erleben ist der Ausgangspunkt der nachfolgenden Handlungen, die (in unserem Beispiel dem innerfamiliären System) vollzogen werden. Aus Sorge und Verzweiflung versuchen Eltern alles ihnen möglich erscheinende, um die Tochter zum Essen zu bewegen. Da dies nicht gelingt, sind Hoffnungslosigkeit und Ohnmachterleben als eine Folge dieser Handlungen zu sehen.

Sind die Motive bewusst (und das dürfte in den meisten Fällen so sein), kommt die entscheidendere Frage: „Welche meiner Verhaltensweisen haben welche Wirkung?“. Diese Frage sollte zunächst einmal völlig wertfrei und neutral beantwortet werden. So mögen Mütter berichten, dass es stets zu einer Eskalation mit der Tochter kommt, sobald die Mütter versuchen, ihr Kind zum Essen zu bewegen. Vielleicht beobachten die Eltern auch einen Rückzug der Tochter und erleben, dass sie keine Chance mehr haben, zu ihrem Kind vorzudringen. In oberen Teilen dieser Arbeit habe ich in tabellarischer Form das Spannungsverhältnis bestimmter Muster und Werte und daraus resultierende positive sowie negative Aspekte herausgearbeitet. Die Bewusstmachung negativer Auswirkungen von Verhaltensweisen, die einen positiven Effekt zum Ziel haben (wie bspw. die Bemühungen der Eltern, ihr Kind zum Essen zu bewegen) kann erst einmal den Zusammenhang zwischen dem Verhalten des einen und den (Re-) Aktionen des Anderen transparent machen. So wird die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass festgefahrene Verhaltensmuster „aufgeweicht“ oder „verflüssigt“ werden können.

Die Beantwortung dieser Frage führt dann zum nächsten Punkt: Welche Verhaltensweisen sind zu unterlassen, um das alte Muster zu durchbrechen? Diese Frage ist bewusst passiv formuliert. Eine aktive Formulierung würde lauten: Welche neuen Verhaltensweisen muss ich zeigen, um einen anderen Effekt zu erzielen? Diese Formulierung würde Eltern und nahestehende Personen jedoch dazu verführen, sich durch die Fokussierung auf eine Lösung

weiterhin in Abhängigkeiten der alten Muster zu begeben. Der Fokus der Aufmerksamkeit der Personen, die gerade die alten Muster durchbrechen wollen, sollte auf einem Prinzip des Loslassens beruhen. Wenn alle konkreten Bemühungen nur das alte Muster verstärken, da der aktive Widerstand der Hungernden ein wichtiger Faktor für das Empfinden von Autonomie und Wirksamkeit des Handelns sein mag, so müssen sich alle aktiven Bemühungen zur Problembekämpfung ins Gegenteil verkehren. In vielen Fällen sind Jugendkrisen aus einem inneren Erleben von Ausweglosigkeit, Ambivalenz und Verzweiflung geboren. Stabilisiert wird eine Krise jedoch durch das interaktive Miteinander. Die Ursachen der jeweiligen Krisen können durch dieses Modell weder beseitigt noch gelöst werden. Hier kann nur eine Bewusstheit geschaffen werden für den eigenen Anteil, den nahestehende Personen unter Umständen zu einer Stabilisierung beitragen. Aus der Bewusstheit heraus wird es möglich, alte Muster zu hinterfragen, zu durchbrechen und Platz zu schaffen für neue Denk- und Verhaltensstrukturen.

Doch vergessen wir nicht: Ich habe als Beispielkrise für dieses Modell die Magersucht angewendet. Die Inhalte werden variieren. Das Modell ist bewusst offen konstruiert, damit jede Krise die Chance hat, sich darin wiederzufinden. Die Lösung an sich findet sich nicht in dem hier konstruierten Modell, sie muss sich im interaktiven Erleben durch einen erweiterten Handlungsspielraum ergeben. Sie zieht ihre Möglichkeiten und Chancen aus neuen Erkenntnissen, Blickwinkeln und interaktiven Betrachtungen. Aus Sichtweisen, die sich erweitern und aus Perspektiven, die wechseln. Aus Gedanken, die neu gedacht und Prozessen, die sich aus neuen Denkansätzen bilden. Um einen solchen Prozess anzustoßen kann das hier vorgestellte Modell hilfreich sein.

Nachfolgend stelle ich nun zwei Fallbeispiele vor, anhand derer ich das hier vorgestellte Modell überprüfen möchte. Ich habe gerade in einem ersten Schritt das von mir entworfene Modell zunächst theoretisch am Beispielfall Magersucht betrachtet. In einem weiteren Schritt möchte ich das Modell nun um den nächsten Schritt erweitern und auf das Thema Jugendkrisen anwenden. Dies soll nun nicht mehr theoretisch erfolgen, sondern anhand von zwei Fallbeispielen aus der Praxis geschehen. Somit stelle ich dem theoretischen Beispiel der Magersucht noch zwei weitere Beispiele einer Jugendkrise gegenüber.

Um den Sinn der von mir entworfenen Modelle zu veranschaulichen, habe ich in meinem ersten Fallbeispiel eine 20-jährige Jugendliche für die Erprobung des „Modells zur Veranschaulichung einer Jugendkrise“ (vgl. Schaubild 30, S. 281 dieser Arbeit) ausgewählt und habe sie anhand von Fragen in Interviewform durch das Modell geführt. Als direkte Bezugsperson dieser Jugendlichen habe ich die Tante herangezogen, die den Sinn des Modells „zur Veranschaulichung zwischenmenschlicher Dynamiken“ (vgl. Schaubild 31, S. 284 dieser Arbeit) verdeutlichen wird. Die Personen der Befragung aus meinem ersten Fallbeispiel habe ich aus meinem erweiterten Bekanntenkreis gewinnen können, wobei mir die Jugendliche selbst nicht persönlich bekannt war. In diesem Fallbeispiel geht es um eine Jugendliche, die unter verschiedenen Problematiken leidet. Das von ihr benannte „Kernproblem“ sei eine schwere Depression. Dieses Beispiel erschien mir im Rahmen meiner Arbeit besonders geeignet, da es sich bei der Jugendlichen hier meiner Ansicht nach um eine „stabile Problemidentität“ handelt, bei der bisherige Therapieversuche bis heute erfolglos blieben. Ich habe im Kontext meiner Arbeit die These entwickelt, dass im Falle von „Problemidentitäten“ ein direktes Intervenieren des Umfeldes, welches häufig bei einem stabilen Problemmuster eine stabilisierende Funktion erfüllt, sich als vielversprechender erweisen dürfte als eine direkte therapeutische Intervention bei „Problemidentitäten“, die ihr Problem in vielen Fällen einerseits als Lösung erleben und andererseits so sehr mit ihrer Persönlichkeit verwoben

sehen, dass eine Lösungsambivalenz vorliegt. Dieses Beispiel zeigt meines Erachtens sehr deutlich die direkte Stabilisierung eines Problemmusters durch das Umfeld auf.

Um einem praktischen Fallbeispiel bei Jugendkrisen noch ein anderes Beispiel gegenüberzustellen, habe ich zum anderen einen Fall mit einem männlichen Jugendlichen für meine Arbeit gewinnen können. Als Bezugspersonen dieses männlichen Jugendlichen habe ich einmal den Vater und zusätzlich eine sozialpädagogische Familienhelferin befragen dürfen. Diesen Fall habe ich über eine Erzieherin eines Kindergartens vermittelt bekommen, die einen Kontakt zu der ebenfalls befragten Familienhelferin herstellen konnte. Durch diesen Fall sehe ich meine Thesen aus einer anderen Richtung bestätigt. Hier ist es dem Jugendlichen gelungen, aus einer (zuerst) stabilen Problemkonstellation auszurechnen. Dieser Fall zeigt besonders anschaulich, welche Rolle das Umfeld nicht nur bei der Stabilisierung eines Problems spielen kann, sondern auch, inwieweit Verhaltensänderungen des sozialen Umfeldes zu einer Lösung beitragen können. Auch hier war die Problemlage des Jugendlichen vielschichtig und erschien mir deshalb für eine offene Anwendung meines entwickelten Modells als besonders geeignet.

Das Ziel dieses Modells ist es – wie bereits weiter oben von mir beschrieben – sowohl dem Jugendlichen selbst als auch einer nahe stehenden Bezugsperson einen anderen bzw. erweiterten Blickwinkel auf sein für die Befragung ausgewähltes Problem zu ermöglichen. Da dies ein Prozess ist, der sich in der Regel erst aus einem gewissen Abstand heraus entwickelt, wollte ich drei Interviews im Abstand von einigen Tagen sowohl bei den Jugendlichen selbst als auch bei einer nahe stehenden Bezugsperson durchführen. Dieses Vorhaben habe ich im Verlauf des Prozesses abgewandelt, da sich im ersten Fallbeispiel die dritte Fragesequenz als nicht mehr sinnvoll erwiesen hat. Die Tante hingegen habe ich – wie vorab geplant – drei mal befragt. In meinem zweiten Fallbeispiel lag der Fall etwas anders. Als ich begann, den Jugendlichen zu befragen, bin ich davon ausgegangen, dass dieser sich derzeit in einer akuten und festgefahrenen Lebenssituation befindet. Die Befragung ergab jedoch, dass damalige Schwierigkeiten inzwischen bereits überwunden sind. Somit erwiesen sich – gerade im zweiten Fallbeispiel - meine vorbereiteten Fragen, die sich auf mein Modell bezogen haben, in vielen Teilen als hinfällig. Ich habe mich dazu entschieden, diesen Fall dennoch mit aufzunehmen und mich in Bezug auf die Überprüfung meiner These von einer anderen Seite zu nähern. Während ich im ersten Fallbeispiel meine These dahingehend bestätigt sehe, dass das Problem der hier vorgestellten jungen Frau auch durch das Umfeld mit stabilisiert wird, lässt meines Erachtens das zweite Fallbeispiel den Rückschluss zu, dass massive Probleme, die vorher bestanden haben, gelöst werden konnten, weil das Umfeld (in diesem Falle Vater und sozialpädagogische Familienhelferin) nicht zu einer Stabilisierung beigetragen haben.

Die Fragen hatte ich einmal auf die spezielle Situation der betroffenen Jugendlichen selbst (im Modell zur Veranschaulichung einer Jugendkrise) abgestimmt als auch auf die Bezugspersonen (Modell zur Veranschaulichung zwischenmenschlicher Dynamiken), die mit dem oder der Jugendlichen in engem Kontakt stehen. Einleitend möchte ich noch einmal meine Intention verdeutlichen, die ich mit Hilfe dieses Modells veranschaulichen möchte. Mein Ansatz setzt dort an, wo bestimmte Problemmuster seit längerer Zeit bestehen und Therapien bisher erfolglos blieben. Meiner Ansicht nach steigt die Wahrscheinlichkeit im Falle eines monatelangen oder sogar jahrelangen stabilen Problemzirkels, dass sich eine „Problemidentität“ herausgebildet hat, die so ohne weiteres nicht mehr therapierbar ist, da diese aus Sicht des „Problemträgers“ verteidigt werden muss. Diese Haltung der Verteidigung entspringt meines Erachtens aus der engen Verknüpfung von Problem und Identitätserleben. Eine Problemlösung würde einen tiefen Eingriff in das eigene Selbsterleben bedeuten. Aus meiner Sicht macht es in den Fällen, in denen eine „Problemidentität“ vorliegt, ggf. mehr

Sinn, mit dem sozialen Umfeld an der Destabilisierung des Problemmusters zu arbeiten als mit dem „Problemträger“ selbst, weil dieser sich gezwungen sieht, seine Identität zu schützen. Das Umfeld hat in vielen Fällen keine ambivalente Haltung zur Lösung, sondern ist für Veränderungen auf der Handlungsebene meiner Ansicht nach leichter zu gewinnen.

Die Fragen, die sich speziell an die Jugendlichen richten, sollen in erster Linie dazu dienen, zu überprüfen, *ob* eine Problemidentität überhaupt vorliegt. Ich sehe dies dann gegeben, wenn folgende Faktoren zutreffen: Hohe Lösungsambivalenz, Blockaden in Bezug auf die Lösung, wenig konkrete Vorstellungen hinsichtlich imaginerer Zukunftsperspektiven ohne das Problem, wenig Eigenantrieb auf der Handlungsebene sowie Widersprüchlichkeiten bei der Beantwortung im Falle direkter und indirekter Fragen. Ist dies der Fall, bietet sich meiner Ansicht nach aus therapeutischer Sicht hinsichtlich einer Problemlösung eine Fokusverschiebung weg vom Klienten und hin zum sozialen Umfeld an.

Nicht immer muss sich der Jugendliche, der sich für die von mir entworfenen Fragen zur Verfügung stellt, seiner eigenen Problematik ganz bewusst sein oder dies offen zugeben. Im Falle von Magersucht kommt es häufig vor, dass diese nach außen ein vorhandenes Problem negieren (vgl. bspw. Selvini-Palazzoli [1982, 1999]). Dies ist für mich als Therapeutin im Rahmen des Interviews aber nicht entscheidend. So achte ich in erster Linie darauf, ob ich Faktoren für eine „Problemidentität“ ausmachen kann. Verstricken sich die Jugendlichen in Widersprüche oder stellen sich offen oder verdeckt gegen eine mögliche Lösungsfindung, dient mir das als Information, die ich im Gespräch mit dem Jugendlichen jedoch nicht thematisiere. Wenn Jugendliche leugnen, dass überhaupt Probleme bestehen, abstreiten, dass sie selbst etwas daran ändern könnten und die Lösung nur in einem „außen ihrer Selbst“ suchen oder sich an der einen oder anderen Stelle widersprechen, dann sind dies für mich Anzeichen dafür, dass es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um eine „Problemidentität“ handeln wird. Es liegt mir nicht daran, Widersprüchlichkeiten dem Jugendlichen gegenüber zu thematisieren oder auf den eigenen Einfluss bei der Problemlösung hinzuweisen. Dies haben andere Therapeuten bereits erfolglos versucht. Genau hier greift dann meine Fokusverschiebung: Weg vom Klienten, hin zum sozialen System.

Alle Namen der Interviewpartner wurden geändert. Auf Wunsch des 16-jährigen Jugendlichen aus meinem zweiten Fallbeispiel habe ich seinen wirklichen Namen in „Tyler“ umgewandelt.

Nachfolgend stelle ich erst einmal den von mir entworfenen Fragebogen vor. Im Verlauf der Interviewfolgen werde ich das Modell jedoch flexibel und situationsbezogen anwenden. Die Fragen des ersten Interviews mit den jugendlichen Interviewpartnern wurden von mir zunächst einmal in vier Blöcke aufgeteilt, wobei die Inhalte der Fragen sich auf die vier verschiedenen Punkte und Themen des Modells beziehen:

- 1) **Eigenes bewusstes Bestreben (das Wollen)**
- 2) **Normen und Werte, die das eigene Bestreben blockieren**
- 3) **Spontane Viabilität (Fokus Umfeld)**
- 4) **Selbstwirksamkeitserleben einer Problemidentität**

Hier die Fragen, die ich im ersten Interview der/dem Jugendlichen selbst, der/die in einer Krise steckt, gestellt habe:

Fragen zum Interview mit dem Jugendlichen selbst

1) Eigenes bewusstes Bestreben (das Wollen):

- a) Was genau wird ersehnt?
- b) Wie genau würde eine „ideale Lösung“ aussehen, die aus dem Problem herausführt?

- c) Wie konkret sind Deine Ziele?
- d) Sind diese Vorstellungen eher negativer oder positiver Art?

2) Normen und Werte, die das eigene Bestreben blockieren:

- a) Wer oder was verhindert die Umsetzung des Wollens? (Werte, Vorstellung anderer Personen die zu den eigenen in Konflikt stehen, persönliche Fähigkeiten)
- b) Was blockiert eine mögliche Lösung?
- c) Wo siehst Du Hindernisse, die Du nicht überwinden kannst und welche?
- d) Angenommen, Du hättest alle Fähigkeiten, die Dich aus dem Problem hinausführen – welche wären das?

3) Spontane Viabilität (Fokus Umfeld):

- a) Was hat das Problem in Deinem Umfeld ausgelöst und bewirkt? (Folgen des Problems)
- b) Haben sich diese Folgen im Laufe der Zeit eher verstärkt oder verringert?
- c) Welche Beziehungen haben sich durch das Problem wie verändert?
- d) Was sind positive Aspekte dieser Veränderung?
- e) Wo erlebst Du Deine eigenen Aktivitäten als lohnend? Wo hat sich Mühe mal ausgezahlt und gelohnt?
- f) Welche Personen unterstützen Dich und wie?
- g) Von wem fühlst Du Dich alleine gelassen?
- h) Was erlebst Du besonders an Person X als gut in Bezug auf Dein Problem und was nicht?
- i) Angenommen, Dein Problem wäre gelöst – wie würde sich die Lösung auf Deine Beziehung zu X auswirken?

4) Selbstwirksamkeitserleben einer Problemidentität

- a) Als wie selbstwirksam erlebst Du Dich?
- b) Welchen Einfluss hast Du auf Dein Problem?
- c) Welchen Einfluss hast Du auf die Lösung?
- d) Was müsste geschehen, um Deinen Einfluss zu stärken?
- e) Hat das Problem Vorteile? Lohnt sich eine „Lösung“ überhaupt?
- f) Möchtest Du raus aus dem Problem? Warum?
- g) Welches Maß an Anstrengung wärest Du bereit zu geben? (Skalierungsfrage)
- h) Welche Unterstützung erhoffst Du Dir gerade von Person X?
- i) Gibt es eine Befürchtung in Bezug auf Person X, die Du hast (wie z.B. Ablehnung, wegfallen von Unterstützung, Beziehungsabbruch?), wenn das Problem gelöst ist?

Danach habe ich mit einer nahe stehenden Bezugsperson gesprochen. Dafür habe ich als Grundlage das „Modell zur Veranschaulichung zwischenmenschlicher Dynamiken“ zugrunde gelegt (vgl. Schaubild 31, S. 284 dieser Arbeit). Diese hat im ersten Interview ebenfalls von mir Fragen gestellt bekommen, die ich in vier Blöcke aufgeteilt habe:

- 1) Die ausgewählte Krise des Jugendlichen**
- 2) Das eigene Erleben der Bezugsperson auf die Krise**
- 3) Welche Verhaltensweisen haben welche Wirkung?**
- 4) Welche Ihrer Verhaltensweisen unterbinden die alte Struktur?**

Nachfolgend nun die Fragen, die ich der Bezugsperson im ersten Interview gestellt habe:

Fragen zum Interview mit einer betroffenen Bezugsperson:

1) Die ausgewählte Krise des Jugendlichen

- a) Was glauben Sie - was bedeutet die Krise für den Jugendlichen selbst?
- b) Wie genau würde aus Ihrer Sicht eine „ideale Lösung“ aussehen, die aus dem Problem herausführt?
- c) In welcher Weise versuchen Sie, zu unterstützen?
- d) Geben Sie konkrete Ratschläge? Wie sehen diese aus?
- e) Wo sehen Sie die Grenzen Ihrer Unterstützung?

2) Das eigene Erleben der Bezugsperson

- a) Belastet das Problem des Jugendlichen auch Sie?
- b) Wie genau äußert sich diese Belastung bei Ihnen?
- c) Wie groß sehen Sie Ihren emotionalen Abstand und ihre emotionale Betroffenheit zum Jugendlichen? (Skalierungsfrage)
- d) Wie hoch ist Ihr persönlicher Leidensdruck in Bezug auf das Problem des Jugendlichen (in Form von Sorge, Gedanken machen, Lösungsfindungsversuche....) (Skalierungsfrage)

3) Welche Verhaltensweisen haben welche Wirkung?

- a) Erleben Sie den/die Jugendlichen eher als ablehnend oder annehmend Ihren Ratschlägen gegenüber?
- b) Inwieweit werden Ihre Ratschläge vom Jugendlichen umgesetzt?
- c) Wie war die Situation am Beginn des Problems und wie ist sie heute? Stellen Sie eine Entwicklung fest in die eine oder andere Richtung (in das Problem hinein bzw. hinaus?)
- d) Welchen Einfluss auf diese Entwicklung schreiben Sie sich selbst zu?

4) Welche Verhaltensweisen unterbinden die alte Struktur?

- a) Gibt es Befürchtungen dahingehend, dass das Problem des Jugendlichen anhält? Welche sind das?
- b) Gibt es konkrete Befürchtungen in Bezug auf die Lösung?
- c) Wie würde sich eine Lösung des Problems auf die Beziehung zum Jugendlichen auswirken? Wäre eine „neue Rolle“ für Sie erforderlich?
- d) Welchen Raum nimmt das Problem in der Beziehung zwischen Ihnen und des Jugendlichen ein?
- e) Welche Ihrer Verhaltensweisen haben aus Ihrer Sicht eher in das Problem hineingeführt?
- f) Welche Ihrer Verhaltensweisen haben aus Ihrer Sicht eher in das Problem herausgeführt?
- g) Gibt es aus Ihrer Sicht „ein Problem hinter dem Problem?“ Liegt aus Ihrer Sicht der zentrale Kern der benannten Schwierigkeit hinter dem augenscheinlichen, vordergründigen Problem?
- h) Gibt es Unterstützungsmaßnahmen, die Sie in Bezug auf die/den Jugendliche/n häufiger anwenden? (Wie z. B. gutes Zureden, Überweisung von Geld, weitere konkrete Handlungen...)
- i) Gibt es unterstützende Verhaltensweisen, die aus Ihrer Sicht eher das (Kern-) Problem verstärken könnten?
- j) Falls ja -> Gibt es aus Ihrer Sicht Handlungsalternativen? Welche wären das?

Das zweite Interview mit dem Jugendlichen findet einige Tage später statt. Hier wird erfragt, ob und falls ja, welche „neuen Perspektiven“ oder Erkenntnisse durch das erste Interview stattgefunden haben. Die Fragen an den Jugendlichen selbst beim zweiten Interview lauten:

Fragen zum 2. Interview mit dem Jugendlichen selbst

- a) Gab es für Dich in unserem ersten Interview „neue Fragen“, die Dir bislang noch nicht gestellt wurden?
- b) Haben diese neuen Fragen neue Sichtweisen auf das von Dir benannte Problem ermöglicht?
- c) Falls ja: Welche waren das? Falls nein, weiter bei g)
- d) Gibt es durch diese neuen Sichtweisen andere Probleme, die sich hieraus ergeben? Welche sind das?
- e) Inwieweit haben diese neuen Sichtweisen und/oder Erkenntnisse Auswirkungen auf weitere Absichten?
- f) Wie konkret sind diese Absichten bzw. sind diese auf Handlungen ausgerichtet?

- g) In welchem Rahmen wurden solche Fragen schon gestellt?
- h) Hast Du dies damals als hilfreich oder eher hinderlich empfunden?
- i) Was würdest Du brauchen oder Dir wünschen im Rahmen therapeutischer Unterstützung, um Dich zu begleiten?
- j) Welche Probleme würden sich zeigen, wenn die Lösung eintreten würde?

Die Fragen des zweiten Interviews mit der Bezugsperson, welches ebenfalls einige Tage später durchgeführt wird, sollen neue Überlegungen, Gedanken und alternative Sichtweisen hervorheben. Die Fragen lauten folgendermaßen:

Fragen zum 2. Interview mit der nahen Bezugsperson des Jugendlichen

- a) Haben sich durch die Fragen aus dem ersten Interview neue Sichtweisen oder Perspektiven ergeben?
- b) Falls ja: Welche waren das?
- c) Gibt es durch die veränderte Sichtweise neue Probleme, die sich für Sie hierdurch eröffnen? Welche sind das?
- d) Wie wohl fühlen Sie sich persönlich mit der Rolle der Helfenden? Ist dies eher Belastung oder eher etwas, was Sie als positiv erleben?
- e) Haben Sie das Gefühl, den Jugendlichen beschützen zu müssen?
- f) Wenn Sie nicht mehr helfen können – verändert sich aus Ihrer Sicht möglicherweise der Stellenwert oder die Bedeutung, den Sie nun für den Jugendlichen haben?
- g) Falls ja -> ist diese Vorstellung eher schmerzhaft oder befreiend?
- h) Falls schmerzhaft: Haben Sie eine Möglichkeit vor Augen, wie Sie damit umgehen könnten?

Hier soll die eigene Motivation der nahen Bezugsperson hinterfragt werden. Nicht selten finden sich im Falle von Problemspiralen, die sich immer auch im Rahmen zwischenmenschlicher Dynamiken vollziehen, ganz persönliche Motivationen von Helfern, die dann ihrerseits (unbewusst) dazu beitragen, das alte (Problem-) Muster immer wieder neu anzufachen. Falls dies so sein sollte, sollen die oben aufgeführten Fragen helfen, genau dies zu erkennen.

Ich komme nun zum dritten und letzten Interview der beteiligten Interviewpartner. Falls sich für die Jugendlichen selbst aus den ersten beiden Befragungen neue Handlungsabsichten ergeben haben sollten, (vgl. Fragen e) und f) der zweiten Befragung), so wäre in einem letzten Gespräch zu überprüfen, ob sich seit den ersten beiden Gesprächen in der Sichtweise und/oder Handlung in Bezug auf das Problem irgendetwas verändert hat. Falls neue Sichtweisen und/oder Bewertungen zu anderen Handlungsabsichten geführt haben sollten, wäre zu erfragen ob und auf welche Weise diese Absichten umgesetzt wurden. Hier die Fragen des dritten Gesprächs:

Fragen zum 3. Interview mit dem Jugendlichen selbst

- a) Was hat sich seit unserem Interview für Sie verändert?
- b) Sind diese Veränderungen eher gedanklich oder gibt es auch konkrete Handlungen, die Sie auf eine neue Sichtweise zurückführen?
- c) Falls eher gedanklich: Was genau hat sich verändert? Worüber denken Sie jetzt anders?
- d) Falls konkretes Handeln: Was genau haben Sie getan, was Sie auf Ihren neuen Blickwinkel zurückführen?

Fragen zum 3. Interview mit der Bezugsperson des Jugendlichen

- a) Gab es für Sie neue Erkenntnisse oder Bewertungen, die Sie durch die gestellten Fragen erhalten haben?
- b) Gab es nach den ersten beiden Interviews Auswirkungen auf der Handlungsebene?
- c) Falls ja: Welche waren das?

Fallbeispiel 1: Eine 20-jährige Jugendliche (Pia) und ihre Tante (Tante Anna)

1. Interview mit der 20-jährigen Pia und ihrer Tante Anna (11.06.2012)

Nachdem ich nun die Modalitäten der Befragungen hier vorgestellt habe, wende ich mich nun den Ergebnissen zu. Der erste Fall betrifft eine 20-jährige weibliche Jugendliche, Pia, die folgende Probleme benennt, unter denen sie leidet: Schlechtes Familienverhältnis (insbesondere die Beziehung zur Mutter wird als belastend empfunden), Übergewicht, Orientierungslosigkeit in Bezug auf ihren Berufsweg, schwere Depressionen. Die Lebensumstände der jungen Frau können als schwierig bezeichnet werden. Mit 16 Jahren ist sie von zu Hause ausgezogen und kam in eine Mädchen-WG, weil nach ihrer Aussage das Verhältnis zu den Eltern – insbesondere zu der Mutter – sehr schwierig sei. Pia berichtete von einem Suizidversuch im Jahre 2008. Sie sei aus dem Fenster im dritten Stock gesprungen und wurde vom Vater „in letzter Minute gefunden.“ 2009 machte die junge Frau den Hauptschulabschluss. Nach einem abgebrochenen Versuch, die Mittlere Reife nachzuholen, befindet sich die Jugendliche aktuell in einer Beschäftigungsförderung beziehungsweise Berufsfindungsmaßnahme der Caritas, um ihre Chancen zu erhöhen, einen Arbeitsplatz zu erhalten. Sie beschreibt sich selbst jedoch als unmotiviert und antriebslos und hat ihrer Aussage nach durch ihre Depression viele Fehlzeiten. Sie hebt mehrfach hervor, dass sie durch ihre Depressionen unter massivem Übergewicht und Motivationsschwäche leidet. Ihre Medikamente würde sie jedoch regelmäßig einnehmen. Ihr Freund, den sie neben ihrer Tante als einzige Bezugspersonen benennt, sitzt derzeit im Gefängnis wegen unerlaubten Waffenbesitzes, was sie ebenfalls als belastend benennt. Pia lebt allein und bezieht Hartz IV.

Vorab möchte ich noch auf folgendes hinweisen: Im Laufe der Befragung mit Pia hat diese sich an der einen oder anderen Stelle in ihren Aussagen widersprochen. Ich bin auf diese Widersprüche absichtlich nicht eingegangen und habe diese Pia gegenüber nicht thematisiert. Mein Grundgedanke dazu ist, dass sich durch Widersprüche der Befragten für mich als Therapeutin ebenfalls Informationen erschließen, die ich für meine Arbeit nutzen kann. In der Befragungssituation mit Pia habe ich von ihr nicht immer „wahre“ Aussagen erhalten. Dies konnte ich einerseits anhand der Widersprüche feststellen, in denen Pia sich verstrickte, andererseits aber auch durch eine „Überprüfung“ von Pias Aussagen durch die Tante. In den Situationen, in denen ich den Eindruck hatte, von Pia belogen zu werden, habe ich den „Wahrheitsgehalt“ von Pias Aussagen über die Tante erfragt. Im Gespräch mit Pia habe ich bewusst darauf verzichtet, sie darauf hinzuweisen, dass sie an der einen oder anderen Stelle nicht die Wahrheit sagt. Pia sollte das Gefühl haben, „nicht zu sehr aufpassen zu müssen“, was sie von sich gibt und sich nach Möglichkeit unbefangen und frei äußern. Mein Hinweis auf Widersprüchlichkeiten hätten sie dazu gedrängt, sich verteidigen zu müssen, was ich gerade in einem hier vorliegenden Konfliktszenario als unproduktiv einschätze. Da Pia inzwischen nach jahrelanger erfolgloser Therapie ein sehr gespaltenes Verhältnis zu Therapeuten hat, macht sie im Verlauf des Gespräches „schnell dicht“ und zeigt sich in fortlaufenden Gesprächen nicht mehr zugänglich. Diesen Effekt wollte ich vermeiden. Da ich darüber hinaus den Standpunkt vertrete, dass im Falle von „Problemidentitäten“ eine direkte Einflussmöglichkeit – entweder durch Therapie oder das Einwirken von Bezugspersonen – so gut wie nicht mehr erfolgen kann, ist meiner Ansicht nach die Aussage der Jugendlichen selbst nicht entscheidend in Bezug auf eine mögliche Problemlösung. Ein Gespräch mit dem Jugendlichen selbst – sofern dieser sich darauf einlässt – halte ich jedoch für wichtig, um mir ein Bild davon machen zu können, ob aus meiner Sicht tatsächlich eine Problemidentität vorliegt. In Pias Fall konnte ich dies für mich bestätigt sehen.

Das Problem, welches sie im Rahmen meiner Befragung betrachten möchte, ist die schwere Depression, die sie mir gegenüber als ihre zentrale Problematik benennt. Als Bezugsperson, die ich ebenfalls für die Befragung gewinnen konnte, wird mir ihre Tante Anna genannt, zu der sie eine sehr gute Beziehung hat.

1. Frageblock (Eigenes bewusstes Bestreben: das Wollen)

Bei meiner ersten Frage an Pia, was sie sich ersehnt, wenn sie sich alles wünschen könnte, ruft sie spontan aus: „Ich will ein komplett neues Leben.“ Sie betont, dass sie mit ihren Eltern ins Reine kommen möchte. Sie wünscht sich ein gutes Familienverhältnis zu ihrer Herkunftsfamilie, insbesondere zur Mutter. Weiterhin erhofft sie sich einen guten Job, eine eigene Familie und Kinder.

Die zweite Frage von mir, wie eine „ideale Lösung“ aussehen könnte, die aus dem Problem herausführt, erwidert Pia sehr bestimmt: „Keine Chance.“ Sie betont, dass es definitiv keine Möglichkeit gäbe, mit ihrer Familie ein besseres Verhältnis aufzubauen. „Wir waren in einer Familientherapie, meine Eltern in Paartherapie – es hat alles nichts gebracht.“ Selbst die Zwillingsschwester ihrer Mutter – Tante Katharina – hätte inzwischen den Kontakt zu Pias Mutter abgebrochen, weil die „Mutter so schlimm ist.“ Pia weist darauf hin, dass es keine Möglichkeit gebe, dass sich das Verhältnis zu ihrer Herkunftsfamilie verbessern würde, dass sie aber noch Hoffnung auf eine eigene Familie habe und darauf, einen guten Job zu finden.

Die Vorstellungen Pias von ihrer Zukunft sind sehr unkonkret. Während Pia bei den ersten Fragen noch sehr flüssig erzählt, wirkt sie nun auf meine Frage konkreter Vorstellungen etwas verunsichert und der Redefluss gerät ins Stocken.

Auch die nächste Frage, ob ihre Zukunftsvorstellungen eher positiver oder negativer Art seien, kann aufgrund keiner oder unkonkreter Vorstellungen nicht beantwortet werden.

2. Frageblock (Normen und Werte, die das eigene Bestreben blockieren)

Auf meine Frage, wer oder was die Umsetzung ihres Wollens verhindert, wird auch nach mehrmaligem Nachfragen meinerseits ausschließlich die Mutter genannt. „Meine Mutter ist sehr dickköpfig, redet schlecht über andere, treibt einen Keil zwischen die Familie und sucht die Schuld immer bei anderen Leuten.“ Eigene Anteile werden von Pia nicht gesehen oder nicht benannt.

Die Antwort auf die Frage, was eine mögliche Lösung blockiert, wird wiederum die Mutter genannt. Wieder wird betont, dass die Dickköpfigkeit der Mutter Lösungen verhindere. Der Wille sei bei der Mutter nicht vorhanden, das familiäre Verhältnis zu verbessern. Es kommt zur Sprache, dass die Mutter in Pia möglicherweise eine Konkurrentin sieht. Auf konkretes Nachfragen meinerseits gerät Pia ins Stocken und antwortet ausweichend.

Die kommende Frage, welche Hindernisse Pia nicht überwinden kann, nennt sie Konzentrationsschwäche. Es würde ihr schwer fallen, still zu sitzen. Sie würde sehr unter ihrer Antriebsschwäche leiden. Das sei so wegen ihrer Depression. Seit sie diese hätte, würde fast nichts mehr klappen. Pia berichtet, dass sie einen Monat stationär aufgenommen worden sei und dort Hilfe von den Therapeuten erfahren habe.

Die Fähigkeiten, die Pia aus ihrer Sicht fehlen, um sie aus dem Problem hinauszuführen, seien persönliche Stärke, „Angriffslust“, morgendliches Aufstehen, Willensstärke und Nein sagen können.

3. Frageblock (Spontane Viabilität [Fokus Umfeld])

Pia antwortet auf meine Frage, was das Problem im Umfeld ausgelöst und bewirkt haben könnte, dass der Tod ihrer Oma, zu der sie ein gutes Verhältnis hatte, möglicherweise der Auslöser war. Nach dem Tod ihrer Oma im Dezember 2010 wurde es innerhalb der Familie zunehmend schwieriger, es gab weitere Familienkonflikte und das Verhältnis zwischen den Familienmitgliedern wurde immer schwieriger. Das Problem der Depression kam schleichend und wurde dann nach und nach immer schlimmer.

Vor vier oder fünf Jahren setzten bei Pia Depressionen ein, die anfangs aber nicht so schlimm gewesen seien. Seit etwa zwei Jahren hätten die Symptome der Depressionen jedoch stark zugenommen. Pia sagt, sie hätte noch immer Suizidgedanken, aber ihr Freund und ihre Tante würden ihr Halt geben.

Meine Frage, welche Beziehungen sich durch ihr Problem verändert haben, benennt Pia das Verhältnis zu ihrer Tante Anna (die von mir als Bezugsperson ebenfalls befragt wurde). Pia betont, dass das Verhältnis zu ihrer Tante immer schon gut gewesen sei, jedoch noch nie so gut wie gerade jetzt. Das Verhältnis zu ihrer Tante habe sich enger gestaltet seit dem Tod der Oma. Pia nennt Tante Anna und ihren Freund als die einzigen wesentlichen Bezugspersonen. Freundschaften hätte sie keine. Durch die Depression sei jedoch das Verhältnis zu ihrer Tante nicht beeinflusst worden.

Eine positive Veränderung ihrer Probleme in Bezug auf das familiäre Umfeld oder andere Bezugspersonen wird von Pia nicht gesehen.

Pia erlebt ihre eigenen Aktivitäten eher nicht als lohnend „Es macht eh alles keinen Sinn, ist ja egal, was ich mache.“ Pia sagt, sie versucht die Maßnahme der Caritas in Bezug auf die Berufsfindung zwar irgendwie umzusetzen, tut dies aber eher aus einem Pflichtgefühl heraus und nicht aus dem Glauben, dass sich das letztlich lohnen würde.

Personen, die Pia unterstützen sind der Vater, der sich eher um Angelegenheiten der Ämter kümmert (wie das Jobcenter). Der Freund unterstütze sie im Haushalt und sei ihr auch eine emotionale Stütze. Und ihre Tante sei ihr emotional („Man kann gut mit ihr reden“), bei der Jobsuche und bei praktischen Dingen ebenfalls eine riesige Stütze.

Auf die Frage, von wem sich Pia alleine gelassen fühle, antwortet sie: „Teilweise auch vom Vater, aber in erster Linie von der Mutter.“

Meine nächste Frage, was Pia besonders an ihrer Tante in Bezug auf die Unterstützung im Umgang mit Pias Problematiken schätzt, sagt Pia: „Die Unterstützung ist super. Tante Anna hat Verständnis, man kann mit ihr reden, bietet Hilfe aktiv an.“

Auf die Frage, wie sich das Verhältnis zwischen Pia und ihrer Tante verändern würde, wenn das Problem gelöst wäre, sagt Pia: „Unsere Beziehung wäre komplett eine andere, die Unterstützung wäre weg, wir hätten ein ganz anderes Verhältnis.“ Ich frage Pia, wie viel Zeit mit ihrer Tante durch Pias Probleme bestimmt ist. Die Einschätzung von Pia lautet: „In etwa 50:50.“

4. Frageblock (Selbstwirksamkeitserleben einer Problemidentität)

Pia schätzt ihre Selbstwirksamkeit bei einer Skala von 1 bis 10 (1 = geringster Selbstwert, 10 = höchster Selbstwert) bei 3 bis 4 ein.

Pia schreibt sich selbst in der direkten Befragung nach ihrem Einfluss auf ihr Problem 50% zu. Dem Einfluss auf die Lösung ebenfalls 50%.

Auf die Frage, was geschehen müsste, um den Einfluss auf Pia zu stärken, sagt sie: „Ich bräuchte eine komplett neue Familie, die Ursache für meine Probleme liegen genau dort.“

Vorteile sieht Pia in ihrem Problem zunächst einmal nicht. Auf meine direkte Frage hin, ob der Druck auf sie zunehmen würde, wenn das Problem wegfallen würde, stimmt sie zu. Jetzt schützt die Depression sie vor einem Zuviel an Verantwortung und Druck. Jetzt hätten die Leute eher Verständnis. Sie räumt jedoch ein, dass sich das Verhältnis zur Familie wohl verbessern würde, wenn sie ihre Probleme lösen könnte.

Pia sagt, sie möchte ein „anderes Leben“. Durch ihre Familie sei sie so eingeschränkt und gefangen, dass sie dort nicht raus käme.

Pia antwortet auf die direkte Frage, welches Maß an Anstrengung sie bereit sei zu geben auf einer Skala zwischen 1 und 10 (1 = keine Anstrengung, 10 = größte Anstrengung) mit: „10“. In Bezug auf die Unterstützung durch ihre Tante Anna hat Pia keine weiteren Wünsche. Das sei absolut in Ordnung so, wie es sei.

Pia hat keinerlei Befürchtung, von ihrer Tante abgelehnt oder alleine gelassen zu werden.

1. Interview mit Tante Anna (11.06.2012)

Tante Anna ist 50 Jahre alt und steht in einem festen Beschäftigungsverhältnis. Ich erlebe Tante Anna in unserem Gespräch als sehr offen und bereit, sich mit der Situation ihrer Nichte detailliert auseinanderzusetzen. Als ich ihr berichte, dass Pia als zentrales Problem ihre schwere Depression genannt hat, zeigt Tante Anna sich überrascht. Die Depression war zwischen Jugendlichen und Tante bislang nicht groß thematisiert worden. Sie nimmt, obwohl sie der Jugendlichen sehr nahe steht, die Depression bei ihrer Nichte kaum wahr und äußert die Vermutung, dass diese nicht das zentrale Problem von Pia sei.

1. Frageblock (Die ausgewählte Krise der Jugendlichen)

Tante Anna bestätigt einen großen psychischen Leidensdruck bei ihrer Nichte. Auch wenn sie sich in Bezug auf die Depression eher überrascht zeigt, so glaubt sie, dass ihre Nichte durch die Vielzahl aller Probleme sehr belastet ist.

Tante Anna glaubt, dass ihre Nichte am ehesten aus ihrer Problemspirale herausfinden könnte, wenn sie Selbstvertrauen gewinnen könnte aus einer Tätigkeit, die Regelmäßigkeit und ein gewisses Maß an Selbstständigkeit fördert.

Tante Anna unterstützt durch Zuhören ohne zu werten oder zu verurteilen. Sie versucht, für ihre Nichte immer ein offenes Ohr zu haben. Sie lobt ihre Nichte, wo immer sie einen Anlass dafür findet und ist vorsichtig und zurückhaltend bei Kritik. Tante Anna betont, dass sie versucht, Pia in ihrer Persönlichkeit zu stärken.

Tante Anna unterstützt auch durch Taten z.B. bei Bewerbungsschreiben oder bei der Stellensuche. Weiterhin macht sie konkrete Handlungsvorschläge, wenn ihre Nichte über ein Problem berichtet. Sie hilft überdies auch finanziell aus, „wenn es mal eng wird“.

Grenzen ihrer Unterstützung sieht Tante Anna in der eigenen Willenskraft von Pia. „Ihr eigener Wille ist die Grenze.“

2. Frageblock (Das eigene Erleben der Bezugsperson)

Die eigene Belastung in Bezug auf Pias Probleme stuft Tante Anna bei einer Skala von 1 bis 10 (1 = keine Belastung, 10 = größte Belastung) bei fünf ein.

Die Belastung bei Tante Anna äußert sich darin, dass sie sich viele Gedanken und Sorgen machen würde. Sie sagt, dass Tante Anna dann ihrerseits oft mit ihrem Partner spricht, um sich ihre Sorgen selbst von der Seele zu reden. Das würde sie zu ihrer eigenen Entlastung benötigen.

Den eigenen emotionalen Abstand und die persönliche Betroffenheit zu Pias Problemen sowie den persönlichen Leidensdruck stuft Tante Anna bei einer Skala von 1 bis 10 jeweils bei fünf ein.

3. Frageblock (Welche Verhaltensweisen haben welche Wirkung?)

Tante Anna erlebt Pia in Bezug auf ihre Ratschläge im ersten Schritt häufig offen und „annehmend“. Dies sei jedoch eher vordergründig, räumt sie auf näheres Nachfragen ein. Zuerst würde Pia häufig zustimmen, sich dann jedoch wieder von den Ratschlägen distanzieren. Sobald es für Pia mal ein bisschen schwierig würde (z.B. sich mit Bewerbungsanschriften auseinander setzen zu müssen), würde Pia direkt flüchten. Pia habe eine extrem niedrige Frustrationstoleranz, könne sich nicht kritisch mit sich selbst auseinandersetzen, da sie jegliche Form von Kritik gleich auf sich als Person beziehen würde und dies als verletzend empfindet.

Eine Umsetzung von Tante Annas Ratschlägen durch Pia erlebt die Tante eher selten. Die Umsetzung wird von der Tante als sehr schwierig bezeichnet.

Tante Anna stellt eine Entwicklung an ihrer Nichte dahingehend fest, „dass sie einfach älter wird“. Pia sei nicht mehr so aggressiv, es würde mit ihr „insgesamt besser gehen“. Tante Anna stellt fest, dass Pia sich etwas besser abgrenzen könne als noch einige Zeit vorher.

Tante Anna schreibt sich selber diesen positiven Entwicklungen ihrer Nichte *keinen eigenen* Einfluss zu.

4. Frageblock (Welche Verhaltensweisen unterbinden die alte Struktur?)

Tante Anna befürchtet, „dass sie sich einrichtet in ihrem Leid“ und aus ihren Problemstrukturen nicht mehr herausfindet.

Konkrete Befürchtungen in Bezug auf die Lösung hat Tante Anna keine.

Tante Anna räumt ein, dass sich ihre Beziehung zur Nichte sicherlich ändern würde, wenn diese ihre Probleme gelöst hätte. „Meine Rolle müsste sich ändern.“ Damit bestätigt Tante Anna auch die Einschätzung von Pia selbst. Tante Anna fügt aber hinzu, dass sich „im Grundsatz nichts ändern würde. Den Menschen selbst würde sie ja nach wie vor genauso schätzen.“ Es könnte laut Ansicht der Tante jedoch sein, dass der Kontakt etwas geringer würde. Aber die emotionale Verbundenheit wäre sicher noch da.

Während Pia selbst die Frage, welchen Raum das Problem im Kontakt zwischen Nichte und Tante einnimmt, mit 50:50 beantwortet hat, schätzt die Tante die Verteilung auf 60% Problem und 40% problemunabhängiger Kontakt.

Tante Anna schreibt den Verhaltensweisen Pias *keinen direkten Einfluss* auf die Problemstabilisierung von Pia zu.

Auch in Bezug auf eine mögliche Problemlösung ist Tante Annas Einschätzung hinsichtlich ihres Einflusses sehr vorsichtig. Sie schreibt sich, wie ich weiter oben bereits dargestellt habe, auch keinen Einfluss auf die positive Entwicklung von Pia zu.

Die Frage nach der Einschätzung in Bezug auf das „Problem hinter dem Problem“ könne sie nicht beurteilen. Sie wisse auch nicht, ob nicht möglicherweise der Einsatz des Medikaments Ritalin, was Pia als Kind bereits regelmäßig eingenommen habe, bei ihr zu späteren Entwicklungsstörungen beigetragen haben könnte.

Häufige Unterstützungsmaßnahmen seitens der Tante sind aktives und nicht wertendes Zuhören, bei dem sie versuchen würde, ihre Nichte so oft es geht auch zu bestätigen, um ihr Selbstwertgefühl zu steigern. Auch das Einbringen konkreter Vorschläge sei eine regelmäßige Handlung von ihrer Seite.

Da Tante Anna die Frage nach einem „Kernproblem“ nicht beantworten konnte, entfallen die letzten beiden Fragen, die auf ein „Problem hinter dem Problem“ verweisen.

2. Interview mit der Jugendlichen selbst (14.06.2012)

Meine erste Frage, ob es in unserem ersten Gespräch neue Fragen oder neue Aspekte gegeben habe, mit denen sie bislang noch nicht konfrontiert worden sei, wurde verneint. Somit entfallen die Folgefragen b) bis f).

Pia sagt, sie hätte alles einmal schon im Rahmen ihrer durchgeführten Therapien (Familientherapie, Gesprächstherapie) gehört.

Pia habe damals die Therapien bis zu einem gewissen Punkt als hilfreich empfunden, dann jedoch nicht mehr. Sie sagt, die Therapeutin der Gesprächstherapie sei nicht neutral gewesen und habe ganz klar Stellung zugunsten ihrer Mutter bezogen. Pia selbst sei „nicht wirklich angehört“ worden und ihr sei vieles nicht geglaubt worden. Die Eltern hätten im Rahmen der Therapie Bestätigung und Rückhalt erfahren, sie selbst jedoch nicht. Pia habe dann in dieser Therapie „dicht gemacht“ und sich nicht mehr auf die Gespräche eingelassen.

Sie habe aber auch einmal in der Zeit, in der sie aufgrund ihrer Depression stationär behandelt worden sei, eine Therapeutin gehabt, die ihr gut geholfen habe. Da habe sie eher das Gefühl von Verständnis erfahren. Insgesamt sei sie dort besser aufgehoben gewesen.

Pia würde sich wünschen, dass Therapeuten neutral bleiben. Ihre Mutter würde immer die Schuld bei anderen suchen, vor allem bei ihr (Pia). Die Therapeutin hätte dies genauso gesehen und die Meinung der Mutter komplett übernommen. Auf meine Frage hin, wie viel Eigenanteil sie sich selbst an ihrer Situation zuschreiben würde, antwortet Pia mit 50:50. Hier habe ich nach und erfahre von Pia, dass sie sich selbst auch nicht immer richtig verhalten habe, sie habe sich häufig nicht an Regeln gehalten, hatte viele Fehlzeiten in der Schule. Sie sagt, sie sei lange Zeit in der Schule gemobbt worden, weil sie übergewichtig sei. Eine Freundin in der Schule, die ihr beigestanden hätte, hätte es nicht gegeben. Aber dass sie gemobbt worden sei, habe ihr niemand geglaubt – weder die Eltern, noch die Lehrer und dann nicht einmal die Therapeutin. Ihre Eltern würden behaupten, sie sei „nur faul“ und würde Ausreden suchen, damit sie sich um ihre Pflichten herumdrücken könne.

Die letzte Frage an Pia lautet, welche Probleme sich zeigen würden, wenn die Lösung eintreten würde. Die Antwort ist für mich gleichermaßen logisch wie überraschend: „Wenn ich keine Depressionen mehr hätte, würde ich sofort eine neue Depression kriegen.“ Pia beschreibt mir, dass sie selbst ganz wenig Kraft hätte, um aus ihrem Problem herauszufinden. Bei ihr seien höchstens 25% der Kraft vorhanden. Die Maßnahme der Caritas erlebt Pia als Belastung, sie gehe nur hin, weil sie *müsse* und nicht, weil sie einen Sinn darin sieht. Pia formuliert plötzlich den Wunsch: „Ich hoffe immer noch, dass meine Eltern mir mal sagen, dass sie stolz auf mich sind. Es gibt *immer nur* Kritik, egal was ich mache.“ Sie habe keinen Glauben mehr daran, dass dies jemals eintreten wird. Aber die Hoffnung könne sie nicht aufgeben. Sie empfindet gerade dies als extrem demotivierend, da Stolz und Lob der Eltern ausbleibt, ganz unabhängig davon, was Pia tun oder lassen würde.

Das dritte Interview findet nicht statt, da Pia keine neuen Erkenntnisse gewonnen hat, die sich in Gedanken und/oder Taten hätten äußern können.

2. Interview mit Tante Anna (14.06.2012)

Für die Tante haben sich seit unserem ersten Gespräch neue Sichtweisen bzw. Perspektiven ergeben. Für Tante Anna stand vorher das Thema Depression bei ihrer Nichte nicht so im Fokus der Betrachtung. Die Tante fügt hinzu, dass sie nun versucht, in manchen Situationen anders auf das Verhalten ihrer Nichte zu reagieren. So hat die Tante nun versucht, Kritik eher zu unterlassen, weil die Tante nun die Depression als Verursacher für das Verhalten ihrer Nichte sieht. Sie habe daher versucht, das Verhalten ihrer Nichte weniger zu regulieren und die Dinge eher „laufen zu lassen“.

Tante Anna sieht keine Probleme durch die veränderte Sichtweise. Es sei für sie manchmal nur etwas anstrengender bei Pia „die Dinge laufen zu lassen“, denn Pia neige dazu, manchmal über das Ziel hinauszuschießen und in solchen Situationen bspw. so viel zu reden und kein Ende zu finden, so dass es für das Umfeld einfach anstrengend sei.

Tante Anna erlebt die Rolle der Helfenden eher als positiv, auch wenn dies manchmal mit Anstrengung und Belastung verbunden sei.

Pias Tante hat zwar das Gefühl, Pia vor etwas beschützen zu müssen, jedoch nicht vor Personen, sondern vor einer falschen (Lebens-) Einstellung. Sie befürchtet, dass Pia sich „einrichtet in ihr Leid“ und dort nicht mehr herausfindet. Tante Anna räumt jedoch ein, dass Pia alleine ihren Weg gehen muss und dass es an ihr liege, ein Lebensziel finden.

Tante Anna bestätigt die Wahrnehmung Pias, dass von den Eltern immer nur Kritik kam, ganz unabhängig von Pias tatsächlichem Verhalten. Niemals war etwas „gut genug“.

Aus Sicht von Tante Anna würde sich der Stellenwert, den sie derzeit bei ihrer Nichte genießt, sicherlich ändern, wenn die Probleme Pias gelöst wären. Als problematisch empfindet Tante Anna dies aber nicht. Ihr wäre nur der Kontakt an sich wichtig, weniger die Rolle, die sie derzeit in solchen Kontakten spielt. Tante Anna betont, dass eine „Begegnung auf gleicher Ebene“ etwas sehr schönes sei und dass sie froh und erleichtert wäre, wenn Pia ihre Probleme endlich lösen könnte. Tante Anna würde es als befreiend empfinden, einen von Problemen unbelasteten Kontakt mit ihrer Nichte pflegen zu können.

Welche Schlussfolgerungen lassen sich nun aus meinem ersten Fallbeispiel ableiten? Pia hat in Bezug auf ihr Problem ein Empfinden von geringer Selbstwirksamkeit („Es hat eh alles keinen Sinn“). Eine Lösung ihres Problems wird nicht mit ihrem direkten Einfluss in Verbindung gebracht. Pia zeigt auf direktem (überwiegend Abwehr gegen Umsetzung von Ratschlägen) und indirektem Wege (über das Deckmäntelchen der Depression), dass sie weder die Kraft, noch die Lust und auch nicht den Glauben daran hat, aus ihrer Problemsituation herauszukommen. Den größten Anteil am Scheitern ihres Lebens sieht Pia in der Verantwortung ihrer Mutter. Die Tante bestätigt diese Haltung. Wie ich im Verlauf des Interviews beschrieben habe, antwortet Pia auf die direkte Frage, welchen Einfluss sie auf die Lösung ihres Problems hat, mit 50:50. Zu einem späteren Zeitpunkt bringt sie ihre bestehende Problematik jedoch zu einem großen Anteil mit dem Verhalten und den Wesenszügen ihrer Mutter in Verbindung, wohin sie auch die Verantwortung delegiert. Sie selbst habe viel zu wenig Kraft, um ihre Probleme wirklich anzugehen. Auch wird der Sinn der Lösung in Frage gestellt, sobald eine mögliche Lösung von mir ins Gespräch gebracht wird. Die Ursache von Pias Problemen und deren Lösung wird in der Familie gesehen. Dadurch, dass dies jedoch nicht zu erwarten ist (da die Mutter als sehr stur und uneinsichtig beschrieben wird), bleibt ein ernsthafter Versuch einer Lösungsfindung aus.

Bei der direkten Nachfrage zu positiven Aspekten ihres Problems bestreitet Pia, dass an ihrem Problem überhaupt etwas Gutes sei. Indirekt befragt, räumt sie jedoch ein, dass sie viel mehr Druck von außen aushalten müsste, wenn sie nicht an Depressionen leiden würde.

Ich ziehe daraus den Schluss, dass viele Klienten versucht sind, ein bestimmtes Bild über sich zu vermitteln beziehungsweise *nicht* zu vermitteln. Ich habe diesen Aspekt in Form des „bewusst Verheimlichten“ im Kontext von Magersuchtsfamilien in Teil 2.2.2 bereits dargestellt. Vermittelt werden soll, dass man ja selber im Grunde aus dem Problem heraus *will*, bereit ist, „*alles dafür zu tun*“, dies jedoch nicht *kann*, weil man durch äußere Umstände (Eltern, Lehrer, Krankheiten, etc.) daran gehindert wird. Pia hat im Verlauf des Interviews geäußert, dass sie bereit sei „alles zu geben“ (bei der Skalierungsfrage mit 10 beantwortet), um aus ihrem Problem herauszukommen. Gleichzeitig werden jedoch auf indirektem Wege Hilfsangebote stets unterlaufen und nicht in Handlungen übersetzt. Verantwortung wird somit delegiert (in diesem Fall hauptsächlich an die Tante), während Pia selbst in ihrer Problematik verharret.

Meines Erachtens bestätigt dieses Fallbeispiel meine These einer Probleidentität, die von der Jugendlichen geschützt wird, indem alle Versuche von außen abgewehrt werden, die aus dem Problem herausführen könnten. Diese Ansicht wird von der Tante bestätigt. Solange das

Problem die Lösung *ist*, kann weder eine Therapie gelingen, noch kann erwartet werden, dass Pia sich von außen motivieren lässt. Alle Versuche von außen (soziales Umfeld, hier: die Tante) müssen von der Jugendlichen abgewehrt werden. Pia kann sich selbst ohne Problem gar nicht mehr denken. Eine Verteidigung ihrer Problematik dient einer Verteidigung ihrer Persönlichkeit, die so eng mit dem Problem verzahnt ist, dass das eine ohne das andere für Pia inzwischen nicht mehr vorstellbar ist. Wenn ein Problem so eine Dynamik entwickelt hat, muss jeder Versuch von außen scheitern, aktiv durch Unterstützung etwas ändern zu können. Alle Versuche seitens der Tante, die Persönlichkeit von Pia zu stärken (in Form von Lob und Anerkennung) werden zwar von Pia als angenehm erlebt. Eine wirkliche Stärkung des Selbstwertgefühls und der Selbstwirksamkeit muss jedoch ausbleiben. Erst durch das *Erleben* eigener Handlungswirksamkeit wird das Selbst spür- und erlebbar. Über das Medium Sprache in Form von gutem Zureden kann dieser Effekt nicht eintreten. Für Pia bleibt nach meiner Einschätzung zunächst einmal die Möglichkeit verschlossen, sich als selbstwirksam erleben zu können. Solange diese Erfahrungsmöglichkeiten jedoch von außen an Pia herangetragen werden, wird sie in den Widerstand gehen.

Möglicherweise liegt hier eine Problemstabilisierung auch von außen seitens der Tante vor, die ich als umso wahrscheinlicher ansehe, als dass die Tante sich weder in Bezug auf die Problemlösung als auch auf die –stabilisierung als nicht einflussreich erlebt. Hier könnte eine Verstärkung der Problemspirale vorliegen. Die Tante unterstützt nach Kräften und Pia lässt handeln anstatt selbst zu handeln. Im Falle von Pia selbst als auch im Falle der Tante erkenne ich eine gefühlte Losgelöstheit des eigenen Einwirkens auf das Problemmuster. Mit anderen Worten: Beide erkennen nicht ihr eigenes Handeln in Bezug auf die Problemstabilisierung und sehen eine Lösung in anderen Personen: Pia in der Mutter, die Tante in Pia. Keine von beiden in sich selbst.

Die Tante räumt ein, dass sie beobachtet habe, dass Pias Widerstand umso eher nachlässt, je weniger sie interveniert. Dies ist aus meiner Sicht nicht überraschend, denn Pia muss umso weniger eine Gegenposition beziehen, je weniger man versuchen wird, sie aus ihrer derzeitigen Situation herauszukatapultieren.

Im Gegensatz zu Pia hat die Tante jedoch keinerlei Eigeninteresse, an dem Problem festzuhalten. Sie hilft zwar gerne, definiert ihre Beziehung zu ihrer Nichte jedoch nicht allein über ihre Rolle als Helferin. Dies erklärt aus meiner Sicht auch, warum die Tante sich als sehr offen und zugänglich erweist für neue Sichtweisen und Perspektiven. Tante Anna hat in dem Zeitraum zwischen der ersten und zweiten Befragung ohne eine direkte Interventionen von meiner Seite eigenständig eine andere Perspektive eingenommen und mit ihrem Verhalten gleich darauf reagiert, wie ich im Fallbeispiel 1 beschrieben hatte. Sie hat versucht, durch ein weniger an Interventionen eher in eine Haltung des „Loslassens“ zu kommen.

Meiner Ansicht nach hat Pias Tante durch ihre gute Beziehung zu ihrer Nichte durchaus eine Chance, positiv auf die Entwicklung von Pia einzuwirken, dies jedoch nur in indirekter Form. Solange Pia ihr Problem als Lösung betrachtet und ihre Persönlichkeit untrennbar mit ihrem Problem verwoben ist (was nach meiner Definition eine Problemidentität ausmacht), wird jeder Versuch von außen verständlicherweise als Bedrohung des eigenen Lebenskonstruktes gewertet. Aus Sicht der Betroffenen halte ich es ebenfalls für wahrscheinlich, dass ein Erleben von Autonomie, welches gerade im Jugendalter eine hohe Bedeutung gewinnt, durch Interventionen von außen empfindlich gestört werden kann.

Was bleibt im konkreten Fall von Pia und ihrer Tante an Möglichkeiten?

In Anlehnung an Omer/Schlippe (2006, 2008, 2010) sehe ich eine mögliche Lösung eher in einem „Loslassen“ als in einer Form des Intervenierens. Da Pia eine Veränderung für sich selbst als ambivalent sieht und ihre Problemidentität schützt, kann eine Veränderung meines

Erachtens nur über die Tante stattfinden. Die Tante stellt für Pia einen stabilisierenden Faktor im System dar. Fällt dieser Stützpfeiler weg, könnte Pia dadurch möglicherweise mehr Eigenverantwortung entwickeln. Daraus kann sich dann Schritt für Schritt ein Erleben von Selbstwirksamkeit ergeben. Der Einfluss, den die Tante derzeit hat, muss von einer direkten Form zu einer indirekten wechseln. Meines Erachtens sollte die Tante folgendermaßen vorgehen:

- 1) Der erste Schritt sollte darin bestehen, die Beziehung zwischen Tante und Nichte noch einmal zu intensivieren (in Form häufigerer Kontakte). Die Tante sollte damit fortfahren, ihrer Nichte zu signalisieren, dass sie ihr als Person sehr viel Wert sei und dass der Tante das Wohlergehen Pias sehr am Herzen liege. Bislang besteht ein eher unregelmäßiger telefonischer Kontakt zwischen Anna und Pia etwa vier mal im Monat. Meist ist Pia diejenige, die ihre Tante anruft. Diese Anrufe sind meist anlassgetrieben. Pia erwartet aus diesen Gesprächen Unterstützung. Jetzt sollte in einem ersten Schritt auch die Tante häufiger anrufen und Pia damit signalisieren, dass sie sehr starkes Interesse an ihrem Wohlergehen hat. Die Anrufe der Tante sollten seitens der Tante „problemneutral“ bleiben, d.h. die Tante sollte Nachfragen zu problembeladenen Themen (wie Bewerbung, Vorstellungsgespräche, etc.) vermeiden.
- 2) Gleichzeitig sollten alle Hilfen, Ratschläge, finanzielle Unterstützungen und tatkräftige Maßnahmen (wie z.B. Recherchen im Internet zu bestimmten Themen, die für Pia relevant sind) unterbleiben. Es sollten *keinerlei* Aktionen durchgeführt werden, die Pia *aktiv* unterstützen. Pia muss aber zeitgleich das Interesse der Tante an ihrer Person spüren, daher müssen Schritt 1 und 2 parallel stattfinden. Damit Pia die künftig fehlende Unterstützung nicht als persönliche Zurückweisung erfährt, habe ich der Tante geraten, der Nichte folgendes sinngemäß mitzuteilen:

„Mir liegt sehr viel an Dir und daran, dass Du etwas aus Deinem Leben machst. Ich habe in der letzten Zeit versucht, Dich dabei zu unterstützen, dies oder jenes umzusetzen. Meine Ratschläge haben aber nicht dazu geführt, Dir wirklich zu helfen. Ich habe gemerkt, dass ich Dir nicht das richtige raten konnte, denn im Grunde waren das alles Vorschläge, die Du nicht umsetzen konntest. Es tut mir sehr Leid, dass ich Dir bisher nicht das richtige raten konnte. Ich habe viel nachgedacht über Dich und Deine schwierige Situation, mir ist aber kein guter Rat eingefallen. Ich habe gemerkt, dass ich jetzt mit meinem Latein einfach am Ende bin und habe erkannt, dass ich Dir nicht helfen kann, obwohl ich es gerne würde.“

Ich habe der Tante geraten, alle Schuld im Gespräch mit Pia auf sich zu nehmen, um zu verhindern, dass Pia sich in Bezug auf ihr Verhalten angegriffen fühlt. Wir als Therapeuten haben der Situation Pias Rechnung zu tragen, dass sie sich - aus sicherlich unbewussten Motiven heraus - dazu gezwungen sieht, ihr Problemmuster zu verteidigen. Das Unterlassen der Hilfsangebote und aktiver Unterstützung soll nicht als „Strafe“ interpretiert werden. Die Jugendliche soll lediglich das Gefühl bekommen, dass die Tante nun nicht mehr weiter weiß und dass es nun letztlich allein auf sie (Pia) ankommt.

Es ist zu erwarten, dass Pia alles versuchen wird, ihre Tante wieder in das alte Muster zu zerren. Vielleicht wird Pia versuchen, an das Gewissen der Tante zu appellieren, vielleicht wird sie wütend reagieren, vielleicht auch enttäuscht oder traurig. Vielleicht versucht Pia, ihre Tante zu überreden, dass sie doch ihre Hilfe braucht und vielleicht wird die Tante zu hören kriegen, dass sie auch nicht besser sei als Pias Mutter. All das kann geschehen. Wichtig ist, dass die Tante in ihrer Haltung dann beständig bleibt und ganz klar in ihrer Aussage: „Mir liegt sehr viel an Dir, Du bist mir wichtig, aber ich versuche nicht mehr, Dir zu helfen“.

Wie zu erwarten war, sieht Tante Anna kein Problem in der Umsetzung des ersten Schrittes, sehr wohl aber in der Umsetzung des zweiten Aspektes. Dies ist umso verständlicher, als dass von der Tante nun etwas verlangt wird, was sich im Grunde gegen ihr Denk- und Handlungsmuster richtet. Tante Anna muss nun also gegen ihre eigenen Impulse handeln. An dieser Stelle möchte ich festhalten, dass hier der Aspekt Hoffnung weiterhin zur Stabilisierung von Pias Problemmuster beiträgt. Solange die Tante Hoffnung hat, dass Pia irgendwann doch noch ihre Ratschläge umsetzen wird und dass die Bemühungen der Tante, Pia aus ihrem Problem herauszuhelfen, letztlich gelingen werden, wird Tante Anna die gleiche Strategie verfolgen. So gesehen steht die Hoffnung einer Lösung im Wege. Will Tante Anna zur Lösung beitragen, muss sich auch in ihr eine andere Sichtweise und Perspektive Platz schaffen. In einem ersten Schritt muss Tante Anna erkennen, dass die Hoffnung, durch ihre bisherigen Unterstützungsmaßnahmen würde doch noch alles gut, nicht begründet ist. In einem zweiten Schritt muss sie ihren eigenen Einfluss auf die Problemstabilisierung erkennen. Und letztlich müsste Tante Anna diese Erkenntnis in ihr Handeln konsequent übertragen.

Pia erlebt sich im Bezug auf ihr eigenes Leben als nicht selbstwirksam. Sie soll nun die Chance haben zu erkennen, dass sie eigene Entscheidungen treffen kann und *muss*. Wenn Pia erkennt, dass niemand mehr da ist, der versucht, sie aus dem Problem heraus „in eine Lösung zu zerren“, kann sie aufhören, sich zu verteidigen. Sie kann aufhören, gegen andere (gut gemeinte Ratschläge) zu kämpfen und sich dadurch immer mehr in ihr Problem zu verstricken. Stattdessen ist sie durch den Rückzug der Unterstützung nun auf sich selbst zurückgeworfen. Pia muss lernen, zu entscheiden, ob sie ihre Lösung (die Depression) als endgültige Lösung in ihr Leben lassen möchte. In diesem Falle würde sich nicht viel ändern, sie bezöge weiterhin Hartz IV und würde nach dem gleichen Muster fortfahren. Oder sie entscheidet sich für den schwierigeren Weg, eine andere Lösung zu finden und sich aus ihren starren Problemmustern zu befreien. Wie auch immer die Entscheidung von Pia ausfallen wird: Diese muss die Tante dann aushalten, ohne der Versuchung zu erliegen, dann wieder „einzugreifen“.

Die von mir angesprochene Möglichkeit, sich entscheiden zu können, mag auf den ersten Blick insofern irritierend erscheinen, als eine Diagnose wie die der Depression fortan von den Betroffenen häufig als ein „feststehendes Urteil“ unhinterfragt akzeptiert wird. Zahlen des statistischen Bundesamtes belegen eine ständig wachsende Anzahl von Diagnosen der Depression. Waren im Jahre 2000 in Deutschland rund 71.667 Fälle aufgrund von Depression in Krankenhäusern stationär behandelt worden, so sind es im Jahre 2010 bereits 121.599 (Quelle: Statistisches Bundesamt, Wiesbaden, 2012). Nicht erfasst sind alle Fälle, die entweder ambulant oder in anderen Einrichtungen wie Reha-Kliniken behandelt wurden. Ich gehe also davon aus, dass die Anzahl tatsächlicher Erkrankungen um ein vielfaches höher sein dürfte.

In Anlehnung an systemische Denkmodelle (vgl. z.B. de Schazer [1992, 1995, 2004], Ludwig [1992], Maturana/Varela [1984], Mücke [2001, 2002], Schweizer/Retzer/Fischer [1994]) beeinflussen Denk- und Glaubenssätze die Welt und die Wirklichkeit, in der wir leben. Demnach stellt eine medizinische Diagnose für Betroffene ein festes Urteil über ihren Zustand dar. Somit haben Diagnosen die „Macht“, Wirklichkeiten erst zu erzeugen. Diese „festen Größen“ werden in der Regel als Wahrheitskriterium in Bezug auf die eigene Persönlichkeit akzeptiert. Ärzte unterliegen einem gewissen Druck, Diagnosen stellen zu *müssen*. Blech (2005) merkt hierzu kritisch an:

„Für die Medizinindustrie bildet die Diagnose die Geschäftsgrundlage und zugleich das erste Glied in der Wertschöpfungskette. Ein gesunder Mensch würde das ganze System ruinieren – also braucht er eine Diagnose. [...] Auch gesunden Menschen wird häufig eine Diagnose angehängt, sobald sie ein Untersuchungszimmer betreten. So ist bei ungefähr der Hälfte aller

Menschen, die zum Hausarzt gehen, keine organische Erkrankung nachzuweisen. Damit kann das Gesundheitssystem jedoch nicht leben: Formulare von Versicherungen, Krankenkassen und Rentenanstalten verlangen, dass eine Diagnose eingetragen wird. Auch der Arzt selbst kann keinen Menschen untersuchen, ohne sich anschließend auf eine Diagnose festzulegen, da sie auf dem Krankenschein vermerkt werden muss. Oft sind Diagnosen deshalb nichts anderes als heiße Luft. [...] >Eine solche Diagnose gleicht natürlich eher einer Spekulation, aber sie ist ausreichend, um ihre Funktion zu erfüllen> nämlich um Patient und Arzt zufrieden zu stellen, und wohl auch Arzneimittelfirmen, wenn sie denn ein Mittelchen gegen das erfundene Leiden vorhalten.“ (Blech 2005, S. 65f.)

Hinzu kommt das knappe Zeitfenster der Ärzte sowie in den meisten Fällen mangelnde Kenntnis von der Psyche des Menschen, was eine fundierte Diagnose gerade bei psychosomatischen Erscheinungsformen meiner Ansicht nach noch einmal erschwert. Hinzu kommt, dass einige Patienten dank Informationsmöglichkeiten aus dem Internet sich in vielen Fällen bereits selbst Diagnosen zugeschrieben haben, bevor sie zum Arzt gehen, um sich diese „nur noch bestätigen“ zu lassen. All diese Unschärfen tragen dazu bei, dass sich gestellte Diagnosen in vielen Fällen bei näherer Betrachtung schlichtweg als falsch erweisen dürften. Nichtsdestotrotz beeinflussen sie Verhalten und Wahrnehmung ihrer Träger – der Patienten. Wer von einem Arzt die Diagnose Depression erhält, wird in den meisten Fällen fortan in dem Glauben handeln, er sei depressiv. Ich sehe die Gefahr, dass in der Folge viele Verhaltensweisen dann weniger dem eigenen Einflussbereich zugeschrieben, sondern auf die vom Arzt gestellten Diagnosen geschoben werden. Ich sehe in Anlehnung an die Zahlen des Statistischen Bundesamtes einen deutlich steigenden Trend in der Diagnosestellung von Depressionen, die ihrerseits auch wieder auf die Patienten in Bezug auf ihre Wirklichkeitserzeugungen und die ihres Umfeldes einwirken.

Bei Pia sehe ich genau diesen Aspekt als Gefahr, sich nach ihrer Einschätzung aus dem alten Muster nicht befreien zu können: „Wenn ich keine Depressionen mehr hätte, würde ich sofort eine neue Depression kriegen.“ Die Diagnose Depression erschwert für Pia aus meiner Sicht noch einmal zusätzlich eine Lösungsfindung, da sie sich durch die Krankheit einmal mehr als machtlos und wirkungslos in Bezug auf ihre Möglichkeit des eigenen Einflusses erlebt. Hier liegt meines Erachtens die wirkliche Krux verborgen:

Pia kann nur dann Verantwortung für ihr Leben übernehmen, wenn sie die Erfahrung macht, dass sie einen Einfluss hat und wenn sie sich ihrem Schicksal gegenüber nicht völlig machtlos erlebt. Zum anderen muss Pia spüren, dass nur *sie* in der Lage ist, ihre Probleme zu lösen. Das erfordert von Pia zweierlei:

- 1) Sie darf sich der Depression gegenüber nicht als machtlos erleben.
- 2) Sie muss die Erfahrung machen, dass sie Verantwortung für ihr eigenes Leben nicht weiterhin an ihre Tante delegieren kann.

Ich wende mich nun meinem zweiten Fallbeispiel zu, um nun aus einer wiederum anderen Perspektive meine hier vertretende These einer Problemidentität einer kritischen Prüfung zu unterziehen.

Fallbeispiel 2: Ein 16-jähriger Jugendlicher (Tyler), sein Vater (Herr Müller) und eine sozialpädagogische Familienhelferin (Frau Schneider)

Wie weiter oben bereits angemerkt, hatte ich vor, anhand der von mir vorbereiteten Fragebögen in einem ersten Schritt herauszufinden, welches zentrale Problem Jugendliche und ihr Umfeld seit geraumer Zeit belasten. In meinem nachfolgenden Beispielfall war dies so nicht möglich.

In einem ersten Telefonat mit der sozialpädagogischen Familienhelferin (Frau Schneider, 43 Jahre), war von einem Jungen die Rede, der seit geraumer Zeit unter mehreren Problemen leidet. Nähere Informationen zur derzeitigen Lage hatte ich nicht. Ich fragte auch nicht detaillierter nach, da ich in das erste Gespräch mit Tyler (16 Jahre) möglichst offen und unbeeinflusst starten wollte.

Das erste Interview mit Tyler fand am 18.06.2012 statt. Als ich mit meinem sorgfältig ausgearbeiteten Fragebogen Tyler gegenüber saß und versuchte, seine Schwierigkeiten zu erfassen, traf ich auf einen ausgeglichenen, klar fokussierten und selbstbewusst wirkenden Jugendlichen. Tyler besucht derzeit die Hauptschule, strebt jedoch einen Realschulabschluss an. Er wohnt mit seinem Vater in einem Einfamilienhaus. Seine Mutter wohnt etwa 2 km entfernt im gleichen Ort, der jüngere Bruder (15 Jahre) wohnt bei der Mutter, während Tyler beim Vater lebt. Die Eltern sind seit 12 Jahren getrennt und inzwischen geschieden. Tyler habe seit 11 Monaten eine Freundin. Es gäbe zwar hin und wieder kleinere Streitereien, im Grunde würden sie aber eine sehr gute Beziehung führen. Tyler hat bereits mehrere Therapien hinter sich. Er machte eine Gesprächstherapie und war auch aufgrund seiner Aggressionen in therapeutischer Behandlung. Die Problemlage, die Tyler mir aufzeigt, ist vielschichtig: Tyler beschreibt sich als „sehr angriffslustig“, was in der Vergangenheit häufig zu Aggressionsausbrüchen geführt habe (einschließlich Schlägereien mit Lehrern), Schlägereien mit Mitschülern, Weglaufen von zu Hause, diverse Alkoholexzesse, Einbruch mit Diebstahl und schlechte Noten in der Schule. Es stellte sich jedoch heraus, dass diese problematischen Szenarien sich in der Vergangenheit abspielten. Als aktuelles zentrales Problem wurde von Tyler lediglich die schlechte Beziehung zu seiner Mutter genannt. Er wolle keinen intensiven Kontakt mehr und er fühle sich durch das schlechte Verhältnis zu Mutter sehr belastet. Auch sei es immer wieder zu Gewalt gekommen seitens des Stiefvaters gegenüber Tyler. Die anderen Probleme würden derzeit gar nicht mehr existieren und scheinen – erst einmal – überwunden. Tyler sagt: „Ich verklappe keinen mehr. Die Jungs können ja auch nichts dafür, wenn ich selbst eigene Probleme habe. Die tun mir jetzt einfach nur noch Leid, auch wenn ich viel Frust hab – ich kann die nicht mehr verprügeln, ich habe viel zu viel Mitleid mit denen.“ Weggelaufen von zu Hause sei er das letzte Mal vor knapp zwei Jahren, seitdem nicht mehr. Seinen Notendurchschnitt habe er inzwischen von 4,9 auf 2,7 verbessert.

Da als einziges aktuelles Problem die schlechte Beziehung zur Mutter genannt wird, versuche ich herauszufinden, worin genau das zentrale Problem zwischen Mutter und Tyler besteht. Hier bleibt Tyler unklar. Gründe, die er nennt, sind eher lapidar („meine Mutter will immer, dass ich gleich springe, wenn sie etwas sagt“). Das mag aus meiner Sicht für den Jungen ein allenfalls lästiger Aspekt sein, jedoch sehe ich hier noch keinen konkreten therapeutischen Handlungsbedarf. Diesen Aspekt greife ich zu einem späteren Zeitpunkt bei dem Gespräch mit Frau Schneider noch einmal auf.

Ich starte mit dem Fragebogen, wobei ich jedoch einige Fragen überspringe, die aus meiner Sicht nicht zur aktuellen Situation passen.

Ich spreche zuerst mit Tyler Müller. Das Gespräch findet am 18.06.2012 statt:

1. Frageblock (Eigenes bewusstes Bestreben: das Wollen)

Tyler wünscht sich eine bessere Kommunikation mit der Mutter. Diese arbeite sehr viel, dadurch habe sie einen hohen Stresspegel. Sie baue Tyler gegenüber immer enorm viel Druck auf – insbesondere wenn es um das Thema Lernen geht. Die Mutter lehne alle seine Freunde ab und mache „peinliche Sachen“ wie z.B. in der Öffentlichkeit mit ihm Hand in Hand gehen zu wollen.

Eine ideale Lösung aus Tylers Sicht wäre, wenn seine Mutter ihm sein Geld zurückzahlen würde. Sie hätte Geld von seinem Sparbuch genommen (5000 Euro). Aus Sicht von Tyler sollte seine Mutter ihre eigenen Fehler auch einmal einsehen und nicht immer alles allein auf ihn schieben. Tyler wünscht sich, dass seine Mutter Dinge mit ihm abspricht und nicht – wie sonst – nur über ihn bestimmt. Sie nehme überhaupt keine Rücksicht auf *seine* Sichtweisen.

Als Ziele benennt Tyler eine eigene Familie („Ich möchte einen Sohn und eine Tochter). Als Berufswunsch gibt er Karosseriebauer an. Er würde sich mit einer eigenen Werkstatt gerne selbstständig machen. Im Grunde bräuchte er für seinen Berufswunsch nur einen Hauptschulabschluss, er strebe jedoch den Realschulabschluss an, da er davon ausgehe, dass man in der heutigen Zeit nicht sein ganzes Leben lang nur einen Beruf ausübt. Er würde dann gerne schon mit dem Realschulabschluss einen weiteren Grundstein legen.

2. Frageblock (Normen und Werte, die das eigene Bestreben blockieren)

Als weiteres Ziel gibt Tyler an, gerne mit dem Rauchen aufhören zu wollen, dies würde er jedoch nicht schaffen. Er rauche seit dem 12. Lebensjahr und es sei einfach schwer für ihn, damit aufzuhören. In Bezug auf die Mutter, was er als sein zentrales Problem beschreibt, hätte er keine Idee einer Lösung.

Aus Sicht Tylers blockiere die Mutter eine mögliche Lösung. Nie hätte er früher Freunde haben dürfen, alle seien von der Mutter abgelehnt worden. Er hätte immer arbeiten und gehorchen müssen. Aus Sicht von Tyler gebe die Mutter aber wohl nur ihre eigenen Kindheitserfahrungen weiter. Er habe versucht, sich mit Hilfe eines Therapeuten ein Stück weit von der Mutter zu lösen und seinen „eigenen Weg zu finden.“

Auf die Frage, wo Tyler Hindernisse sieht, die er nicht überwinden könnte, nennt er wiederum das Rauchen. Ich frage, ob es noch andere Dinge gibt, die er gerne überwinden würde. Er sagt, er sei mitunter „etwas faul“ und scheue sich manchmal vor unangenehmen Tätigkeiten.

Tyler wünscht sich mehr Selbstvertrauen und Willensstärke. Oft neige er dazu, „alles in sich hineinzufressen“. Er würde gerne lernen, mit Konflikten offensiver umzugehen, denn er spricht vieles nicht an, was ihn stört. Er sagt, er wolle niemandem weh tun.

3. Frageblock (Spontane Viabilität [Fokus Umfeld])

Auf meine Frage, was welches Problem in seinem Umfeld ausgelöst und bewirkt habe, bezieht sich Tyler auf sein Weglaufen. „Das hat so viel Stress für alle bewirkt.“ Tyler sei dann ab einem gewissen Punkt einmal kurzzeitig (für drei Tage) in eine Pflegefamilie gekommen.

Frage 3b) entfällt, da in Tylers Fall offensichtlich ist, dass damals bestehende Probleme inzwischen gelöst sind.

Durch Tylers damalige Problemlage habe sich das Verhältnis zu seiner Mutter, seinem Stiefvater und seinem jüngeren Bruder noch einmal verschlechtert. Die Familie sei in zwei Fronten gespalten. Auf der einen Seite die Mutter, der Stiefvater und der jüngere Bruder, auf der anderen Seite der Vater und Tyler. Positive Aspekte, die seine damaligen Schwierigkeiten ausgelöst hätten, kann Tyler nicht erkennen.

Tyler erlebt seine Bemühungen, seine Probleme in den Griff zu bekommen, als lohnend. Insbesondere betont er, dass er durch seine Anstrengungen seinen Notendurchschnitt entschieden angehoben hätte.

Eine wesentliche Unterstützung erfährt Tyler durch seinen Vater und Frau Schneider, die Familienhelferin. Doch auch der Leiter des zuständigen Jugendamtes sei eine Vertrauensperson. Auch die Lehrer erlebt Tyler als Unterstützer. Nicht zuletzt nennt Tyler seine Freundin, die auch zu ihm stehen würde.

Tyler betont, dass sein Vater ihn durch Verständnis und Freundlichkeit unterstützen würde. Auch hätte der Vater inzwischen damit aufgehört, ihn „zu stressen“. „Mein Vater ist immer für mich da, wir haben ein super Verhältnis“.

Alleine gelassen fühlt sich Tyler von seiner Mutter.

Die Frage 3i) entfällt, da ich diese im Kontext von Tylers Situation als nicht sinnvoll und redundant erachte.

4. Frageblock (Selbstwirksamkeitserleben einer Problemidentität

Tyler geht davon aus, dass er sein eigenes Leben zu einem Großteil selbst beeinflussen kann: „Das beste Beispiel dafür sind doch meine Noten. Ich habe es geschafft, meinen Notendurchschnitt von 4,9 auf 2,7 zu bringen. Das war alleine *meine eigene* Entscheidung. Dafür hab ich mich eingesetzt und das hab *ich* geschafft.“ Tyler erlebt sich sowohl im Hinblick auf seine früheren Probleme als auch in Bezug auf die Lösung als selbstwirksam.

Frage 4d) entfällt, da Tyler sich als einflussreich erlebt.

Fragen 4e) bis 4i) entfallen, da keine Problemstabilisierung vorliegt.

Im Anschluss mit dem Gespräch mit Tyler spreche ich mit Frau Schneider, der sozialpädagogischen Familienhelferin. Frau Schneider besucht die Familie Müller seit zwei Jahren regelmäßig (seit September 2010). Aufgrund dessen, dass ich in Tylers Fall keine Problemstabilisierung der Familienhelferin und des Vaters erkenne, verzichte ich auf den Fragebogen und führe das Gespräch offen ohne Leitfaden.

Frau Schneider beschreibt Tylers Situation aus Ihrer Sicht wie folgt: Tyler habe in der Vergangenheit sehr viel Alkohol getrunken, war absolut perspektivlos, hatte keinerlei Zukunftsorientierung und war „wahnsinnig aggressiv“. Das aktuelle Problem aus Sicht von Frau Schneider sei die problematische Beziehung zur Mutter. Auf meine Aussage hin, dass ich in dem Gespräch mit Tyler keine zentrale Problematik zwischen Mutter und Sohn

herausfinden konnte, merkte Frau Schneider an, dass auch ihr dies bislang nicht gelungen sei. Sie betont, dass sie einen „sehr guten Draht“ zu Tyler habe und dass zwischen beiden ein gutes Vertrauensverhältnis bestehe. „Aber in Bezug auf die Mutter konnte ich zu Tyler auch noch nicht wirklich vordringen. Ich vermute da eine tiefer liegende Problematik, an die man nicht so leicht herankommt.“ Frau Schneider erzählt, dass sie etwa ein Jahr gebraucht habe, bis sie Tylers Vertrauen gewann. Tyler sei sehr misstrauisch erwachsenen Personen gegenüber und brauche immer etwas Zeit, bis er Vertrauen zu älteren Personen aufbauen könne. Doch obwohl Tyler Frau Schneider inzwischen vertraue, blockiere er in Bezug auf seine Mutter. „Da kommt man einfach nicht ran“, sagt Frau Schneider. Die Mutter löse in Tyler noch immer starke Aggressionen aus, wenn sich Tyler inzwischen auch nicht mehr dazu hinreißen ließe, diese ungehindert an anderen Personen auszulassen. Frau Schneider bestätigt meinen Eindruck, dass Tylers „oberflächliche Erklärungen“ in Bezug auf seine Mutter keine hinreichenden Erklärungen darstellen, um diese Reaktionen auszulösen.

Frau Schneider beschreibt Tylers Mutter als sehr dominant. Diese sei nicht in der Lage, über andere Meinungen auch nur nachzudenken und setze ihre eigene Meinung als generellen Maßstab an. Darüber hinaus beschreibt Frau Schneider Tylers Mutter als sehr berechnend und materiell orientiert. Sie sei nicht in der Lage, sich in andere Menschen - insbesondere in ihre Kinder - hineinzusetzen. Die von Tyler empfundene Spaltung der Familie wird von Frau Schneider bestätigt. Das sei hauptsächlich auch durch das negative Einwirken der Mutter geschehen. Zuerst habe Frau Schneider noch versucht, dazu beizutragen, das Verhältnis zwischen Tyler und seiner Mutter zu intensivieren. Sie habe auch unendlich oft versucht, zwischen der Mutter und Tyler zu vermitteln. Da jedoch Gespräche mit der Mutter „überhaupt nichts gebracht“ hätten und Tyler sofort blockierte, wenn er für einige Tage zur Mutter sollte, habe Frau Schneider dann schließlich davon abgesehen, Tyler der Mutter näher bringen zu wollen. „Als Tyler dann eines Tages heulend vor mir saß und unter Tränen sagte „Ich kann nicht mehr, ich *kann* einfach nicht mehr“, habe ich es endlich auch begriffen. Ich habe seitdem dann versucht, Tyler darin zu stärken, sich von der Mutter zu distanzieren.“

Die Regelung, eine halbe Woche beim Vater und die andere Hälfte der Woche bei der Mutter zu verbringen, hat sich für Tyler letztlich als Belastung erwiesen. Es wurde eine andere Regelung gefunden. Tyler musste nun nicht mehr bei der Mutter übernachten und die Kontakte wurden seltener. Nach außen demonstrierte die Mutter Gleichgültigkeit. Frau Schneider hat schließlich die weitere Beratungsarbeit mit der Mutter eingestellt, mit der Begründung: „Bei der Frau erreichen Sie nichts.“ Sie würde die Mutter nur noch per SMS über relevante Dinge informieren.

Einen Tag später, am 19.06.2012, hat das Gespräch mit dem Vater stattgefunden. Dieser ist 62 Jahre alt und pensioniert. Auch dieses Gespräch führe ich ohne Fragebogen. Auch der Vater hat meiner Meinung nach keinen problemstabilisierenden Part im Konfliktszenario Tylers, genauso wenig wie Frau Schneider. Da der Vater als möglicher Stabilisierungsfaktor entfällt, gehe ich auch hier, wie bei Frau Schneider, offen ins Gespräch. Ich lasse den Vater seine Sicht der Dinge schildern.

Aus Sicht des Vaters ist eine deutliche Verbesserung der Situation seit Oktober letzten Jahres zu verzeichnen. Bis dahin habe Tyler auch gegen ihn als Vater stark rebelliert. Je mehr von Elternseite von Tyler gefordert wurde, desto mehr ging dieser auf Konfrontation. „Wir waren in einigen Erziehungsberatungsstellen und auch beim Jugendamt. Doch da kriegen Sie nur Tipps nach Schema F. Da wird geraten, Grenzen zu setzen. Das war aber in der Situation für Tyler genau das Falsche. Das hatten wir ja immer schon gemacht. Gerade die Mutter war in Bezug auf Grenzen knallhart.“ Tylers Vater erlebte die Unterstützung durch die

Beratungsstellen eher als kontraproduktiv. „Da kriegen Sie keine Hilfe, die Tipps machten alles nur noch schlimmer.“

In der Schule rebellierte Tyler ebenfalls. Schließlich wurde der Verdacht seitens der Lehrer geäußert, dass Tyler deshalb nicht im Unterricht mitkäme, da er möglicherweise „dumm“ sei. Ein IQ-Test wurde durchgeführt, der aufzeigte, dass Tylers IQ zwischen 115 und 120 liegen würde. Nun war die Erklärung eine andere. Tyler sei nicht dumm, sondern „nur faul“.

Ich frage den Vater, was er getan oder unterlassen habe, um Tyler bei seinem Weg aus der Krise zu unterstützen. „Wissen Sie, ich sehe das alles nicht mehr so eng. Ich habe gemerkt, je mehr Druck der Junge kriegt und je mehr wir von ihm fordern, desto mehr geht er in den Widerstand. Ich bin inzwischen auch mit 70%-Lösungen zufrieden. Der Mutter war nichts gut genug, ständig hat sie ihre Jungen gegängelt. Insbesondere Tyler. Sie hat ihn manchmal mit ihren Gängeleien regelrecht ... gequält. Es war wirklich schlimm und heute würde ich sagen, es war regelrecht Mobbing.“ Tylers Reaktionen waren Alkoholmissbrauch und Weglaufen. „Was habe ich unterlassen? Ich habe einfach weniger Anforderungen gestellt, ich habe den Jungen weitestgehend erst einmal in Ruhe gelassen. Ich hab ihm die Chance gelassen, sich von dem ganzen Kampf gegen alles und jeden erst einmal zu erholen.“ Der Vater hat zwar nach wie vor nicht erwünschtes Verhalten von Tyler ihm gegenüber thematisiert, dies jedoch immer in ruhiger Form. „Und dann habe ich es gut sein lassen. Ich habe das angesprochen und dann war die Sache erst einmal erledigt. Mich stört zwar nach wie vor Tylers mangelnder Ordnungssinn, doch ich schaffe es trotzdem, dann auch mal gut sein zu lassen.“ Als viel schwieriger noch empfand der Vater die schulische Situation Tylers „Er ist zweimal sitzen geblieben. Tyler musste die 7. Klasse gleich zwei mal wiederholen. Ich habe trotzdem versucht, den Druck zu vermeiden. Ich habe aufgehört, seine Hausaufgaben zu kontrollieren. Das hat eh nur dazu geführt, dass Tyler anfang, mich dahingehend zu belügen, er habe gar keine auf.“ Damit habe auch das tägliche Gerangel rund um die Hausaufgaben endlich aufgehört.

„Ich habe einfach versucht, an Tylers Selbstverantwortung zu appellieren. Aber das ganz ohne Druck. Ich hab ihm gesagt: „Es ist Deine Sache, Du musst das für Dich entscheiden. Wenn Du so weitermachst wie bisher, hat das diese und jene Konsequenzen. Die musst Du aber dann auch tragen.“ Danach hab ich den Jungen in Ruhe gelassen.“ Somit hatte Tyler die Chance, für sich eine Entscheidung zu treffen.

Auf meine Frage hin, ob ihm jemand bei der Veränderung seiner Sichtweise geholfen habe, verneinte er dies. Er habe nur beobachtet, dass sein Verhalten und das der Mutter dieses und jenes auslöse und habe daraufhin gegen die Mutter und alle Tipps diverser Erziehungsberatungsstellen aufgehört, sich weiterhin so zu verhalten. „Es hat ja nichts gebracht, der Junge war nicht mehr erreichbar, nicht mehr greifbar.“

Dies unterstreicht meines Erachtens noch einmal die Aussage von Tyler: „Ich habe es geschafft, meinen Notendurchschnitt von 4,9 auf 2,7 zu bringen. Das war alleine *meine eigene* Entscheidung. Dafür hab ich mich eingesetzt und das hab *ich* geschafft.“ Tyler konnte durch die Haltung seines Vaters aufhören, zu kämpfen. Er hat erkannt, dass es auf ihn ankommt und diese Chance konnte er für sich nutzen, weil er seine Kraft und Autonomiebestrebungen nicht in „Schein-lösungen“ in Form von Rebellion und Widerstand fließen lassen musste.

Laut Aussage des Vaters überdeckte eine Zeit lang der ganze Familienstress alles andere. Der Vater bestätigt die Aussage Tylers und Frau Schneiders, dass die Mutter einen Keil zwischen die Familie getrieben habe. Die Mutter würde einen ganz anderen Erziehungsgrundsatz verfolgen als er – der Vater. Zuerst hätten beide Elternteile sehr auf Einhaltung von Regeln geachtet. Doch als es mit Tyler über einen längeren Zeitraum immer schwieriger und schwieriger wurde, stellte Herr Müller folgendes fest: „Ich habe gesehen, dass das, was wir

tun, alles nur noch immer schlimmer macht. Und die Beratungsstellen haben auch noch mal dahin eingewirkt, dass wir *noch* härtere Regeln aufstellen sollten. Das haben wir dann befolgt und es wurde *noch* schlimmer.“ Der Vater habe dann erkannt, dass dies nicht der Weg sein könne und habe eine andere Richtung eingeschlagen.

Die Fähigkeit des Vaters, seine eigene Reaktion in Zusammenhang mit Tylers Verhalten zu erkennen und daraus entgegen aller Ratschläge von „Experten“ eine andere Haltung zu entwickeln, die er auch konsequent umsetzte, verlangt mir großen Respekt ab. Insbesondere deshalb, weil es dem Vater gelungen ist, gerade hier auch *gegen seine Impulse* zu handeln (bspw. auch dort loslassen zu können, wo ihm als Vater andere Dinge wichtig wären, wie z.B. die schulischen Leistungen seines Sohnes). Es ist Herrn Müller nicht nur gelungen, seine eigene Rolle im Problemsystem zu erkennen und sein Verhalten dem entgegenzustellen, er hat sich damit sowohl gegen andere Meinungen als auch gegen seine Impulse gestellt.

„Zuerst war das gar nicht so einfach. Das ging nicht von heute auf morgen. Zuerst war Tyler alles scheißegal, was ich ihm gesagt habe. Da hat man schon gemerkt, als man anfang mit ihm zu sprechen, dass ihn das alles überhaupt nicht erreicht hat. Dann aber, als ich dabei blieb, den Druck wegzulassen, ging es Schritt für Schritt immer weiter voran.“

Dies war meines Erachtens der Schlüssel, der es Tyler ermöglichte, aus dem alten Muster auszusteigen. Durch die Verhaltensänderung von Herrn Müller und Frau Schneider wurde das alte Muster nicht weiter stabilisiert. Tyler entwickelt nach und nach mehr Eigeninitiative, als er merkt, der Vater bleibt bei seiner Haltung.

Dieses Fallbeispiel zeigt meiner Ansicht nach auf besonders anschauliche Art, wie es gelingen kann, ein Problemsystem zu unterbrechen. In diesem Fall hat sogar die Beratung seitens des Jugendamtes und der Erziehungsberatungsstellen das vorhandene Problemsystem noch verstärkt. Die Familienhelferin (Frau Schneider) und der Vater (Herr Müller) haben es geschafft, durch Beobachtung von Tylers Verhalten und ein hohes Maß an Eigenreflexion, ein stabiles Problemmuster zu durchbrechen. Tyler hat es seinerseits geschafft, die Chancen zu nutzen, die ihm hierdurch zuteil wurden. Tyler ist seitdem nicht komplett frei von Sorgen oder Problemen, doch es liegt derzeit keine feste Problemdynamik vor, die eine Lösung erschweren würde. Tyler (sowie dem Vater) gelingt es, sich immer wieder neu und flexibel auf auftretende Schwierigkeiten einzustellen und diese auf angemessene Art und Weise zu lösen.

Abschließend möchte ich noch einmal beide Fallbeispiele gegenüberstellen und miteinander vergleichen: Das erste Beispiel zeigt eine junge Frau, die seit Jahren in einer vielschichtigen Problematik verhaftet ist. Pia hat meiner Meinung nach eine Problemidentität entwickelt, die sich dadurch auszeichnet, dass sie inzwischen nicht mehr in der Lage ist, sich selbst ohne das Problem wahrzunehmen. Diese Identität gilt es zu schützen. Auch wenn der Ist-Zustand von Pia selbst als belastend empfunden wird, so gibt er ihr doch ein gewisses Maß an Sicherheit. Sowohl die Tante, die unbewusst und unbeabsichtigt zur Stabilisierung beiträgt als auch Pia selbst erleben ihr eigenes Handeln eher nicht als Stabilisierungsfaktor der Problematik. Beide äußern ihren Wunsch nach einer „Besserung“ der Situation, beide haben Hoffnung auf eine positive Zukunft, doch wird die Hoffnung nicht mit Änderungen des *eigenen* Verhaltens in Verbindung gebracht. Während Pia ihre Hoffnungen noch immer auf ihre Mutter projiziert (dass diese aufhören möge, Pia „zu gängeln“ und dass sie doch auch einmal stolz sein möge auf ihre Kinder), stützt die Tante ihre Hoffnungen auf Pia. Tante Anna hofft, dass Pia ihr Leben selbst in die Hand nehmen wird, dass sie einen Job findet und dass durch diesen „mehr Struktur in das Leben Pias kommt.“ Beide Seiten – sowohl Pias als auch die ihrer Tante – haben wenig Grund, ihre Hoffnung aufrecht zu erhalten. Dennoch hoffen sie, dass sich etwas „von außen“ verändert. Im Falle Pias liegt dieses „außen“ in der Mutter, Tante Anna sieht

dieses „außen“ in Pia. In diesem Falle trägt die Hoffnung dazu bei, das Problemmuster weiter zu stabilisieren.

Obwohl Tante Anna inzwischen realisiert hat, dass sie „einen Teil des Problems darstellt“, ist es ihr bislang noch nicht gelungen, aus dem Muster auszusteigen. Sie erteilt Pia nach wie vor Ratschläge und „unterstützt“ sie. Solange Tante Anna dies tut, wird Pia es schwerer haben, ihren eigenen Weg zu finden und einen Entwicklungsprozess zu durchlaufen, der es ihr ermöglicht, sich selbst als entscheidende Mitgestalterin ihres eigenen Lebens wahrzunehmen.

Mein zweites Fallbeispiel zeigt auf eindrucksvolle Weise, wie es gelingen kann, aus einem stabilen Problemmuster auszubrechen. Während das erste Beispiel eher die Regel darstellt (Eigenanteil am Problemmuster wird nicht gesehen), gelingt es dem Vater im zweiten Fall, durch Beobachtung der innerfamiliären Verhaltensdynamiken zu erkennen, dass *sein* bisheriges Verhalten nicht dazu beiträgt, seinen Sohn zu erreichen. Nun ändert der Vater *sein* Verhaltensmuster und wartet ab, welche Auswirkungen dies letztlich haben wird. Herr Müller kommt in eine Haltung, die dem Sohn vermittelt: „Nun kommt es auf Dich an. Du entscheidest, was Du mit Deinem Leben anfangen wirst.“ Herr Müller erkennt, dass sein Einfluss auf seinen Sohn nur ein indirekter sein kann und dass er nicht stellvertretend für seinen Sohn dessen Leben leben kann. Aus dieser Haltung kann es Tyler gelingen, selbst Verantwortung anzunehmen um aus dieser heraus positive Erfahrungen in Bezug auf Selbstwirksamkeit zu machen.

Ich wünsche mir sehr, dass meine Arbeit dazu beitragen kann, einigen Familien aus stabilen Problemstrukturen herauszuhelfen. Familie Müller hat meine Hilfe nicht gebraucht, da sie – auch unterstützt von Frau Schneider – zur Lösung gefunden hat. Dieser Fall stellt jedoch sicherlich eher die Ausnahme dar. Wie meine Arbeit aufzeigt, stabilisieren sich Problemmuster allzu leicht, da jeder Beteiligte nach besten Absichten und vor allem intuitiv handelt. Dies geht häufig zu Lasten von Reflexion und der Fähigkeit, seine eigene Handlungsweise kritisch zu hinterfragen. Vielleicht kann diese Arbeit ein Stück weit dazu beitragen, Eltern, Lehrer, Therapeuten und Berater zu einer erweiterten Sichtweise zu verhelfen.

5. Zusammenfassung

Ich fasse nun abschließend noch einmal die wesentlichen Aspekte dieser Arbeit zusammen und beschreibe die zentralen Punkte der hier vorgestellten und diskutierten Theorien: Ausgehend vom Individuum habe ich in Teil 1.1 einleitend mit Erikson (1971, 1975, 1982, 1988, 1995, 1998) die Stufen psychosozialer Entwicklung beleuchtet und die Entwicklung des Jugendalters im Lebenszyklus herausgestellt. Ich habe die persönliche Entwicklung eines jeden Einzelnen im Kontext diverser Systeme und Umfeldfaktoren in Abhängigkeit verschiedener sozialer Realitäten betrachtet und betont, dass Anforderungen postmoderner Gesellschaften immer auch auf die Entwicklung des Einzelnen einwirken. Mit Erikson habe ich weiterhin gezeigt, dass gerade in einer Lebensphase, in der Unsicherheiten den Einzelnen in besonderem Maße belasten, das Bedürfnis nach Orientierung fördern.

Mit Bauman (1995, 1999, 2003, 2005, 2007, 2008) habe ich weiterhin Aspekte postmoderner Strömungen im soziokulturellen Kontext beleuchtet. Als ein zentraler Punkt postmoderner Erkenntnis kann das „Ende der großen Entwürfe“ benannt werden (vgl. Teil 1.1 dieser Arbeit). Es gibt nicht mehr *eine* Theorie, *einen* Erklärungsansatz, in Anlehnung dessen sich Antworten und Denkmodelle anschließen mögen, um die Welt (und ihre zahlreichen Fragmentierungen) in ihrer Struktur zu begreifen. Gültige Erklärungsansätze gelten nicht mehr übergreifend, sondern sind immer nur auf einen kleinen Teil eines gesamten Systems rekurrierbar. In Anlehnung an Bauman habe ich somit die damit verbundenen systemübergreifenden Unsicherheiten und Orientierungsschwierigkeiten vor Augen, denen der Einzelne sich heute zu stellen hat und bewältigen muss. So bewegt sich der Einzelne in postmodernen Gesellschaften zwar in (vermeintlicher) „Freiheit“, diese ist jedoch eng mit dem Aspekt Eigenverantwortung und einer damit verbundenen Möglichkeit des Scheiterns verzahnt, was in vielen Fällen Ängste und Unsicherheiten auslösen kann – gerade dort, wo sich Persönlichkeiten erst definieren und herausbilden müssen. Auf der anderen Seite bewegt sich der Mensch nicht nur in Abhängigkeiten zu systemübergreifenden und gesellschaftlich relevanten Kriterien, sondern ist andererseits auch in zwischenmenschliche Bezugsfaktoren eingebunden – also in kleinere Systeme wie Familie, Freundeskreis, schulische oder berufliche Strukturen – kurz: in Verständigungsgemeinschaften, die immer auch in Abhängigkeit zu gewissen Werten und Normen existieren, vor dessen Hintergrund sie sich positionieren und legitimieren.

In Teil 1.2 habe ich deshalb in Anlehnung an Stierlin (1980, 1978, 1982, 1989, 1994, 1997, 2003, 2007) in einem ersten Schritt insbesondere den familiären Kontext herausgestellt und die Entwicklung des Jugendalters sowie die Jugendkrise in den Kontext familiärer Delegation am Beispiel Magersucht beleuchtet. Doch es sind nicht nur individuelle und soziologische Faktoren, die das Erscheinungsbild von Jugendkrisen mitbestimmen: Familienwerte, die einen unmittelbaren und direkten Einfluss auf das Erleben des Jugendlichen ausüben, spielen meiner Meinung nach hier eine entscheidende Rolle. Die vorliegende Arbeit verdeutlicht einerseits die Unmöglichkeit, nebeneinander stehende Werte kompromisslos umzusetzen, ohne dass ein verdeckter oder offener Konflikt entsteht. Andererseits greife ich in Anlehnung an Stierlin mögliche Ambivalenzen hinsichtlich Ablösung und Bindung im familiären Rahmen auf, durch die – im Rahmen des Beispiels Magersucht – rigide Nahrungsverweigerungen durch das massive Hungern vereint werden können. Ich habe auf diese Weise einen Wertekonflikt herausgeschält, dem viele Betroffene ausgesetzt sein dürften. Die Unmöglichkeit, vertretene Familienwerte immer und überall zu leben, führt unter Umständen in die Ausweglosigkeit, wenn vorhandene Vorstellungen dieser Werte zu starr werden. Meine Arbeit lässt daher den Rückschluss zu, dass Jugendkrisen in erster Linie vor allen Dingen Wertekrisen sind. Doch auch der Faktor der Weiblichkeit dürfte im Falle von

Magersucht eine richtungsweisende Rolle spielen. Diesen Aspekt habe ich in Teil 1.2.3 herausgearbeitet.

Einstellungen und Werte, die Sinn und Richtung vermitteln, vermögen im geschützten Rahmen des Systems, innerhalb dessen bestimmte Werte vermittelt und gelebt werden, den grundlegenden Ängsten von Orientierungslosigkeit entgegenzuwirken. Das Bestreben des Einzelnen, an Sinn erzeugenden Werten festzuhalten, bekommt eine zentrale Bedeutung gerade in Bezug auf das individuelle Identitätserleben. Das Festhalten an bestimmten Werten gleicht einem Verteidigen der eigenen Persönlichkeit und dem Bekämpfen von Identitätsdiffusion (Stierlin), die sich innerhalb des konstruierten Sinnerlebens als Person und Bedeutungsträger empfindet. Die Verteidigung der eigenen Sinnkonstruktion, in denen sich Individuen bewegen, kann als existentiell empfunden werden. Im Extremfall kann diese Verteidigung mit dem Leben anderer oder mit dem eigenen geopfert werden. So erklären sich – zumindest ansatzweise – solch rigide Handlungen wie Magersucht, die den einzelnen dazu verleiten, größte Opferbereitschaft zum Verteidigen grundlegender Werte auf sich zu nehmen. Der Vergleich Stierlins von Terrorismus und Magersucht in Teil 1.2.6 verdeutlichte in diesem Zusammenhang anschaulich, mit welcher Kompromisslosigkeit und Rigidität mitunter bestimmte Werte nach außen verteidigt werden. Gerade die Bereitschaft, Opfer zu bringen, wird oftmals bereits als werthaltig empfunden, so dass eine sich selbst verstärkende Spirale entsteht. Je höher die Opferbereitschaft ist, umso stärker kann eine Person sich selbst als moralisch ehrenhafte Person erleben – und je ehrenhafter sich diese Person erlebt, umso mehr Sinn kann dem eigenen Dasein zugeschrieben werden. Die damit einhergehende Kompromisslosigkeit und Geradlinigkeit, das bedingungslose Festhalten und Verteidigen an vorher gebildeten Werten kann sich in extrem starren Haltungen äußern, die sich anderen Sinnzuschreibungen, die von meinen eigenen abweichen, komplett verschließen (müssen). Im Rahmen dieser Logik wird extremes Verhalten, welches einer ambivalenzfreien, vermeintlich sicheren Haltung entspringt, denk- und lebbar. Bei näherer Betrachtung kann sich dies jedoch als ein Paradoxon erweisen: werte- und normenkonforme Verhaltensregeln, die an sich ein als „gut“ und „richtig“ empfunden werden und Orientierung bieten, tragen in sich die Gefahr, durch eine zu rigide gelebte „Starre“ in die Kompromisslosigkeit beziehungsweise Intoleranz abzugleiten. So kann das unbedingte Bestreben, sich werte- und normenkonform zu verhalten, dazu führen, eigene Wünsche oder die Bestrebungen von Familienmitgliedern oder Freunden nicht zuzulassen und diese kompromisslos abzulehnen. Werte- und normenkonformes Denken darf orientieren, muss sich jedoch ein gewisses Maß an Ambivalenz und an Toleranz bewahren, will dieses Denken sich letztlich nicht als respektlos vor der Andersartigkeit anderer Menschen und deren gültigen Normen und Werten verschließen. Werteorientiertes Verhalten zeigt sich demnach in entscheidendem Maße darin, inwieweit der Einzelne in der Lage ist, Werte als Orientierung für sich selbst zu definieren und danach zu leben und diese Werte für sich im Pluralismus der Wertevielfalt zu verteidigen. Gleichzeitig dürfen diese als „richtig“ empfundenen Werte jedoch nicht als absolut gesetzt werden. Probleme, die aus einem Festhalten an Werten entstehen und durch dieses Festhalten nicht lösbar sind, stehen oftmals einem „besseren“ Leben entgegen. Ein individuelles Werte- und Handlungssystem muss tragfähig sein, ohne jedoch dogmatisch zu werden, muss orientieren ohne zu fesseln. Nur durch Akzeptanz anderer Werte und Handlungsalternativen, die nicht den eigenen individuellen Zuschreibungen entsprechen werden Flexibilität im Denken und Handeln erst möglich. Die verschiedenen Imaginationen aller beteiligten Akteure (sowohl direkt betroffene Jugendliche einerseits sowie soziale Bezugspersonen andererseits), die sich wechselseitig aufeinander beziehen, bilden die Grundlage für Verhaltensmuster, die nur in ihrem reziproken Ineinanderwirken ihre Stabilität finden können. Voraussetzung hierfür sind verschiedene Grundsatzannahmen, die oftmals zur Folge haben, dass der wirkliche dahinterliegende Konflikt unentdeckt bleibt. So geht in meinem Beispielfall der Magersucht in der Regel das

Umfeld davon aus, dass es bei der hungernden Jugendlichen um den Wunsch geht, immer *noch* schlanker zu werden, obwohl dies von außen betrachtet nicht nachvollziehbar scheint. Die Bemühungen des Umfeldes werden sich also darauf ausrichten, das Thema Essen verbal und nonverbal zu platzieren, um die Hungernde von der Notwendigkeit der Nahrungsaufnahme zu überzeugen. Wenn sich nun bspw. für die Hungernde jedoch ein innerfamiliärer Konflikt hinter dem Hungern verbirgt, der es der Jugendlichen nicht erlaubt, sich von der Familie offen abzugrenzen, sind beide Seiten „dazu verdammt“, sich ohne Lösung in diesen Verhaltensmustern zu stabilisieren. Der Einfluss von Familie und sozialem Umfeld bei Magersucht dürfte durch die vorliegende Arbeit noch einmal stark verdeutlicht worden sein. Die Perspektive Betroffener im Falle Magersucht schließt den ersten Teil ab, der zur Vorbereitung auf den späteren Perspektivenwechsel, den ich in Teil 3 aufgegriffen habe, dienen sollte.

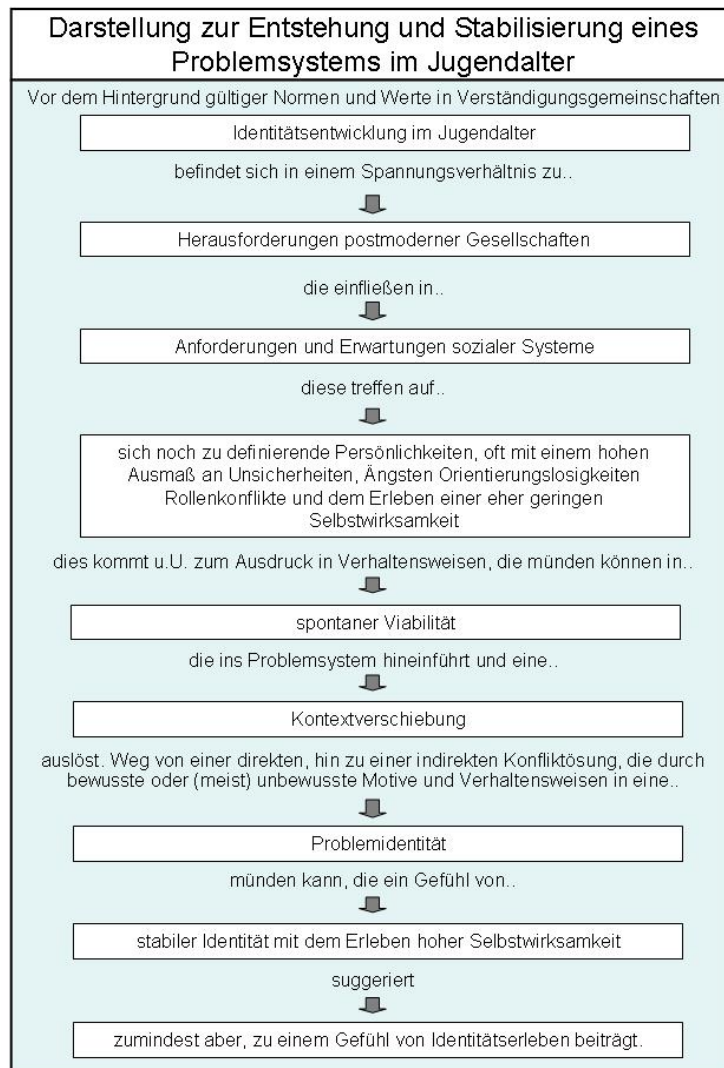
Der zweite Teil bildet einleitend die Grundlagen des Interaktionistischen Konstruktivismus nach Reich (1998, 2005) ab. Anschließend habe ich ausgehend von den vier verschiedenen Beobachterperspektiven nach Reich das Phänomen Magersucht näher vor dem Hintergrund geltender Normen und Werte beleuchtet und das Spannungsverhältnis aufgezeigt, welches für den Einzelnen elementare Konflikte nach sich ziehen und in eine Krise münden kann. Die De-konstruktionen, die mit Hilfe der Diskursmodelle möglich wurden, dienen später als Grundlage des von mir vereinfachten Modells, welches betroffene Jugendliche und das soziale Umfeld zur Reflexion anregen sollen.

Jugendkrisen vollziehen sich immer im Kontext kultureller und sozialer Verständigungsgemeinschaften, die das Denken und Handeln orientieren und als Gewissensregulatoren dienen. Besteht eine vom Jugendlichen als unüberbrückbar empfundene Dissonanz beziehungsweise Unvereinbarkeit zwischen den gesellschaftlichen, sozialen, familiären Anforderungen auf der einen Seite (dem Sollen) und den eigenen, individuellen Wünschen und Bestrebungen auf der anderen Seite (dem Wollen), so kann eine Verschiebung des zentralen Problems (wie bspw. individueller Wunsch nach Autonomie, der durch Erwartungen und Wünsche anderer Personen blockiert wird) auf eine andere Ebene erfolgen. Meiner Ansicht nach verweist eine Jugendkrise auf ein Identitätsproblem, welches sich aus dem Spannungsverhältnis zwischen Wollen und Sollen vollzieht und eng mit einem Gefühl einer mangelnden Selbstwirksamkeit verbunden ist.

Da die Entwicklung des Einzelnen, die sich immer vor einem Hintergrund gültiger Werte und Normen in Verständigungsgemeinschaften vollzieht und immer nur in Abhängigkeit der Systeme gedacht werden kann, in denen sich der Einzelne bewegt, habe ich den dritten Teil mit der Darstellung des Capability Approach in Anlehnung an Nussbaum (1999) eingeleitet. Ich habe die nach Nussbaum definierten Kriterien eines „guten Lebens“ vor dem Hintergrund verschiedener Theorien und Ideologien am Beispiel der Magersucht beleuchtet. Dadurch wurde einmal mehr das Spannungsverhältnis zwischen dem eigenen Wollen und dem Sollen, welches über Erwartungen und Anforderungen gesellschaftlicher und sozialer Systeme transportiert wird, verdeutlicht. In meiner Arbeit vertrete ich die Annahme, dass hungernde Mädchen durchaus einen „guten Grund“ haben können, an ihrem Krankheitsbild festzuhalten. Die vorliegende Arbeit zeigt auf, dass viele Magersüchtige durch den permanenten Verzicht auf Nahrung das Gefühl eines ganz besonderen Selbstwertes beziehen können, den sie mit konsequenter Verweigerung lebensnotwendiger menschlicher Bedürfnisse vor sich selbst begründen – die von mir bezeichnete „Magersuchtsidentität“ beziehungsweise „Problemidentität“. Das Gefühl, sich von der Masse abzuheben, kann insoweit beflügeln, als dass nicht nur der Status des Besonderen, sondern auch das grundsätzliche Entsprechen verinnerlichter Werte wie Verzicht (ein eher „weiblicher“ Wert), sich zurückstellen (ebenfalls vor allem bei Frauen anzutreffen), Leistungsbereitschaft und Disziplin bis aufs äußerste gelebt

werden. Diese Magersuchtsidentität bietet die Chance auf Stütze und Orientierung in einer sozialen Umwelt, in der Unsicherheiten und Beständigkeiten im Kontext der Postmoderne selten geworden sind.

Im dritten Teil habe ich weiterhin herausgearbeitet, inwieweit sich durch spontane Viabilität Passungen ergeben können, die weder geplant noch beabsichtigt waren, die aber als positiv hinsichtlich einer möglichen Entlastung des empfundenen Problems wahrgenommen werden und sich hierdurch für eine weitere Stabilisierung im Alltagsgeschehen legitimieren. Das Erleben spontaner Viabilität geht aus meiner Sicht häufig mit identitätsstabilisierenden Merkmalen einher. So können Problemmuster zu einer gefühlten Stütze für den Jugendlichen werden, der unter Umständen auch so etwas wie eine „Problemidentität“ entspringen kann. In diesen Fällen hat das „Problem“ die Funktion, das eigene Konstrukt von Identität zu stützen. Werden bestehende Probleme als entlastend für die eigene Persönlichkeitsentwicklung erlebt, wird die Ambivalenz des Jugendlichen hinsichtlich Problemlösung erst verständlich. Analog des Befähigungsansatzes nach Nussbaum müsste man hinsichtlich einer Problemlösung demnach so argumentieren, dass die Befähigung des Einzelnen zu einer direkten Problemlösung erst entwickelt werden muss, bevor die indirekte Lösung (die über Themenverschiebung vollzogen wird) aufgegeben werden kann. Die folgende Darstellung auf der nächsten Seite soll diesen Aspekt noch einmal veranschaulichen:



(Schaubild 32: Entstehung und Stabilisierung einer Problemidentität)

Meiner Auffassung nach vollziehen sich Problemsysteme immer vor dem Hintergrund gültiger Normen und Werte in Verständigungsgemeinschaften. Dies soll durch den blauen Hintergrund symbolisiert werden.

In Teil 4 beschäftigte ich mich mit möglichen Herausführungskonzepten aus der Jugendkrise anhand verschiedener Beobachtungskonstrukte. Alle Teilkapitel des Teils 4.2 wurden vor dem Hintergrund einer sozialisationstheoretischen Perspektive zur Handlungsbefähigung in Anlehnung an das Konzept von Martha Nussbaum beleuchtet, welches von Grundmann sozialisationstheoretisch de-konstruiert wurde (vgl. Grundmann in: Otto/Ziegler 2008). Alle Teilkapitel in 4.2 bieten eine Darstellung verschiedener Möglichkeiten, einer Jugendkrise zu begegnen und den eigenen Handlungsspielraum sowie Erfahrungen von Selbstwirksamkeit zu erleben. Einleitend habe ich Teil 4.1.1 dafür genutzt, eine Auswahl systemisch-therapeutischer Methoden und die Bedeutung spezieller Fragetechniken vorzustellen (von Schlippe/Schweizer (2002), von Schlippe, Grabbe (2010), Molter/Osterhold 2003), um diese konkret in einem Anwendungsbeispiel bei Magersucht anschaulich vorzustellen. Diese Fragetechniken können im Rahmen von therapeutischen Maßnahmen eine Anwendung finden und bisherige Therapiekonzepte erweitern und ergänzen.

In Teil 4.2.2 stehen die Eltern Jugendlicher noch einmal im Fokus der Betrachtung im Kontext einer neuen Autorität von Omer und von Schlippe (2006, 2008, 2010). Hier wurde die Frage aufgegriffen, welche neuen Wege Eltern gehen können, um einerseits nicht unbewusst zu neuen Eskalationen im Kontext zu Jugendkrisen beizutragen und andererseits auch wieder ein Stück weit autonomer in ihren eigenen Handlungen und Bezügen zu werden, die mit ihren Wertvorstellungen im Einklang stehen. Auch hier wird einmal mehr der Einfluss von Normen und Werten in Bezug auf Problemspiralen deutlich.

Ich plädiere dafür, im Falle von Magersucht das soziale Umfeld nicht nur mehr einzubeziehen – ich gehe noch einen Schritt weiter. In manchen Fällen, in denen das Festhalten am Hungern von der betroffenen Jugendlichen so vehement verteidigt wird, dass ein Ausweg trotz therapeutischer Betreuung nicht in Sicht scheint, halte ich es für zielführend, die Familie zum einen und das soziale Umfeld zum anderen (wie Freunde, Lehrer, weitere Familienangehörige) in Anlehnung an die Methode des gewaltlosen Widerstandes einzubeziehen. In Extremfällen kann es sogar vielversprechend sein, die Magersüchtige zeitweise gar nicht mehr in therapeutische Interventionen einzubeziehen und „nur“ durch das Zusammenwirken sekundär Betroffener den sozialen Bezugsrahmen zu verändern. Wenn sämtliche Stützpunkte, die das Krankheitsbild „von außen“ fördern, wegfallen, steigt meiner Ansicht nach die Wahrscheinlichkeit, dass sich die Magersüchtige eher von der Krankheit lösen kann. Konfliktrichtige Bindungskonstellationen im Elternhaus können über längere Zeiträume hinweg heranreifen, ohne dass sie zum Ausdruck gebracht oder spürbar werden. In kritischen Phasen von Individuations- oder Trennungsprozessen ist es dann meines Erachtens nicht ungewöhnlich, wenn bis dahin latent vorhandene Konflikte sich Bahn brechen und auf massive Weise zum Ausdruck kommen. Dieser Ausbruch muss nicht zwingend im innerfamiliären Kontext erfolgen, sondern kann auch im Rahmen des gesellschaftlichen Kontextes erfolgen. Ein innerhalb der Ursprungsfamilie entstandener Konflikt wird dann auf ein anderes System verschoben. Mir erscheint gerade auch in diesem Kontext der Ansatz der neuen Autorität von Omer und von Schlippe sehr vielversprechend.

In Teil 4.2.3 greife ich noch einmal die Bedeutung des Interaktionistischen Konstruktivismus für das Thema Jugendkrisen auf. In Anlehnung an das Modell von Reich (1998, 2005) habe ich versucht, das Modell von Reich zu vereinfachen und damit eine Anwendung für

betroffene Jugendliche und der Menschen, die mit diesem in engem Verhältnis stehen, zu ermöglichen. Das erklärte Ziel hierbei war es, den Blick der Betroffenen zu erweitern und mögliche Wirkungsketten problemstabilisierender Verhaltensweisen zu erkennen und im besten Falle eine Auflösung festgefahrener Denkmuster und Verhaltensweisen wahrscheinlicher zu machen. Die vorgestellten Fallbeispiele sollten dazu dienen, mein Modell in der Praxis zu erproben und kritisch zu hinterfragen. Meine These, die darauf abzielt, ab einem gewissen Punkt eher das Umfeld in den Fokus zu nehmen und mit nahen Bezugspersonen zu arbeiten, um die Jugendlichen selbst darin *indirekt* zu bestärken, sich aus einem stabilen Problemkonstrukt zu befreien, sehe ich in beiden Fallbeispielen bestätigt. Wurde seitens des Jugendlichen erst einmal eine Problemidentität entwickelt, ist es meiner Ansicht kaum noch möglich, auf direktem Wege zu einer Problemlösung beizutragen. Ich sehe daher im Falle „stabiler Problemidentität“ eine Fokusverschiebung vom Jugendlichen weg und hin zu einer Verhaltensveränderung des Umfeldes als vielversprechend an in solchen Fällen, in denen eine Vielzahl von Therapien und von außen angestoßener Lösungsversuche seitens des Jugendlichen regelmäßig vereitelt wurden. In der Regel hat das Umfeld ein weniger starkes Interesse daran, an der bestehenden Problematik des Jugendlichen festzuhalten als der Jugendliche selbst. Es bleibt abzuwarten, ob im Falle meines ersten Beispiels durch ein anderes Verhalten von Tante Anna Pias Eigenmotivation geweckt werden kann, aus ihrem Problemszenario auszubrechen. Im zweiten Fall ist dies gelungen durch die veränderte Verhaltensweise des Vaters und der Familienhelferin.

Das erklärte Ziel des letzten Teils meiner Arbeit besteht in dem Versuch, den Jugendlichen wegzuführen von einer indirekten „Pseudo“- Lösung, weg von einer Problemverschiebung, die als stabilisierend erlebt wird und hinzuführen in die Befähigung, durch das Erkennen von wirklichen eigenen Bedürfnissen und den Spannungen, die daraus resultieren. So sind meiner Ansicht nach drei Faktoren zu berücksichtigen:

1) Das Bewusstmachen des Jugendlichen ggf. verdeckter oder (noch) unbewusster Faktoren, die andere Motive verdecken, die in erster Linie mit der eigenen Persönlichkeitsentwicklung im Zusammenhang stehen.

Beispiel: Eine Magersüchtige stellt die Nahrungsaufnahme mit dem Ziel einer schlanken Figur in den Vordergrund der Betrachtung. Dies ist das sichtbare Motiv. Doch was verbirgt sich unter Umständen dahinter? Geht es ggf. um ein Problem, welches im Zusammenhang von Anforderungen, die untrennbar mit der „Zerrissenheit“ einer weiblichen Rolle einhergehen? Geht es um letztlich um positive Effekte, die ein hungerndes Mädchen im familiären oder in einem anderen relevanten sozialen Gefüge erfährt?

2) Das Bewusstmachen seitens des Jugendlichen der positiven Effekte, die das Problem mit sich bringt und die einen direkten Einfluss auf das Erleben von Selbstwirksamkeit haben und mit einem erstrebenswerten persönlichen Faktor verbunden werden.

Beispiel: Das Hungern wird als Stärke erlebt und suggeriert der Hungernden, dass sie anderen Menschen charakterliche überlegen sei, da diese zu schwach sind, um das Ausmaß eines solchen Willens ausleben zu können. In diesem Falle suggeriert die „Magie des Hungerns“ Kontrolle und Macht sowie eine sehr starke Persönlichkeit in der Selbstwahrnehmung der Magersüchtigen.

3) Das Bewusstmachen der stabilisierenden Faktoren im Falle von Jugendkrisen durch ineinander verzahnte Handlungsketten im sozialen Umfeld bei Problemstrukturen.

Beispiel: Hier beleuchtet eine Mutter konkret die Auswirkung ihrer Bemühungen, ihre Tochter zum Essen zu bewegen. In den allermeisten Fällen dürften sämtliche Bemühungen der Eltern fehlschlagen. Wird von der Mutter beobachtet, dass all ihre Bemühungen eher dazu

führen, dass sich die Tochter merklich distanziert, aber keinen Einfluss auf das Essen hat, kann es der Mutter leichter fallen, ihre Bemühungen einzustellen, da sie Sinnlosigkeit bewusst reflektiert wird.

Die Förderung und Forderung einer erlebten Selbstwirksamkeit des Jugendlichen steht im Zentrum der Betrachtung bei einer möglichen Problemlösung. Das Erleben Jugendlicher und des sozialen Umfeldes von Ohnmacht und Ausweglosigkeit führt normalerweise immer weiter in das Problemsystem hinein. Um dem zu entgehen, ist einerseits Bewusstmachung eines sich gegenseitig stabilisierenden Problemsystems sinnvoll, während auf der anderen Seite alle Personen des beteiligten Problemsystems (wieder) ein Gefühl von Selbstwirksamkeit vermittelt bekommen. Hier stehen die Eltern und andere nahe stehende Personen neben dem Jugendlichen ebenfalls im Fokus der Betrachtung und der Bedeutung ihrer sozialen Wirksamkeit. Meiner Ansicht nach wird dies durch das vereinfachte Modell des Interaktionistischen Konstruktivismus ermöglicht. Dies gestattet einen Perspektivenwechsel und eine damit verbundene neue und erweiterte Betrachtung des Problemgefüges.

Das Sich-Stellen ohne indirekte Umwege erfordert die gezielte und bewusste Auseinandersetzung der eigenen Situation und den Spannungsverhältnissen, die die Anforderungen der verschiedenen Verständigungsgemeinschaften an den Einzelnen herantragen. Dieses Wissen über zwischenmenschliche Verstrickungen und die positiven Effekte, die sich für den Heranwachsenden im Zuge seiner Persönlichkeitsentwicklung auswirken, können einen ersten Schritt aus den alten Mustern heraus bedeuten, die den Einzelnen an seine Probleme binden. Gewonnene Erkenntnisse können einen entscheidenden Faktor in Bezug auf erlebte Selbstwirksamkeit ausmachen, der letztlich die Handlungskompetenz auch hinsichtlich Problemlösung erhöhen kann. Die Ausbildung der individuellen Befähigungen, die den Jugendlichen in die Lage versetzen, über den Weg der Bewusstmachung andere Lösungswege für sich zu finden, steht im Fokus des vierten und letzten Teils dieser Arbeit.

Die hier vorgestellte Arbeit ist ebenfalls ein Konstrukt, welches in sich schon Begrenzungen in sich trägt und tragen muss. Sie bietet neue Denksätze und für Betroffene ggf. neue Handlungsoptionen – eine Garantie für Viabilität kann sie dem Einzelnen nicht geben. Obwohl das Modell des Interaktionistischen Konstruktivismus nach Reich und das von mir vereinfachte Modell, welches sich an das Original anlehnt, bewusst offen gehalten und somit für diverse Ausprägungen von Jugendkrisen anwendbar ist, ist es ein Konstrukt, welches sich in manchen Fällen als hilfreich erweisen wird, in anderen wiederum nicht. Die Möglichkeit der Viabilität einerseits und einer Nicht-Passung andererseits ist – ganz im Sinne postmoderner Theorien – nur konsequent. Diese Arbeit lehnt sich an einen konstruktivistischen Ansatz an und hat allein schon aus diesem Grund keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Nach Erkenntnissen postmoderner Strömungen gibt es kein Modell, welches sich für alle Fälle und Möglichkeiten gleichermaßen erfolgversprechend anwenden lässt. So bleibt auch dieses von mir konstruierte Modell begrenzt und muss sich einer gewissen Bescheidenheit beugen. Erkenntnisse bleiben im Rahmen wissenschaftlicher Arbeiten menschlich begrenzten Konstrukten verhaftet, schließen somit immer auch andere Wahrnehmungsformen und –möglichkeiten aus. Gerade wenn es um „weiche“ und schwer greifbare Kriterien geht, wie Gefühl, Empfindung und Stimmung, die auf wissenschaftlicher Ebene schwer greifbar sind aber im Falle von individuell und interaktiv konstruiertem Erleben auf Wahrnehmungen und Wirklichkeitserleben (und somit auch auf Problemsysteme) einwirken, muss Wissenschaft gerade dort enden, wo Schärfe und Messbarkeiten zu sehr verschwimmen, da Verifizierbarkeit und Argumentationsschärfe nicht mehr gewährleistet ist.

Doch menschliches Erleben und Erfahrung macht nicht dort Halt, wo Wissenschaft an ihre Grenzen stößt.

Schaubildverzeichnis

| | |
|--|--------|
| Schaubild 1: Diagramm C, Erikson (Bezug aus: Erikson 1995, S. 150)..... | S. 15 |
| Schaubild 2: Familie Landmann (Bezug aus: Stierlin 2003, S. 16 – 17)..... | S. 55 |
| Schaubild 3: Vergleich politischer und familiärer Terrorismus..... | S. 98 |
| Schaubild 4: Konstruktionsleistung aus Elternsicht..... | S. 119 |
| Schaubild 5: Konstruktionsleistung aus Patientensicht..... | S. 120 |
| Schaubild 6: Diskursmodell I (Bezug aus: Reich 1998, Bd. 2, S. 310)..... | S. 135 |
| Schaubild 7: Diskursmodell II (Bezug aus: Reich 1998, Bd. 2, S. 347)..... | S. 138 |
| Schaubild 8: Symbolisches und imaginäres Erleben im Beziehungsgefüge..... | S. 142 |
| Schaubild 9: Wertespannung im Beziehungsdiskurs I..... | S. 144 |
| Schaubild 10: Wertespannung im Beziehungsdiskurs II..... | S. 145 |
| Schaubild 11: Wertespannung im Beziehungsdiskurs III..... | S. 146 |
| Schaubild 12: Verflechtung im Beziehungsdiskurs aus Patientensicht..... | S. 148 |
| Schaubild 13: Diskursmodell III (Bezug aus: Reich 1998, S. 332)..... | S. 149 |
| Schaubild 14: Verflechtung im Machtdiskurs aus Patientensicht..... | S. 158 |
| Schaubild 15: Symbolisches und imaginäres Erleben im Machtgefüge..... | S. 164 |
| Schaubild 16: Wertespannung im Machtdiskurs I..... | S. 165 |
| Schaubild 17: Wertespannung im Machtdiskurs II..... | S. 166 |
| Schaubild 18: Wertespannung im Machtdiskurs III..... | S. 167 |
| Schaubild 19: Diskursmodell IV (Bezug aus: Reich 1998, Bd. 2, S. 352)..... | S. 168 |
| Schaubild 20: Stabilisierung aufgrund unterschiedlicher Imaginationen..... | S. 182 |
| Schaubild 21: Wertespannung im Diskurs des Unbewussten..... | S. 187 |
| Schaubild 22: Diskursmodell V (Bezug aus: Reich 1998, Bd. 2, S. 339)..... | S. 188 |
| Schaubild 23: Differente Sichtweisen im Diskurs des Wissens..... | S. 198 |
| Schaubild 24: Grunderfahrungen und –befähigungen bei M. Nussbaum..... | S. 209 |

| | |
|---|--------|
| Schaubild 25: Jugendkrisen im Kontext von M. Nussbaum | S. 223 |
| Schaubild 26: Unterschiedliche Lebensthemen bei Eltern und Jugendlichen..... | S. 234 |
| Schaubild 27: Unterschiedliche Fähigkeiten bei Eltern und Jugendlichen..... | S. 234 |
| Schaubild 28: Unterschiedliche Werteorientierungen bei Eltern und Jugendlichen..... | S. 235 |
| Schaubild 29: Differente Wissenskonstrukte im therapeutischen Kontext..... | S. 265 |
| Schaubild 30: Veranschaulichung einer Jugendkrise..... | S. 284 |
| Schaubild 31: Veranschaulichung zwischenmenschlicher Dynamiken..... | S. 287 |
| Schaubild 32: Entstehung und Stabilisierung einer Problemidentität..... | S. 317 |

Literaturverzeichnis

- Bauman, Z. (1995): Postmoderne Ethik. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bauman, Z. (1999): Unbehagen in der Postmoderne. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bauman, Z. (2003): Flüchtige Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bauman, Z. (2005): Moderne und Ambivalenz. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bauman, Z. (2007): Leben in der flüchtigen Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bauman, Z.(2008): Flüchtige Zeiten. Hamburg: Hamburger Edition.
- Beck, D. (1985): Krankheit als Selbstheilung. Frankfurt am Main: Insel-Verlag.
- Biermann, B. (2007): Engel haben keinen Hunger. Weinheim und Basel: Beltz Verlag
- Blech, J. (2005): Die Krankheitserfinder. Frankfurt am Main: Fischer-Verlag.
- Bruch, H. (2004): Der goldene Käfig. Das Rätsel der Magersucht. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag
- Burckhard H., et.al. (Herausgeber):(2000): Die Idee des Diskurses. Markt Schwaben: Eusl-Verlag.
- Burckhart, H., Reich, K. (2000): Begründung von Moral. Würzburg: Königshausen & Neumann
- Butler, J. (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Butler, J. (1995): Körper von Gewicht. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Ciampi, L. (2005): Die emotionalen Grundlagen des Denkens. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- de Shazer, S. (1992) : Muster familientherapeutische Kurzzeit-Therapie. Paderborn: Junfermann-Verlag
- de Shazer, S. (1995) : Wege der erfolgreichen Kurztherapie. Stuttgart: Klett-Cotta-Verlag
- de Shazer, S. (2004) : Das Spiel mit Unterschieden. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Dowling, C. (2002): Der Cinderella-Komplex. Die heimliche Angst der Frauen vor der Unabhängigkeit. Frankfurt a.M.:
- Dörner, D. (1990): Die Logik des Misslingens. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Verlag
- Erik H. Erikson (1971): Einsicht und Verantwortung. Frankfurt a.M: Fischer Verlag
- Erik H. Erikson (1975): Dimensionen einer neuen Identität. Frankfurt a.M: Suhrkamp
- Erik H. Erikson (1982): Lebensgeschichte und historischer Augenblick. Frankfurt a.M: Suhrkamp
- Erik H. Erikson (1988): Der vollständige Lebenszyklus. Frankfurt a.M: Suhrkamp

- Erik H. Erikson (1995): Identität und Lebenszyklus. Frankfurt a.M: Suhrkamp
- Erik H. Erikson (1998): Jugend und Krise. Stuttgart: Klett-Cotta
- Fairburn, C. G. / Harrison, P.J. (2003): Eating disorders. The Lancet
- Fichter, M. (2009): Magersucht und Bulimie. Mut für Betroffene, Angehörige und Freunde.
Freiburg: Karger Verlag
- Fischer H.R., Schmidt S. (Herausgeber): (2000): Wirklichkeit und Welterzeugung.
Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Foucault, M. (1983): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1. Frankfurt a.M:
Suhrkamp
- Foucault, M. (1994): Überwachen und Strafen. Frankfurt a.M: Suhrkamp
- Foucault, M. (2005): Analytik der Macht. Frankfurt a.M: Suhrkamp
- Franke, A. (2003): Wege aus dem goldenen Käfig. Weinheim/Basel: Beltz.
- Gilligan, C. (1982): Die andere Stimme. München: Deutscher Taschenbuch Verlag
- Goodman, N. (1995): Weisen der Welterzeugung. Frankfurt: Suhrkamp-Verlag
- Goodman, N. (2000): Wirklichkeit und Welterzeugung. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme-
Verlag
- Griese, M. (2007): Jugendsoziologie. Aktuelle Jugendforschung und klassische
Jugendtheorien. Berlin: LIT-Verlag
- Habermas, T. (1994): Zur Geschichte der Magersucht. Frankfurt a.M.: Fischer
- Hurrelmann K., Quenzel G. (2012): Lebensphase Jugend. Weinheim und München: Juventa
Verlag
- Janich, Peter; Hartmann, Dirk (1996): Methodischer Kulturalismus: Zwischen Nationalismus
und Postmoderne. Frankfurt: Suhrkamp-Verlag
- Janich, Peter (1996): Konstruktivismus und Naturerkenntnis. Auf dem Weg zum
Kulturalismus. Frankfurt: Suhrkamp
- Janich, Peter; Hartmann, Dirk (1998): Die kulturalistische Wende: Zur Orientierung des
philosophischen Selbstverständnisses. Frankfurt: Suhrkamp-Verlag
- Janich, Peter (2001): Logisch-pragmatische Propädeutik. Ein Grundkurs im philosophischen
Reflektieren. Weilerswist: Velbrück
- Joas, H. (1999): Die Entstehung der Werte. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Jones, E. (1995): Systemische Familientherapie. Bd. 11. Dortmund: Verlag modernes lernen
- Kraus, B. (2000): Lebensweltliche Orientierung statt „instruktive Interaktion“. Berlin: Verlag
für Wissenschaft und Bildung
- Kohlberg, L. (1996): Die Psychologie der Moralentwicklung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp

- Kunze, R. (2006): Ich bin müde, kraftlos und herzleer. Weinheim und Basel: Beltz-Verlag.
- Lakoff, G., Johnson, M. (2004): Leben in Metaphern. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme-Verlag.
- Lawrence, M. (1989): Ich stimme nicht. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Lawrence, M. (Hrsg.) (1990): Satt aber hungrig. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Lindemann, H. (2006): Konstruktivismus und Pädagogik. München: Reinhardt.
- Ludewig, K. (1992): Systemische Therapie. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Luhmann, N. (2002): Einführung in die Systemtheorie. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme-Verlag.
- Mansel J, Griese H.M., Scherr A. [Hrsg.] (2003): Theoriedefizite der Jugendforschung. Weinheim und München: Juventa Verlag
- Maturana H., Varela F. (1984): Der Baum der Erkenntnis. Bern/München: Scherz-Verlag.
- McGoldrick, M., Gerson, R. (2000): Genogramme in der Familienberatung. Bern; Göttingen; Toronto; Seattle: Huber
- Merö, L. (2002): Die Grenzen der Vernunft – Kognition, Intuition und komplexes Denken. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Verlag
- Merö, L. (2004): Die Logik der Unvernunft – Spieltheorie und die Psychologie des Handelns. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Verlag
- Minuchin, S. (1994): Familienszenen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Minuchin S., Nichols M. (1995): Familie – die Kraft der positiven Bindung. München: Knaur.
- Molter, H., Osterhold, G. (2003): Systemische Suchttherapie. Heidelberg, Kröning: Asanger Verlag
- Morschitzky, H., Sator, S, (2009): Wenn die Seele durch den Körper spricht. Düsseldorf: Patmos Verlag
- Mücke, K. (2001): Probleme sind Lösungen. Potsdam: Ökosysteme-Verlag.
- Mücke, K. (2002): Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch. Berlin: Öko-Systeme-Verlag.
- Neubert, S., Reich, K.: Die konstruktivistische Erweiterung des Diskurstheorie: eine Einführung in die interaktionistisch-konstruktive Sicht von Diskursen. In: Burckhard (2000): Die Idee des Diskurses. Markt Schwaben: Eusl
- Neubert, S. (1998): Erkenntnis, Verhalten und Kommunikation. Münster: Waxmann Verlag
- Niermann, P. (2006): Der organisationale Veränderungsprozess und die Sicht des Beobachters: die Rückkehr des Subjekts ; systemische Beratung im Spannungsfeld zwischen Anspruch und beobachteter Wirklichkeit. München: Hampp
- Nussbaum, Martha C. (1999): Gerechtigkeit oder das gute Leben. Frankfurt a.M: Suhrkamp.

- Omer, H., von Schlippe, A. (2006): *Autorität durch Beziehung*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht
- Omer, H., von Schlippe, A. (2008): *Autorität ohne Gewalt*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht
- Omer, H., von Schlippe, A. (2010): *Stärke statt Macht*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht
- Otto, H.-U., Ziegler, H. (Hrsg.) (2010): *Capabilities – Handlungsbefähigung und Verwirklichungschancen in der Erziehungswissenschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Pikler, E. (2009): *Lasst mir Zeit*. München: Pflaum-Verlag
- Reich, K. (1978): *Erziehung und Erkenntnis*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Reich, K. (1998): *Die Ordnung der Blicke*. Bd. 1-2. Neuwied: Luchterhand
- Reich, K. (2005): *Systemisch-konstruktivistische Pädagogik*. Weinheim/Basel: Beltz.
- Reich, G. (2003): *Familietherapie der Essstörungen*. Göttingen: Hogrefe Verlag
- Roderburg, S. (1998): *Sprachliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Wiesbaden: DUV-Verlag
- Roth, G. (1997): *Das Gehirn und seine Wirklichkeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Roth, G. (2003): *Fühlen, Denken, Handeln*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Roth, G. (2011): *Essen ist nicht das Problem*. Pößneck: Kailash Verlag.
- Schaff, B. (2009): *Love Actually: Liebe als Episode in der zeitgenössischen Populärkultur*, in: Susanne Hochreiter and Silvia Stoller (ed.), *Liebeskonzepte und Geschlechterdiskurs*. Mitteilungen des Instituts für Wissenschaft und Kunst 64/3-4 (2009), 22-27
- Schumacher, B. (1997): *Die Balance der Unterscheidung*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme-Verlag.
- Schmidt, G. (2004): *Liebesaffären zwischen Problem und Lösung*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme-Verlag.
- Schwarz, F. (2006): *Muster im Kopf – warum wir denken, was wir denken*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Verlag
- Schweizer, J., Retzer, A., Fischer, H.R. (1994): *Systemische Praxis und Postmoderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp-Verlag
- Schweitzer J., Schumacher, B. (1995): *Die unendliche und endliche Psychiatrie*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme-Verlag.
- Selvini Palazzoli, M. (1982): *Magersucht*. Stuttgart: Klett-Cotta
- Selvini-Palazzoli, M. (et. al.) (1999): *Anorexie und Bulimie*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Sen, Amartya (2010): *Die Identitätsfalle*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag

- Shorter, E. (1999): Von der Seele in den Körper. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Simon, F. (Hrsg.) (1998): Lebende Systeme. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Simon, F.B. (1999): Unterschiede, die Unterschiede machen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Simon, F., Rech-Simon, C. (2002): Zirkuläres Fragen. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag.
- Skogemann, P. (1988): Weiblichkeit und Selbstverwirklichung. München: Kösel Verlag.
- Sperling et al (1982): Die Mehrgenerationen-Familientherapie. Göttingen: Verlag für Medizinische Psychologie.
- Stierlin, H. (1980): Eltern und Kinder. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Stierlin, H. (1978): Das Tun des Einen ist das Tun des Anderen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Stierlin, H. (1982): Delegation und Familie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Stierlin, H. (1989): Individuation und Familie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Stierlin, H. (1994): Ich und die Anderen. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Stierlin, H. (1997): Haltsuche in Haltlosigkeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Stierlin, H. & Weber, G. (2003): In Liebe entzweit. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme-Verlag.
- Stierlin, H. (2007): Gerechtigkeit in nahen Beziehungen. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme-Verlag.
- von Schlippe A., Schweitzer, J. (2002): Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- von Schlippe, A., Grabbe, M. (2010): Werkstattbuch Elterncoaching. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht
- Schulz von Thun, F. (2010): Miteinander Reden (Bd. 1). Reinbek bei Hamburg: Rororo-Verlag
- Schmidt, Siegfried J. (2003): Geschichten und Diskurse: Abschied vom Konstruktivismus. Reinbek: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag
- Schmidt, Siegfried J. (1969): Bedeutung und Begriff. Braunschweig: Vieweg
- Villányi D., Witte M.D., Sander U. [Hrsg.] (2007): Globale Jugend und Jugendkulturen. Weinheim und München: Juventa Verlag
- von Foerster, H. (1993): Wissen und Gewissen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- von Foerster, H. (1993): KybernEthik. Berlin: Merve-Verlag
- von Foerster, H; von Glasersfeld, E (2010): Wie wir uns erfinden. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme-Verlag

- Watzlawick, P. (1976): *Wie wirklich ist die Wirklichkeit – Wahn, Täuschung, Verstehen*. München: Piper-Verlag
- Watzlawick, P. (1981): *Die erfundene Wirklichkeit*. München: Piper-Verlag
- Watzlawick, P. (1983): *Anleitung zum Unglücklichsein*. München: Piper-Verlag
- Watzlawick P., Nardone G. (1999): *Kurzzeittherapie und Wirklichkeit*. München: Piper-Verlag.
- Watzlawick, P. / Krieg (1991): *Das Auge des Betrachters, Beiträge zum Konstruktivismus*. München: Piper-Verlag
- Watzlawick, P. (2000): *Vom Unsinn des Sinns oder vom Sinn des Unsinn*. München: Piper-Verlag
- Welter-Enderlin, R. / Hildenbrand, B. (1998): *Gefühle und Systeme*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme
- Wendt, C. (2011): *Ich kann nicht anders, Mama*. München: Knaur Verlag
- Varga von Kibét M., Sparrer I. (2002): *Ganz im Gegenteil*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme-Verlag.
- WHO (2001): *ICD-10 Klassifikation psychischer Störungen*. Bern: Hans Huber-Verlag.
- Wirsching M., Stierlin H., (1982): *Krankheit und Familie*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Wunderer E., Schnebel A. (2008): *Interdisziplinäre Essstörungstherapie*. Weinheim/Basel: Beltz